<36700012910019

Ph.lo 2858 i

Oec. 1032

129

Oeconomia. Lexica 13.

Oec: gen: No: 21.

R

Eckstein delin.

Oekonomiſche Encyklopädie,

oder

allgemeines Syſtem

der

Staats- Stadt- Haus- u. Landwirthſchaft,

in alphabetiſcher Ordnung;

von

D. Johann Georg Krünitz,

der Ruſſiſch-Kaiſerl. freyen oekonomiſchen Geſellſchaft zu St. Petersburg Mitglied, der kön. preuß. gelehrten Geſellſch. in Frankf. an der Oder Beyſitzer, der Götting. deutſchen Geſellſchaft, der Oberlauſitzer Bienengeſellſchaft, und der Leipz. oekonom. Soc. Ehren-Mitglied, wie auch der oekonom. patriot. Soc. in Schleſ. ordentliches Mitglied und Correſpondent.

Neun und zwanzigſter Theil,

von Jan bis Inf.

Nebſt 4 Bogen Kupfer.

Mit Königl. Preußiſchen und Churfürſtl. Sächſiſchen Privilegien.

Berlin, 1783.

bey Joachim Pauli, Buchhändler.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

I. J. J.

Janaca. Unter dieſem Nahmen beſchreibt Dapper ein afrikaniſches Thier in Nigritien, mit Hörnern, welches von der Größe eines Pferdes, aber dicker und kurzfüßiger ſey, einen langen röthlichen Hals mit weißen Flecken, und, der Erzählung nach, an den Rippen gewiſſe Blaſen habe, durch die es Athem hohle, und welche die Urſache wären, daß dieſes Thier vom Laufen, wobey es große Sprünge und Sätze mache, nie ermüde. Die Hörner deſſelben gleichen unſern Ochſenhörnern, ſind inwendig hohl, und werden von den Wahrſagern gebraucht, dadurch zu reden, wenn ſie etwas wahrſagen wollen.

Janbu ein Städtchen in Aſien; ſiehe Jamba.

Janeiro, oder Ganairo und Ganabara, ein Fluß und eine portugieſiſche Landſchaft oder Provinz in Braſilien, in Süd-Amerika.

1. Der Fluß dieſes Nahmens, Rio Janeiro, iſt ſehr groß, wenn man ſeine Breite betrachtet, aber ſehr klein, wenn man ſeinen Lauf in Erwägung zieht, indem ſeine Breite an manchen Orten auf 7 bis 8, ſein gan-

ganzer Lauf aber, welcher von Mitternacht nach Mittag geht, kaum auf 12 Meilen ſich erſtreckt. Da nun derſelbe bey ſeinem Einfluſſe eine Bay (Bucht) macht, welche ſalziges Waſſer hat, und worin man Seefiſche, als: Hayen, Rochen, Störe, und ſo gar Wallfiſche, findet: ſo kann man ihn faſt mit mehrerem Rechte einen See oder Meerbuſen, als einen Fluß, nennen, wie denn Leri ihn wirklich und ſehr wohl einen Cul-de-ſac nennet. Von dieſem Fluſſe hat nun

2. die Capitania oder Provinz ihren Nahmen. Dieſe Landſchaft begreift die Küſte von Braſilien von dem Vorgebirge St. Thomas, bis an dasjenige, welches gegen Abend der Bay von Ubatuba iſt, in ſich. Sie gränzet an die Capitanien von Spirito Santo und St. Vincent. Die vornehmſten Städte darin ſind: St. Sebaſtian, oder, wie dieſe Stadt von dem Fluſſe Janeiro, an dem ſie liegt, auch genennet wird, Janeiro, welche einen guten Hafen hat; und Angra de los Reyes. Die Ebenen dieſer Capitania, und die Ufer des Fluſſes Janeiro, ſind ungemein fruchtbar an Zuckerrohr, Indig, Tobak und Baumwolle. Man hat auch daſelbſt Getreide geſäet, welches vollkommen gut fortkommen würde; allein, man treibt mit demſelben eben ſo wenig Handlung, als mit dem Tobak, von welchem die Einwohner, vermöge eines ausdrücklichen Verbothes, um der Tobakshandlung von der Bay aller Heiligen keinen Eintrag zu thun, nicht mehr bauen dürfen, als ſie zu ihrem eigenen Gebrauche, und zu einiger Handlung mit den Spaniern von Buenos-Ayres benöthigt ſind; wie denn auch die Einwohner keinen Wein bauen dürfen, damit ſie, die Handlung mit Europa zu unterhalten, genöthigt bleiben. Die Gebirge, welche dieſe Ebenen umgeben, haben einen großen Ueberfluß an Braſilienholze, welches nebſt dem Zucker, Indig, der Baumwolle, dem Leder, und dem Thran, den vornehmſten Gegenſtand der Handlung

der

der Einwohner ausmachen, und hinreichend ſind, dieſelben zu bereichern, wie ſie denn unter allen Einwohnern von Braſilien die begütertſten ſind, und ſich am ſtärkſten auf die Handlung legen. Ihre Zucker-Indig- und Tobak-Plantagen werden, wie überall in Braſilien, durch Negern beſorget und gebauet. Es wohnen aber auch noch viele indianiſche Familien unter ihnen, welche für ſie arbeiten, doch mit dem Unterſchiede, daß letztere eine völlige Freyheit genießen, da hingegen die erſten in einer unerträglichen Sclaverey leben. Mit dieſen portugieſiſchen Einwohnern von Janeiro treiben die Spanier von Buenos-Ayres ihren ſtärkſten Handel, indem letztere den erſtern Mehl, Zwieback, und eingeſalzenes oder an der Sonne getrocknetes Fleiſch, liefern, da hingegen jene dieſen im Tauſche Zucker, Tobak, Indig, Wein, Branntwein, und vielerley europäiſche Waaren, geben, welche die portugieſiſchen Schiffe nach Janeiro bringen. Der Branntwein, welchen die Portugieſen den Einwohnern von Janeiro überlaſſen, iſt von zweyerley Art; nähmlich eine, welche von Wein gemacht iſt, und von Liſſabon nach Janeiro gebracht wird; und die andere, welche aus Zucker in dem Lande ſelbſt gemacht, und Guildive oder Guildine genannt wird. In der Landſchaft Janeiro hat man bisher auch verſchiedene goldreiche Bergwerke entdeckt, wovon die Portugieſen bereits gute Ausbeute gehoben haben.

Die Stadt am Janeiro, nebſt der Bay und dem Hafen, ſind mit Batterien und Schanzen wohl verwahrt, wovon beſonders die auf der Ziegen-Inſel, einen halben Büchſen-Schuß von der Stadt, zur Bedeckung derſelben wichtig, und mit 4 Bollwerken verſehen iſt. Dennoch landete im J. 1711, Mr. du Gue-Trouin an der Küſte dieſer Landſchaft mit einer franzöſiſchen Eſcadre, bemächtigte ſich des Hafens und der Stadt, erhielt durch Brandſchatzung und Plünderung eine ſehr anſehnliche Beute, und that mit Verbrennung

ung der Waaren und Schiffe den Portugieſen einen Schaden, welcher ſich auf 25 Mill. Livres belief.

Jangade, oder Balſe, eine Art Flöße, oder Fahrzeuge, von neben einander gelegten Balken, deren man ſich in Peru, theils zur Fiſcherey, theils zur Handlung bedient. Nach des Don Ant. de Ulloa Beſchreibung, in ſeiner Reiſe nach dem ſüdlichen Amerika, beſtehen die Balſen, oder Jangaden, aus 5, 7 bis 9 Balken, von einem Holze, welches am Fluſſe Guayaquil unter dem Nahmen Balſa bekannt iſt, von den Jndianern bey Darien aber Pucro genannt wird. Die Balſa iſt ein weißliches, weiches, ſchwammichtes und ſehr leichtes Holz. Ein Stück davon, welches 3 bis 4 Varas (*) lang, und 1 Schuh dick iſt, kann von einem Knaben aufgehoben, und ohne Mühe fortgetragen werden. Aus dieſem Holze verfertiget man die Jangaden, Fig. 1633. Darüber geht ein Boden oder Verdeck, L, aus Bretern, oder Tafeln von Rohr; auf demſelben wird ein Dach, C, mit zwey Seiten aufgeführt. An ſtatt der Raa ſetzt man eine Stange von Mangleholze, wie ſie bey D vorgeſtellt iſt, darauf. An ſtatt des Fockmaſtes hat man eine andere Stange von gleicher Geſtalt. Man ſchiffet damit nicht allein auf dem Fluſſe Guayaquil, ſondern auch auf der Süd-See, bis nach Payta. Sie ſind nicht allein in Anſehung der Größe, ſondern auch des Gebrauches, unterſchieden. Einige dienen zur Fiſcherey, andere zur Handlung auf gedachtem Fluſſe, worauf allerley Waaren und Früchte von dem Zollhauſe nach Guayaquil, und von hier nach Puna, Salto de Tumbez, und Payta, verführet werden. Andere, welche prächtiger gebauet ſind, dienen zu Fortbringung vornehmer Perſonen, welche Landgüter und Landhäuſer beſitzen; die-

(*) Vara, oder Varra, iſt ein ſpaniſches und portugieſiſches Längenmaß, und beträgt 5 F. 5 Z. und 6 Lin. pariſer Maßes, daß ſie alſo 1 und eine halbe par. Elle ausmacht.

dieſelben ſchiffen darauf den ganzen Fluß hinauf, mit aller Bequemlichkeit, die ſie nur in einem Hauſe haben können. Die Pucros, woraus ſie gebauet werden, ſind 12 bis 13 Toiſen lang, und 2 bis 2½ Schuh dick. Die 9 Stangen, Pfähle oder Balken, woraus ein ſolches Fahrzeug beſteht, beträgt folglich in der Breite 20 bis 24 Schuh von einer pariſer Toiſe; dieſes macht 3 bis 4 ſolche Toiſen aus. Nach dieſem Verhältniſſe kann man auch die Größe derjenigen Jangaden, welche nur 7, oder noch weniger Balken haben, beurtheilen. Die ganze Befeſtigung der Balken an einander, woraus dieſe Fahrzeuge beſtehen, geſchieht durch Bejuken (eine Art von Bindweiden); damit bindet man die Balken dicht an einander, und durch die Knoten, welche oben darüber geknüpfet werden, bekommen ſie eine ſo feſte Haltung, daß ſie der Gewalt der Wellen, auf der Fahrt nach der Küſte Tumbez, und Payta, widerſtehen können. Dieſe Bejuken haben die Eigenſchaft, daß ſie, wenn ſie einmahl gut zuſammen geknüpft ſind, ſich durch die beſtändige, wiewohl kurze, Bewegung, die alle ſolche Fahrzeuge nothwendig haben müſſen, ſich nicht von einander begeben. Es geſchieht aber oft, daß die Indianer unterlaſſen, die Bejuken zu viſitieren, und nachzuſehen, ob ſie nicht etwann durch die Zeit wandelbar geworden ſeyn. Wenn ſie nun alsdenn die Bejuken nicht ausbeſſern, und an ihrer Statt nicht andere neue anknüpfen, ehe ſie eine Fahrt unternehmen, ſo geſchieht es hernach, daß ſie von einander gehen, wenn das Fahrzeug mit Waaren oder anderer Laſt beſchweret wird, und mit den Wellen zu kämpfen hat. Die Ladung geht alsdann verloren, und die darauf befindlichen Europäer kommen gemeiniglich um; die Indianer hingegen ergreifen in ſolchem Falle hurtig einen Balken, vermittelſt deſſen ſie den nächſten Hafen zu erreichen ſuchen. Den dickſten Balken läſſet man in

der Länge, am Hintertheile des Fahrzeuges, über die übrigen Balken hervor gehen. An jede Seite deſſelben bindet man einen andern, und ſo fort, bis die Anzahl derjenigen, woraus die Jangade beſtehen ſoll, voll iſt. Der mittelſte Balken dient den übrigen gleichſam zum Fundament, und deswegen iſt die Zahl ungleich. Die Laſt, welche große Jangaden gewöhnlich tragen können, iſt 4 bis 500 Centner. Die Nähe des Waſſers verurſachet hier kein Hinderniß. Die Meeres-Wellen dringen nicht hinein, und das Waſſer, welches an die Balken anſtößt, kann die Ladung nicht erreichen; denn das Fahrzeug folgt der Bewegung und dem Laufe des Waſſers.

Ein ſolches Fahrzeug geht ſo gut, und laviert auch ſo gut, bey widrigem Winde, als irgend ein Schiff, welches einen Kiel hat. Es geht ſo ſicher in der Richtung des Laufes fort, den es nehmen ſoll, daß es ſehr wenig davon abweicht. Dieſes wird vermittelſt eines gewiſſen Kunſtgriffes, welcher von dem Steuerruder unterſchieden iſt, bewerkſtelliget. Man hat nähmlich hierzu einige Breter, welche 3 bis 4 Varas lang, und ½ Vara breit ſind. Man nennt ſie Guares. Dieſe werden an das Vorder- und Hinter-Theil, zwiſchen die vornehmſten Balken, ſenkrecht angefüget. Indem nun hernach einige in das Waſſer geſtoßen, und andere heraus gezogen werden, kann man ſolcher Geſtalt das Fahrzeug auf die Seite wenden, den Wind gewinnen, ſich wenden, das Fahrzeug in die Runde drehen, und es alſo allemahl in die erforderliche Stellung bringen, nach dem es die Abſicht des Schiffenden erfordert. Dieſe Guaren können ſo leicht regieret werden, daß, wenn das Fahrzeug einmahl auf ſeinen Strich gebracht worden iſt, nur ein einziges Guare gebraucht, und 1 oder 2 Fuß weit eingetauchet, oder heraus gezogen werden darf, nach dem es für nöthig befunden wird.

Fig.

Fig. 1633. A, das Vordertheil. B, das Hintertheil. C, die Laube oder Hütte. D, Stangen, welche ſtatt des Maſtes dienen. E, Segelleinen (Bouline). F, Schutzhölzer (Bigues). G, Guare, oder Ruder, welches zum Schutzholze und Steuerruder dient. H, die Küche. I, Flaſchen mit ſüßem Waſſer (Bouteilles d'aiguade). K, Haupt-Taue oder die Wand (Haubans). L, der Boden oder das Verdeck.

Samml. aller Reiſebeſchreib. 9 B. Lpz. 1751, gr. 4. S. 148, fgg.

Janipaba, nennen Marcgrave und Piſo den im XVII Th. S. 329, f. beſchriebenen Genipabaum.

Janipha, eine amerikaniſche Art Brechnuß; ſ. unter Purgiernuß.

Janitſchar, Fr. Janiſſaire, ein aus dem Türkiſchen Genitzeri oder Gengitzeri (Jen-Itſchjery) verderbtes Wort, die türkiſchen in beſtändigem Solde ſtehenden Soldaten zu Fuße, und zwar den beſten Theil derſelben, zu bezeichnen. Es ſind das aber nicht mehr die alten, welche in den vorigen Zeiten den Feinden der Pforte ſo ſehr zum Schrecken waren.

Das erſte Janitſcharen-Corps wurde unter Murad I. ungefähr um das Jahr 1362 errichtet, nachdem ſein Vorfahr, Orchan, bereits den Entwurf dazu gemacht hatte. Zufolge eines Befehls von jenem Sultan, mußte der fünfte Mann von allen Kriegsgefangenen, (deren Menge damahls ſehr groß war,) zu ſeinem Dienſte ausgehoben werden. Man errichtete daraus ein Corps von etwann 8 bis 9000 Mann, welches allemahl bey der Armee den erſten Rang haben ſollte. Um dieſe Anſtalt deſto feyerlicher zu machen, ſollte ein gewiſſer muhammedaniſcher Heiliger und Stifter eines Ordens von Derviſchen (einer Art türkiſcher Mönche,) Nahmens Hadſchi Bektaſch, dieſe Truppe mit einer Fahne verſehen, ihr ſeinen Segen geben, und einen Nahmen beylegen. Die Erfindung dieſes Nahmens koſtete nicht viel Nachſinnen. Hadſchi ſagte, ſie ſollten Jen-Itſchjery,

d. i. neue Soldaten, heiſſen; und dabey legte er einem von ihren Befehlshabern den Aermel ſeines Rockes auf den Kopf, und ſprach den Segen. Seit dieſer Zeit führen ſie nun den ihnen beygelegten Nahmen. Ihre Kleidung iſt eben ſo wie der andern Türken, ein Doliman oder langer Rock mit kurzen Aermeln, den ſie um die Mitte des Leibes mit einem bunt geſtreiften, an beyden Enden mit einer goldenen oder ſilbernen Franſe beſetzten Gürtel, Couſſac genannt, zubinden. Ueber dem Doliman tragen ſie eine Art Superweſte, Saphi genannt, von blauem Tuch. Statt des Turbans haben ſie eine Art Filzmütze, welche hinten hinunter hängt, und wie ein Aermel eines Mannsrockes geſtaltet iſt, in deſſen weiteſtem Ende ſie den Kopf ſtecken haben; das andere Ende hängt hinten über den Rücken herab wie eine Haube. Ueberdies tragen ſie unter der Stirn eine ½ Fuß lange Binde, welche von vergoldetem Silber, und mit falſchen Edelſteinen beſetzt iſt. Dieſe Kopfzierde, Jarcola, Jercola oder Zerrola genannt, wird an Paradetagen mit langen Federn ausgeſchmücket. Ihre gewöhnliche Hauptdecke aber iſt eine wollene Mütze mit einem auf beſondere Art geſchlungenen Bande.

Ihre Zahl hat ſich nach Murad's I. Zeiten ſehr vermehrt. Am ſtärkſten war ſie zu der Zeit, da ein großer Theil von Ungarn in türkiſchen Händen war. In dem für ſie unglücklichen Kriege, welcher vor dem carlowitzer Frieden geführt wurde, wurde dieſes Corps beynahe völlig aufgerieben, und man konnte mit aller Mühe kaum noch 12000 in das Feld ſtellen. Jetzt beläuft ſich die Zahl der eigentlichen Janitſcharen, welche auch Janitſcharen der Pforte heiſſen, höchſtens auf 40000 Mann; will man aber alles, was Janitſchar heißt, rechnen, ſo kommen über 150000 Mann heraus. Dieſes Corps wurde lange Zeit mit Chriſtenkindern recrutiert, die man entweder im Kriege

gefangen bekam, oder in den eroberten Ländern, ſtatt des Tributes, aushob. Dieſes geſchieht heut zu Tage faſt gar nicht mehr, oder doch nur in dem ſehr ſeltenen Falle, wenn die Aeltern den Tribut oder das Kopfgeld nicht aufbringen können. Man nimmt jetzt gemeiniglich geborne Türken, und darunter ſehr häufig Kinder von Janitſcharen ſelbſt. Doch müſſen auch dieſe, wie ehemahls die Chriſtenkinder, eine Probezeit aushalten, und unter der Aufſicht des Stambol-Agaſi in dem Serail des Sultans ſich zu allerley Uebungen unterweiſen, und zu allerley ſchwerer Arbeit, als: zum Graben, Waſſertragen, Holzhauen ꝛc. ſich gebrauchen laſſen. Während dieſer Zeit heiſſen ſie Agiam-Oglans, Agem-Oglans, oder Azam-Oglans. Doch werden die gebornen Türken meiſtens, und zwar bald, nach Verlauf von 1 oder 2 Jahren, unter das Janitſcharen-Corps aufgenommen. Sie bekommen anfänglich des Tages nur 6 Aſper (ungefähr 6 Kreutzer); dieſer Sold kann aber, mit der Zeit, und des Alters oder ausgeſtandener Kriege wegen, oder Gunſt der Officier, bis auf 12, höchſtens 15 Aſper des Tages ſteigen. Er wird ihnen von 3 zu 3 Monathen, an Divan-Tagen, im Serail ausgezahlt. Auſſerdem bekommen ſie von dem Sultan ihre Kleidung, und täglich eine Portion Reiß, 12 Loth Fleiſch, und 25 Loth Brod, zu ihrer Nahrung.

Das ganze Corps iſt in 132 Regimenter, Baraken, Caſernen, oder eigentlich Kammern (Odas) eingetheilt, deren jede ungefähr 800 Mann ſtark ſeyn ſoll, aber oft faſt nur halb ſo ſtark iſt. Zu Conſtantinopel ſind 111 Odas, welche zuſammen ungefähr 30000 Mann enthalten. Die eilfte iſt die erſte im Range; die erſte hat den zweyten, und die hundert und eilfte den dritten Rang; die übrigen folgen nach der gemeinen Ordnung. Der Sultan läſſet ſich ſelbſt allemahl in einer Oda, mit dem beſtimmten Solde von 7 Aſper des Ta-

ges, einſchreiben. Aus dieſen Janitſcharen in der Hauptſtadt wird eine gewiſſe Zahl für die Wache des Sultans genommen, und ſolche heiſſen Solaki und Peiki. Jede Kammer hat ihren Oberſten, Oda-Baſchi, ihren Schatzmeiſter, Fähnrich, und Koch. Dieſer letztere ſteht bey ihnen in großer Achtung, und hat das Recht, auch Schläge unter die Janitſcharen auszutheilen, deren Zahl jedoch nicht über 40 für einen Mann des Tages gehen darf. Seine Staatskleidung hat viel Sonderbares. Sie iſt von Leder mit einer großen Schleppe, welche von 2 Perſonen getragen wird; und ſie iſt ganz mit ſilbernen Löffeln, Meſſern, Schüſſeln, Pfannen ꝛc. und Schellen, behängt, ſo, daß er ohne Hülfe ſeiner Bedienten, ſich nicht regen könnte. In den Kammern oder Baraken geht es ſehr ordentlich und regelmäßig zu. Sie dulden auch keinen unter ſich, der nur den mindeſten Diebſtahl begangen, oder eine liederliche Weibsperſon geheurathet hat; ein ſolcher wird aus dem Corps ausgeſtoßen. Diejenigen von ihnen, welche anſtändig verheurathet ſind, wohnen in beſondern Häuſern, und nicht bey den übrigen. Wenn ein Janitſchar unter das Corps aufgenommen wird, bekommt er von einem Officier eine Ohrfeige, zum Zeichen der Gewalt, unter welcher er ſteht. Wird jemand wegen ſchlechten Verhaltens fortgejaget, ſo reiſſet man ihm den kleinen Kragen ab, der an ihrer Kleidung angenähet iſt. Wenn man jemand am Leben ſtraft, ſo erdroſſelt man ihn gemeiniglich des Nachts, ſteckt ihn in einen mit Steinen beſchwerten Sack, wirft ihn in das Meer, und löſet dabey eine Kanone; welches letztere aber jetzt in Conſtantinopel nicht mehr, ſondern nur noch an andern Orten, geſchieht. Wegen geringer Verbrechen, werden die Janitſcharen auf die Fußſohlen geprügelt, welches ſie Faluca nennen.

In ihren europäiſchen Feldzügen führen ſie eine lange ſchwere Flinte oder Muskete mit kurzer Kolbe, einen kurzen Säbel, ein Meſſer oder einen Dolch mit einem gabelförmigen Hefte, worauf ſie im Nothfalle, im Gefechte, ihre Flinten auflegen, um deſto ſicherer zu zielen. Hierzu kommt noch gemeiniglich eine im Gürtel ſteckende Piſtole, ein Pulverhorn, und eine Taſche oder ein lederner Sack auf der linken Seite an einem Riemen, worin ihre Kugeln ſind; dieſe treiben ſie mit Gewalt in den Lauf der Flinte hinein, daher geht das Laden langſam, aber der Schuß reicht weit und hat große Gewalt. In Aſien bedienen ſie ſich auch des Pfeiles und Bogens. In Friedenszeiten werden dieſe Waffen, wenigſtens zu Conſtantinopel, in einem Zeughauſe verwahret, und die Janitſcharen haben, ſeit ungefähr 70 Jahren, daſelbſt nur einen langen Stab, oder ein ſpaniſches Rohr. Sie üben ſich bisweilen im Werfen deſſelben, um die Behendigkeit des Körpers zu befördern. Auſſer dieſem beſteht ihr Exercieren im Scheibenſchießen, und im Schwadroniren mit dem Säbel. Wenn Krieg erklärt worden iſt und die Roßſchweife ausgeſteckt worden ſind, werden vor die Odas oder Caſernen der Janitſcharen große Keſſel geſetzt, welche 6 Wochen ſtehen bleiben. Im Felde bekommen die Soldaten von dieſem Corps ihre Lebensmittel auf Koſten des Sultans, da hingegen die andern Truppen dieſelben von den Marketendern oder aus den Magazinen kaufen müſſen. Die Janitſcharen eſſen, jede Kammer oder Oda in Gemeinſchaft zuſammen. Ihre beſte Mahlzeit iſt Reiß und Schöpſen-Fleiſch. Kaffe und Tobak gehören auch unter ihre Bedürfniſſe, auch darf es nicht oft an neu gebackenem Brode fehlen, ſonſt entſteht Murren und wohl gar Aufruhr.

Wenn ſie in freyem Felde einen Feind angreifen, ſo geſchieht es ohne Ordnung. Nur die vorderſten feu-

feuern ihre Musketen ab; die andern halten ſolche mit der linken Hand vor den Kopf, um die Degenhiebe und Bayonetſtöße abzuwenden, und gebrauchen den Säbel oder das Meſſer, welches ſie in der rechten führen. Die hinterſten hängen gemeiniglich ihre Musketen über die Schulter. Einige nehmen einen Zipfel ihres Unterkleides oder ihrer weiten Hoſen zwiſchen die Zähne, und rennen, wie raſende Thiere, gegen den Feind, indem ſie Alla! Alla! d. i. Gott! rufen. Bey wichtigen Belagerungen kommt eine Anzahl unverheuratheter, freywilliger Janitſcharen in die Laufgräben, wo ſie nicht abgelöſet werden, ſondern bis zu Ende der Belagerung bleiben, und mit den Arbeitern immer fortrücken und ſie bedecken. Man bringt ihnen täglich ihr Eſſen, und ſie machen ſich ihren Kaffe, wozu man ſie auch mit Holz verſieht. Sie bekommen, während dieſer Zeit, ſtärkern Sold, und ſind, nach geendigter Belagerung, nicht verbunden, weiter im Felde zu dienen, wenn ſie nicht ſelbſt wollen. Ihr Sold bleibt ihnen in jedem Falle.

Ihr oberſter Befehlshaber heißt der Janitſcharen-Aga, Janiſſar-Agaſi, welcher insgemein ein Paſcha von 3 Roßſchweifen, zugleich das Oberhaupt der ganzen türkiſchen Infanterie iſt, und ſich in Conſtantinopel aufhält. Ehemahls wählte ihn das Janitſcharen-Corps ſelbſt, heut zu Tage aber wählt ihn der Großherr, und gemeiniglich fällt die Wahl auf einen von den Itſchoglanen (Icoglans), d. i. Pagen oder Hofjunkern des Großherren. Dieſer Aga hat eine unumſchränkte Gewalt über das Leben der Janitſcharen; wenn er aber ſtirbt, ſo fällt ſein Vermögen dem Fiscus der Janitſcharen anheim. Ein Schiur-Baſchi iſt ungefähr bey ihnen ſo viel als Hauptmann; und der Oda-Baſchi, welcher ſonſt über ſeine Oda zu befehlen hat, ſteht, wenn ſie zu Felde gehen, unter dem Schiur-Baſchi, als Lieutenant. Die gedachten

Haupt-

Hauptleute unterſcheiden ſich durch einen drehenden Federbuſch, welcher in einer Röhre von Meſſing an ihrer Mütze ſteckt. Dieſe Röhre haben die gemeinen Janitſcharenmützen auch, aber ohne Federbuſch. Eine Horta iſt bey ihnen ſo viel als eine Compagnie, und beſteht aus 70 Mann, die Officier nicht mitgerechnet.

Die Janitſcharen ſind, wie ich bereits erwähnt habe, nicht mehr, was ſie ſonſt waren; ihre ſchwärmeriſche Wuth hat ſich großen Theils verloren, und der Mangel an Ordnung und Disciplin, wie ſie heut zu Tage erfordert wird, verurſachet, daß ſie europäiſchen Truppen allemahl nachſtehen. Sie verachten die Muskete, und mögen kein Bayonet führen, ſondern verlaſſen ſich hauptſachlich auf ihren Säbel, welcher aber nicht mehr ſo brauchbar iſt, wie in ältern Zeiten. Die aſiatiſchen Janitſcharen haben auch den Fehler, daß ſie zu langen und beſchwerlichen Märſchen nicht viel taugen; die aus den an Ungarn gränzenden Ländern hingegen ſind deſto dauerhafter. So wie ſie für ihre Feinde nicht mehr ſo furchtbar ſind, ſo ſind ſie es auch nicht mehr für ihre Sultane, die in den vorigen Zeiten öfters von ihnen ſehr übermüthig behandelt und abgeſetzt wurden; daher auch manchmahl die völlige Aufhebung dieſes Corps beſchloſſen wurde, welche aber nie zu Stande kam.

Der Müßiggang und die gute Verpflegung machen die Janitſcharen muthwillig und aufrühriſch, ſo gar daß ſie zum öftern gefährlichen Aufſtand erreget, und ſich nicht eher haben beruhigen laſſen, als bis man ihnen die Köpfe derer, auf die ihr Haß gefallen war, heraus gegeben hat; ja, ſie haben in den neuern Zeiten ſich unterſtanden, Sultane ab- und einzuſetzen, und gar zu ermorden. Daher ſchon Osman ſie auszurotten beſchloß, darüber aber ſein Leben einbüßte. Der berühmte Groß-Vezier Kiuperli hat es ſeiner angefangen, und den candiotiſchen Krieg erhoben, auch ſeinem Sohne den ungariſchen auf das beſte empfohlen,

len, damit bey ſolcher Gelegenheit der Kern derſelben aufgeopfert würde, wie auch guten Theils geſchah. Die übrigen ſucht man durch Nachlaſſung der vormahligen ſtrengen Kriegszucht, durch Aufnehmung allerley Geſindes, durch Einſetzung junger unerfahrner Officiere, durch Verſtattung allerley Gewerbes und Hanthierung, womit ſie ſich auſſerhalb den Baraken ernähren, und endlich durch Nachſehen vielen Unterſchleifes, welcher mit den Oturac oder Blinden, indem die Kinder der Officiere von der Wiege an, in den Rollen geführt, und ihr Sold gezogen wird, und auf andere Arten mehr begangen wird, zu entkräften, und ihnen den Muth zu brechen.

Auſſer den eigentlichen Janitſcharen der Pforte, gibt es noch über 100000, welche auch Janitſcharen heiſſen, aber nichts anders als Handwerker und Land-Miliz ſind. Dieſe dienen meiſtens ohne Sold, ſind durch alle Reiche des türkiſchen Reiches zerſtreut, und gehen nie, oder doch nur äuſſerſt ſelten, zu Felde. Wenn indeſſen die Stadt, wo ſich ſolche Titular-Janitſcharen befinden, belagert wird, ſind ſie, dieſelbe zu vertheidigen, verbunden. Unterdeſſen genieſſen ſie alle Vorrechte des Corps, unter welchem ſie eingeſchrieben ſind. Sie können folglich alle und jede Arten von Gewerbe und Hanthierung treiben, und nur von ihren vorgeſetzten Officieren oder von dem commandierenden Paſcha beſtrafet werden. Ehemahls durften die Janitſcharen weder heurathen, noch ein Gewerbe treiben; aber in dem Kriege vor dem carlowitzer Frieden erlaubte man beydes, um Leute zu dieſem Corps zu bekommen, unter dem ſich faſt niemand mehr einſchreiben laſſen wollte. Die Janitſcharen der Pforte, und die im weitläuftigen Verſtande, unterſcheiden ſich dadurch, daß jene bloß Knebelbärte, dieſe aber lange Kinnbärte tragen. Uebrigens ſind in den Feſtungen immer einige eigentliche Janitſcharen, theils zur Vertheidigung im Nothfalle, meiſtens aber um auf die andern ein wachſames Auge zu haben.

Jan-

Janken, Jankenhaken, bey den Meſſingbrennern; ſiehe unter Meſſing.

Jannequin, oder, wie Einige ſchreiben, Gennequin, eine Art baumwollenes Garn von mittelmäßiger Güte, welches aus der Levante über Smyrna kommt. Daſelbſt werden, Jahr aus Jahr ein, bis an 1000 Centner verkaufet, und wird deren jeder mit 12 bis 15 Piaſters bezahlet, wenn ſie fein iſt, mit 10 bis 12 aber, wenn ſie grob iſt.

Jänner, der Nahme des Januars in einer deutſchen Geſtalt, welcher gemeiniglich, aber nicht ſo richtig, Jenner geſchrieben wird. Siehe unten, auf dieſer Seite.

Jänner-Schein, in der Kalenderwiſſenſchaft, der Neumond im Jänner oder Januar; ſiehe Schein.

Janſéniſtes, nannte man ehemahls an den Kleidern der Damen eine Art Aermel, welche vorn bis an das Handgelenk ſtießen.

Jante, eine Radfelge; ſiehe Felge.

Januar, L. Januarius, Fr. Janvier, der erſte Monath im Jahre, und der zweyte Wintermonath. Die uralten Römer fingen das Jahr im März, wenn die Sonne in den erſten Grad des Widders gekommen war, an, welchen Tag ſie für den allererſten Tag der Welt hielten, und deswegen Mundi natalem (den Geburtstag der Welt) nannten. Es iſt aber dieſer Anfang des Jahres nachher verändert, und das Jahr vom erſten Januar angefangen worden, wobey es bis jetzt geblieben iſt. Dieſe Ordnung hat, wie ich im XXVII Th. S. 613, gezeigt habe, Julius Cäſar, der erſte römiſche Kaiſer, gemacht, als nach welcher der Januar der erſte Monath iſt.

Von dem Urſprunge des Nahmens Januarius, ſiehe Th. XXVIII, S. 614. Der aus dem Lateiniſchen verkürzte deutſche Nahme iſt Januar; doch iſt auch Jenner, oder richtiger Jänner, üblich. Von Kaiſer

ſer Carl dem Großen wurde er, wegen ſeiner Kälte, der Hartmonath, und, weil er unter den Wintermonathen der mittelſte iſt, Wintarmanoth, Wintermonath genannt, welchen letztern Nahmen er auch noch führt. Von Einigen wird er auch der Leu- oder Löwen-Monath genannt, weil er unter den drey Wintermonathen der härteſte, ſchärfſte und kälteſte iſt, ſonderlich um Hilarii, welcher der 20ſte Tag nach Weihnachten zu ſeyn pflegt. In Lünig's Corp. iur. feud. Th. 3, S. 107, kommt ein Laſemond vor, welchen man gleichfalls für den Januar hält. Im Schwed. heißt er Torsmänod.

Der Januar hat 31 Tage, und d. $\frac{11}{21}$ tritt die Sonne in das himmliſche Zeichen des Waſſermannes. Die merkwürdigſten Nahmen und unbeweglichen Feſte ſind: der 1, das Feſt der Beſchneidung Chriſti, das Neujahrsfeſt genannt; 6, das Feſt der Erſcheinung Chriſti, Feſtum Epiphanias, der heil. drey Könige Tag genannt; 13, Hilarius; 17, Antonius; 19, Fabian Sebaſtian; 25, Pauli Bekehrung. Die Römer mahlten dieſen Monath in Geſtalt eines Bürgermeiſters, welcher Weihrauch auf einen Altar wirft, wobey gemeiniglich ein Hahn ſteht, zum Zeichen, daß das Opfer des Morgens gebracht worden ſey. Sonſt bildet man ihn auch unter der Geſtalt des Janus mit zwey Geſichtern, einem alten und jungen, ab, das alte und neue Jahr dadurch anzudeuten.

Tag.	Sonnen-Aufg.	Sonnen-Unterg.	Tages-Länge	Nachts-Länge
1	8 Uhr. 15 Min.	3 Uhr. 4 Min.	7 St. 30 Min.	16 St. 30 M.
6	8 ″ 11 ″	3 ″ 49 ″	7 ″ 38 ″	16 ″ 22 ″
11	8 ″ 6 ″	3 ″ 54 ″	7 ″ 47 ″	16 ″ 13 ″
16	8 ″ 0 ″	4 ″ 0 ″	8 ″ 0 ″	16 ″ 0 ″
21	7 ″ 52 ″	4 ″ 8 ″	8 ″ 16 ″	15 ″ 44 ″
26	7 ″ 45 ″	4 ″ 15 ″	8 ″ 30 ″	15 ″ 30 ″

Was überhaupt alles dasjenige, was ein guter Haus- und Land-Wirth, dieſen Monath hindurch, theils

theils vor ſich zu beobachten hat, theils durch ſeine Leute verrichten laſſen muß, betrifft: ſo beſteht daſſelbe vornehmlich in folgenden Stücken.

I. Verrichtungen, welche in den Küchengärten geſchehen müſſen.

1. Wenn in dieſem Monathe gelinde und offene Witterung iſt, muß man fortfahren, das Garten-Land, damit es theils milde werde, theils in den folgenden Monathen, wenn es beſäet oder bepflanzet werden ſoll, geſchwinde zu recht gemachet werden könne, zu riolen, und in Furchen zu ſchlagen. Denn, wenn es während des Winterfroſtes in neben einander her aufgeworfenen, oben ſpitzig zugehenden Reihen liegt, wird es theils ſehr mürbe und fruchtbar, theils kann man auch nachher in der Geſchwindigkeit eine ziemlich große Menge zu beſtellendes Gartenland eben machen, deſſen Zubereitung ſonſt, wenn es erſt zu der Beſtellungszeit förmlich riolet werden müßte, viel Zeit wegnehmen würde; gleich wie es auf dieſe Weiſe auch gewiß nicht ſo ſchlecht zubereitet werden wird, als wenn man es zur Zeit der Beſtellung riolen läſſet.

2. Auf warm liegende Beete und erhöhete Rabatten, nahe an Mauern, Planken oder Rohrwände, kann man in dieſem Monathe abermahl, wie im December, langen Radieß, frühe Möhren und Kopf-Salat ſäen.

3. In eine warme Gegend des Gartens, kann man, zur Folge auf die bereits im Herbſte vorigen Jahres beſtellten Erbſen, abermahl etwas frühe Erbſen pflanzen.

4. Auch müſſen, zur Folge auf die im vorigen Monathe bereits gepflanzten Bohnen, jetzt abermahl Bohnen gepflanzet werden. Um die Mitte dieſes Monathes kann nähmlich von den ſo genannten Windſor-Bohnen die erſte, und von den Sandwich-

Bohnen eine abermahlige Pflanzung gemacht werden, welche denn um die Zeit, da die Magazan= und andere frühe Bohnen zu Ende gehen, eßbar ſind. Die Windſor=Bohnen dürfen aber vor der Mitte d. M. nicht gepflanzet werden, weil ſie den Froſt nicht ſo gut ertragen können, als die Sandwich=Bohnen, welche deswegen auch von den Marktgärtnern, welche nicht ſo ſehr auf die Güte, als vielmehr auf die Menge der zu erzeugenden Gartengewächſe ſehen, den Windſor-Bohnen, welche doch unter allen ſpäten Bohnen die wohlſchmeckendſten ſind, vorgezogen werden.

5. Wenn die Magazan= oder andere frühe Bohnen etwas über der Erde hervor gewachſen ſind, müſſen ſie an die Mauern, Planken oder Rohrwände, an denen ſie in einer Reihe her gepflanzt ſind, mit einem Bande, ſo dicht als möglich, hinan gezogen, und bey ſtarkem Froſt, zum Schutz gegen denſelben, mit Schilfrohrwipfeln, Farnkraut, Heide, oder andern dergleichen leichten Sachen, bedecket werden. Wenn dieſes gehörig beſorget wird, pflegen ſie ſelbſt in einem ſolchen Winter, da alle andere der Kälte ausgeſetzte frühe Bohnen erfrieren, ſicher durchgebracht werden zu können.

6. Wenn in d. M. der Froſt ſehr heftig werden ſollte, müſſen die im November über die Artiſchocken her angehäuften Erdreihen, (damit der Froſt nicht ſo tief eindringe, daß die Artiſchocken erfrieren,) entweder mit alter Gärberlohe, oder mit Pferdemiſt, Streuſtroh, oder Farnkraut bedecket werden.

7. Wenn, wie es ſich oft eräugnet, dieſer Monath ſehr kalt, und die Erde zugefroren ſeyn ſollte, und folglich nicht gegraben werden könnte, kann unterdeſſen Dünger in den Garten geſchaffet und über das Gartenland ausgeſtreuet, auch können die Rohr=Wände ausgebeſſert, Sämereyen ausgerieben und rein gemachet, die zum Behuf der im künftigen Monathe

nathe zu beſchneidenden Spalierbäume nöthigen Stückchen Tuch und Nägel (*) vorläufig angeſchaffet, und die ſämmtlichen Gartengeräthſchaften wieder in gehörigen Stand geſetzet werden, damit man dadurch nachher bey erfolgender gelinder Witterung nicht an andern, keinen Aufſchub leidenden, Garten-Arbeiten gehindert werde. Denn, wenn man ſich die in dieſem und dem folgenden Monathe eintretende gute Witterung zur Gartenbeſtellung nicht zu Nutze macht, ſondern dieſelbe bis in den Frühling oder Sommer verſchiebet, ſo leidet man nachher, beſonders in einem trocknen Boden, ſehr großen Schaden.

8. In d. M. müſſen, um friſche Gurken zu ziehen, Gurkenkerne auf ein Miſtbeet geſtecket werden.

9. Wenn es um eines oder das andere, was man um dieſe Jahrszeit von den Miſtbeeten nach und nach zu haben gedenkt, mißlich ſtehen ſollte, (wie inſonderheit in ſchlechten Jahren, oder wenn man bey der Wartung der Beete keine gehörige Sorgfalt bewieſen hat, wohl zu geſchehen pflegt,) muß davon in d. M. auf Miſtbeete drey bis vier Mahl eine wiederhohlte Ausſaat gemachet werden, damit, wenn die eine oder andere Ausſaat fehl ſchlagen ſollte, die andern den Verluſt erſetzen mögen.

(*) In England ſind die Küchengärten mit den Frucht- oder Obſt-Gärten verbunden, und mit Mauern von Ziegelſteinen umgeben, an welchen Spalierbäume gezogen werden. Die großen Zweige dieſer Bäume werden am Geländer mit Weidenreiſern befeſtiget; die kleinen Fruchtzweige aber werden nicht angebunden, ſondern vermittelſt eines um jeden herum geſchlagenen Stückchens Tuch, und eines etwann 1 Zoll langen kleinen Nagels befeſtiget, welcher durch die beyden zuſammen geſchlagenen Enden des den Zweig umfaſſenden Stückchens Tuch, in die Fugen der Mauer in den Kalk eingetrieben wird. Ein ſolches Stückchen Tuch iſt gerade von der Länge und Breite, als die Stückchen Tuch auf den Probekarten der Kaufleute zu ſeyn pflegen, und alſo ungefähr einen Finger lang und breit, oder 3 bis 4 Z. lang, und etwa einen halben Z. breit.

10. Auch müſſen, zur Folge auf die im vorigen Monathe gemachten Spargel-Treibebeete, in d. M. abermahl eines oder zwey derſelben, jedes etwann 3 Wochen nach dem andern, gemachet werden, damit an Spargel während des Winters kein Mangel ſey.

11. Kreſſe, gelber Senf, Schnittkohl, Radieß, Rüben, und andere kleine Salatkräuter, pflegen um dieſe Jahrszeit im freyen Lande ſelten zu gerathen, und müſſen alſo in d. M., damit ſie ſchnell wachſen, auf mäßige Miſtbeete geſäet werden. Wenn es dazu an Fenſtern fehlt, kann man über die Miſtbeetkaſten Tonnenreife ausſpreiten, und ſolche mit Matten behängen. Wenn die Witterung nur einiger Maßen gelinde iſt, ſo iſt eine ſolche Bedeckung hinreichend. Bey ſtarkem Froſt aber müſſen die Matten, damit die Kälte nicht in die Beete eindringen könne, überdem noch mit Stroh beleget werden. Die Salatkräuter pflegen unter einer ſolchen Bedeckung ganz gut aufzukommen; nur wachſen ſie unter derſelben nicht ſo ſchnell, als diejenigen, welche mit Fenſtern bedeckt ſind.

12. Wenn in d. M. offene Witterung und die Erde nicht zu naß iſt, muß abermahl an einen Theil Stauden-Sellerie, zum Bleichen, Erde angehäufet werden. Man kann die Erde überhaupt um dieſe Jahrszeit, um dieſelbe gegen den Froſt zu ſchützen, nie zu hoch an ſie anhäufen.

13. Wenn in d. M. ſtarker Froſt ſeyn ſollte, muß ein Theil der mit Erde angehäuften Stauden-Sellerie, und der zum Bleichen in Furchen in die Erde gelegten Winter-Endivien, mit langem Streuſtroh oder mit alter Gärberlohe zugedecket werden, damit der Froſt nicht eindringe, weil man ſonſt während deſſelben nichts davon zum Gebrauch aufnehmen könnte.

14. Bey

14. Bey offener Erde muß in d. M. an die frühen Erbſen und frühen Bohnen, um ſie gegen den Froſt zu ſichern, Erde angezogen werden. Die Erde muß dann aber in der Oberfläche trocken ſeyn, weil ſie, naß angehäuft, an ihren noch zarten Stängeln Fäulniß verurſachet. Auch muß man ſich dabey wohl in Acht nehmen, daß die Erde nicht über ihnen her falle.

15. Die Champignonbeete müſſen entweder mit Miſtbeetfenſtern, oder mit friſchem langen Stroh wohl zugedeckt gehalten, und, weil das Stroh um dieſe Jahrszeit von der Näſſe gar bald in Fäulniß geht, muß die alte Strohbedeckung weggenommen werden. Sie können überhaupt gegen Froſt und Näſſe, welche ihnen um dieſe Jahrszeit beyde gleich nachtheilig ſind, nicht ſorgfältig genug verwahret werden. Um dieſer Urſache willen bedienen ſich manche der Fenſter zu ihrer Bedeckung, welches, wenn man ſolche dazu entbehren kann, von großem Nutzen iſt.

16. Bey gelinder Witterung muß man von den Winter-Endivien eine Anzahl der beſten Pflanzen auf ein warm gelegenes, und, damit die Näſſe nicht an ihnen ſtehen bleibe, ſondern abziehen könne, etwas ſchräge liegendes Beet, zur Saat ſetzen. Man muß dazu die ſtärkſten und recht voll ausgewachſenen, und, wenn es von der feinen krauſen Sorte iſt, ſolche Pflanzen nehmen, welche recht feine krauſe Blätter haben, weil dieſe Sorte ſonſt in 2 oder 3 Jahren meiſtens ausartet und ſchlichtblätterig wird.

17. Nach den unter Miſtbeetfenſtern ſtehenden Winterblumenkohlpflanzen muß fleißig geſehen, und ihnen die gelb gewordenen Blätter genommen werden. Wenn dieſes unterlaſſen wird, kann das, (beſonders wenn, wie es um dieſe Jahrszeit oft der Fall iſt, die Fenſter einmahl bey ſehr übler Witterung 3 oder 4 Tage nach einander nicht geöffnet werden dürfen, und keine friſche Luft hinein gelaſſen werden kann,)

kann,) ſehr gefährlich für ſie werden, weil die verdorbenen Blätter, wenn ſie in Fäulniß gehen, die in den Beeten eingeſchloſſene Luft zum Verderben der Pflanzen anſtecken; daher man ſie ihnen, ſo bald ſie gelb werden, nehmen muß. Auch muß ihnen, ſo oft es die Witterung nur irgend verſtattet, ſo viel freye Luft, als nur möglich iſt, gegeben werden, weil ſie ſonſt zu frech wachſen, und nachher gegen das Ende des künftigen Monathes, da ſie bey der erſten guten Witterung förmlich verpflanzet werden müſſen, zu weichlich ſind, und alsdann der Kälte nicht widerſtehen können.

18. Die Glasglocken, unter welchen diejenigen Winterblumenkohlpflanzen ſtehen, welche den früheſten Blumenkohl geben ſollen, müſſen, damit friſche Luft unter ſie kommen könne, und die Pflanzen unter ihnen nicht zu frech wachſen, bey gelinder Witterung auf einer Seite beſtändig etwas in die Höhe geſtützet werden; wenn aber Froſtwetter einfällt, müſſen ſie, ſo feſt als möglich, an die Erde gedrückt werden, damit die ſcharfen Winde, welche die Pflanzen, wo nicht tödten, doch ſehr beſchädigen, nicht unter ſie ſtreichen können.

19. Wenn man Gurken und Melonen ſo früh gelegt hat, daß ſie jetzt ſchon aufgegangen ſind, muß nach denſelben in dieſer Jahrszeit, wo das geringſte Verſehen ihr gänzliches Verderben nach ſich zieht, ſorgfältig geſehen werden, um ſie beſtändig in einerley gemäßigten Grad der Wärme zu halten, und ihnen, damit der Dunſt des Miſtes abziehen könne, ſo oft es die Umſtände irgend erlauben, friſche Luft zu geben. Weil ihnen aber zu viel kalte Luft eben ſo nachtheilig iſt, als der eingeſchloſſene Dampf des Miſtes nur immer ſeyn kann, ſo muß dieſes mit großer Vorſicht geſchehen. Denn die Hauptſache bey der Erziehung friſcher Gurken und Melonen, beruhet auf einer ſorgfältigen Aufmerkſamkeit auf die Veränderung

und Abwechſelung der Witterung, und darauf, daß man ihnen den eigentlichen Grad der ihnen dienlichen Wärme zu geben weiß. Die äuſſere Luft iſt in d. M. oft ſehr kalt, und kann, wenn ſie zu ſchnell in das Miſtbeet hinein gelaſſen wird, ſolche zarte Pflanzen, als Gurken und Melonen ſind, auf einmahl zu Grunde richten; damit ſie alſo nicht zu ſchnell hinein ſtürze, und ihnen nicht plötzlich einen tödlichen Stoß verſetze, muß man zuvor, ehe die Fenſter, um friſche Luft einzulaſſen, gelichtet werden, ein Tuch von grober Leinwand vor der zu machenden Oeffnung hängen.

20. Wenn, wie es ſich in manchem harten Winter zuträgt, die Winterblumenkohlpflanzen erfroren, oder durch einen andern Zufall verunglückt ſeyn ſollten, muß, ſo bald es die Witterung nur irgend erlaubt, ein mäßiges Miſtbeet gemachet, und, um neue Pflanzen zu ziehen, mit Blumenkohl beſäet werden. Wenn dieſe neue Ausſaat gut gewartet wird, und die Pflanzen nachher, ſo bald ſie dazu groß genug ſind, zur Beſchleunigung ihres Wachsthumes, vorerſt auf ein anderes friſches Miſtbeet verſetzet werden, ſo pflegt man davon demnächſt, höchſtens nur um 4 Wochen ſpäter, als vom Winterblumenkohl, auch recht guten Kohl zu bekommen.

21. Auf eben dieſe Art müſſen, wenn die Winterkopfkohlpflanzen erfroren oder verunglückt ſeyn ſollten, in d. M. auch neue weiße Kohlpflanzen gezogen werden.

22. So bald auf den im December angelegten Spargel-Treibebeeten Stangen hervor ſtechen, muß ſofort vollends ſo viel Erde aufgebracht werden, daß die Kronen der Pflanzen ſolche wenigſtens 5 bis 6 Zoll hoch über ſich haben, und alsdann müſſen auch die Miſtbeetkaſten übergeſetzt, und die Fenſter übergeleget werden. Wenn nachher die Wärme des Beetes abzunehmen anfängt, muß es,

um ſolche zu erneuern, und den Spargel im Treiben zu erhalten, aufwärts an den Seiten herum mit warmen Miſt etwas angeheitzet, oder, wie es die Gärtner nennen, ausgefüttert werden; die Fenſter aber müſſen ſo lange, bis der Spargel wieder durch die jetzt noch aufgelegte Erde hervor ſticht, die Nacht über, (und bey übler Witterung, da die Sonne ſich nicht blicken läſſet, auch bey Tage,) mit Matten und Stroh bedecket werden. So bald denn aber wieder Stangen hervor ſtechen, muß die Bedeckung, (weil ſonſt der Spargel weiß bleibt, und alsdann wenig geachtet wird,) bey Tage, wofern es die Witterung erlaubt, allezeit abgenommen werden.

23. Gegen das Ende dieſes Monathes, wenn alsdann offene Witterung iſt, können ſchon Möhren, Paſtinaken, Porree, und die Kopfkohlſorten zur Saat geſetzet werden. Die Kohlköpfe müſſen aber, damit zu Verhütung einer erfolgenden Fäulniß das Waſſer aus ihnen abtröpfeln möge, nachdem ihnen die äuſſern Blätter genommen worden, 3 bis 4 Tage zuvor, an einem trocknen Orte unter einem Obdache an den Stängeln aufgehangen, und dann, (weil ſonſt der Wind, wenn ſie demſelben zu ſehr ausgeſetzt wären, ihre Samenzweige im folgenden Sommer leicht abbrechen würde,) nahe an eine Rohrwand, Planke, oder Mauer gepflanzet werden, wo ſie gegen ſtarke Winde Schutz haben. Weil aber, wenn rother und weißer Kohl, ſavoyer und Wirſing, nahe bey einander zur Saat ſtehen, der Blüthenſtaub der einen auf die Blüthen der andern fällt, und dadurch eine Ausartung veranlaſſet wird, ſo muß man nie mehrere Sorten Kohl zugleich neben einander, ſondern jede Art in einer gewiſſen Entfernung von der andern, zur Saat ſetzen.

24. Im Anfange d. M. müſſen mäßige Miſtbeete gemachet, und mit Rainfarn (Tanacetum) und

Krau-

Krauſemünze beypflanzet werden. Wenn ſolche gut gewartet werden, pflegen ſie im Febr. und März zum Salat brauchbar zu ſeyn; nachher kann man ſie zum Küchengebrauche aus dem freyen Garten genug haben.

25. Wenn die Witterung im vorigen Monathe, oder im Anfange d. M. ſo ſtrenge geweſen ſeyn ſollte, daß die auf warm liegende Beete geſäeten langen Radieße und frühen Möhren ausgegangen ſeyn, ſo müſſen, um im folgenden Frühlinge zeitig, und noch eher Radieße und Möhren zu haben, als man ſie von einer jetzt in das freye Land zu machenden Ausſaat haben kann, ſo bald es die Witterung verſtattet, mäßige Miſtbeete gemachet, und damit beſäet werden. Dieſe müſſen aber 8 bis 9 Zoll tief Erde haben, weil ſonſt gedachte Gewächſe, welche, ſo bald ſie den Miſt berühren, nicht weiter in die Länge wachſen, keine lange Wurzeln treiben können. Auch müſſen, in dieſem Falle, ſo bald es die Witterung erlaubt, etwas lange Radieße und Möhren an eine warme Stelle in das freye Land geſäet werden, um davon, nach den jetzt zugleich auf Miſtbeete geſäeten, die Folge zu haben.

26. Bey offener Erde und trockner Witterung muß in d. M. abermahl Winter-Endivie zum Bleichen in Furchen geleget werden, und zwar, damit die Näſſe beſſer abziehen könne, in ſchräge Furchen, in welche dieſelbe, auf die nach der Sonne gekehrte Seite, etwa 6 Zoll tief, ſo geleget wird, daß ſie meiſtens bis an die Spitze der Blätter in die Erde kommt. Wenn man ſie, nachdem die etwann zwiſchen den Blättern befindliche Feuchtigkeit erſt abziehen könne, eine Nacht zuvor unter einem luftigen Obdache bey der Wurzel aufzuhängen Gelegenheit hat, pflegt ſie nicht ſo leicht zu faulen. Weil ſie aber, wenn ſie nicht ſchon vor dem Eintritt des Froſtes zum Bleichen in die Furchen in Erde gelegt iſt, der ihr vorher auf ihrem Pflanzenbeete gegen

den Froſt, von Matten oder Stroh gegebenen Bedeckung ungeachtet, in einem ſehr kalten Winter dennoch leicht zu Grunde geht, ſo muß man, wenn man ſie bis in den Frühling zu haben wünſcht, die in einem harten Winter auf ihre Bedeckung zu verwendenden Unkoſten nicht achten.

27. Schnecken und andere Arten von Ungeziefer, welche ſich um dieſe Jahrszeit in den Ritzen und Nagellöchern der Mauern, unter Rohrwänden, oder wo ſie ſonſt Schutz haben, beſonders aber hinter den an Mauern ſtehenden Spalierbäumen und in ledigen Töpfen verborgen halten, (wo man ihrer, wenn man es nicht ſo lange, bis ſie ſich davon gemacht haben, verſchiebt, leicht habhaft werden kann,) müſſen jetzt aufgeſuchet und vertilget werden.

28. Damit man den ganzen Sommer hindurch, es ſey nun zu eigenem Gebrauch, oder zum Verkauf, einen beſtändigen Vorrath von Erbſen und Bohnen habe, muß man davon gegen das Ende d. M., wenn offene Witterung iſt, zur Folge auf die ſchon gepflanzten, abermahl eine Pflanzung machen. Auch müſſen alsdann auf warm gelegene Beete rundblätteriger Spinat, frühe Möhren, und gemeiner Kopfſalat, oder auch brauner holländiſcher Kopfſalat geſäet, und ſolches, wenn es die Witterung erlaubt, jede 14 Tage oder 3 Wochen wiederhohlet werden, damit man ſolche, wenn etwann die erſten Ausſaaten durch den Froſt zu Grunde gerichtet ſeyn ſollten, dennoch frühzeitig habe.

29. Gegen Ende d. M. kann auch etwas Peterſilie und Kerbel in Reihen geſäet werden. Weil beyde lange in der Erde liegen, ſo hat man für ſie von der Kälte wenig oder gar nichts zu befürchten.

30. Bey gelinder Witterung können, wenn man dazu ſchon zubereitete Beete hat, noch Erdbeeren umgeleget werden, ob es gleich, beſonders wenn der Boden

den von Natur trocken iſt, beſſer ſeyn würde, wenn ſolches ſchon im Herbſte geſchehen wäre. Wer frühzeitig Erdbeeren verlangt, kann ſolche allenfalls noch in d. M. in Töpfe in gute Erde pflanzen, die Töpfe alsdann, bis die Pflanzen ſich bewurzelt haben, an einen guten Schutz habenden Ort ſtellen, und ſolche nachher in ein mäßiges Miſtbeet in die Erde ſenken, wo ſie in kurzer Zeit gedeihen werden. Es würde zwar beſſer ſeyn, wenn ſie bereits im Oct. in Töpfe gepflanzt wären, weil ſie ſich alsdann vor der Einſenkung in das Miſtbeet ſchon beſſer hätten bewurzeln können, und alsdann auch weit reichlicher tragen würden. Wenn man aber nicht zeitig genug Erdbeeren zum Treiben auf dieſes Jahr in Töpfe geſetzt hat, kann man in d. M. ſolche Stöcke, welche im vorigen Sommer von Ausläufern ſtets rein gehalten ſind, und jeder Stock einzeln geſtanden haben, ohne ſie in Töpfe zu ſetzen, mit voller Erde ausheben, und in ein Miſtbeet pflanzen. (Denn wenn man ſie Ausläufer hat treiben laſſen, ſo iſt der Hauptſtock dadurch dermaßen geſchwächet, daß er, wenn er zum Treiben gebraucht wird, unmöglich reichlich tragen kann.) Die Erde in dem Miſtbeete muß aber eine leimige und ſtarke Erde, und nicht von vielem Dünger fett ſeyn, weil die Erdbeeren ſonſt gar zu frech wachſen, und alsdann unmöglich voll tragen können. Das Miſtbeet muß auch nicht gar zu ſehr bedeckt gehalten, ſondern demſelben, ſo oft es die Witterung nur irgend erlaubt, viel friſche Luft gegeben werden, beſonders alsdann, wann die Erdbeeren in der Blüthe ſtehen, weil die Blüthen ſonſt, ohne anzuſetzen, abfallen. Sie müſſen auch oft begoſſen werden, weil ſonſt gleichfalls die Blüthen abfallen, und nicht ſonderlich anſetzen. Doch muß das Begießen mit Ueberlegung geſchehen.

Wenn man in d. M. Erdbeeren in Töpfe pflanzt, die den ganzen folgenden Sommer hindurch in Schatten,

ten, und von Ausläufern allezeit rein hält, ſie auch weder blühen noch tragen läſſet, ſo ſind ſolche auf künftiges Jahr zum Treiben gut zu gebrauchen.

31. Die Küchengarten-Producte in dieſem Monathe ſind: weißer und rother Kopfkohl, ſavoyer und Wirſing, Paſtinaken, Rüben, Möhren, Kartoffeln, Porree, Zipollen, Knoblauch, Schalotten, Rocambole, rothe Rüben, Braunkohl; auch Sellerie, Winter-Endivien, und Rüben-Rapunzel; und auf Miſtbeeten: junger Stechſalat, und die übrigen jungen Salatkräuter, als: Kreſſe, Rüben, Radieß, Schnittkohl, gelber Senf, Koriander, Kerbel, Dragun und Krauſemünze, wie auch Spargel von den zu Ende des Nov. angelegten Treibebeeten. Man hat auch Zuckerwurzeln, weißen, ſchwarzen und blauen Broccoli, Haferwurzeln, Scorzonerwurzeln, Peterſilienwurzeln, Champignons, Sauerampfer, Pimpinell, Peterſilie, Salbey, Rosmarin, Thymian, Jſopp, Winter-Saturey, weiße Winter-Kohlpflanzen, und Sproſſen von den Strünken der im Oct. und Nov. ausgeſchnittenen mancherley Kopfkohlſorten, Spinat und Cardonen, Blätter von der weißen ſowohl als von der großen Schweitzer-Bete, und einige andere Suppenkräuter. Unter Miſtbeetfenſtern hat man jetzt auch noch wohl guten braunen holländiſchen Kopf-Salat, wenn man auf deſſen Wartung gehörigen Fleiß gewandt hat.

II. Verrichtungen, welche in Baum-Frucht-oder Obſt-Gärten geſchehen müſſen.

1. Man bedeckt die Wurzeln aller friſch gepflanzten Bäume mit faulenden Blättern, um ſie gegen den Froſt zu ſchützen, wofern ſolches nicht ſchon geſchehen iſt, oder ſie verdorben ſind. Auch müſſen die Feigenbäume, welche an den Wänden, Zäunen oder Geländern ſtehen, entweder mit Matten oder Schilf bedecket werden; dieſes wird ihre zarte Ausſchößlinge bewahren, daß ihnen vom Froſte kein Schade geſchieht, auch verurſachen, daß die Früchte im Frühlinge ſowohl früher, als auch in größerer Menge, zum Vorſchein kommen. Ehe dieſes aber ge-

geſchieht, muß man alle Zweige von den Herbſtfeigen entledigen, wenn dergleichen noch an denſelben geblie- ben ſind, ſonſt fallen dieſe ab, und verletzen die jungen Zweige, welche im folgenden Frühlinge Frucht tragen ſollen. Wenn dieſes nun ſolcher Geſtalt geſchehen iſt, muß man die Bäume nicht wieder gar zu plötzlich der freyen Luft bloß ſtellen, ſondern man muß, bey ein- fallendem gelinden Wetter die Bedeckungen allmählich wegnehmen.

2. **Man ſchneidet alle abgeſtorbene und ange- freſſene Zweige von den hohen Obſtbäumen ab.** Ein gleiches kann man mit denjenigen Zweigen thun, welche unter einander in das Kreutz gewachſen ſind, oder ſonſt keinen guten Platz einnehmen. Bey dieſer Arbeit aber muß man den verletzten Theil, ſo viel als möglich, klein und zwar ſchräge zu machen ſuchen, da- mit die Näſſe daſelbſt nicht eindringen könne, und zum großen Nachtheile der Bäume aufgehalten werde.

3. Bey gelindem Wetter kann man die **Zwerg- Bäume, und alle ſtarke Arten der Fruchtgewächſe,** als: Birn- und Apfelbäume, Weinreben, Stachel- beer- Johannisbeer- und Himbeer-Stauden, **be- ſchneiden**; in Anſehung der Steinobſtbäume hinge- gen, (welche nicht im Herbſte beſchnitten worden ſind,) muß dieſes bis in den nächſten Monath aufgeſchoben werden; denn wenn gleich nachher, da dieſe beſchnit- ten worden ſind, ein ſtarker Froſt einfallen ſollte, wird ſolcher die Wunden der zarten Zweige durchdringen, und ſie verderben.

4. Bey feuchtem Wetter kann man **die Obſtbäu- me von dem Moſe**, wo ſie damit bezogen ſind, **reini- gen**, vermittelſt eines beſonders dazu eingerichteten Werkzeuges, welches ich im Art. **Mos** beſchreiben werde.

5. Bey gelindem Wetter **ſchneidet man Pfropfrei- ſer von allen Arten des frühen Obſtes ab**, leget ſie

in

in die Erde unter den Schutz einer trocknen Wand, oder eines Gezäunes; und bedeckt ſie, wenn das Wetter hernach etwann wieder ſtrenge werden ſollte, mit Stroh. Die Urſache, warum man ſie ſo früh abſchneiden muß, iſt, damit man der gar zu ſtarken Aufſchwellung ihrer Knoſpen vorbeuge. Daher muß man nach dem Maße der mehrern oder geringern Strenge des Winters ſich richten, und die Pfropfreiſer früher oder ſpäter abſchneiden, ſo wie auch die Bäume an ſich ſelbſt ihre Knoſpen treiben.

6. Bey gelindem Wetter muß man diejenigen Plätze zu recht machen, welche zur Bepflanzung mit Obſtbäumen auf den folgenden Monath beſtimmt ſind. Man bringt daſelbſt eine gute Menge friſche Erde hinein, und macht ſie eben, damit ſie etwas Zeit habe ſich zu ſenken, ehe die Bäume daranf gepflanzet werden. Man kann auch die Plätze um die alten Obſt-Bäume, welche einer Verbeſſerung bedürfen, wieder herſtellen, indem man darauf etwas friſche Erde und wohl verfaulten Miſt fährt. In feuchten und kalten Boden iſt vermoderte Düngererde von den Melonen- und Gurken-Beeten die beſte; in heißen Boden aber gehört Rindermiſt. Auch iſt der verrottete Schwein-Miſt zu den Obſtbäumen ſehr gut; denn weil dieſer an ſich ſelbſt kälter, als einige andere Arten Miſt, iſt, ſo erhält er die Erde um ihre Wurzeln in der Sommer-Hitze kühl. Wo man auch nur einige dieſer Dünger-Erden den Obſtbäumen zufüget, müſſen ſolche doch allemahl vorher, ehe ſie zur Stelle gebracht werden, vermodert ſeyn, weil ſie ſonſt denſelben mehr ſchädlich, als nützlich, ſind. Sind aber die Bäume ſehr alt, ſo wird es ihnen wenig helfen, wenn dieſes gar nahe um ihre Stämme geſchieht; denn die Wurzeln, welche ihnen Nahrung zuführen, breiten ſich in einen anſehnlichen Raum aus; daher iſt es einem ſolchen Baume zuträglicher, wenn er auf 10 bis 12 Fuß von dem

Stamme

Stämme ab gedünget wird, denn alsdann können die jungen Wurzeln daher Nahrung empfangen.

7. In dieſem und dem folgenden Monathe, wenn die Erde gefroren iſt, kann man auch große Bäume, wie auch die wilden Stämme, darauf man künftig pfropfen will, verſetzen; doch iſt die Zeit, wenn es ſtark gefroren hat, wohl in Acht zu nehmen. Denn alsdann muß man dieſer Bäume Wurzel von weitem umgraben, und ohne Schaden ablöſen, jedoch die gefrorne Erde, ſo viel möglich daran laſſen, und ſie mit Waſſer begießen, damit es über Nacht feſt an einander gefriere, und alsdann auf einem Schlitten, einer Schleife, oder auch wohl auf ſtarken Schultern, zu der vorhin dazu mit gutem durchgeworfenen Dünger zubereiteten Grube bringen, und ſo, wie ſie vorher gegen die Sonne geſtanden haben, behutſam wieder einſetzen; ſie müſſen aber zuvor, ehe man ſie ausgräbt, gehörig behauen oder geſtümmelt ſeyn.

8. Wenn es die Witterung erlaubt, muß man die noch rückſtändigen Herbſtblätter, und inſonderheit ſowohl in dieſem als auch in den folgenden Monathen die Raupen- und Wurm-Neſter abnehmen, zerquetſchen, verbrennen, vergraben, oder in das Waſſer werfen, damit das ſchädliche Ungeziefer möglichſt ausgerottet werde. Auch muß man den Schnee, wo er ſich an die Bäume gelegt hat, von den Aeſten zuweilen ſacht abſchütteln.

9. Wenn es die Witterung zuläſſet, und kein Schnee vorhanden iſt, kann man den Gartenboden mit Laugen- oder anderer rohen Aſche, und mit Hühner- oder Tauben-Miſt, welcher aber vorher recht getrocknet und fein gepülvert ſeyn muß, beſtreuen. Menget man wohl gefaultes und fein gepülvertes Holz darunter, ſo verurſachet es, daß ſchöner Klee und hohes Gras wächſt.

10 Man repariert und erneuert alle verfallene Geländer mit neuen Stäben, und befeſtiget diejenigen Stellen daran, wo die Stäbe oder Querſtangen loſe geworden ſind, mit Draht. Man muß auch an ſelbige die Zweige der Obſtbäume auseinander legen, und mit zarten Sahlweidenruthen (Wieden) daran befeſtigen, ſich aber dabey in Acht nehmen, daß man die Zweige regulär nach ihrem Abſtande ziehe, und ſie nicht zu dicht anbinde, damit die Ausſchößlinge dadurch nicht geklemmet werden, wenn ſie in dem folgenden Sommer wachſen ſollen.

11. Man kann zu ſolcher Zeit auch allerley Pfähle, woran künftig junge Bäume gebunden werden ſollen, im Vorrath herbey ſchaffen, ſie zuſpitzen und zu recht machen; auch wenn man Schaden von Sturmwinden an den Bäumen befürchtet, demſelben vorzubeugen ſuchen.

III. Verrichtungen, welche in der Pflanz- und Baumſchule geſchehen müſſen.

1. Man muß, bey offener Witterung, zwiſchen den Reihen der jungen Stämme die Erde einen Spatenſtich tief, doch ohne die Wurzeln zu beſchädigen, umgraben, das Unkraut in die Tiefe bringen, und einzelne zu weit ausgelaufene Wurzeln der Stämme abſtoßen. Letzteres verurſachet, daß näher gegen die Stämme zu, neue Zaſern ausſchlagen, ſie werden dadurch zugleich auch zur Verpflanzung bequemer; dieſes muß beſonders an allen im Winter grün bleibenden Bäumen geſchehen, ſonſt werden ſie in wenigen Jahren zur Verſetzung untauglich.

2. Junge Kernſtämme zum Pfropfen und Oculiren, bey günſtiger Witterung, in die Baumſchule, in $2\frac{1}{2}$ F. von einander entfernte Reihen, und in den Reihen 15 bis 18 Z. weit, pflanzen.

3. Bey Froſtwetter in ſolche Quartiere der Baumſchule, welche kürzlich von jungen Bäumen ledig geworden ſind, und aufs neue mit jungen Stämmen bepflanzet werden ſollen, Dünger fahren, und ſolchen hernach regelmäßig, und wenigſtens einen vollen Spatenſtich tief, untergraben laſſen. Man kann auch einen Theil Miſt zwiſchen die Reihen der jungen Bäume, da wo es nöthig iſt, hinwerfen, damit derſelbe, ſo bald der Froſt aus der Erde iſt, eingegraben werden könne.

4. Bey gelindem Wetter, mit dem Umgraben und Riolen derjenigen Quartiere, welche in den zwey folgenden Monathen mit jungen Stämmen bepflanzet werden ſollen, fortfahren.

5. Mit der Zubereitung nicht zu naſſer Beete zur Ausſaat der Kerne und Steine von Obſtbäumen, oder der Maſt und Beeren von Forſtbäumen und blühenden Staudengewächſen, den Anfang machen.

6. Bey gelinder Witterung, in der letzten Hälfte d. M. Obſtſteine und Obſtkerne, deren erſtere den ganzen Winter über in Sand aufbewahret worden, auf 4 F. breite Beete ſäen, die Steine wenigſtens 1½ Z. tief, die Kerne aber nur beynahe 1 Z. tief unter die Erde bringen, und ſie im Apr. und May, wenn ſie aufgehen, mit der Hand ſorgfältig von Unkraut reinigen, und bey trockner Witterung begießen.

7. Von recht geſunden Stachel- und Johannisbeerbüſchen vorigjährige 10 oder 12, oder 15 bis 18 Z. lange junge Zweige abſchneiden, und ſolche auf eine ſchattige Rabatte, reihenweiſe 12 bis 15 Z. weit, völlig halb ſo tief als ſie lang ſind, pflanzen.

8. Bey Froſtwetter fleißig nach den jungen Bäumen ſehen, und verhüten, daß ſie nicht von Haſen, Kaninchen und andern Thieren beſchädiget werden, als welche, bey hartem Froſte, die jungen Bäume oft

gar, und auch von den erwachſenen Bäumen und Stauden die Rinde abfreſſen.

9. Bey hellem Wetter kann man die jungen Forſt-Bäume ausputzen, beobachtet aber dabey, daß man einige kleine Sproſſen an den Stämmen aller jungen Bäume übrig laſſe, damit der Saft ſich daſelbſt zum Vollwuchſe ihres Holzes aufhalten könne; ſonſt werden ſolche zur Stämmung ihrer Gipfel zu ſchwach bleiben; doch muß man deren nicht gar zu viele daran laſſen, weil ſie ſonſt das gerade Wachsthum der Bäume verhindern.

10. Gegen Ende d. M., wenn das Wetter gelinde iſt, kann man die Stämme zu den Obſtbäumen, wie auch alle junge Forſtbäume, verſetzen, wenn ſolches im Herbſte verſäumt worden iſt. Je früher man dieſes verrichtet, deſto beſſer iſt es, zumahl in trocknem Boden; denn wenn dieſes zu ſpät in dem Frühlinge geſchieht, und alsdenn ein trocknes Wetter einfällt, ſo ſind ſie in Gefahr zu verderben, zumahl wenn die Gelegenheit es nicht zuläſſet, ſie hinlänglich zu begießen.

IV. Verrichtungen, welche in Luſt- und Blumen-Gärten geſchehen müſſen.

1. Bey Froſtwetter muß man die Ranunkeln- Anemonen- Hyacinthen- und anderer ſchönen Blumen Beete bedecken. Diejenigen dieſer Gewächſe, welche noch nicht aus der Erde hervor ragen, können mit Erbsſtroh, oder einer andern leichten Bedeckung, welche aber doch die Luft hinzu läſſet, gegen das Eindringen des Froſtes in die Erde bewahret werden; diejenigen hingegen, welche bereits hervor kommen, müſſen mit Reiſen überwölbet, und darauf mit Matten oder Tüchern bedecket werden, damit ihre Wurzeln nicht verderben; bey gelindem Wetter aber müſſen ſie unbedeckt ſeyn, und, ſo viel als möglich, freye Luft genießen. Wenn nun auf dieſe Weiſe die Bedeckung ein-

einmahl beſorget worden iſt, muß man damit, bis das Wetter warm geworden iſt, fortfahren, ſonſt iſt es beſſer, ſich derſelben gar nicht zu bedienen; denn indem man die Pflanzen bedeckt, werden ſie zärtlich, und alſo weniger geſchickt, der Kälte zu widerſtehen, als diejenigen, welche gänzlich der freyen Luft ausgeſetzt geweſen ſind.

2. Hyacinthen, Narziſſen, Schwertlilien und andere Zwiebelgewächſe können mit Lohe bedecket werden, um den Froſt abzuhalten. Wenn auch die Beete über die Fußgänge weit hinaus ragen, muß Lohe, Streu oder Miſt in die Gänge geleget, und ſolche damit erhöhet werden, damit der Froſt nicht zu den Wurzeln dringe.

3. Bey gelindem Wetter kann man diejenigen Ranunkeln = Anemonen = und Tulpen = Zwiebeln, welche man, der Verzögerung des Ausſchlagens wegen, auſſerhalb der Erde gelaſſen hat, wieder einſetzen, damit ihre Blüthe auf diejenigen, welche im Herbſte gepflanzt worden ſind, folge. Es muß dieſes aber nicht geſchehen, wenn die Erde gar zu naß iſt, weil ſie ſonſt in Gefahr ſind zu verfaulen. Wofern es ſich gleich nachher, da ſie gepflanzt worden ſind, zutragen ſollte, daß vieler Regen oder harter Froſt einfiele, ſo müſſen die Beete mit Matten, Erbs = oder anderm Stroh bedecket werden.

4. Man ſticht die Haufen der vermiſchten Erd-Arten fleißig um, damit der Froſt dieſelben mürbe mache, und ihre Klöße zerbreche. Je öfter dieſelben umgerühret werden, deſto eher werden ſie zum Gebrauche tauglich. Man muß auch in dieſer Jahrszeit dergleichen Haufen wieder aufs neue aus dazu gehörigen Theilen zuſammen ſetzen, damit ſich beſtändig Vorrath finde, wenn man deſſen benöthigt iſt.

5. Wenn am Ende d. M. die Witterung gelinde iſt, muß man alle verdorbene Blätter von den Ra-

nunkeln abſondern, und die Erde, vom Rande der Töpfe an, ſo tief heraus nehmen, als man ſolches nur füglich, ohne die Wurzeln zu berühren, thun kann; hernach füllet man die Töpfe wieder mit friſcher fetter Erde bis an die Bollen der Pflanzen auf, wobey man ſich aber wohl in Acht nehmen muß, daß man keine Erde zwiſchen ihren Blättern laſſe; dieſes wird ihre Blumen ſehr ſtärken, und ihre Ableger zur Trennung geſchickt machen. Die Töpfe muß man an einen Ort ſetzen, wo ſie gegen den Froſt Schutz finden, denn der Froſt zerſtöret und verdirbt die Knoſpen, welche ſich in der Mitte der Pflanze gebildet haben. Man muß ihnen aber auch bey gelindem Wetter, ſo viel als möglich, friſche Luft zukommen laſſen; denn wenn ſie ſchwach geworden ſind, werden auch ihre Blumen kraftlos. Sie müſſen auch nicht gar zu trocken gehalten werden; denn ob es gleich nöthig iſt, daß man ſie vor ſtarken Platzregen bewahre, ſo müſſen ſie doch den Genuß von einem mäßigen Regenſchauer haben. Solcher Geſtalt iſt die beſte Weiſe, daß man die Töpfe, ſo bald ſie mit friſcher Erde verſehen ſind, ſo dicht als möglich an einander geſchloſſen, in die Blumenſchule ſetze, und alsdann ein Geflecht von Reifen darüber mache, damit ſie bey ſchlimmen Wetter mit Matten bedecket werden, aber auch bey gelinder Witterung ſo viel freye Luft, als nur möglich iſt, genießen können.

8. Die raren Nelken müſſen auch gegen heftigen Regen, Schnee und ſtrengen Froſt bewahret werden, bey gelindem Wetter muß man ihnen auch, ſo viel als möglich, freye Luft laſſen. Man muß ſie in dieſer Zeit auch ſehr fleißig gegen das Ungeziefer beſchützen; beſonders richten Ratzen und Mäuſe eine große Verwüſtung darin an; und wenn die Haſen und Kaninchen dazu gelangen können, laſſen ſie ſelten das geringſte davon auf ſeinem Platze zurück. Es hacken auch

auch oft die Sperlinge, zu ſolcher Jahrszeit, wenn man ihnen nicht vorbeuget, das Herz aus dieſen Pflanzen.

7. Gegen Ende d. M. muß man friſchen Miſt anſchaffen, und denſelben auf einen Haufen zuſammen werfen, damit er ſich in Zeit von ungefähr 12 Tagen erhitze; auch muß man ihn 2 oder 3 Mahl umſtechen. Hiervon macht man einige Miſtbeete, um darauf die ſchönſten Arten von jährigen Blumengewächſen, als: dreyfarbigen Hahnenkamm- und kugelförmigen Amarant, diamant- bläſige Ficoiden, und andere zarte Gattungen, zu ſäen, damit ſie daſelbſt zu ihrer Blüthe befördert werden; hierdurch wachſen ſie ſtärker, als wenn ſie ſpäter geſäet werden; auch kann man auf dieſe Weiſe von denjenigen, guten Samen zu erhalten hoffen, welche ſonſt, wenn ſie nicht im Frühlinge einen guten Ruck gethan haben, dergleichen nicht hervorbringen wollen.

8. In der Stube, kann ein Luſt- oder Blumen-Gärtner allerley kleine Pfähle und Stöckchen ſchnitzen, die Nelken und andere Gewächſe daran zu binden, Nummern zu künftiger Unterſcheidung ſeiner Gewächſe, auch Geländer zu denen Gewächſen, die daran aufwachſen müſſen, machen, ingleichem die Blumenſamen, welche noch auszumachen ſind, vollends ausmachen und verwahren.

Gewächſe, welche jetzt im freyen Garten blühen, ſind: die Chriſtblume oder Nieſewurzel, ſowohl die ganz weiße, als auch die mit ganz grünen Blumen, und die kleine ſchwarze mit roſenrothen Blumen, Helleborus niger minor belgicus, flore roſeo; Winter-Wolfswurz, Aconitum hyemale; einfache und doppelte Schneeglöckchen, Narciſſo-Levcoium; Wintergrün, Pervinca ꝛc.

In Gewächshäuſern aber blühen ſchon einfache Anemonen, allerley Hyacinthen, als: blaue und weiße Winter-Hyacinthen, frühe Stern-Hyacinthe, Jonquillen, Tazetten, wenn ſie zu rechter Zeit bey angehendem Herbſte in

in Töpfe gepflanzt worden ſind; perennirendes Becher-Kraut mit blauer Blume, Coryledon; wilde und Garten-Schlüſſelblume, Primula veris; gelber Bär-Sanikel, Auricula alpina fl. luteo; rundblätteriges Frühlings-Saubrod, Cyclamen; dreyfarbige Viole, Viola tricolor; Berufswant, Alyſſon; auch in warmen Gegenden, die Duc de Toll oder Duc d'hyver genannte Tulpe. Die Sträuchlein des Kellerhalſes, Laureola, Daphne Mezereum *L.* welcher in unſern Wäldern häufig wächſt, blühen, wenn ſie in Gartengeſchirre geſetzt, und in Gewächshäuſern oder mäßig gewärmten Stuben gehalten werden, mit ihren rothen Blumen, und wegen ihres lieblichen Geruches, auf das angenehmſte. Der Baſtard- oder Tinus-Lorbeer, Laurus Tinus, hat auch jetzt ſchöne weiße Blumen. Auch trifft man an dem wohlriechenden cataloniſchen Jasmin, deſſen Blumen weiß mit etwas roth gezeichnet ſind, in Gewächshäuſern und Kellern, wo ſie vor der Kälte verwahrt ſtehen, in d. M. angenehme und wohlriechende Blumen an.

Harte Bäume und Stauden, davon die 5 erſten jetzt in Blüthe, und die 2 letzten in Frucht ſtehen, ſind: Alaternbaum, Alaternus; Aeſche, woran die Manna erzeuget wird; engliſcher Hagedorn; Erdbeerbaum, Arbutus; Kornelkirſche, Cornus; Hagedorn mit Birnblättern, Meſpilus; Hartheu, Aſcyrum *L.* ꝛc.

V. Verrichtungen, welche im Gewächs- und Treib-Hauſe geſchehen müſſen.

1. Bey ſtrenger Witterung muß man das Gewächshaus ſehr genau gegen den Froſt verwahren, denn wenn ſolcher die Erde der Orangerie erreicht, ſo verurſachet er das Abfallen aller ihrer Früchte, gar oft auch des größten Theiles der Blätter. Deswegen iſt es ſehr nützlich, wenn, wie ich im XVIII Th. S. 81, fgg. gezeigt habe, unter dem Pflaſter des Gewächshauſes, längſt der freyen Seite, ein Heitzgang (welcher ungefähr 2 F. von der Wand ab liegen, 10 Z. in der Weite, und 2 F. in der Tiefe nach dem Zickzack halten kann,) angebracht iſt, deſſen man ſich in ſehr harten Wintern bedienen kann. Wo aber dieſe Ver-

Veranſtaltung nicht gemacht iſt, da müſſen die Fenſter mit Matten, Schilfrohr oder Stroh feſt verdeckt ſeyn; auch muß man in ſolchem Gewächshauſe 6 oder 8 große angezündete Kerzen, die Nächte hindurch, brennen laſſen. Es iſt dieſes beſſer, als wenn man Holzkohlen darin brennen läſſet, weil deren Rauch den Pflanzen, ſo wie den Thieren, in verſchloſſener Luft ſchädlich iſt. Auſſerdem leiſten die Heitzgänge auch bey ſtarkem Thauwetter großen Nutzen, indem die mit Feuchtigkeiten angefüllte Luft auch in den Gewächshäuſern einen ſtarken Dampf verurſachet, wenn man ihnen 2 oder 3 Mahl mäßiges Feuer gibt, und dadurch die Luft verdünnet auch erwärmet, als welche im Gegentheil oft zum Beſchimmeln der Blätter, und deren Abfallen, Anlaß gibt.

2. Man muß auch alle vertrocknete und moderige Blätter fleißig abpflücken; denn wenn dieſe an den Bäumen bleiben, ſtecken ſie nicht allein die ihnen zunächſt wachſenden Blätter an, ſondern verderben auch, zum Nachtheil der Gewächſe, die im Hauſe befindliche Luft. Bey gelindem Wetter muß man friſche Luft in das Haus laſſen, weil ſonſt die Gewächſe ihre Farbe verändern, und zuweilen auch die Blätter fallen laſſen; es muß aber ſolches in dieſer Jahrszeit mit Vorſicht geſchehen. So oft man es nöthig findet, muß man die Bäume auch mit Waſſer erfriſchen, aber ihnen dieſes nur ſparſam geben; denn es iſt jetzt beſſer, ſolche oft, aber nur in geringem Maße, als zum Ueberfluß, zu begießen, weil ihnen letzteres ſehr ſchädlich werden kann, beſonders wenn bald nachher ſchlimmes Wetter einfallen, und die Sonne nicht zum Vorſchein kommen ſollte, wie ſich dergleichen zu dieſer Zeit oft mit heftigem Froſte zuträgt, und man daher genöthiget wird, das Haus viele Tage lang wohl verſchloſſen zu halten; alsdenn wird die Feuchtigkeit

der Erde in den Kaſten und Töpfen zu der dunſtigen Luſt darin vieles beytragen.

3. Die ſehr ſaftreichen Gewächſe müſſen bey gelindem Wetter, ſo viel möglich, Luft genießen; denn wenn ſie zu ſehr verſchloſſen gehalten werden, werfen ſie gemeiniglich ihre Blätter ab, und ſcheinen zu verſchwinden. Solches wiederfährt beſonders den Arten des Hauslaubes, Becherkrautes, Kreutzkrautes und Glaskrautes; dieſe werden, wenn ſie zu ſehr getrieben ſind, nicht ſo artig laſſen, auch bey weitem nicht ſo viel Blumen hervor bringen, als diejenigen, denen mehr freye Luft zugelaſſen iſt.

4. Nach den Ananas, welche nun ihre Frucht-Kolben zu zeigen anfangen, muß fleißig geſehen werden; und iſt wohl zu merken, daß dieſelben einer öftern Erfriſchung mit Waſſer benöthigt ſind, denn ſonſt erſterben ſie, oder wenigſtens bleibt ihre Frucht ſehr klein; dieſes Waſſer aber muß wenigſtens 12 Stunden vor ſeinem Gebrauche in das Treibhaus geſetzt ſeyn, damit es eine gleiche Temperatur mit der Luft des Hauſes erlange. Auch muß man das Haus beſtändig in gleichem Grad der Wärme erhalten, und die Hitze zu dieſer Zeit nicht abnehmen laſſen, ſonſt erſtirbt die Frucht; zugleich aber muß man auch verhüten, daß das Treibhaus nicht gar zu warm werde, weil dieſes die Frucht treiben, und ſolche daher ſehr klein bleiben würde. Eben daher geſchieht es oft, daß man an den jungen Pflanzen ſchon ein ganzes Jahr vor ihrer Zeit die Frucht ſieht, ſie iſt aber überaus klein, und von gar keinem Werthe.

5. Die Kaffebäume, und andere holzige Gewächſe, welche in das Lohbeet des Treibhauſes geſetzt ſind, müſſen ebenfalls zum öftern mit Waſſer erfriſchet, und ihre vertrocknete oder moderige Blätter beſtändig abgenommen werden; und wenn einige Blätter unſauber geworden ſind, muß man ſie mit einem feuch-

feuchten Schwamme ſorgfältig abwaſchen. Ein glei⸗ches muß mit dem Ungeziefer geſchehen, wenn die Ge⸗wächſe davon geplagt ſind, ſonſt wird ſich daſſelbe ſehr vermehren, und endlich über alle Gewächſe im Hauſe ausbreiten.

6. Wenn die Lohe im Beete ſich ungleich geſenkt hat, ſo, daß die Töpfe nicht in ihrem Stande bleiben, werden ſich an einem ſchönen Tage die Töpfe füglich heraus nehmen laſſen; alsdenn muß man die Lohe um⸗rühren, noch etwas friſche (welche, zur Verzehrung ihrer Feuchtigkeit, 8 oder 10 Tage hindurch an einem trocknen Orte gelegen hat,) hinzu thun, und alsdann die Töpfe wieder hinein ſetzen; dieſes wird die Hitze des Beetes erneuern, und den Gewächſen ſehr nütz⸗lich ſeyn.

7. **Den zarten Arten Aloe, Fackeldiſteln, Eu⸗phorbien und Melondiſteln**, muß nur ſehr weniges Waſſer gegeben werden; denn es iſt ihnen zu dieſer Zeit die Feuchtigkeit ſehr nachtheilig, und zwar be⸗ſonders, wenn die Luft des Hauſes noch dazu nicht in gehöriger Mäßigung der Hitze gehalten wird.

8. **Man ſucht die jetzt blühenden Gewächſe auf, und ſetzt ſie vor das Geſicht, oder bringt ſie in die Zimmer.**

Gewächſe, welche entweder im Gewächs⸗ oder im Treibe⸗Hauſe in Blüthe ſtehen, ſind: Melonenbaum, Papaya; jasminähnliche Staude, Jaſminoides; alaternähnliche Staude mit Heideblättern, Alaternoides; die Arten der Euphorbie; afrikaniſcher Schwertel; verſchiedene Arten Aloe; baleariſches Hartheu, Aſcyrum; hohe afrikaniſche Haſenpappel; die Arten der Hermannie; Storchſchnabel mit ſcharlachrother Blume; gefüllte indianiſche Kreſſe; ver⸗ſchiedene Arten Glaskraut, Ficoides; hohes Hauslaub; die Arten der fetten Henne, Craſſula ſ. Anacampſeros; granat⸗ähnliche Malpighie, oder Kirſche aus Barbados; canariſche Glockenblume; malabariſche kletternde Flachsſeide, Baſella; perſiſches Saubrod, Cyclamen; indianiſcher gelber Jasmin; ſpaniſcher Jasmin; Jasmin mit Steineichenblättern; un⸗

echte Sennesſtaude, Colutea; Löwenſchwanz, Leonurus; hohe afrikaniſche Dürrwurz mit gezackten Blättern, Conyza; Dürrwurz mit Salbeyblättern; verſchiedene Arten des Windſamenkrautes, Anemonoſpermos; Goldblume mit Pappelblättern, Chryſanthemum; afrikaniſches Kreutzkraut mit ſtumpfen Blättern, Senecio; afrikaniſche Dorie mit Meldenblättern, u. a. m.

Reife Früchte tragen jetzt: der Korallkirſchbaum, die Pomeranzen- und Limonien-Bäume.

VI. Verrichtungen, welche im Felde oder Feld- und Wieſenbau geſchehen müſſen.

Zuvörderſt muß man, dieſen ganzen Monath über, ſo viel die Zeit und die Witterung es zulaſſen, den alten Dünger auf die Felder und Wieſen führen, und auf Haufen ſchlagen, inſonderheit, wo es gebräuchlich iſt, auf die Gerſtenfelder, auch Kohl- Rüben- und andere Länder, unbeſorgt um den Mond, ob er die Hörner rechts oder links aufſetze, ob er ſich ganz, oder halb zeige. Der noch harte und unverweſete Miſt, welcher noch ſtrohartig iſt, iſt jetzt am beſten und nützlichſten auszuführen; denn dem bereits verweſeten und wohl verfaulten iſt die Kälte ſchädlich, als welche demſelben den beſten Saft auszieht. Man muß auch, ſo wohl in dieſem Monathe, als den ganzen Winter hindurch, auf die Felder wohl Acht haben, wo das Schneewaſſer ſich zuſammen ſetzt und nicht ablaufen kann, daß es von der Saat, welche dadurch erſtickt wird, abgeleitet, oder durch vorher dazu gemachte Gräben oder gepflügte Furchen abgeführet werde. Wenn es die Witterung erlaubt, kann man die Gräben und Waſſerleitungen in den Wieſen räumen, die Wege beſſern, auch die Gehäge und Zäune ausräumen, befeſtigen und ergänzen. Wo ein Mangel an Stroh zum Einſtreuen ſich befindet, da führt man aus den Wäldern das Mos und Laub unter den Dünger, damit daſſelbe verfaule, und das Feld da-

dadurch gedünget werde. Wo man Brücken über Bäche von nöthen hat, iſt es bequem, ſo fern es die Witterung zuläſſet, ſelbige jeʒt zu verfertigen.

VII. Verrichtungen, welche in Wein- und Hopfen-Bergen und Gärten geſchehen müſſen.

Bey gutem harten Wetter kann man den Dünger in die Wein- und Hopfen-Berge führen und ausbreiten. Es iſt aber die beſte Zeit, die Weinberge zu düngen, vor Winters, und im Winter bis Lichtmeſſe; doch iſt das Ende des Winters bis in den Frühling, auch nicht gänzlich zu verwerfen. In gemäßigt warmen Ländern kann man die Erde um die Rebwurzeln umhacken, und alles überflüſſige und ſchädliche wegräumen; in kalten Ländern aber wird ſolche Arbeit bis in den Febr., oder gar in den März, verſchoben. Wenn das Wetter gelinde, und der Boden ziemlich trocken iſt, kann man in hohen und ungedeckten Gebirgen, bey abnehmendem Mond, die Reben beſchneiden; auch Reben einlegen oder ſtürzen, und in ſandige Erde verpflanzen. Bey ſtarkem Froſte muß man die Weinreben mit trocknem Kuhmiſt, welcher mit trockner Erde vermiſcht iſt, bedecken, damit bey Aufthauung des Schnees, das Fette die Wurzeln ſtärken könne. Endlich können auch, bey ſtarkem Froſte, Weinpfähle, Stäbe und Latten, woran die Weinſtöcke mit der Zeit geheftet werden ſollen, bey abnehmendem Mond aus den Wäldern geholet, und gehörig geſpalten werden, da man ſie denn, wenn man nichts nöthigeres zu thun hat, ſpiʒen oder ſchärfen, und am Feuer anbrennen und abhärten kann.

VIII. Verrichtungen in Wäldern, Förſten und Holzungen.

1. Die Brechung und Einſammlung der fichtenen, kiefernen und Lerchenbaum-Zapfen iſt, ſo fern

ſern es die Witterung nur irgend zuläſſet, in dieſem Monathe fleißig und ernſtlich zu betreiben.

Es hat zwar ſchon, beſonders in dem Falle, wenn man von vorgenannten Nadelholzſamenarten eine große Menge nöthig hat, die Brechung und Einſammlung dieſer Zapfen in den beyden vorhergehenden Monathen geſchehen, und der Anfang damit gemachet werden können. Wenn es aber an Tagelöhnern gemangelt, oder wenn eine eingefallene, lange dauernde ſtürmiſche und üble Witterung ſolches verhindert hätte, ſo kann die verſäumte Arbeit im Jan. und Febr. bey vorkommenden ſchönen und leidlichen Tagen noch vorgenommen werden. Da überdieß keine Fröſte den Samenkörnern in den Zapfen zu ſchaden vermögen, ſo iſt es allezeit ſicherer, und beſonders auch in Anſehung des Lerchenbaumes, zu bequemerer Ausmachung ſeines Samens beſſer, dieſelben lieber etwas länger an den Bäumen hängen zu laſſen, als ſolche zu frühzeitig abzunehmen.

2. Man hat ſich mit Ausmachung des Samens aus den eingeſammelten Zapfen zu beſchäftigen. Solches geſchieht in geheitzten Stuben, in welchen man vorher unter der Decke derſelben und an den Wänden herum, Horden oder Stellagen errichtet hat, worauf die Zapfen geleget und verbreitet werden, da ſich denn dieſelben vermittelſt der Stubenwärme öffnen, und, wenn man alsdann ſolche Zapfen nur ein wenig rüttelt, den Samen ſelbſt gut und rein fallen laſſen. Die Zapfen aber, aus welchen auf ſolche Art der in ihnen befindlich geweſene Same heraus gebracht worden iſt, können alsdann zur Heitzung dieſer Darrſtuben angewendet werden.

3. Man hat nach den vom Herbſte an eingeſammelten Zapfen, welche, wegen ihrer vorräthigen Menge, oder wegen des in den Herbſtmonathen eingefallenen anhaltenden Regenwetters, noch nicht haben ausgeklingelt werden können, fleißig zu ſehen, damit dieſelben an einem trocknen und luftigen Orte, wo ſie unverdorben und gut bleiben, aufbewahret werden. Sind dieſelben etwann bey Regenwetter,

und

und daher etwas feucht eingebracht worden, ſo muß man ſie ſehr dünn ausbreiten, auch zuweilen, vermittelſt eines Rechens, rühren und wenden laſſen.

4. Will man in dem nächſtkünftigen Frühlinge pflanzen, ſo fährt man mit Auswerfung und Verfertigung der desfalls nöthigen Löcher, in d. M., wofern die Witterung ſolche Arbeit verſtattet, fort. Man hat den Vortheil davon, daß die herausgeworfene und gefrierende Erde durch ſolchen Froſt locker gemacht, und zu der Anwendung bey dem Pflanzen in dem folgenden Frühlinge tauglicher und geſchickter wird.

5. Die Abfuhre des in den vorhergehenden Monathen geſchlagenen und gemachten Holzes aus den Gehauen und dem Walde, iſt in d. M., wo nöthig, noch ernſtlich zu betreiben, weil der zu ſolcher Jahrszeit harte und gefrorne Boden dieſelbe erleichtert, und zugleich verhindert, daß die Wege nicht ſo tief ausgefahren und ruiniret werden.

Die Holzſchläge werden gemeiniglich im Monath Oct., Nov. und Dec., wofern es die Witterung zuläſſet, vorgenommen, und gleich darauf ſind auch, oder wenigſtens in d. M., die noch zurück gebliebenen Klaftern ꝛc. völlig abzuführen, weil, bey längerer Verzögerung, die Holzſaat, welche noch im Frühlinge vorgenommen werden könnte, unterbleiben, und dem Beſitzer des Waldes dadurch ein Nachtheil entſtehen müßte. Gleiche Bewandtniß hat es mit dem Schlagholze; denn, wollte man mit deſſen Abtreibung bis in den Apr. oder May verziehen, auch deſſen Reiſig erſt im Jun. aufmachen, ſo iſt zu befürchten, daß die Sommerloden durch dieſes Reiſig wachſen, welche zarte Sprößlinge alsdann durch das Aufmachen großen Schaden erleiden. Ein gleiches geſchieht auch, wenn das aufgemachte Reiſig bis Aug. und Sept. auf dem Holzſchlage in Schock und Schoben liegen bleibt; denn, läſſet man erſt im Herbſte das Holz oder Reiſig wegführen, ſo müſſen nothwendig viele neu aufgeſchoſſene junge Sommerloden, oder friſcher Anflug des Tangelholzes durch Pferde und Wagen zu Grunde gehen.

6. Bey dieſer Holzabfuhre hat der Forſtbediente auf die Holzfuhrleute genaue Aufſicht zu haben, daß ſie nicht a) bey dem Abfahren, ihrer Bequemlichkeit oder anderer Abſichten wegen, verbothene Wege fahren, oder gar neue, durch die Waldung, und über die in vorigen Jahren wieder beſäete und bepflanzte Gehaue machen, und dadurch in den Hölzern Schaden thun, und junges Holz, welches ſich, ihrem ungereimten Vorgeben nach, ſchon wieder aufrichten und erhohlen ſoll, zu Boden fahren und umbringen; b) ſich nicht Deichſeln, Leiterbäume, Waſchſtangen, Peitſchenſtöcke, und anderes Nutzholz, bey dieſer Gelegenheit, zu ihrer eigenen Nothdurft, oder zum Verkauf an Andere, abhauen und mitnehmen; und c) nicht etwann, zur Erleichterung der Pferde, von den Klaftern Scheite in dem Walde liegen laſſen.

Eine ſehr nöthige und der Klugheit gemäße Vorſchrift für einen Förſter iſt, die jedesmahlige und dergeſtalt zu veranſtaltende Einrichtung der Wege zu dem Holzſchlage, und der Abfuhre des Holzes, daß ſie nicht im mindeſten ein neu angeflogenes Gehau treffen, und durch ſolches gehen; und den Fuhrleuten iſt durchgehends nicht zu geſtatten, daß ſie ſich einer andern, als der ihnen angewieſenen, Straße bedienen. Er muß ſo viel Einſicht haben, daß er den Fuhrleuten nicht traue, noch weniger ſeiner Wiſſenſchaft die Schande mache, daß er dem Wiederaufſtehen des niedergetretenen und zu Boden gefahrnen jungen Holzes, Glauben beymeſſen wollte; er muß vernünftiger denken, auch klüger und verſtändiger handeln, und die gemachten Gehaue vor dergleichen Verderben bewahren.

In Anſehung des im Vorhergehenden angeführten zweyten Punctes, wird ein Revierjäger oder Förſter die Einwendung machen, daß man faſt unmöglich den Fuhrleuten wehren könne, daß ſie nicht bey der Holzabfuhre einiges Nutzholz mit ſich gehen hieſſen, indem, zu Verhütung deſſen, zu jeder Fuhre ein Forſtbedienter erforderlich wäre. Allein, dieſe Einwendung verräth die unordentliche Wirthſchafts-Führung eines ſolchen Förſters. Denn in ſolchen Gegenden, wo eine kluge und ordentliche Einführung Statt findet,

läſſet

läſſet der vorſichtige Förſter die Abfuhre nicht einzeln und nach eigenem Belieben der Fuhrleute geſchehen, ſondern die beladenen Wägen ſo lange warten, bis alle übrige mit der Ladung fertig ſind; alsdann läſſet er alle zugleich, in ſeiner oder eines andern vertrauten und aufmerkſamen Forſtbedienten Begleitung, aus dem Walde auf dem vorgeſchriebenen Wege fahren. Hierdurch wird denn auch zugleich der Schade, welcher durch die Fuhrleute, durch Abwerfung einiger Scheite, zu Erleichternng der Pferde, öfters geſchieht, verhütet. Daß aber durch dieſes Abwerfen ein größerer Nachtheil, als man glauben ſollte, entſtehe, erhellet daraus, wenn man betrachtet, daß 2 bis 4 Scheite weniger dem Pferde keine merkliche Erleichterung verſchaffen; folglich wirſt ein ohne Aufſicht fahrender Knecht 10 bis 15, und zu Erreichung ſeines Zweckes, die ſtärkſten Scheite, ab, und zwar in ſolche Dickichte hinein, wo man dieſelben nicht leicht gewahr werden kann, wo ſie alſo unnütz verfaulen müſſen. Man ſetze nun den Fall; es würden 100 Klafter abgefahren, jeder Fuhrmann hätte 2 Klafter geladen, und würfe nur 10 Scheite ab, ſo betragen die 500 abgeworfenen Scheite, deren 130 auf eine Klafter gerechnet werden, ſchon 3 Klafter und 110 Scheite, welcher Schade beträchtlich genug iſt, welcher aber, wie geſagt, durch die Begleitung der allezeit zuſammen fahrenden Holzfuhren eben ſo leicht, als das erwähnte Ausſchneiden und Abhauen einiges Nutzholzes, gar füglich vermieden werden kann.

7. Im letzten Viertel dieſes Monathes, wenn kein Südwind wehet, oder kurz vorher gewehet hat, und ſonſt trocknes und reines Wetter iſt, kann man Bauholz fällen, welches viel dauerhafter iſt, und nicht ſo leicht wurmſtichig wird, als das bey wachſendem oder in vollem Monde gefällte, welches zu ſolcher Zeit voll Saft und Feuchtigkeit, und alſo auch dem Wurme mehr unterworfen iſt. Das windfällige und wipfeldürre Holz muß man bey dienlichem Wetter, das Reisholz zum Brennen im zunehmenden Monde abhauen, wofern es bald wieder wachſen ſoll. Das Daubenholz zu allerley Gefäßen, auch Schlitten- Wagen- und anderes Geſchirr-Holz, ingleichem

Latten, Zaun- und Weinpfähle, Hopfenſtangen, Schippen- Spaten- und Gabel-Stiele kann man ebenfalls in Vorrath, wie auch die benöthigten Reif-Stäbe und Reifſtangen, zu kleinen und großen Gebäuden, von Aeſchen, Eichen, Haſelſtauden, Ulmen, Weiden, Birken u. d. gl. bey abnehmendem Mond, gegen und in dem letzten Viertel, auf das ganze Jahr abhauen, und ihnen ſofort die Rinde abſchälen; denn alſo halten ſie an den Fäſſern etliche Jahre hindurch, da ſie im Gegentheil, wenn ſie in den Rinden ſtecken bleiben, viel eher verſtocken.

8. Endlich kann man auch Waldſtreu anfahren, die ſumpfigen Stellen der Fuhrwege damit auszufüllen.

IX. In Anſehung der Viehzucht,

iſt zu beobachten, 1. daß man das Vieh wohl warm halte, und in dieſer Abſicht die Ställe vor der Kälte verwahre, doch darf man ihm deswegen das Tages-Licht nicht völlig entziehen, denn ein allzu finſterer Stall iſt dem Viehe eben ſo wenig zuträglich, als ein kalter.

2. Darf das Vieh nicht zu kalt geſpeiſet oder getränket werden; das Tränken kann am zuträglichſten um 3 Uhr Nachmittags geſchehen.

3. Man muß das Vieh überhaupt mit guter und genugſamer Streu verſehen; dadurch erhält man auch den Vortheil, daß der Dünger vermehret wird. Um denſelben aber von der beſten Güte zu bekommen, kann man die Ställe, wenn ſie bis auf den unterſten Grund vom Miſte geſäubert ſind, 1 Fuß hoch, oder etwas darüber, mit gutem Erdmärgel beſchütten, und auf dieſen erſt das Stroh ſtreuen. Der Urin und andere Ausdünſtungen des Viehes ziehen ſich alsdann in dieſen Märgelboden, ohne daß das geringſte davon verloren geht, und derſelbe wird, wenn man ihn alle Jahre

Jahre heraus gräbt und auf die Felder führt, der fruchtbarſte Dünger werden; bey der wöchentlichen Ausmiſtung aber muß man nur das Stroh obenhin wegnehmen. An Orten, wo kein Märgel zu haben iſt, kann man ſich eines guten fetten Lehmes mit gleichem Vortheile bedienen.

4. Man muß das Vieh auch überhaupt bey lieblichem Sonnenſchein und warmen Tagen zuweilen aus den Ställen laſſen, weil durch dieſe Ergetzung und Auslüftung die Glieder gelenk bleiben und nicht krampfig werden.

5. Man muß alle Tage, ſo bald man aufſteht, und ehe man zur Ruhe geht, fleißig nach dem trächtigen Viehe und der jungen Zucht ſehen, damit, wenn eines oder das andere aufſtößig würde, man ſofort zu Hülfe kommen könne.

6. Man muß aber auch mit der Fütterung ſparſam umgehen, damit man um Lichtmeſſe wenigſtens noch die Hälfte davon vorräthig habe, weil dieſe Zeit für die Hälfte des Winters angenommen wird.

7. Was inſonderheit das Rindvieh betrifft, ſo muß fleißig nachgeſehen werden, ob die neuen Mägde auch die ihnen vorgeſchriebene Futterordnung beobachten. Wenn das Erbsſtroh, aus Mangel des Heues, zur Rindviehfütterung kommt, ſo wird es in dieſem und den vorhergehenden Monathen dazu als Häckſel geſchnitten, auch allenfalls mit anderm Strohhäckſel vermiſcht am nützlichſten verbrauchet. Auch muß dafür geſorget werden, daß ſtets Häckſel für den folgenden Tag in Vorrath ſey, damit der Fütterungsplan nicht verrücket, und das Heu vor der Zeit zu ſehr angegriffen werde. Hat man in der Winterung Wurzelgewächſe, z. B. weiße und gelbe Rüben, Runkel- (Mangold-) Rüben, oder Bete, zum Futter in Vorrath, ſo muß man fortfahren, ſie klein zu ſtampfen, und, mit Strohhäckſel vermengt, täglich zu geben,

weil ſie ſonſt durch Fäulniß zu ſehr vermindern und abnehmen. Paſtinaken dauern am längſten, und erfrieren nicht, wenn ſie in ihrem Lande gelaſſen, bey offenem Wetter in den ſpätern Monathen nach und nach heraus genommen, und zur Fütterung verbrauchet werden. Mit gekochten und zur warmen Tränkung beſtimmten Kartoffeln muß man mäßig verfahren. Wenn die einzige anhaltende Tränkung daraus gemachet wird, kann man dem Viehe gar leicht gefährliche Blähungen, Verſtopfung, und den Tod zuziehen. Die Ställe werden alle 14 Tage ausgemiſtet. Damit der Stand und das Lager der Thiere in den Winter-Monathen nicht gefährlich werde, muß der Miſt in den Ställen um den zweyten oder dritten Tag mit dem Miſthaken gleich gezogen werden, damit das Vieh nicht mit dem Hintern hoch, und mit dem Kopfe zu niedrig zu liegen komme, und ſich nicht damit in die Stricke oder Ketten verwirre und erwürge, auch das Verkalben der trächtigen Kühe dadurch verhütet werde. Wo vieles Vieh gehalten wird, da hat man auf dem Hofe ſo genannte Raufen, welche mit mancherley Strohe gefüllet werden, damit das Vieh in den Mittagsſtunden, bey leidlicher Witterung, in der freyen Luft freſſen möge. Eine ſolche Veränderung verurſachet, daß das ſchlechte Stroh, welches in den Ställen verachtet wird, von dem Viehe gern gefreſſen wird. Wenn das Rindvieh auf dem Hofe getränket werden muß, hat man darauf zu ſehen, daß bey den Waſſer-Trögen kein Eis ſey, worauf das Vieh fallen und Schaden nehmen kann. Es muß daher das Eis mit einer Axt rauh gehacket, oder mit Sand gut beſtreuet werden. Man kann auch das Eis mit Strohe oder langem Miſte beſtreuen, Waſſer darauf ſprengen, und beydes zuſammen frieren laſſen. Bey dem Tränken des Rindviehes auf dem Hofe muß die Ordnung ein für alle Mahl eingeführet und beybehalten werden,

daß

daß jeder Stall allein heraus gelaſſen werde, damit diejenigen Thiere, die einander unbekannt und keine Stallkameraden ſind, ſich nicht jagen und ſtoßen. So gehören z. B. Kälber und Ochſen nicht auf dem Hofe unter die Kühe. Der Bulle aber leidet keine Ochſen unter oder neben den Kühen, und würde aus Eiferſucht die Ochſen zu Schanden ſtoßen. Deswegen muß ein Stall nach dem andern zur Tränke, oder zum Freſſen aus den Raufen, auf den Hof kommen. Wo Weidevieh gehalten wird, und der Bulle darunter iſt, da fällt das Kalben der Kühe in ſehr verſchiedene Zeiten; man iſt daher genöthigt, die davon gefallenen Kälber in jeder Jahrszeit zur Nachzucht abzuſetzen, und ſorget daher hauptſächlich in den Wintermonathen dafür, daß die abgeſetzten Kälber warm gehalten und gehörig verpfleget werden.

8. Die Schweine werden in den Wintermonathen mit warmen Tranke unterhalten; ſie müſſen aber denſelben nicht zu heiß bekommen. Sie werden zwar, als ſehr heißhungerige Thiere, denſelben nicht verſchmähen, es werden ihnen aber die Gedärme dadurch verbrühet, daß ſie davon entweder verbutten, oder verrecken müſſen. Nebſt warmen Ställen müſſen die Zucht- und Leib-Schweine zum öftern hinreichende Streu bekommen. Da ſie mit Trank unterhalten werden, laſſen ſie viel Urin, wovon Stall und Miſt ſehr naß werden. Dieſem muß man mit fleißigem Unterſtreuen abhelfen. Wenn ſie naß liegen, leiden ſie von der Kälte, und kommen ſehr zurück. Wo, nach gemeiner Art, der Eber unter die Schweine geht, da kann, in Anſehung der Jahrszeit, keine Ordnung mit dem Ferkeln oder Werfen der Säue gehalten werden. Die vom ſpäten Herbſte an bis in die Wintermonathe fallenden Ferkel ſind wegen der Kälte ſehr ſchwer aufzubringen, und bezahlen ihr Futter durchaus nicht. Man ſollte alſo die zu ſolcher Zeit gefallenen Ferkel,

als ſo genannte Spanferkel der Küche überliefern, oder ſie in großen Städten verkaufen.

Da in vielen Wirthſchaften das ſo genannte After-Korn, worunter allerley kleines Geſäme iſt, den Schweinen vorbehalten wird, ſo ſollte es ihnen nicht roh, im ganzen ſowohl als im geſchrotenen Zuſtande, ſondern wohl gekocht, gegeben werden. Das kleine Geſäme wird nicht in der Mühle zerſchroten, und geht ganz unverdaut von den Schweinen in den Miſt, mit dieſem aber auf den Acker, wodurch er ſehr verunreiniget wird. Man muß ihn daher ſo lange kochen, bis er aufgeplatzt iſt, und alsdann auch den Schweinen zur Nahrung allein werden kann. Das Einquellen bis zum Platzen iſt eben ſo gut.

Wo Schweine in den Waldungen in der Nach-Maſt geweſen ſind, da werden ſie in d. M. wieder heraus genommen, und zum Hausſchlachten oder zum Verkauf beſtimmet.

9. In Schäfereyen muß man fleißig Acht haben, was täglich jung wird, und wie die Schafe überhaupt gefüttert werden. Man nimmt dazu gemeiniglich gedörrtes Laub von Aeſpen, Weißbuchen, Haſelſtauden, Weinreben, und Maulbeerzweige mit den Blättern; dazwiſchen kann man ihnen zuweilen Erbſen-, Linſen-, Buchweitzen- und Hafer-Stroh, auch dürre Schalen von Phaſeolen vorſchütten, das gute Heu und Grummet aber bis zur Zeit, da ſie lammen, aufheben. Man muß ihnen aber kein feuchtes Haferſtroh zu freſſen geben, weil man ſonſt dadurch verurſachet, daß ihnen die Wolle ausgeht. Hingegen legt man ihnen gern Erlenlaub vor, um zu ſehen, welche unter ihnen geſund ſeyn, oder nicht; denn die geſunden verzehren daſſelbe mit größter Begierde; diejenigen aber, die an der Lunge oder Leber einen Schaden haben, übermaulen daſſelbe entweder nur, oder freſſen ganz und gar nicht davon. (ſ. Th. I, S. 559.) Es gibt auch noch ein

ein Merkmahl einer Krankheit an den Schafen, wenn ſie nähmlich im Frühlinge die Wolle fahren laſſen, ehe man ſie ihnen abnimmt. Dergleichen anbrüchige Schafe nun müſſen bey Zeiten ausgezeichnet, und von den andern entfernet werden.

Den Schafen muß man auch zu dieſer Jahrszeit das Futter mit Salzwaſſer beſprengen. Bey gefror- nem Erdboden, und wenn die Saat mit keinem Schnee bedeckt iſt, kann man die Schafe mit gutem Nutzen darauf treiben, weil ihnen dieſe Nahrung nicht allein geſund iſt, ſondern weil man auch das andere Futter dabey erſparet.

X. Bey der Pferdezucht inſonderheit,

iſt 1. in Anſehung der ſtrengen Kälte, eben die Vorſicht nöthig, wie bey andern Viehſtällen, daß nähmlich durch Laden oder Strohdecken der Eingang bey den gegen Mitternacht ſtehenden Fenſtern verwahret werde; doch muß man durch die übrigen Fenſter genugſames Licht in dieſelben fallen laſſen.

2. Man muß die trächtigen Stuten mit hinlänglichem Futter verſorgen, doch nicht zu viel auf einmahl, ſondern es lieber öfter und in kleinen Portionen geben.

3. Es iſt ihnen auch ſehr dienlich, daß man ſie bey leidlicher und lieblicher Witterung über den andern Tag, ungefähr 1 Stunde lang, am Zügel auf eine Wieſe oder auf ein ebenes Feld führe; doch muß man ſie nicht frey laufen laſſen, noch viel weniger aber einſpannen.

4. Eine gleiche Ergetzung kann man auch den Füllen bey dergleichen Witterung, um die Mittagszeit, in dem Hofe erlauben.

5. Bey ſtrenger Kälte muß den trächtigen Stuten und den Füllen das Getränk mit etwas warmen Waſſer vermiſchet werden; welche Vorſicht auch andern Roſſen gar nicht nachtheilig iſt.

6. Weil die Pferde gemeiniglich am Ende d. M. ſich zu hären anfangen, ſo müſſen dieſelben wohl gepfleget, fleißig geſtriegelt und abgewiſchet, und überhaupt ſehr reinlich gehalten werden, damit ſie gut zunehmen und ſchön werden.

7. Will man die Pferde in d. M. beſchlagen laſſen, ſo iſt die Zeit des Neumondes, oder 3 Tage nach demſelben, am zuträglichſten dazu, weil ſie alsdann gute Hufe bekommen.

8. Die Arbeitspferde müſſen um dieſe Zeit tüchtig gefüttert werden, damit ſie Fleiſch und Kräfte genug zu der bevorſtehenden Arbeit bekommen.

XI. In Abſicht auf das Federvieh,

muß man 1. nunmehr die Vogel- Tauben- und Hühner-Häuſer und Neſter wohl zu reinigen und auszupuʒen anfangen, damit vornehmlich die Hühner und Tauben wieder legen können; den Miſt davon kann man in die Gärten dünn ausſtreuen.

2. Die Zuchtgänſe werden gegen das Ende d. M. etwas weniger gefüttert, damit ſie nicht zu fette und zum Brüten untaugliche Eyer legen. Damit ſie auch deſto zeitiger zu legen anfangen, müſſen ſie unterrupfet werden. Wo offenes Waſſer iſt, werden ſie täglich hingetrieben, um darauf einige Stunden zuzubringen.

3. Die Aenten verlangen, in Anſehung des Waſſers, gleiche Verpflegung. Bey tiefem Schnee bleiben ſie gern, wo ſie ſind. Daher muß ihnen täglich einige Mahl Waſſer in den Ställen vorgeſeʒet werden. Wo ſie nur ein Par Tage nicht reichlich Waſſer erhalten, ſo bekommen ſie dicke Kröpfe und ſterben.

4. Sollen die Hühner nicht zu ſpät und zu wenig legen, ſo müſſen ſie in warmer Stallung und reichlicher Fütterung gehalten, auch, wenn wegen des Eiſes kein offenes Waſſer auf dem Hofe zu finden iſt, ihnen täglich ein Par Mahl warmes oder lauliches Waſſer vor-

vorgeſetzet werden. Die Verabſäumung dieſes letzten Punctes bringt ihnen mit der Zeit auch dicke Kröpfe oder andere unheilbare Krankheiten, beſonders aber den Pfipps, zuwege. Damit ſie bald legen, kann man ſie mit Malz, oder mit gedörrten und geröſteten Früchten, als: geröſtetem Hafer, Erbſen, Hanfſamen, oder auch mit geröſtetem Brode, füttern, aber nicht überfüttern, weil ſie ſonſt mit dem Legen nachlaſſen. Deſto reichlicher kann man dasjenige Geflügel ſich anfreſſen und anſacken laſſen, welches man bloß zur Maſt hält; denn dieſes würde von ſparſamen Futter nie ſchön und ausgemäſtet werden. Dabey aber iſt wohl zu beobachten, daß demſelben das Futter, inſonderheit das Afterkorn, nicht nahe bey der Miſtſtätte vorgeſchüttet werde; denn weil ſolches, wie ich bereits oben, S. 52. erwähnt habe, mehrentheils voll Unkraut iſt, ſo könnte dieſes dadurch leicht unter den Miſt, und mit dieſem auf die Aecker kommen, wodurch aber unreines Getreide verurſachet, und der gute Same erſticket werden könnte. Eben ſo ſorgfältig muß man ſich hüten, Gänſemiſt unter den andern Dünger zu bringen, weil ſolcher allen Gewächſen ſchädlich iſt.

5. Es iſt nun auch die beſte Zeit, Kapaunen zu mäſten, und dieſes kann man am geſchwindeſten mit laulich gemachten Nudeln bewerkſtelligen. Auch glaubt man, daß ſie gern zunehmen, wenn man ihnen, ehe man ſie zu mäſten anfängt, die zwey Rückenfedern vorher auszieht.

6. Die Feldtauben müſſen reichlich gefüttert werden, ſonſt treibt ſie der Hunger zum Einfliegen auf fremde Böden, wo ſie weggefangen werden. Die Mondtauben aber müſſen bey dem Froſte etwas reichlicher, als ſonſt, gefüttert werden, damit ſie theils ihre Jungen nicht liegen laſſen, theils aber ihre Hecken alle Monathe richtig fortſetzen, und daß alſo beſtändig darauf Rechnung für die Küche gemachet werden könne.

Die Erinnerung wegen des Waſſers bey den Hühnern findet auch hier Statt.

XII. Bey der Bienenzucht,

muß man die ſeit den zwey vorhergehenden Monathen wohl verwahrten und verſorgten Bienen in ihrem Winterſchlafe oder in ihrer leichten Erſtarrung, ſo viel möglich, erhalten, damit ſie nicht vor der gewöhnlichen Zeit zu oft munter werden, ſich zu ſtark bewegen und zehren. Man muß aber auch dahin ſehen, daß ſie einen beſtändigen Zutritt der äuſſern Luft haben, und nicht erſticken, doch dergeſtalt, daß die ihnen ſo nöthige und angenehme Wärme nicht vermindert werde. Es ſind hierbey keine beſondere künſtliche Anſtalten zu machen, am allerwenigſten aber die Bienenkörbe oder Stöcke in die Erde zu graben, tief in Kaff, Heu oder Rocken zu ſetzen, oder wohl gar in Eisgruben zu bringen.

Bey gelinder Witterung müſſen die Körbe den Tag über, ſo lange der Schnee liegen bleibt, mit der Blechſcheibe, oder dem ſonſt gewöhnlichen Draht-Schieber verwahret ſeyn. Des Nachts öffnet man die Fluglöcher abwechſelnd ein wenig, damit die Bienen mehr Luft bekommen, und das Gewirk vom Schimmel frey bleibe; weiter öffnet man bey dieſer Jahrszeit nicht leicht ohne Noth.

Nach dem erſten Froſte werden die Bienenhäuſer durch angelegte Breter nur leicht bedecket; und wenn man eine ſtrenge, eindringende und anhaltende Kälte vermuthen kann, deckt man geflochtene Strohhüte auf die Körbe, man nimmt noch Rohrdecken und Baſt-Matten dazu, ohne den Zugang der Luft nach den Luft-Löchern dadurch zu verhindern. Bey dem Nachlaſſe eines ſo auſſerordentlichen Froſtes werden die allzu dichten Bedeckungen ohne Schaden vermindert, welches bey unvermuthet einfallendem Thauwetter, oder an-

anderer gelinder Witterung, ohne dies höchſt nöthig iſt. Die Strohdecken ſind, wegen der Mäuſe und anderer Winterfeinde der Bienen, abzuſchaffen; und in manchen Wintern, welche auſſerordentlich gelinde ſind, iſt es beſſer, die Bienen in den Gärten etwas freyer ſtehen zu laſſen, die man alsdenn wegen des Schneegeſtöbers und Platzregens dennoch mit den Matten nur leicht verhängen kann. Ein Mehreres von der Auswinterung der Bienen, ſ. im IV Th. S. 682, fgg.

In dieſem und dem folgenden Monathe werden bey gutem Wetter, neue Bienenhäuſer oder Schauer mit guten Rohrdächern angeleget, welche ihre Lage, mit Ausſchließung der übrigen, gegen Südoſt haben müſſen. Man ſchaffet, auſſer dem nöthigen Bienen-Geräthe, neue Körbe und Stöcke an, und läſſet gegen das Ende d. M. ſchon Bienen verſetzen, einkaufen, und bald verführen. Bey der Anlage der neuen Bienenſchauer iſt zu merken, daß zwey verſchiedene Bienenlager in einem Garten nicht zugleich gehalten werden müſſen, weil, wenn die eine Flucht der Bienen durch die andere geht, wie es leicht geſchieht, wegen des ſtarken Honiggeruches der eine Theil zu Raubbienen des andern wird. Eben dieſer unglückliche Umſtand findet ſich, wenn in etlichen nahe an einander ſtoßenden Gärten Bienenhäuſer, welche eine verſchiedene Richtung haben, befindlich ſind.

Endlich muß man ſich auch jetzt Vorrath von neuen Bruten verſchaffen.

XIII. In Anſehung der Fiſcherey,

müſſen 1. in dieſem und dem folgenden Monathe die zugefrornen Teiche hin und wieder fleißig aufgeeiſet, und dabey große Löcher in das Eis gehauen, oder ſo genannte Wuhnen (Wuhlen) gemachet werden, damit die Fiſche recht Luft bekommen. Dieſes muß um ſo

viel öfter geſchehen, je dicker das Eis iſt, vornehmlich aber, wenn die Teiche keinen Zufluß von friſchem Waſſer oder von Quellen haben, welche das Waſſer an einigen Orten an und für ſich ſelbſt offen erhielten.

Dieſe Arbeit des Aufhauens kann man ſich dadurch erleichtern, wenn man in die Löcher oder Wuhnen dicke, aus langen und ganzen, nicht ſehr zerquetſchten Stroh, wovon die Aehren abgehauen ſind, verfertigte und 2 bis 3 Mahl gebundene Bündel, mit dem dünnen Theile der Strohhalme hinein ſetzt, ſolche allenfalls mit einem Pfahl, welcher der Länge nach durch das Bündel geſtoßen wird, befeſtiget und ſo aufrecht ſtellet, daß die weitern Stürzel oben über das Eis heraus gehen. Denn wenn auch gleich das aufgehauene Loch um das Bündel herum und das Waſſer zwiſchen den Strohhalmen wieder zufrieren ſollte, ſo hat doch die Luft ihren freyen Zugang unter das Eis durch die Strohhalme und Röhrchen; die Fiſche verſammeln ſich darunter und ſchöpfen Luft, und ſolcher Geſtalt erſticken ſie nicht; denn auch bey dürrem Stroh behalten die daran befindlichen Knoten Poros, daß die Luft hindurch kann.

2. Man muß die Teiche beſtändig, ſo viel als möglich iſt, bey vollen Waſſer erhalten, damit dieſelben bey ſtrenger Kälte nicht zufrieren, und die Fiſche, wegen Mangel des Waſſers, mit den Floßfedern am Eiſe hängen bleiben.

3. Man muß bey Zeiten gute Behälter zubereiten, damit die Fiſche bey einem des öftern Aufeiſens ungeachtet ſich dennoch eräugnenden Aufſtande (*) ſo viel möglich, gerettet, und die aufſtehenden in ein anderes gutes Waſſer gebracht werden können. Wenn aber Thauwetter iſt und das Waſſer zuläuft, muß man fleißig Acht haben, daß ſolches nicht auf das Eis trete, ſonſt

(*) Wenn die Fiſche in einem zugefrornen Teiche, worauf entweder viel Schnee gefallen iſt, oder bey einem Thauwetter viel Waſſer ſtehen bleibt, mithin das Eis auf die Fiſche drückt, und ihnen die Luft benimmt, oder wegen verderbten Waſſers, aus ihrem Winterlager in die Höhe kommen, zu den Wuhnen treten, und Beſſerung ſuchen: ſo wird dieſes ein Aufſtand genannt.

ſonſt drückt es daſſelbe zu Boden, und erſtickt die Fiſche, und muß man alsdann beſtändig bey dem Ablaſſe räumen und öffnen, damit das überflüſſige Waſſer ablaufe. Wo aber die Teiche mit Schilf verwachſen ſind, muß man daſſelbe jetzt aushauen oder ausmähen, und man kann ſich deſſelben hernach zum Einſtreuen unter das Vieh bedienen.

4. Die Fiſchhäuſer, Fiſchkaſten und Behälter, wo die Karpfen und die Beſatzung (der Karpfenſatz, d. i. der zweyjährige Same der Karpfen,) überwintert werden, müſſen ſorgfältig in Acht genommen werden, daß ſie nicht zufrieren.

5. Wo es nöthig iſt, kann man jetzt Bäume und anderes Holz herbey ſchaffen, um dasjenige im Frühlinge wieder auszubeſſern, was etwann das Waſſer und die Güſſe an Dämmen, Rinnen, Schlägeln (Zapfen), Rechen u. d. gl. Schaden gethan haben möchten.

XIV. Bey der Jägerey und dem Weidwerke,

kann man 1. nunmehr, weil die Wölfe im Anfange d. M. ſtreichen (ſich nach der Begattung ſehnen und wirklich begatten), die Wolfsjagden anſtellen, und die Wolfsgruben, inſonderheit wenn kaltes Wetter iſt, wohl beſtellen.

2. Bey friſchem Schnee muß man die Marder, Fiſchotter, Katzen und Jltiſſe, als ſchädliche Raub-Thiere, fleißig ausſpüren und wegfangen, weil ihre Bälge um dieſe Zeit gut ſind, und der heran nahende Frühling ihre Vermehrung allzu ſehr befördern möchte.

3. Man kann auch noch Haſen und Füchſe jagen, fangen und ſchießen; hernach aber muß man ſolches unterlaſſen, weil ſie im künftigen Monathe ſich zu paren anfangen.

4. In Wäldern, wo die Sonne anſcheint, muß man das hohe Wild mit Heu füttern, und für die Haſen, wo nicht viel Heu übrig iſt, Birkenreis zu ihrem Unterhalte abhauen. In eben der Abſicht muß man auch den Schweinen nach der Begattung an bequemen Orten Fütterung hinſchütten.

5. Gleiche Aufmerkſamkeit muß man auch auf die Faſanen in ihren Gehägen wenden, weil ſie ſonſt wenig Futter finden.

6. Nun iſt auch die Zeit, den Krammetsvögeln auf den Herden, und den Meiſen auf Leimruthen nachzuſtellen. Die Finken, welche auf die Miſtſtätten fallen, geben gute Singvögel ab, wenn ſie in d. M. gefangen werden. Man kann ſich dazu entweder einer Schlagwand, oder, nach Art der Bauern, bloß einer Reuter bedienen; ſie müſſen aber hernach nicht mit Hanf, ſondern mit Rübeſamen gefüttert werden, ſo fangen ſie nicht allein zeitig an zu ſingen, ſondern laſſen ſich auch, wenn man will, verhalten. Läſſet man ſie nach verrichtetem Geſange wieder fliegen, ſo kann man verſichert ſeyn, ſie im folgenden Jahre im Schnee wieder zu finden, weil es lauter alte Standvögel ſind, welche dieſe Gegend nie verlaſſen.

7. Bey friſch gefallenem Schnee können jetzt die Repphühner mit dem ſogenannten Schneenetze gefangen werden. Denn, wenn der Schnee ungefähr anderthalb Spannen hoch liegt, und ſich ballen läſſet, finden ſich die Repphühner auf den Weitzenäckern ein, und ſcharren ſo tief unter den Schnee, bis ſie zu ihrem Geäß auf die grüne Saat kommen; daher ſie alsdenn am leichteſten mit dem Netze zu überziehen ſind; es muß aber der Zug gegen die Luft, und ſo ſchnell als möglich, auch von zwo Perſonen geſchehen, welche weiße Hemden über ihre Kleider anhaben, und es darf dabey weder ſehr windiges Wetter, noch der Schnee gefroren ſeyn.

8. Die

8. Die Hundsſtälle muß man um dieſe Jahrszeit warm halten, bey lieblichem Wetter aber kann man die Hunde um die Mittagszeit heraus, und in den Zwinger laſſen, damit ſie ſich an der Sonne etwas erwärmen. Endlich

9. kann man auch nun den zum Jagdzeuge benöthigten Vorrath an Forkeln, Hefteln, Schlägeln, Hacken, und andern Geſchirrholze, anſchaffen.

XV. Was die häuslichen Geſchäfte betrifft,

ſo muß 1. da in den meiſten Gegenden mit dem Schluſſe des alten Jahres das Geſinde ab- und neues zuzieht, daſſelbe gleich bey dem Eintritt in den Dienſt unterrichtet werden, was es in Anſehung der Sittlichkeit ſowohl, als auch ſeiner beſondern Arbeiten, zu beobachten hat.

2. Das ſchon ausgedroſchene und auf den Boden aufgeſchüttete, hauptſächlich aber das alte Getreide muß alle Wochen einmahl fleißig umgewendet oder umgeworfen werden; denn auſſer dem, und wenn es nicht dünn aufgeſchüttet iſt, erhitzt es ſich leicht über einander.

3. Weil bey gegenwärtiger Jahrszeit überhaupt gut dreſchen iſt, ſo kann man in dieſem und dem folgenden Monathe Heidekorn zum Samen dreſchen; wobey anzumerken iſt, daß der kleinſte Heidekornſame der beſte zum ſäen iſt. Ferner muß man das noch im Stroh ſteckende Getreide bey kalter Witterung vollends ausdreſchen laſſen, und alſo dadurch dem Schaden vorbeugen, welchen die Mäuſe in den Scheunen anrichten könnten. Vornehmlich muß man nunmehr die Erbſen völlig ausdreſchen, weil weiterhin daſſelbe Stroh dem Viehe nicht nützlich iſt. Nicht weniger kann man öfters die Getreideproben dreſchen laſſen, beſonders da das Getreide zuweilen wenig ausgeben möchte. Ueberhaupt hat man auch auf die Dreſcher

fleißig Acht zu haben, daß dieſelben wohl und rein ausdreſchen. Die Körner müſſen gehörig geſäubert, und jede Art Getreide beſonders aufgeſchüttet werden.

4. Man kann jetzt auch die Obſtkerne an einen warmen Ort ſetzen, und dieſelben im künftigen April, wenn ſie 5 bis 6 Blätter bekommen haben, im abnehmenden Monde hinaus verſetzen, und alsdann fleißig mit Miſtwaſſer befeuchten.

5. Man muß das Stroh ordentlich in Bünde oder Schütten binden, und in die Scheunen ins Trockne bringen; die Ueberkehr und Spreu ebenfalls fleißig abtragen, und an gehörigen Orten verwahren, damit man dem Viehe die Siede damit vermiſchen könne.

6. Man kann in dieſem und den zwey folgenden Monathen einen Vorrath von Mehl in ſeine Haushaltung mahlen laſſen. Doch iſt es noch rathſamer, ſolches vor der eintretenden ſtrengen Kälte zu thun, denn bey derſelben wird gemeiniglich nur wenig und ſprödes Mehl gemahlen.

7. In der erſten Hälfte des Monathes müſſen Maſtſchweine und anderes gemäſtetes und zur Haus-Bedürfniß beſtimmtes Vieh aufs ſpäteſte abgeſchlachtet ſeyn, weil es bey der großen Kälte nicht allzu wohl mehr zunimmt. Brauereyen und Branntweinbrennereyen machen aber Ausnahmen, weil Träber und Branntweinſpühlicht in vielen Gegenden zur Vieh-Mäſtung allein am nützlichſten zu gebrauchen ſind. Das Fleiſch wird eingeſalzen oder geräuchert.

8. Bey guter Schlittenbahn muß das Brennholz für das ganze Jahr angefahren, auch Bauholz, Steine, und andere Baubedürfniſſe zu künftigem Gebrauch herbey geſchaffet werden. Kann man aber wegen ſchlimmen Wetters keine Holzfuhren vornehmen, ſo läſſet man das Geſinde zu Hauſe Holz ſpalten und

in

in Stöße ſetzen, das Reisholz zu Stuben- und Backofen-Bündeln hacken, und an gehörige Orte auf einander ſchlichten.

9. Es iſt ſehr dienlich, ſich in d. M. gelegentlich einen Vorrath von allerley hölzernen Werkzeuge, welches man ſowohl im Hauſe, als bey dem Feld- und Gartenbau nöthig haben könnte, als: allerley Leitern, Stiele zu den Miſt- und Reich-Gabeln, Aexten, Hauen, Getreide- und Gras-Senſen, Rechen, Bäume, Siebe, Körbe, u. d. gl. machen zu laſſen.

10. Die Rüſtwägen, Karren, Pflüge, Egen, Pferdegeſchirre und anderes nothwendiges Zeug, können jetzt auch am füglichſten ergänzet und verbeſſert werden. Nicht weniger kann man ſich

11. einen Vorrath von Strohbändern, die man zur künftigen Aernde braucht, oder andere Strohſeile, verfertigen, doch muß man dieſelben vor Ratzen und Mäuſen ſorgfältig verwahren.

12. Wenn man jetzt den Samen zum Sommer-Getreide und andern Sommerfrüchten fleißig reiniget, ſo erſparet man ſich dadurch die verdrießliche Arbeit des Ausgätens im Felde, welche noch überdies Schaden verurſachen kann, ſo unumgänglich nothwendig ſie auch iſt.

13. Der Flachs, welcher bisher noch in den Knoten geblieben und an einem trocknen Orte aufbehalten worden iſt, kann nunmehr vollends ausgemachet werden.

14. Den ſeit Martini gemachten und geſammelten Miſt kann man nun umwerfen, und das oberſte zu unterſt kehren, damit das oben gelegene nicht verſchimmle, ſondern unter ſich komme, und ebenfalls in Fäulniß gehe, und derſelbe alſo durchgängig wohl gekocht ſey, wenn man ihn hernach auf die Wieſen und Aecker führen, oder in die Gärten gebrauchen will.

15. Jetzt

15. Jetzt kann man auch die heimlichen Gemächer räumen, und den Unflath auf die Wieſen, vornehmlich an ſolchen Orten, wo ſonſt nicht viel wächſt, ſo dünn als möglich von einander ausſchütten laſſen. Dieſer Dünger iſt auch den alten Bäumen ſehr nützlich, wenn man ihn einen guten Fuß weit vom Stamme, aber nicht auf die bloßen Wurzeln, ſchüttet. Wem aber davor ekelt, der kann ihn in eine beſondere Grube zuſammen ſchütten, und erſt unter freyen Himmel verduften laſſen, ehe er ihn gebraucht.

16. Bey gutem Winterwege kann man auch jetzt das Getreide auf die Wochenmärkte zum Verkauf führen. Dieſer und der folgende Monath ſind auch die beſte Zeit, das gedörrte und gebackene Obſt, Sauer-Kraut, Möhren und Rüben zu Markte zu bringen.

17. Wenn die Kälte in dieſem und den beyden folgenden Monathen nicht allzu groß iſt, kann man Malz auf das Lager machen, muß aber dabey wohl zuſehen, daß die Gerſte im Keimen keinen Schaden leide.

18. Man kann ſich auch jetzt mit Branntwein-Brennen beſchäftigen, ſowohl aus Getreide und andern Feldfrüchten, als auch aus Wein- und Bier-Hefen, Malzſatze, übergebliebenem Keſſelſpühlicht, wie auch aus Wachholderbeeren oder Hagebutten, wenn der Reif ſolche wohl mürbe gemacht hat.

19. Auch muß man jetzt Rübe- Hanf- Lein- und Rettig-Samen, ingleichem Nüſſe, zu Oehl ſchlagen.

20. Die Feuermauern und Rauchfänge, auch Räucherkammern, müſſen um dieſe Zeit gefeget werden, und es muß überhaupt den ganzen Winter über fleißig nach dem Feuer geſehen werden, daß daſſelbe keinen Schaden anrichte. Es iſt daher ſehr dienlich, in jedem Hofe ein Par Feuerhaken, etliche lange Leitern, und andere zum Löſchen nöthige Geräthſchaften in Vorrath zu haben; und ein vorſichtiger Hausvater wird niemahls zuerſt zur Ruhe eilen, ſondern nachdem ſein

ſein Geſinde und Kinder zu Bette ſind, erſt mit einer Laterne in den Ställen und Scheunen genau nachſehen, ob mit dem Lichte vorſichtig umgegangen worden; unterdeſſen daß die ſorgfältige Hausmutter mit gleicher Aufmerkſamkeit in der Küche und in den Oefen zuſehen wird, ob das Feuer gehörig ausgelöſchet, die Aſchen-Behältniſſe vor allem Zug bewahret, und die Haus- und Hof-Thüren verſchloſſen worden ſeyn.

Da in dieſem Monathe, wie in den Wintermonathen überhaupt, die Feuerung in den Stubenöfen die ſtärkſte iſt, ſo muß alle Sonnabend auſſerhalb des Ofenloches von derjenigen Perſon, welche das Einheitzen verrichtet, der Rahm oder Ruß mit dem Beſen, ſo weit die Arme reichen, abgefeget werden, welches auch in den übrigen Monathen geſchehen muß. Die Feuermauer oder der Schorſtein muß nach Verhältniß des zur Feuerung gebrauchten Holzes, und ihrer Menge, alle 4 bis 6 Wochen gekehret werden. Nadel-Holz gibt und legt mehr Ruß an, als das Laubholz. Wo erſteres gebraucht wird, da muß deſto öfter gefeget werden.

Zur Aufbewahrung der Aſche müſſen feuerfeſte Behältniſſe beſtimmt ſeyn, und ſelbige jeden Sonnabend, oder, nach Beſchaffenheit des Einheitzens, wohl zwey Mahl wöchentlich, aus dem Ofen geräumet werden.

Des Abends müſſen die Ofenthüren zugemachet werden, damit die Katzen aus der Aſche nicht glimmende Kohlen in ihren Haaren mit fort tragen, und die Gebäude anzünden. Die Küche muß ihnen aus gleicher Urſache verſchloſſen ſeyn, damit ſie ſich nicht in die heiße Aſche des Feuerherdes legen.

21. Wenn durch Ziegeldächer von dem Winde Schnee getrieben worden, ſo wird er von den Böden abgekehret, damit er nicht von einem unvermutheten Thauwetter zerfließe.

22. **Das Eis um die Brunnen herum** muß alle Morgen fleißig aufgehauen werden, damit weder Menſchen noch Vieh, hauptſächlich das trächtige, gleite oder falle.

23. Den Katzen und Mäuſen muß man jetzt mit Gift und Fallen nachſtellen, ehe ſie Junge hecken, und ſich zu ſehr vermehren.

Eine emſige Hausmutter beſorget, 24. daß von dem durch das Hausſchlachten erhaltenen Talge, Lichter gegoſſen und gezogen werden, und verhütet dabey, daß ſie nicht in allzu kalten Gemächern vom Froſte aufgeriſſen werden und zerbröckeln.

25. Wenn das weibliche Geſinde nicht in allen Tagesſtunden in Ställen und auf dem Hofe zu thun hat, ſo muß es, wie in den Früh- und Abend-Stunden, welke Rüben ſchneiden, oder Federn ſchleiſſen, vornehmlich aber fleißig ſpinnen, damit noch in d. M. Garn zum Weber gebracht werden könne. Das Auslaufen in die Spinnſtuben auſſerhalb des Hauſes, iſt Herrſchaften und Dienſtbothen äuſſerſt ſchädlich.

26. Iſt in den vorhergehenden Monathen noch kein Flachs, Hede oder Werrig, zum Spinnen für Lohn auſſerhalb des Hauſes ausgegeben worden, ſo muß nicht länger damit geſäumet werden. Je ſpäter es geſchieht, deſto ſpäter erhält man das Garn, und wird mit dem Verweben und Bleichen aufgehalten. Die Hausmutter muß auch ferner

27. fleißig nach dem Vorrathe an Butter und Käſen ſehen, und ihre Haushaltung darnach einrichten, damit ſie mit denſelben ſowohl, als mit dem Fleiſche und Zugemüſe weder zu karg noch zu verſchwenderiſch umgehe. Es iſt daher ihre Pflicht, nicht allein vor Winters einen hinlänglichen Vorrath von grünen und eingeſäuerten Gartengemüſe anzuſchaffen, ſondern auch in Anſehung des gegenwärtigen Verbrauches derſelben eine kluge Eintheilung zu machen, daß diejenigen Sorten, welche ſich am wenigſten halten, am erſten verſpeiſet werden. In dieſer Abſicht kann ſie entweder im Sept. ein Stück Gartenfeld mit Schnittkohl beſäen, oder einen Vorrath von dem gebau-

bauten Braunkohl in ein Gartenfeld dicht an einander einſchlagen, und daſſelbe vor das Eindringen der Kälte mit Strohmatten bedecken laſſen. Ferner kann ſie in den Kellern oder in Einſetzgewölben eine genugſame Quantität Werſigkohl, Weißkohl, Kohlrüben, weiße und gelbe Rüben, Paſtinaken, Peterſilienwurzeln, Dickwurzeln und Erdäpfel in Sand einſchlagen, und zum künftigen Gebrauch verwahren. Von dieſen angezeigten Arten halten ſich die vier letzten am längſten. Wenn nun die grünen Gartengemüſe verſpeiſet ſind, kann ſie die eingeſäuerten Mangoldrippen, ſaure grüne Bohnen, ſaure Rüben und Sauerkohl angreifen; die Hülſenfrüchte, als: Erbſen, Linſen, Bohnen, Hirſe, Buchweitzen, gedörrte grüne Erbſen, und das gebackene Obſt, müſſen aber, weil ſie ſich am längſten aufheben laſſen, bis auf die letzt verſparet, oder nur ſelten zwiſchen der Zeit angegriffen werden.

28. Sie hat ferner ſorgfältige Aufſicht zu haben, daß die Bier- und Kofent-Gefäße rein gehalten, und nicht dumpfig werden. Ueber dies muß ſie auch

29. die Viehſtälle fleißig beſuchen, damit ſie ſehe, ob auch die Kühe recht ausgemolken werden, und das alte ſowohl als auch junge Vieh in allen Stücken ſeine gehörige Fütterung und Wartung erhalte.

XVI. Bey der Küche,

iſt 1. in d. M. das Schweinfleiſch aus dem Salze, Würſte u. d. gl. am beſten, weil im Dec. und Jan. das meiſte gemäſtete Vieh geſchlachtet wird. Das geräucherte Fleiſch und die geräucherte Würſte müſſen in Zeiten aus dem Rauche genommen werden, damit ſie darin nicht zu hart, und bis zum Holzgeſchmack geräuchert werden. Die Würſte beſonders müſſen nur ſo lange im Rauche hängen, bis die äuſſere Schale durch mäßigen Rauch trocken geworden iſt. Sie werden, ob ſie gleich alsdann noch weich ſind, heraus genom-

nommen, und dahin gehängt, wo ſie von der Zugluft berühret, und davon nach und nach gehärtet werden.

2. Viele Speiſebedürfniſſe müſſen wider das Frieren geſichert werden, damit ſie nicht ihren guten Geſchmack verlieren; z. B. die Würſte, Knack- Schlack- Leber- und Blutwürſte, bekommen einen kurzen oder krümelichten Geſchmack, wenn ſie im Rauche vom Froſte berühret werden; es iſt daher in Anſehung derſelben das Schlachten in den Wintermonathen gefährlich. Die Würſte des ſpätern Herbſtes ſind der Gefahr des Frierens nicht ausgeſetzt. Wenn daher in den Wintermonathen die Würſte in ſehr kalten Nächten gefrieren ſollten, ſo kann man ſich nicht anders helfen, als daß in ſelbigen ein ſtarker Schmauch auf dem Herde von nicht allzu trocknen Spänen unterhalten werde.

3. Man muß dafür ſorgen, daß die zum Räuchern vorzubereitenden Speckſeiten und Schinken in ihrer Salzlacke nicht frieren, weil alsdann das Salz nicht eingreifen kann. Mit den übrigen zum Räuchern beſtimmten Fleiſcharten hat es gleiche Bewandtniß.

4. Käſe und Brod müſſen ebenfalls wider das Gefrieren geſichert werden. Der Käſe verliert von dem Froſte ſeinen guten Geſchmack, und wird krümelicht. Mit dem Brode iſt es eben ſo; und durch davon entſtehende Krümeln wird auf dem Geſindetiſche viel umgebracht.

5. Die Milchkammer muß nach Nothdurft geheitzet werden. Bey der Kälte gibt die Milch zu wenig Sahne. Hiervon entſtehen zwar beſſere Käſe, man bekommt aber deſto weniger Butter.

6. Die Obſtkammern erfordern große Aufmerkſamkeit, daß das Obſt nicht friere. Man ſetzt Teller oder Schüſſeln mit Waſſer auf den Boden derſelben; ſo bald ſich auf dem Waſſer die geringſten Eisſchelfern äuſſern, iſt es Zeit, das Obſt hinlänglich

zu

zu zudecken, oder daſſelbe, in Kiſten eingepackt, in Keller, oder ſolche Gemächer, wo der Froſt nicht eindringen kann, zu bringen.

7. Alle Flüſſigkeiten in Bouteillen, Kruken und allerley Gefäßen, ſind dahin zu bringen, wo ſie nicht gefrieren, und die Aufbewahrungsgefäße nicht von der Kälte zerſprenget werden können.

8. Mit allen Dauerſpeiſen wird räthlich umgegangen, damit ſie nicht zu früh verthan werden, und in den Sommermonathen kein Mangel daran ſey.

9. Hat man, das Winterobſt gut abzuſetzen, nicht Gelegenheit gehabt, ſo wird es theils nach ausgezogenem Brode in den Backöfen immer noch gedörret, theils grün gekocht und verſpeiſet. Deswegen muß man es alle 14 Tage, da es zuvor wohl alle Wochen geſchehen mußte, verleſen, und das anfaulende, oder dasjenige, was ſeinen Sorten nach nicht mehr dauern kann, ausgeſuchet werden.

10. Es wird noch allerley Fleiſch in friſchem Zuſtande von zahmen Thieren in der beſten Güte, wie die Fiſche, verſpeiſet; Aenten und Gänſe ausgenommen; es wäre denn, daß erſtere von einer ſpäten Brut und gut gemäſtet, gewählet würden. Die Gänſebraten haben in d. M. den ſchlechteſten Geſchmack. Man hat eine Art Herbſthühner, welche, nach gehöriger Mäſtung, in dieſem und auch wohl im folgenden Monathe gar gut zu ſeyn pflegen. Die fetten Kapaunen und Poularden ſind in dieſem, wie in dem vorigen Monathe, noch am beſten. Die Faſanen werden, bey wohl behandelten Revieren, auf den Kammern aufbehalten, und jederzeit nur Hähne verſpeiſet, welche in dem Herbſte, bis es einwintert, am feiſteſten und delicateſten ſind, nähmlich ſo lange ſie grüne Saat und Eicheln genießen. Repphühner ſind um dieſe Zeit auch noch gut eßbar und feiſt, in ſo fern dieſelben zu der grünen Saat kommen können; bey hartem Froſt

und Schnee aber ſind ſie mager, und müſſen gefüttert werden, da hingegen diejenigen, welche auf der Kammer wohl abgewartet werden, eßbar bleiben. Schnepfen, Krammetsvögel und Droſſeln gibt es im Januar nirgends, als nur in den wärmſten Gegenden Italiens. Von Schwarzwildbret iſt nur die Bache gut, wenn offener Boden iſt, daß die Sauen brechen können; iſt aber harter Froſt und viel Schnee, auch im Herbſte vorher keine Eichel- und Buch-Maſt geweſen, ſo werden auch die Bachen in d. M. ſchon geringer, als welche im Dec. gebrunſtet, und alſo aufgenommen (empfangen) haben. Wegen dieſer kurz vorher gegangenen Brunft ſind auch die Keiler durchgängig ſo geringe, wie die Hirſche im Oct., folglich zum Eſſen ſo wenig im Jan. als im Febr., tauglich. Teichfiſche, als: Karpfen, Hechte, Barſche, Karauſchen, Forellen, ſind gut; Aale und Krebſe hingegen taugen nicht, und letztere nur mit zu Coulis. Von Seefiſchen, ſind Sander, Moränen, Schnäpel, Auſtern, Muſcheln, Bricken ꝛc. ſehr gut.

11. Aus den Winterungen (d. i. den für den Küchengebrauch, in den Wintermonathen wider den Froſt in grünem Zuſtande in Kellern, Gewölben, Erd- oder Sandgruben ꝛc. aufbewahrten Gewächſen,) theils auch aus den Gärten, ſind noch alle Gartengewächſe, als: alle Kohlarten, weiße und gelbe Rüben, Endivien u. ſ. f. zum Küchengebrauche vorräthig und brauchbar.

12. Für den Nachtiſch hat man in d. M. folgendes Tafelobſt:

A. Aepfel: graue und weiße Reinette; weiße Winter-Calville; Drap d'or, oder Characterapfel; gelbe engliſche Reinette; franzöſiſche Reinette; Menskoops ſüßer Apfel; Preſent royal; Fenouillet; Pomme doux; Haute bonté; Parmain; Pigeon; Borsdorfer; Pipping; Api, und Eisapfel.

B. Birnen: die groſze und runde Ambrette; Winter-Beurré gris; le gras Muſc; l'Echaſſerie; Poire de Ronville; Saint Michel verte; Virgouleuſe, oder Chambrette; Epine d'hyver; St. Germain; Colmar; le Portail; le Satin verd; la Reine d'hyver.

C. Nuſzartige Früchte: Lamberts- und Zeller-Nüſſe; Wallnüſſe; Kaſtanien; Krackmandeln.

XVII. In Anſehung der Witterung dieſes Monathes,

haben die Alten folgende Anmerkungen und Beobachtungen gemacht.

1. Wenn der Winter, und inſonderheit dieſer Monath, ungewöhnlich gelinde iſt, ſo folgt gemeiniglich ein rauher und harter Frühling, alsdann aber ein heiſzer Sommer. Wenn daher vor und in dem Jan. nicht viel Fröſte und Schnee kommen, ſo kommen ſie dagegen gemeiniglich im März und April.

2. Wenn die Sonne den 21 Jan. in das Zeichen des Waſſermannes tritt, und zugleich das Zeichen des Steinbockes berührt, ſo erfolgen unangenehmes und ungeſundes Wetter, ſtarke Kälte, heftige ſchneidende Winde, und zuletzt Regen oder Schnee.

3. Die Witterung des 1 Jan. bedeutet den Auguſt; des 2 Jan., den Sept.; des 3 Jan., den Oct.; des 4 Jan., den Nov.; des 5 Jan., den Dec.; des 6 Jan., den Januar ſelbſt und den Febr.; des 7 Jan., den März und April; des 8 Jan., den May und Jun.; und des 9 Jan., den Julius. Und zwar, wie das Wetter in jedem Viertel des Tages geweſen, ſo ſey auch hernach jedes Quartal des Monathes beſchaffen.

Uebrigens bringt dieſer Monath den meiſten und anhaltendſten Froſt; denn die Sonne kann jetzt die Erde noch wenig erwärmen. Eben deswegen könnte man auch vermuthen, daſz der ſtärkſte Grad des Froſtes, den er in jedem Winter erreicht, ſich im Jan. eräug-

äugnen müßte; und man hält auch gemeiniglich dafür, daß, wenn dieſer Monath, und inſonderheit die erſte Hälfte deſſelben zurück gelegt iſt, die größte Kälte bereits vorüber ſey. Allein, man hat oft erfahren, daß der ſtärkſte Froſt faſt eben ſo oft in einem andern Monathe eingefallen iſt. So hat man auch oft bemerkt, daß, wenn eine ſtrenge Kälte im Anfange des Jan. geweſen iſt, und nach etlichen Tagen ſich gemildert hat, ſie nach dem 29 Jan. von neuem faſt eben ſo heftig geworden iſt.

Der größte Froſt dieſes Monathes wird allemahl durch Süd- oder Südoſt-Winde verurſachet, welche auch überhaupt im Jan. am gewöhnlichſten ſind. Die Luft iſt dabey gemeiniglich ganz rein, ohne Dünſte und Wolken; und ſolches Wetter hält zuweilen viele Tage nach einander an. Bey einem auſſerordentlich ſtarken Froſte, dergleichen wir 1740 und in etlichen andern Jahren empfunden haben, hat man vorher bemerkt, daß die Luft trübe geweſen iſt, und einzelne Schneeflocken gefallen ſind, dabey aber doch die Kälte angewachſen iſt, und wenn es dann gegen den Abend oder die Nacht klar geworden, iſt der Froſt bald auf einen hohen Grad gekommen. Zu anderer Zeit hat man niedrige, geſchwinde und dünne Wolken geſehen, welche den Himmel verdunkelten, nach deren Verſchwindung ebenfalls die Kälte ſehr zugenommen hat; wie denn auch oft bey dem größten Froſte der Himmel nicht hell geblieben, ſondern mit Dünſten, oder auch mit einem dünnen Nebel in der Oberluft, zuweilen auch mit Eisblättchen, welche in der Luft geſchwebet und die Kälte ſehr empfindlich gemacht haben, erfüllt geweſen iſt.

Ein geringer Froſt kann bey Weſtwind Statt finden, doch währt er nicht lange, es ſey denn daß der Wind ſich wieder ändert; wie denn die gelinden Winter dadurch entſtehen, daß der Wind oft weſtlich iſt.

Der

Der Nordwind iſt im ganzen Jahre nicht ſo ſelten, als in d. M., und bringt entweder ſehr ſchwachen Froſt, oder gar Thauwetter, und allemahl wolkige Luft, iſt auch niemahls ſtark; wie denn überhaupt dieſer Monath von Sturmwinden am meiſten frey bleibt, auſſer in den unbeſtändigen Wintern, wo Froſt und gelindes Wetter oft abwechſeln, da denn bey dieſem lezten die Weſtwinde gewaltig ſtürmen.

Sonſt iſt der Januar einer der trockenſten Monathe, welches den Süd- und Oſt-Winden, die jezt am meiſten wehen, zuzuſchreiben iſt; und da ſie über das befrorne Land ſtreichen, können ſie nicht viel Dünſte mit ſich führen; daher ſich auch bey gelinden oder abwechſelnden Wintern mehr Näſſe findet, wie alsdann die Weſtwinde häufiger ſind.

XVIII. Wegen des Jahres und der Früchte Gedeihen,

findet ſich 1. in der Erfahrung, daß ein den Winter-Saaten gedeihlichſter Januar dieſer iſt, wenn ein vom trocknen Froſte zuvor hart gewordenes Erdreich mit Schnee völlig bedeckt iſt, und in ſolcher Lage ſich unverändert erhält; hingegen iſt eine Abwechſelung mit Froſt- und Thau-Wetter den Saatfeldern ungedeihlich, weil die Saat mit Eis beleget wird.

2. Viele Regen in d. M. ſind der Saat ſchädlich, weil ſie durch die darauf erfolgenden Nachtfröſte gar leicht zu Grunde gerichtet werden kann. Daher das Sprichwort:

Im Jenner viel Regen ohne Schnee,
Thut Bäumen, Bergen und Thälern weh.

3. Wenn die Flüſſe und Wäſſer um dieſe Zeit ſehr klein werden, ſo wollen alte Weinmeiſter beobachtet haben, daß gemeiniglich ein gutes Weinjahr darauf erfolge. Daher das Sprichwort:

Wenig Waſſer, viel Wein,
Viel Waſſer, wenig Wein.

Oder: Sollt wenig Gewäſſer in dieſem Monathe ſeyn:
So erwarte man vielen Wein;
Iſt aber des Waſſers viel,
So kommt vom Wein das Widerſpiel.

4. Fabian Sebaſtian (d. 20 Jan.)
Läßt den Saft in die Bäume gahn. Um dieſe Jahrs-Zeit ſcheint die Natur ſich allmählich wieder zu beleben. Im Pflanzenreiche wird die Bewegung wieder merklich.

5. Vom Vincentius-Tage (d. 22 Jan.) ſagt man:

Vincentii feſto ſi ſol radiat, memor eſto,
Tunc magnum fac vas, tibi nam vitis dabit uvas.

Auf Sanct Vincenzen-Tag, wenn iſt klar Sonnenſchein,
Rüſtet viel Fäſſer zu, denn es wird auch viel Wein.

Oder: Vincenzen Sonnenſchein
Füllet die Faß mit Wein.

Oder: Vincenzen Sonnenſchein,
Bringt viel Wein.

6. Vom St. Pauli Bekehrungs-Tage (d. 25 Jan.) ſagt man:

Clara dies Pauli bona tempora denotat anni.
Si fuerint venti, deſignant prælia genti,
Si fuerint nebulæ, pereunt animalia quæque;
Si nix & pluvia, tunc fient tempora cara.

Sanct Paul-Tag ſchön mit Sonnenſchein,
Bringt Fruchtbarkeit an G'treid und Wein.

Oder: Sanct Paulus klar,
Bringt gutes Jahr.

XIX. In Anſehung der Geſundheitspflege oder Lebensordnung, und des Gebrauches der Arzeneyen,

iſt nützlich, 1. ſich, ſo viel als möglich, vor der Kälte zu verwahren, theils durch gemäßigte Wärme der Kleidung und Zimmer, theils durch mäßigen Gebrauch wolgewürzter Speiſen und guter Getränke.

2. Vor der Mittagsmahlzeit kann man zuweilen eingemachten Ingber, Zittwer, oder Sternanieß nehmen; oder auch in das Getränk, ſowohl in Bier als Wein, Alantwurzel, Lorbeeren, Kalmus, u. d. gl. werfen, um den Magen dadurch zu erwärmen. Je jünger und ſtärker man aber iſt, um ſo viel weniger muß man ſich ſolcher arzeneymäßigen Erwärmungen des Leibes, und Erregungen des Appetites, bedienen. Eine nicht allzu harte Arbeit, oder eine andere gemäßigte Bewegung des Leibes, iſt hierzu weit zuträglicher.

3. Wie es überhaupt der Geſundheit nicht dienlich iſt, allzu viele und allzu oft Arzeneyen zu gebrauchen, zu purgieren, Ader zu laſſen, das Haupt zu waſchen, oder zu baden: ſo iſt es ſolches am allerwenigſten bey ſtrenger Kälte; es müßte denn eine dringende Noth ſolches erfordern.

Hierauf beziehen ſich die in folgende Reime verfaßten Geſundheitsregeln der Alten:

Des Jänners Kält leidet nicht Arzneyn;
Aderlaſſen kann ſo gut nicht ſeyn.
Bade ſelten; mittel Speis iß;
Von Anieß und Ingwer oft genieß.

Und Joach. Camerarius ſchreibt:

Menſa amat tepido Jani decurrere victu,
Et refici grato ſaepe liquore iubet.
Vena tibi nullos exſudet ſecta cruores,
Sed calida fas eſt mergere corpus aquis.

XX.

XX. Nutzen, der in dieſem Monathe zu machen iſt.

Von den in der Arzeney gebräuchlichen Gewächſen ſind in d. M. zu ſammeln: weiß und ſchwarzes Frauenhaar; golden Frauenhaar; Eppichwurzel; die Wurzeln von der Clematis, langen und runden Oſterlucey, vom Aron, Haſelwurz, Schwalbenwurz, Spargelwurz, Milzwurz, Meiſterwurz, Mangoldwurz, Natterwurz, Zaunrübe, Ochſenzungenwurz, Hundszungenwurz, Attichwurz, florentiniſche Schwertelwurz, Cypreſſen-Zapfen, Dragunwurz, Alantwurz, Mannstreuwurz, Steinbrechwurz, Farnkrautwurz, große Enzianwurz, Süßholz, Epheubeeren, Mönchs-Rhabarber, Smyrnenkrautwurz, Grindwurz, Bilſenwurz, Alraunwurz, Bärwurz, Gichtwurz, Peſtilenzwurz, Haarſtrangwurz, Baldrianwurz, Weinſteinbrechwurz, weiße Steinbrechwurz, Fichtenzapfen, Weißwurz, Färberröthewurz, Kerbelkrautwurz, Zuckerwurz, Tormentillwurz, Potentillwurz. Weil alle dieſe Wurzeln entweder hart und holzig (ſtöckerig) werden, oder ſofort, da ſie aufgenommen ſind, zuſammen ſchrumpfen, und alle Kraft verlieren, wenn man ſie auszieht, nachdem ſie ſchon Faſern geſetzt haben, ſo iſt es beſſer, ſie jetzt zum Gebrauch zu ſammeln, ehe ſie noch auszuſchlagen angefangen, und Stängel getrieben haben.

Januarius, Fr. Janvier, heißt auch, bey den Blumiſten, eine weiße oder blaue frühzeitige Varietät der im XXVII Th. S. 370, fgg. beſchriebenen orientaliſchen Hyacinthe.

Januarius=Blut, oder wunderthätiges Blut des heil. Januarius, Schutzpatrones des Königreiches Napoli. Dieſer Januarius ſoll im J. 265 geboren, und vom Papſte Marcellinus zum Biſchof von Benevento erhoben ſeyn. Unter dem Kaiſer Diocletianus aber iſt er, auf Angeben des Timotheus, eines römiſchen Statthalters in Campanien, der chriſtlichen

ſchen Religion wegen, erſtlich in einen brennenden Ofen geworfen, hernach gefoltert, darauf den wilden Thieren vorgeworfen, und endlich, da ihn dieſes alles nicht habe tödten können, d. 19 Sept. im J. 289, oder, wie Andere wollen, im J. 305 zu Puzzuolo enthauptet worden. Bey dieſer Enthauptung ſoll eine fromme Matrone zu Puzzuolo, aus heiliger Andacht, zwey gläſerne Fläſchchen oder kryſtallene Phiolen mit dem Blute dieſes entſeelten Märterers gefüllet, und dem damahligen Biſchofe zu Napoli, Severus, als ein großes Heiligthum überbracht haben. Der Körper liegt zu Napoli in der fürſtlichen Haupt- oder Cathedral-Kirche begraben, und das Haupt nebſt den zwey Fläſchchen mit dem darin befindlichen Blute werden in einer beſondern Capelle, welche il Teſoro oder die Capelle des heil. Januarius heißt, hinter dem Hauptaltare in einer mit einer ſilbernen Thüre verwahrten Niſche aufgehoben. Dieſe Heiligthümer werden ordentlicher Weiſe drey Mahl im Jahre, inſonderheit am erſten Sonntage des Maymonathes, und den 10 Sept., als am Tage des Ordensfeſtes, zur Verehrung des Volkes ausgeſetzt, auſſerordentlich aber bey Theurung, Peſt, heftigem Wüthen des Veſuvs, ſchweren Erdbeben, und andern Zufällen, da man des h. Januarius Hülfe nöthig zu haben meinet (*). Und dieſes iſt eben dasjenige Blut, von welchem

(*) Bey Erdbeben und heftigen Ausbrüchen des Veſuvs ſetzen die Neapolitaner auf ihn, als auf einen ſichern Schutzgott, ein vorzügliches Vertrauen; und wenn der Veſuv mit ſeinem Feuerſpeyen es allzu grob macht, ſo, daß die Stadt, wegen deſſen Feuerſtröhme und erſchrecklichen unterirdiſchen Stöße, in Gefahr geräth, ſo wird das Haupt dieſes Heiligen auch auſſerordentlich ausgeſetzt. Indeſſen, da das hölliſche Rauchloch des Veſuvs doch auch ſeinen Kopf für ſich hat, und ſich an den von dem h. **Januarius** öfters wenig zu kehren geſchienen hat, ſo haben die Neapolitaner in den neuern Zeiten für rathſam gefunden, ihrem Heiligen, zu mehrerer Sicherheit, den Erzengel **Michael** zu adjungiren; und nach dieſen gemachten vortrefflichen Anſtalten werden alſo beyde in ſolchem Falle zu-

chem die römiſch = katholiſche Geiſtlichkeit behauptet, daß daſſelbe, wenn es auch ſo hart als ein Stein geronnen iſt, zu fließen anfange, ſo bald es nur dem Haupte des h. Januarius genähert werde. Insbeſondere wird jährlich am erſten Sonntage des Maymonathes vor dem Verſammlungshauſe des Adels (Seggio) ein großes Gerüſt errichtet; gegen Mittag bringt man den Kopf des Heiligen in großer Proceſſion dahin, und Abends auf eben die Art die Flaſche mit Blut, und macht alsdann die Probe damit, in dem feſten Vertrauen, es werde das Land und die Regierung glücklich ſeyn in demjenigen Jahre, wenn das Blut ſich ſtark in dem Fläſchchen beweget, wie neuer Moſt gähret, und an Farbe recht hellroth wird, gleichwie man im Gegentheile alles Schlimme und Traurige befürchtet, wenn das Blut entweder gar nicht, oder doch ſehr langſam fließt, oder von blaſſer Farbe iſt (*), und läſſet man alsdann an Proceſſionen und öffentlichen Kaſteyungen nichts ermangeln, um die angedrohete Gefahr abzuwenden.

Die Katholiken ſind ihrer Sache in dieſem Stücke ſo gewiß, daß der neapolitaniſche Rechtsgelehrte, Franceſco de Pietri davon ſchreibt:

Nondum credis Arabs, Scythicis quin Barbarus oris
Confugis ad veræ religionis iter?
Aſpice, palpa hæc. Stat longum poſt Martyris ævum
Incorruptus adhuc & ſine tabe cruor.

Imo

zugleich angerufen, damit es dem lieben Januarius keine Schande ſey, wenn er eben ſo wenig, als der Engel Michael, helfen könne.

(*) Es iſt einem Ketzer zu rathen, ſich bey dieſer Gelegenheit in Acht zu nehmen, weil der Pöbel, wenn das Blut nicht bald fließen will, es leicht auf Rechnung der Ungläubigen ſchreibt. Hr. la Lande führt das Beyſpiel eines engliſchen Conſuls an, welcher im J. 1730 einen nahen Zuſchauer abgab. Das Blut wollte nicht flüſſig werden. Man bat ihn ganz höflich, während der Zeit ſich mit Beſehung der Merkwürdigkeiten des Domes zu beſchäftigen. So bald er ſich etwas entfernte, ſiehe da, ſo geſchah das Wunder.

Imo hilaris gliſcit, conſurgit, diſſilit, ardet
Ocyor, extremæ eſt impatiensque tubæ.
Perfidus an cernis capiti vt cruor obvius, ante
Frigidus & durus, ferueat & liqueat?
Caute vel aſperior, vel ſit Adamantinus Afer
Sanguine quin duro ſponte liquente liques?

So richtig die Wahrheit dieſer Fließung iſt, ſo ungegründet und falſch iſt die Behauptung, daß es ein Wunder, und von der Annäherung des Hauptes dieſes Märterers ſey. Ja, Nicol. Falcone, Prieſter zu Napoli, hat, in ſeiner Lebensbeſchreibung des h. Januarius, ſelbſt ſehr vernünftig von dieſem vorgegebenen Wunder geurtheilt. Es iſt in der That ein bloßes Blendwerk, und zwar aus folgenden Gründen. Die in dem Glaſe befindliche Materie iſt braunroth, und gleicht dem peruvianiſchen Balſam, welcher auch leicht flüſſig gemacht werden kann. Das Blut gerinnt ſogleich, als es kalt wird, mithin muß die Wärme den Fluß deſſelben erhalten. Nun ſteht an dem Tage, da das Wunder geſchehen ſoll, dieſes Blut zwiſchen einer Menge Lichter; das Glas, worin es, und zwar noch in einer kleinern Phiole (welche etwann eines Fingers lang iſt,) eingeſchloſſen iſt, wird den umſtehenden und mit großer Begierde ſich hinzu drängenden Perſonen zum Kuſſe an den Mund, und hernach an die Stirn, gehalten; bey ſolcher Gelegenheit bewegt der Prieſter daſſelbe und ſtürzt es mehr als tauſend Mahl um, daß der Boden oben und auf die Seite zu ſtehen kommt. Die Wärme ſeiner Hände, der Qualm der Lichter, der Dunſt, welcher aus der Menge des Volkes, in einer warmen Jahrszeit, und endlich der warme Athem, welcher aus dem Munde der Küſſenden kommt, nebſt andern Umſtänden, könnten auch eine andere vorher flüſſig geweſene Materie ſchmelzen (*). Es wäre billig, daß man den Ungläubigen

(*) Addiſon merkt in ſeiner Reiſe nach Italien an, daß die heidniſchen Prieſter einer neapolitaniſchen Stadt ſich rühmten, durch

gen und Ketzern genugſame Freyheit vergönnete, die Umſtände dieſes Wunders genauer einzuſehen, an ſtatt daß ſie ſich, wie Andere, begnügen laſſen müſſen, daß der Prieſter, welcher das Blut dem heil. Todtenkopfe nähert, endlich ruft: il miracolo e fatto; (d. h. nun iſt das Wunder geſchehen!) da dann mit großen Freuden das Te Deum laudamus angeſtimmet wird.

Das in der Phiole enthaltene Blut iſt vermuthlich eine Zuſammenſetzung eines gefärbten Salzes, welches wie geronnenes Blut ausſieht. Wenn zu dieſem ein flüſſiges Salz von einer andern Art gegoſſen wird, ſo entſteht eine Aufwallung, welche in der Chemie etwas gewöhnliches iſt. Um nun dieſes, ohne daß es bemerket werde, zu dem feſten Salze zu bringen, iſt der Stöpſel des kryſtallenen Glaſes ſo künſtlich eingerichtet, daß in demſelben das flüſſige Salz verborgen ſteckt, welches, nach einer ganz unvermerkten Berührung, durch ein kleines Loch an der Seitenwand der Phiole herab rinnt, und den Erfolg bewirket. Wenn nun dieſer Stöpſel, nach der zu erreichenden Abſicht, kein flüſſiges Salz enthält, ſo kann man die Ungnade, wie in dem erſten Falle die Gnade des h. Januarius ſehen laſſen. Die Verfertigung dieſes Kunſtſtückes iſt kein Geheimniß mehr. Scheidekünſtler können den Proceß auf mancherley Weiſe einrichten, weil ſie gar wohl wiſſen, was für Salze in der Vermengung aufwallen.

Je

durch ein Wunder Weihrauch ohne Feuer flüſſig zu machen, und glaubt, daß das Fließen des Blutes vielleicht als eine Nachahmung von jenem erfunden worden, um dem Pöbel einen blauen Dunſt vorzumachen.

— — Dehinc Gnatia lymphis
Iratis exſtructa dedit riſusque iocosque,
Dum flamma ſine, thura liquescere limine ſacro
Perſuadere cupit. Credat Judaeus Apella;
Non ego.

HORAT. *Sat.* I. 5. v. 97.

Je ſchneller dieſe Gährung geſchieht, um ſo leichter iſt der Erfolg. Die Einrichtung des Gefäßes, und die Verbergung des zulaufenden Oehles, verurſachen weit mehr Schwierigkeit.

Es hat wirklich verſchiedene Scheidekünſtler gegeben, welche dergleichen Kunſt, das Blut flüſſig zu machen, gewußt haben. Der berühmte Neumann, Hofapotheker in Berlin, hat, ſeit 1733, dieſes Wunder den Proteſtanten mitgetheilt, und ſeculariſirt. Man läſſet nähmlich in 3 Quent Terpenthinöhl, 1 Qu. Wallrath, bey gelinder Wärme, in einem Glaſe zerfließen, und ſchüttet etwas fein geſtoßenen guten Allaun dazu, bis es von dieſem Pulver eine blutrothe Farbe angenommen hat. Alsdann gießt man das Klare von der Solution in eine dünne Phiole ab, welche man wohl verſtopfet. Die Maſſe gerinnt bey gelinder *Kälte in* eine rothe Subſtanz, welche einem geronne*nen Bl*ute ähnlich iſt, und von einer gelinden Wärme, welche man anbringt, z. B. zwiſchen Lichtern, flüſſig wird, ohne daß man eben nöthig hätte, die Lichter in einen Todtenkopf zu ſtecken.

Eine andere Art, das Blut des heil Januarius nachzumachen. Man läſſet 6 Loth abgekochtes Waſſer von wilden Glockenroſen, und 1 Loth Fernambuckholz=Extract allmählich zu einer dünnen Maſſe einkochen. Hierzu thut man 1 Qu. Borax, 1½ Qu. Pottaſche, und ½ Qu. Gummi Traganth, läſſet alles in einer Kruke auf gelindem Feuer abrauchen, und bringt es hernach in ein Glas, welches mit einem ausgehöhlten Korkſtöpſel verſehen iſt, in deſſen Höhlung ein Schwamm eingepaſſet wird. Bey Anſtellung des Verſuches tröpfelt man Vitriolgeiſt auf den Schwamm, welcher ſich, wenn er mit dem Finger gedrückt wird, ausleeret, und das Pulver zu einem flüſſigen Blute macht.

Hr. la Lande, ein katholiſcher Schriftſteller, führt B. 6, Cap. 12, einen großen Gelehrten an, welcher dieſes Wunder auf das genaueſte nachgeahmt hat. Es ließ Derſelbe einen Reliquienkaſten von der Form des nea=

neapolitaniſchen verfertigen, worein auch ein Par Phiolen von eben der Geſtalt geſetzt wurden. Sie waren mit einem Amalgama von Gold, Queckſilber und Zinnober, welches wie geronnenes Blut ausſah, angefüllt. Dieſes in Fluß zu bringen, war in den Seiten des Kaſtens eine verdeckte Röhre mit flüſſigem Queck-Silber angebracht, und dieſe mit einer Klappe, doch dergeſtalt vermacht, daß davon etwas bey dem Herumdrehen des Kaſtens in die Phiole dringen konnte, wodurch alsdann das Amalgama nach und nach fließend gemacht wurde. Indeſſen können die blinden und eifrigen Neapolitaner dagegen einwenden, daß Simon der Zauberer die Wunder des Apoſtels Petrus, und die Zauberer des Pharao auch die vom Moſes, nachgemacht haben, und daß dem ungeachtet das Fließen des Blutes des h. Januarius ein wahres Wunder ſey.

Der Kanzler Pfaff meldet, in ſeiner Erläuterung über das allgem. als auch deutſche proteſtant. Kirchen-Recht, es habe ihm ein Proſelyt, der Marcheſe *de Benincaſa*, welcher vorher Chorherr bey dieſer Kirche geweſen war, erzählt, daß, wenn das Wunder geſchehen ſolle, die Chorherren den Altar umringten, und alsdenn werde in der Geſchwindigkeit eine Flaſche mit fließendem Blute, an ſtatt des trocknen Blutes, untergeſchoben.

Männer von Einſichten und Gelehrte in Nappoli wiſſen, was von dieſem Wunder zu halten ſey, wenn ſie gleich ihre Meinung aus Staatsklugheit nicht entdecken. Und was iſt wahrſcheinlicher, als daß die Sache auf einen bloßen Kunſtgriff ankommt, da dergleichen Fließen des Blutes in mehrern Kirchen Mode iſt? Denn man gibt ſolches auch von dem Blute des heil. Johannes des Täufers, Stephanus, Pantaleon Vitus und der h. Patricia vor, und geſchieht dergleichen Veränderung in denen Kirchen, wo dieſe Heiligthümer aufgehoben werden, und zwar gemeiniglich an den beſondern Feſttagen dieſer Heiligen

gen (*). Liegt nun der Grund des Fließens des Blutes des Januarius in der Annäherung ſeines Hauptes, welches noch dazu eine geflickte Naſe (**) hat:

(*) Der Jeſuit *Pietra Santa* handelt weitläuftig davon in ſeinem Buche Thaumaſia, oder von den beſtändig fortdauernden Mirakeln der kathol. Kirche, womit er 3 Bände angefüllt hat.

(**) In der Capuciner=Kirche zu Puzzuolo iſt die Haupt=Büſte des h. Januarius, welche die fromme Matrone, die das Blut dieſes Heiligen aufgefangen hat, verfertigen, und an dem daſigen Orte, wo er nähmlich enthauptet worden iſt, aufſetzen laſſen. Vor dem Eingange gedachter Kirche lieſet man:

Divo Januario
Diocletiani ſcelere obtruncato
Ne quod ſacri corporis ſanguine maduerat
Solum, ſine honore diutius maneret,
Neapolit. Civitas ære P. F.
MDLXXX.

Das in derſelben befindliche, wohl gearbeitete Bruſtbild, welches den h. Januarius vorzuſtellen geglaubt wird, ſoll von einem heidniſchen Künſtler auf bloßes Bedeuten der Matrone, welche des Januarius Blut aufgefangen hat, verfertigt worden ſeyn. Nach dieſem Buſto, gleich als nach einem Original, richten ſich alle Bildhauer und Mahler, welche dieſen Heiligen abbilden wollen. Die Naſe dieſer Statüe hat Gelegenheit zu einer erbaulichen Legende gegeben. Die ſaraceniſchen Seeräuber ſollen nähmlich, bey einer ehemahligen Verwüſtung dieſer Gegend, auch an gedachter Statüe zugleich ihre Ruchloſigkeit ausgeübet, und ihr die Naſe abgeſchlagen, ſelbige auch ſo gar mit zu Schiffe gefangen weggeführet haben. Ein entſetzlicher Sturm, welcher ſie hierauf überfallen, habe ihr Gewiſſen ſo rege gemacht, daß ſie ſich entſchloſſen, ſolches abgebrochene Stück vor Angſt in die See zu werfen. Die Bürger zu Napoli, wie ſie den beklagenswerthen Verluſt wahrgenommen, den man der Ehrlichkeit und dem guten Nahmen ihres großen Patrones zugefüget, hätten ſofort, zu deſſen Wiedererſetzung, die ſchönſten Naſen von verſchiedenen der berühmteſten Bildhauer verfertigen laſſen; allein, es habe keine einzige neu verfertigte Naſe weder ſich an das Bild ſchicken, noch daran feſt ſitzen wollen, ob man gleich allen möglichſten Fleiß und Sorge dabey angewandt hätte. Endlich hätten die Fiſcher bemerkt, daß ſie ein Steinchen, welches ſie öfters als unnütz wieder in die See geworfen, allezeit in ihren Netzen mit heraus brächten, daher ſie Gelegenheit genommen, es für dasjenige, was es wirklich war, zu erkennen; wie es denn auch ohne die geringſte Hülfe von Menſchenhänden, ſo bald man es dem geſtümmelten Bruſtbilde des h. Janua=

hat: ſo liegt er bey den übrigen in den Feſttagen, oder, wie beym Johannes, in der Leſung der Meſſe von ſeiner Enthauptung. Welche Thorheit!

Von

nuarius genähert, ſich augenblicklich an den mangelhaften Ort begeben, und auf ſolche Art die vollkommene Naſe, woran der Riß, wo die Abſonderung ehemahls vorgegangen, nur ein wenig zu ſehen iſt, wieder hergeſtellet habe.

An eben dieſer Statüe zeigt man unter dem einen Orte die Narbe und das Merkmahl einer Peſtbeule, welche dieſes marmorne Bruſtbild vor der im J. 1656 entſtandenen großen Peſt bekommen haben ſoll, um dadurch ſolche Landplage vorzubedeuten. Was ſolche Koſtbarkeiten, welche von keiner Secte geringe geachtet werden, betrifft: ſo ſieht man an dem Ringe dieſes Bildes einen Rubin von der Größe einer mittelmäßigen Muskatennuß, und etliche große Smaragden an einem Kreutze, welches auf der Bruſt hängt. Gegenüber befinden ſich auf einem Steine etliche rothe Flecken, welche von dem Blute des h. Jannarius herkommen ſollen. Im J. 1697 ließ der Cardinal Giacomo Cantelmi den Hauptaltar mit einem ſchönen marmornen bas-relief, welches den Märtertod des h. Januarius vorſtellt, und durch den berühmten Bildhauer Vaccaro verfertiget worden iſt, auszieren, wobey folgende Inſcription zu leſen iſt:

D. O. M.
Divo Januario
Supremo Regni Neapolitani Patrono
Hic loci ante XIV Secula
Sanguine
E cæſis cervicibus
In ſacrum iuxta lapidem
Guttis adhuc recentibus aſperſum
effuſo
Ampullisque vitreis Neapoli ſumma Religione
ſervato
Atque ad perenne Catholicæ fidei teſtimonium
Cum capiti concretus occurrit
Mira ebullitione liquescente
Una cum SS. Sociis
Martyrii lauream adepto
Jacobus Cardinalis Cantelmus
Archiepiſcopus Neapolitanus
Anno Dom. M. DC. XCVII.

Von dem dieſem Heiligen zu Ehren geſtifteten Ritterorden, ſ. den folgenden Artikel.

Lettre concernant la relation du miracle de la liquefaction du ſang, operé à l'imitation de celui, qui ſe pratique à Naples au ſang prétendu de St. Janvier, à Berl. ce 28 Janv. 1734, ſt. in *Miſcellan. Duiſburgenſ.* To. II. Faſc. 1. Amſt. & Duiſb. 1734, 8. S. 195, f.

S. auch *Biblioth. Germanique*, A. 1734, To. XXIX. à Amſt. 1734, 8. S. 195, f.

Berlin. Realſchulzeit. v. J. 1753, S. 991, f. und v. J. 1754, S. 572, f.

J. G. Keyslers Reiſen ꝛc. 2 B. Hannov. 1776, gr. 4. S. 794, f. und 849, f.

(Lohe) Die Ehre Gottes aus der Betracht. des Himmels und der Erde, 3 B. Nürnb. 1778, gr. 8. S. 337, fgg.

J. G. Volkmanns Nachrichten von Italien, 3 B. Lpz. 1778, gr. 8. S. 122, fgg.

J. S. Halle Magie, Berl. 1783, gr. 8. S. 96, und 108.

De redivivo ſanguine D. Januarii Epiſcopi & Martyris tripartitum opus, Auct. P. JO. DOMINICO PUTIGNANO. Pars prior, de ſanguine ebulliente. Pars altera, de ſanguine præſagiente. Neap. 1723. 1725. 4. 2 Voll. 406 S. ſ. *Memoir. de Trev.* Janv. 1726, S. 23 — 49.

Januarius = Orden. Der Ritterorden des heil. Januarius zu Napoli, iſt, dieſem Heiligen zu Ehren, im J. 1738, d. 3 Jul. von Don Carlos, dem damahligen Könige beyder Sicilien geſtiftet, und die Anzahl der Ritter ungefähr auf 60 geſetzt worden, die entweder aus königlichen, fürſtlichen, oder markgräflichen und gräflichen Familien herſtammen. Das Ordenskreutz iſt ein goldenes, achtſpitziges, weiß emaillirtes Kreutz, in deſſen Mitte das Bildniß des h. Januarius, als Patrones dieſes Ordens, in biſchöflichem Habit, zu ſehen iſt, in der linken Hand das aufgeſchlagene Evangelienbuch, darauf eine Phiole oder Flaſche mit dem, im vorhergehenden Artikel erwähnten, berühmten Blute dieſes Märterers ſteht, haltend, mit der rechten aber den Biſchofsſtab umfaſſend. In jedem der vier innern Winkel des Kreutzes erblickt man eine goldene Lilie. Dieſes Kreutz tragen die Ritter ſchief von der rechten Schulter nach der linken Hüfte zu, an einem handbreiten, gewäſſerten leibfarbenen

 Bande,

Bande, zum Andenken des gewaltſamen Todes, welchen dieſer Biſchof hat ausſtehen müſſen (ſ. oben, S. 77). Ueberdies tragen die Ritter dieſes Ordens noch einen achtſpitzigen, mit Strahlen geſtickten ſilbernen Stern auf der linken Bruſt, deſſen vier Mittelſpitzen länger ſind als die Eckſpitzen. Auf dieſem Stern iſt ein viereckiges ſilbernes Kreutz mit einer goldenen Einfaſſung, darauf mit goldenen Buchſtaben die Ordens-Deviſe: IN SANGUINE FOEDUS zu leſen, und zwar ſo geſetzt iſt, daß in dem Ende zur Rechten: IN SAN, oben GUI, zur Linken NE FOE, und unten DUS zu ſehen iſt; in den vier Winkeln des Kreutzes präſentiren ſich vier mit Gold geſtickte Lilien. Fig. 1634. Die Ceremonien-Tracht oder der Ordens-Habit der Ritter bey vorfallenden Solennitäten, iſt ein purpurfarbener mohrener Mantel, welcher über und über mit goldenen Lilien geſtickt, mit perlfarbenem Taffet gefüttert, auf Hermelinart mit ſchwarzen Flecken untermiſcht, und mit zwey langen über den Leib herunter gehenden Bändern oder Schnüren von Seide und Gold geziert iſt. Der Hut iſt von ſchwarzem Sammet, und mit einer weißen Feder verſehen. Der Leibrock, die Weſte und Beinkleider, beſtehen aus Drap d'argent mit weißem Grunde. Auf dem Rocke ſowohl, als auch auf der linken Seite des Mantels, iſt der Ordens-Stern angeheftet. Der König iſt allezeit Großmeiſter.

Janus, war ein alter König in Italien, welcher den Saturn, als dieſer von ſeinem Sohne Jupiter aus dem Himmel verjagt war, freundlich aufgenommen, und dafür vom Saturn die Gabe erhalten hatte, in die Zukunft und in das Vergangene zu ſchauen; daher er zwey Geſichter gehabt haben ſoll. Nach ſeinem Tode wurde er unter die Zahl der Götter verſetzt. Man bildet ihn ab, wie er in der einen Hand einen Stab führt, als Vorſteher der Landſtraßen; und wie

er in der andern Hand einen Schlüſſel hält, als Erfinder der Thüren und Schlöſſer; eben dieſer Schlüſſel ſchloß die Jahre auf und zu. Numa Pompilius, zweyter König in Rom, ließ dem Janus einen Tempel bauen, den man zu Kriegszeiten verſchloſſen hielt, in Friedenszeiten aber offen ließ. In einem Zeitlaufe von 700 Jahren war dieſer Tempel nur zwey Mahl verſchloſſen.

Das Janus-Feſt, Fr. Januales, wurde zu Rom d. 1 Jan. mit Tanzen und andern öffentlichen Luſtbarkeiten gefeyert. Die römiſchen Bürger erſchienen an dieſem Tage in ihren ſchönſten Feyerkleidern, und zogen in Proceſſion, unter Vorantretung der Bürger-Meiſter, in ihrem Ceremonien-Habit, in das Capitolium, dem Jupiter zu opfern. Man machte einander Geſchenke, wünſchte einander recht viel Gutes, und nahm ſich ſehr in Acht, irgend ein Wort zu ſagen, welches von unglücklicher Bedeutung ſeyn könnte. Zugleich opferte man auch dem Janus Feigen, Datteln und Honig, als ein Sinnbild der Fruchtbarkeit des bevorſtehenden Jahres.

Janus-Fiſch, oder Meſſerfiſch, holl. Mesviſch, Ikan-Piſau des Valentyn, Amphiſilen cauda recta *Seba*. Centriscus ſcutatus, dorſo loricato lævi *Linn*. An dieſem kleinen amboiniſchen Fiſche läuft ſowohl die Schnautze, als auch der Schwanz, lang geſtreckt und ſpitzig aus; den Rücken bedeckt ein knochiger Panzer, welcher ſich hinten in einen Stachel endigt. Meſſer-Fiſch heißt er, weil ſein Körper wie ein bauchiges Meſſer geſtaltet iſt, woran man ſich den Rüſſel als die Spitze des Meſſers vorſtellt. Die Nahrung ſcheint er bloß durch Saugen an ſich zu ziehen, indem die Schnautze faſt keine Kiefer hat. An dieſer Schnautze hangen unten zwey, wie Gold glänzende, Häutchen herab, welche bis zum Bauche fortlaufen, wo ſich eine bis zum Schwanze reichende Bauchfloſſe erhebt.

Japan, Japon, oder Japonien, L. Japonia, Fr. Japon, ein großes Reich, welches den öſtlichſten und äuſſerſten Theil von Aſien ausmacht, aus verſchiedenen Inſeln beſteht, und Jedo zur Hauptſtadt hat. Daher japaniſch, japoneſiſch, zu Japan gehörig oder daher gebürtig. Ein Japaner, ein Japoneſe oder Japoneſer, Fr. Japonois; eine Japanerinn, oder Japoneſerinn, Fr. Japonoiſe.

Dieſes Reich wird von den Europäern Japan oder Japon (nach deutſcher Ausſprache eigentlich Shapon) genannt, von ſeinen Einwohnern aber mit verſchiedenen andern Nahmen und Charactern bezeichnet. Unter denſelben iſt in der gemeinen Sprache und Schrift der gebräuchlichſte Nipon, welches ſie nach ihrer Mundart, des Wohlklanges wegen, oft Nifon, die Nankinſche aber und andere Süd-Sineſer Sjippon ausſprechen. Es heißt nach dem Buchſtaben der Sonnen Feſte; denn Ni heißt im Japaniſchen das Feuer, oder, in edlerer Bedeutung, die Sonne, und Pon eine Grundfeſte.

Unter den andern Nahmen dieſes Reiches, welche aber mehr in Schriften, als im Sprechen, gebraucht werden, ſind folgende die vornehmſten: Tenka, d. i. das unterhimmliſche (nähmlich Reich), als wenn kein anderes mehr exiſtirte; Fino Motto, d. h. der Grund oder die Wurzel der Sonne; Awadſi Sima, d. i. eine erdene Schaum-Inſel; Akitſima, oder, nach der gemeinen Ausſprache, Akitſuſima; Fontſjo, d. i. der echte Morgen; Jamatto, welches auch beſonders eine gewiſſe Provinz dieſer Länder bezeichnet; Asjiwara oder Asjiwara Kokf; Qua oder Wa.

Man hat von dieſem Lande zwar jederzeit ſo viel gewußt, daß es aus vielen Inſeln beſtehe, aber mit keiner Zuverläſſigkeit zu beſtimmen ſich getrauet, ob es lauter wirkliche Inſeln ſeyn, oder ob nicht einige von denſelben mit der großen Tatarey, oder dem Lande Yedſo und Amerika zuſammen hangen, bis man endlich im J. 1740, durch die Bemerkungen und Land-

Karten, welche die aus Rußland nach Kamtſchatka geſchickten Bemerker gemacht haben, die völlige Gewißheit erhalten hat, daß das japaniſche Reich aus lauter Inſeln beſtehe, welche von der großen Tatarey und dem Lande Yedſo oder Jeſſo durch eine Meerenge abgeſondert werden, welche die Meerenge von Sangaar genannt wird.

Lettre de Mr. *Deliſle* à Mr. *Caſſini*, ſur la queſtion que l'on peut faire, ſi le Japon eſt une iſle, ſt. im *Journ. d. Scav.* du 31 Mai 1700, S. 403 — 414.

Die japaniſchen Inſeln liegen zwiſchen dem 31 und 42ſten Gr. nördlicher Breite, und zwiſchen dem 157 Gr. und 175 Gr. 30 Min. öſtlicher Länge. Ihre Richtung geht nach Nord-Oſt und Oſt-Nord-Oſt, mit einer irregulären und beynahe durchgehends ſchmahlen und ungleichen Breite, von dem äuſſerſten Ende der Provinz Fiſen bis zu dem äuſſerſten Ende der Provinz Osju. Die Länge beträgt in gerader Linie 200 deutſche Meilen, unter welcher Berechnung aber die weiter abgelegenen, dem japaniſchen Reiche unterworfenen Inſeln oder Küſten nicht mit begriffen ſind.

So wie das großbritanniſche Reich aus drey großen Königreichen beſteht, ſo hat auch das japaniſche Reich drey große Inſeln, und iſt von einem Meere umgeben, welches daher das japaniſche **Meer**, L. Mare Japonicum, Fr. Mer du Japon, genennet, und in das weſtliche und öſtliche eingetheilet, und wodurch es gegen Morgen von Californien und Neu-Mexiko, gegen Abend von China und Corea, gegen Mittag von den philippiniſchen Inſeln und von China, und gegen Mitternacht von der Inſel Yedſo getrennet wird. Die Küſten, Meerbuſen und Häfen ſind überall mit ſteilen Bergen umgeben, und das Waſſer iſt an vielen Orten ſeicht, oder mit Klippen und Strudeln angefüllt, ſo, daß die Annäherung großer Schiffe ſehr gefährlich iſt. Solcher Geſtalt iſt das japaniſche Reich durch die Natur ſelbſt zu einer eigenen kleinen Welt von allen Län-

dern abgeſondert, befeſtigt, und mit allen Bedürfniſſen des Lebens ſo verſorgt, daß es ganz für ſich allein, ohne Hülfe anderer Nationen, beſtehen kann.

Alle japaniſche Inſeln zuſammen genommen, führen den Titel eines Kaiſerthumes, das aus verſchiedenen Provinzen beſteht, welche den Titel der Königreiche führen, und wiederum in andere Provinzen abgetheilt ſind. Eigentlich beſteht dieſes Kaiſerthum aus drey großen, von einander abgeſonderten, und vielen kleinern Inſeln. Die größte und vornehmſte unter den drey großen Inſeln, wovon das ganze Reich den Nahmen hat, heißt Nipon oder Nifon, liegt, der Länge nach, von Abend nach Morgen, und hat die Geſtalt eines Kinnbackens, deſſen Krümme nach Norden gewandt iſt. Die zweyte Haupt-Inſel liegt der erſten ſüdweſtlich, und iſt von derſelben durch eine Klippen- und Inſeln-reiche Meerenge abgeſondert. Sie heißt Ximo (Schimo), von der Lage Sai kokf (Feſtland) oder von der Zahl ihrer 9 Provinzen Kjusju (d. i. Neunland), oder Bungo von ihrer Hauptſtadt. Sie hat 148 deutſche, oder 140 japaniſche Meilen Länge, und 40 bis 50 Breite. Die dritte iſt von den beyden erſten gleichſam umgeben, hat beynahe eine viereckige Figur, beſteht aus 4 Fürſtenthümern oder Provinzen, und hat daher den Nahmen Xicoko, Xicocoff oder Sikokf, d. i. Vierland. Dieſe drey große Inſeln ſind mit beynahe unzählbaren, um und zwiſchen ihnen liegenden, theils frucht- theils unfruchtbaren, Inſeln umgeben, die auch von großen und kleinen Regenten bewohnt und beherrſcht werden. Alle dieſe Lande ſind im J. 590 nach Chriſti Geburt von dem Erbkaiſer Sjusjun in 7 große Landſchaften, Hauptwege oder Diſtricte, im J. 681 aber vom Kaiſer Ten Mu noch in 66 Provinzen eingetheilt worden, über deren jede ein Fürſt oder Statthalter geſetzt wurde. Zu dieſen kamen im vorigen Jahrhunderte noch 2 Provinzen,

Iki, ſonſt Iſju, und Tſuſima, ſonſt Taiſju, welche man in dem Kriege wider die Einwohner von Corea erobert hatte, daß alſo nun das ganze Reich aus 68 großen Herrſchaften oder Provinzen zuſammen geſetzt war. Die erſte Eintheilungen und Nahmen ſind zwar noch bis jetzt beybehalten, aber die abwechſelnden Begebenheiten der folgenden Zeiten haben dieſe Lande in 604 kleine Landſchaften oder Diſtricte zerriſſen.

Auf gedachten 3 Haupt-Inſeln findet man ungefähr 13000, meiſtens ſehr volkreiche, aber offene Städte, deren Straßen in geraden Linien fortlaufen, und einander in rechten Winkeln durchkreuzen. Dieſe Straßen ſind nicht gepflaſtert, doch haben ſie meiſtens an den Häuſern einen bequemen Weg für die Fußgänger. Sie enthalten nicht über 60, und ſelten weniger als 30, Häuſer, und haben an jedem Ende ein hölzernes Thor, welches des Nachts geſchloſſen wird. Jede Straße hat an einem mit Geländern verſehenen Orte alle zur Rettung bey Feuersbrünſten erforderliche Werkzeuge und einen eigenen verſchloſſenen Brunnen. Die Anzahl der Flecken und Dörfer iſt ſehr groß; beſonders füllen ſie auf der Inſel Nifon beynahe den ganzen Raum von einer Stadt zur andern.

Die zwey vornehmſten Städte in der Inſel Nifon, und zugleich im ganzen Reiche, ſind **Meaco**, oder **Miaco**, wo der Dairo, oder geiſtliche Fürſt ſeine Reſidenz hat, und **Jedo**, **Jeddo**, **Jedum**, **Jendo**, **Yedo**, **Yeddo**, oder **Yendo**, wo der Kubo, oder weltliche Fürſt ſeinen Aufenthalt hat.

Zu den benannten Provinzen kommen noch einige entlegene Länder, welche zwar nicht eigentlich zu dem japaniſchen Reiche gehören, aber doch unter des Kaiſers Schutze und einer gewiſſen Oberherrſchaft ſtehen. Dieſe ſind: 1. die Inſeln **Riuku**, oder **Liquejo**, zwiſchen Japan und der Inſel Formoſa, deren Einwohner ſich Unterthanen des Fürſten von Saßuma, als

als ihres ehemahligen Ueberwinders, nicht aber des Kaiſers von Japan, nennen. 2. Tſjoſin, oder dritter und äuſſerſter Theil der Halbinſel Corea, und im Nahmen des Kaiſers von dem Fürſten von Iki und Tſuſima regiert wird. 3. Ein Theil von Kamtſchatka, oder, wie es die Japaneſer nennen, Jedſo, Jeſo oder Jeſſo, deſſen Gouvernement der Kaiſer dem Fürſten von Matſumai, welcher ſeine eigene Staaten in der großen Provinz Osju beſitzt, anvertrauet hat.

Endlich gibt es noch zwey Inſeln, welche von Osju oſt- und nordoſtwärts ungefähr 150 (*) deutſche Meilen entfernt ſind, aber doch, wie die Japaner behaupten, zu ihrem Reiche gehören. Sie haben ſehr ſchöne Nahmen. Die kleinſte, nördlichſte, und alſo entfernteſte, heißt Ginſima, d. i. Silberinſel; die nähere und größere, Kinſima, d. i. Goldinſel. Die Beſchaffenheit und Lage dieſer Inſeln ſind vor den Ausländern ſehr geheim gehalten, und dies um deſto mehr, weil die viel verſprechenden Nahmen ſchon lange die Luſt einer genauren Bekanntſchaft bey den Europäern erzeugt haben. Der König von Spanien ließ ſie ſchon 1620 durch einen erfahrnen Schiffer aufſuchen, welcher ſie aber, weil ihm die Lage nicht genau bekannt war, nicht finden konnte. Der ſpaniſche Monarch behauptete, daß dieſe Inſeln ihm gehörten, weil ſie in der, ihm von dem Papſte zuerkannten, weſtlichen Hemiſphäre lägen. Auch von Batavia aus hat man dieſelben 1639 mit einem Schiffe, und 1643 mit zwey Schiffen geſucht; den beyden letztern war dabey auch die Entdeckung der amerikaniſchen und tatariſchen Küſten aufgetragen. Sie fanden aber nicht nur die Inſeln nicht, ſondern, als der Schiffer der Jacht Bre-

(*) Nach Kämpfer 150, nach Jägers geographiſch-hiſtoriſch-ſtatiſtiſchen Zeitungs-Lexicon, Th. 1. Nürnb. 1782, gr. 8. S. 736, 750 Meileu. Bey Letztern iſt es vermuthlich ein Druckfehler.

Brecken in einem Hafen unter 40 Gr. N. Br. mit einigen Perſonen an Land ging, wurden ſie ſogleich zu Gefangenen gemacht, gebunden nach Jedo geführt, und ſo hart behandelt, als wenn ſie das ganze Reich hätten verrathen wollen.

Im J. 1675 entdeckten die Japaner eine große Inſel, durch eine von ihrer Inſel Fatſiſjo mit Sturm dahin verſchlagene Barke. Man vermuthet, daß ſie 300 Meilen oſtwärts von Fatſiſjo entfernt ſey. Man hat auf derſelben keine Menſchen, aber einen guten Boden, Bäche, fruchtbare Bäume, und unter denſelben auch den Baum Arrak, (wie die mitgebrachten Früchte bewieſen,) angetroffen; man kann aber hieraus ſchließen, daß dieſe Inſel ſüdlicher liegen müſſe, als man angab, weil dieſe Bäume nur in heißen Ländern wachſen. Die Ufer lieferten eine unglaubliche Menge Fiſche, auch Krebſe, 2 bis 3 Klafter lang. Man gab dieſer Inſel den Nahmen Buneſima, und legte ihr, weil ſie unbewohnt iſt, den Character einer Inſel ohne Menſchen bey.

Fatſiſjo, oder Fatſiſjogaſima (d. i. die Inſel von 80 Klafter hoch,) iſt eine weit in Süden entlegene japaniſche Inſel. Sie gleicht unter gleichem Meridian mit Jedo, etwa 80 Waſſermeilen vom feſten Lande, mit dem ſie durch viele auf einander folgende kleine Inſeln gewiſſer Maßen verbunden iſt. Sie iſt die vornehmſte Inſel, auf welche die in kaiſerliche Ungnade gefallenen Großen des Reiches verwieſen, und über dem jähen, klippigen Ufer, deſſen Höhe der ganzen Inſel den Nahmen gibt, gefangen gehalten werden. Sie müſſen hier ihre Koſt mit Weben verdienen, und dieſe müßige und witzige Köpfe verfertigen hier die ſchönſten ſeidenen Zeuge des ganzen Reiches, von denen einige ihnen von andern nicht können und dürfen nachgemachet, auch nicht an einen Fremden verkaufet und auſſer Landes geführet werden. So oft man in die-

dieſe Inſel Proviant oder neue Gefangene bringt, muß das ganze Fahrzeug vermittelſt eines Krahnes hinauf gewunden und eben ſo wieder herab gelaſſen werden. Da die Inſel gar keinen andern Zugang hat, iſt ſie alſo von der Natur hinlänglich bewahrt und befeſtigt.

Japan iſt, nach China, das älteſte Reich, welches vorhanden iſt. Sieht man, wenn man den Urſprung einer Nation beſtimmen will, auf die Sprache der Nation, und deren Eigenthümliches, wie auf das ſicherſte und untrieglichſte Mittel dieſes Zweckes, ſo muß man von den Japanern nothwendig behaupten, daß ſie eine ſelbſtſtändige originale Nation ſind. Denn wenn man die japaniſche Sprache durch alle ihre Worte und Eigenſchaften aufs ſtrengſte unterſucht, ſo findet man ſie von aller Vermengung und Vermiſchung mit andern Sprachen ihrer Nachbarn, woraus man die Verwandtſchaft und den Urſprung der Nation muthmaßen könnte, ganz rein und frey. Ohne Zweifel iſt alſo wohl die japaniſche Nation unmittelbar von den babyloniſchen Völkern nach dieſen Inſeln ausgezogen; und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ſie ſich unter Weges bey andern Völkern nicht lange aufgehalten, oder wenigſtens mit denſelben ſich nicht vermiſcht hat, weil ſie ſonſt ihre ſelbſtſtändige Sprache nicht ohne den Zuſatz fremder Wörter würde haben erhalten können. Durch allmählichen Zuſatz aus fremden Landen und die zufällige Ueberkunft vieler Ausländer, gediehen die Japaner nach und nach zu einem großen Volke, und lebten viele Jahrhunderte hindurch unter polyarchiſcher Regierung, bis ſie endlich einen allgemeinen König, nähmlich den Deſin Mu Ten Oo über ſich erwählten.

Die Japaner ſelbſt behaupten, nach ihrer fabelhaften Meinung, daß ſie aus dem Geſchlechte der Menſchgötter von

von Iſanagi und Iſanami (*), welche anfänglich in der Provinz Isje wohnten, abſtammeten, und aus der erſten Bewegung des Chaos durch göttliche Kraft entſprungen wären.

Es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß die japaniſche Regierungsform ſich ſtets zur unumſchränkten Herrſchaft neigte; einer Herrſchaft, welche nicht ſo tyranniſch, als diejenige der Fürſten des otſchmaniſchen Stammes, und unbegränzter, als die gewöhnliche und ſehr ausgedehnte Gewalt der Monarchen war. Diejenigen, die einen verſchmitzten Arzt, welcher durch einen Zufall von China auf dieſe berühmte Inſeln verſchlagen wurde, zum erſten Könige von Japan machen; und diejenigen, die einen unmittelbaren Abkömmling des Noah, welcher vorher in der Tatarey gewohnt haben ſoll, auf den japaniſchen Thron ſetzen, kommen alle darin überein, daß dieſer Monarch eine unumſchränkte Herrſchaft führte. Die Japaner ſelbſt bekräftigen die Wahrſcheinlichkeit dieſer Muthmaßung durch alle ihre Erzählungen von ihren erſten Dynaſtien. Man weiß, daß die aſiatiſchen Völker den Deſpotismus lieben; man möchte ſagen, daß die Sclaverey eine natürliche Dispoſition ihrer Seele ſey, und daß ſie ohne den geringſten Begriff jener herrlichen Unabhängigkeit, die wir als ein unterſcheidendes Kennzeichen der Menſchheit anſehen, geboren werden. Die Japaner, welche nur die unumſchränkte Gewalt kennen,

(*) Sie haben zwey verſchiedene Genealogien Gottheiten. Die erſte iſt ein Geſchlecht himmliſcher Geiſter und ganz unbefleiſchter Götter, welche eine unbegreiflich und unbeſtimmt lange Zeit die Welt, d. i Japan, regiert haben. Die andere Genealogie aber beſteht aus einer Reihe irrdiſcher Geiſter oder Menſchgötter, welche gleichfalls die japaniſche Welt ſehr lange, aber beſtimmte Zeit regiert haben, und von denen der letzte Iſanagi no Mikotto heißt, und ſeine Gemahlinn Iſanami no Mikotto. Von den Menſchgöttern, ſagen ſie, ſtammte das Menſchengeſchlecht ab.

nen, verſtehen nichts von den Wörtern Ariſtokratie und Demokratie. Sie haben nicht einmahl eine günſtige Meinung von denen Völkern, die einem Herren, den ſie ſelbſt erwählt haben, oder Mehreren ihrer Mit-Bürger, denen ſie nach freyem Willen die höchſte Gewalt anvertrauen und nehmen, gehorchen. So groß iſt die Macht des National-Vorurtheiles!

Wenn man in den entfernteſten Jahrhunderten ſtets Kaiſer in Japan geſehen hat, ſo mußte man auch Unruhen, Aufruhr und alle Plagen, welche die Anarchie, dieſe unvermeidliche Folge des Mißbrauches der unumſchränkten Gewalt, mit ſich bringt, gewahr werden. Die Geſchichtſchreiber dieſes Winkels der Erde berichten uns, daß jede Provinz ihren König hatte, daß aber alle dieſe Könige einen unter ihnen als Kaiſer erkannten, dem ſie eine deſto freyere Huldigung leiſteten, je leichter ſie ihn dahin zu bringen vermochten, ihrer Macht oder ihren vereinten Wünſchen nachzugeben. Es hatte mit ſeiner Obergewalt wenig zu bedeuten. Dieſer ſo ſehr geehrte und ſo wenig gefürchtete Kaiſer von Japan aber brachte ſeine ſtolze und zu mächtige Vaſallen unter das Joch; er brachte es ſo gar dahin, die weltliche Herrſchaft durch die geiſtliche Gewalt zu unterſtützen, und vereinigte Prieſter und König in Einer Perſon. Auf dieſe Art beherrſchte er mit ſeinem zweyfachen Schwerte Gewiſſen und Körper. Dennoch ſtürzte eine ſonderbare Revolution dieſen Coloß über den Haufen. Man ſieht mit einmahl die geiſtliche Gewalt von der weltlichen ſich trennen, einen Feldherren ſich dieſer bemächtigen, und die andere mit dem Rauchfaſſe großmüthig dem Dairo (dieſes iſt der Nahme des geiſtlichen Kaiſers von Japan,) überlaſſen. Dieſer Officier, genannt Kubo, ein dem weltlichen Kaiſer beygelegter Nahme, erklärte ſich dreiſt für den Geſetzgeber des Volkes, welches er regieren wollte. Sogleich wurden alle Sachen vor ſei-

nen

nen Richterſtuhl gebracht, wo er den Gütern und der Freyheit der Japaner Feſſel anlegte. Er erlaubte, daß man dem Dairo geiſtliche Ehrenbezeugungen machte, daß man ihn als ein unfehlbares Orakel in Religionsſachen und für den unmittelbaren Oberherren der Diener der Altäre anſehe, aber durch weiſe Anordnung hielt er den Religionseifer in Zügel. Er konnte die Krone, welche er ſich ſelbſt aufgeſetzt hatte, nicht befeſtigen, als wenn er den Dairo völlig abhängig machte. Man wußte in Japan, wie an andern Orten, daß der Vorwand der Religion ſchwache und nachgebende Fürſten oft der Gefahr ausgeſetzt habe, einen Thron zu verlaſſen, den ihnen das Recht der Geburt gab, oder den ſie mit dem Degen in der Fauſt an ſich brachten. Dieſes bewog ihn, dem die Hände zu biethen, deſſen Füße er küßte. Man denke nicht, daß der Kubo keine Verſchwörungen zu zerſtreuen, keinen Aufruhr zu beſtrafen hatte; aber ſie entſtanden nie in der Abſicht, den Dairo auf den Thron zu ſetzen, von dem er geſtürzt war. Die Japaner ehren ihn als einen Halbgott, aber ſie ſind überzeugt, daß ſein Reich nicht von dieſer Welt iſt. Sie hägen eine ſtandhafte Treue gegen den Kubo; und können ſie ſein tyranniſches Joch nicht ertragen, ſo ſuchen ſie nie Hülfe bey dem Dairo, ſondern wählen ſich einen andern Kubo. Die Gewalt, welche derſelbe hat, iſt nicht gänzlich uneingeſchränkt, ob ſie gleich ſehr ausgebreitet iſt. Es ſind Geſetze vorhanden, ehrwürdige Gränzen, welche die Kubo's nie überſchritten haben, ohne die ſtrafbare Verwegenheit mit ihrem Leben oder mit ihrem Throne zu büßen. Man muß es zum Ruhme der japaniſchen Monarchen geſtehen, daß, ſeitdem das weltliche Regiment für ſich beſteht, man wenige Kaiſer gefunden hat, welche ihre Unterthanen zu unterdrücken geſucht hätten. Dieſe Mäßigung iſt ſowohl die Wirkung der

Weisheit der Geſetze, als der Vortrefflichkeit des National-Characters.

Es gibt nur wenige Geſetze in Japan; daher iſt die Polizey deſto ſchärfer. Der Kubo theilt nach Belieben die großen Würden aus, und die von ſeiner Hand eingeſetzten Statthalter legen ihm Rechenſchaft von ihrer Verwaltung ab. Das geringſte Verſehen wird, ſo bald es bekannt iſt, ſtrenge beſtraft. Dieſe Statthalter haben wieder andere Männer unter ſich, die dem Volke Recht ſprechen; aber ſie urtheilen und entſcheiden nie als letzte Richter. Der geringſte Unterthan kann gerade an den Monarchen appelliren. Man weiß von den vielen Tribunalen, welche eben ſo viele verſchlingende Abgründe ſind, nichts. Der Japaner, welcher die Entſcheidung ſeines Rechtshandels dem Kubo überläſſet, findet die leichteſten Mittel, die Gerechtigkeit ſeiner Sache darzuthun. Dennoch iſt es ſelten, daß die Japaner in gewöhnlichen Händeln das Urtheil der Unter-Richter verwerfen. Derjenige, der ſeinen Proceß verliert, erkennt ſein Unrecht, und unterhält eine zu günſtige Meinung von ſeinen Richtern, als daß er ſie für blind oder ungerecht halten ſollte. Da überdies die Gerechtigkeit hier nicht feil iſt, ſo iſt die Chicane nicht im Gange. Die Statthalter können verſetzt werden; ſelten ſterben ſie auf ihrem Platze. Jedes Jahr, und zuweilen noch öfter, gehen ſie nach Jedo, der Reſidenz des Kaiſers, und während ihrer Amtsverwaltung behält der Kubo ihre Weiber und Kinder als Geißel ihrer Treue zurück. Ihre beſtimmte Einkünfte ſind mäßig, die Accidenzien aber machen dieſelben anſehnlich. Sie können während ihrer Verwaltung nichts an ſich bringen, noch Schulden über ihre jährliche Einkünfte machen. Wer eine einzige Vorſchrift übertritt, wird aller Güter beraubet, und ſeine Reichthümer verſchlingt der kaiſerliche Schatz. So bald die erſten Miniſter ſeinen Reichthum gewahr

werden,

werden, geben ſie dem Kaiſer Nachricht davon, welcher, ohne weitere Formalität, die Hälfte des Gewinnes fordert. Die Entſchädigungen folgen der Unterſuchung der von dem Volke gegen die Statthalter eingegebenen Klagen, wenn ſie gegründet befunden werden, auf dem Fuße nach. Sind ſie hingegen ungegründet, ſo werden die Reichſten zu großen Contributionen verurtheilet, und die weniger begüterten mit auſſerordentlichen Abgaben auf eine gewiſſe Zeit beſchweret, welche aber der Hof nie unter irgend einem Vorwande fortwähren läſſet.

Verbrechen werden in Japan auf eine harte Art beſtraft. Selten bleibt der Schuldige ungeſtraft, und ſein Verbrechen zieht das Verderben ſeiner Familie, ſo zahlreich ſie auch ſeyn mag, nach ſich. Uebrigens beſchwert der Deſpotismus, welcher durch die Geſetze von Japan ſelbſt errichtet zu ſeyn ſcheint, die Unterthanen nicht; ſie haben leichte Abgaben, welche weder grauſam noch drückend eingehoben werden. Die Regierung wacht darüber, daß Ruhe und Ordnung in allen Claſſen der Bürger herrſchen. Sie kennt die Kunſt, dem frechen Murren zuvor zu kommen, welches, wenn es geringe geſchätzt oder zu lange geduldet wird, in offenbaren Aufruhr ausartet. Die Vertheilung der Aemter iſt in Japan unzählbar, weil man überzeugt iſt, daß, je mehr die durch ihre Aemter mächtigen Männer an Anzahl vermehret werden, deſto weniger ein Aufruhr zu befürchten iſt.

Macht und Reichthümer des Kaiſers und des Reiches. Wenn man von der Macht eines Reiches nach den zahlreichen und geübten Heeren, die es unterhält, oder die es bey jeder Gelegenheit durch die natürliche Stärke ſeiner Lage, durch eine Menge innerer Hülfsmittel, und mit gänzlicher Unabhängigkeit von aller fremden Hülfe, aufbringen kann, urtheilt: ſo

 muß

muß man geſtehen, daß Japan der mächtigſte Staat des Erdbodens iſt. In Friedenszeiten beſteht das Heer aus 100000 Mann zu Fuße, und 20000 zu Pferde, zur Zeit des Krieges aber wird die Infanterie auf 368000, die Cavallerie aber auf 38000 Mann vermehrt, und der Kaiſer kann auf das erſte Signal 400000 Mann unter ſeine Fahnen verſammeln; Leute, die von der Wiege an Soldaten waren, und die durch Gefahr und Tod nicht geſchrecket werden. So bald der Befehl vom Throne ergangen iſt, eilen die Truppen zu ihren Sammelplätzen. Die Großen des Landes ſind verbunden, ſo viele bewaffnete Leute zu ſtellen, als ihre Reichthümer ihnen erlauben, und ſie machen ſich eine Pflicht und ein Verdienſt daraus, die Befehle des Monarchen ohne Aufſchub zu vollziehen.

Die Gränzen Japans biethen feindlichen Einfällen Trotz. Das Meer, welches dieſe berühmte Inſeln umgibt, dient zu einem Bollwerke, welches dem verwegenſten Muthe unüberſteiglich iſt. Es iſt, erwähnter Maßen, voller Klippen, wird ſtets durch unbeſtändige und wüthende Winde in Bewegung geſetzt, und reicht den Feinden ein ſicheres Grab dar. Die Meerbuſen und Häfen von Japan würden die europäiſchen Schiffe, wenn ſie auch ohne Gefahr ſo weit gelangen könnten, nicht ſichern. Die geringe Tiefe des Meeres iſt ein Hinderniß, welches die der Schiff fahrt ſo ſehr kundigen Holländer nur durch die wachſamſte Vorſicht aus dem Wege räumen. Geſetzt, man könnte Schiffe bauen, welche dieſem Seeſtriche angemeſſen wären, ſo ſind doch die Winde ſo ungewiß, und die unter dem Waſſer verborgenen Felſenſpitzen ſo gehäuft, daß eine zahlreiche Flotte beſtändig Gefahr liefe zu ſcheitern. Ueberdies ſind die Japaner thätig und vorſichtig. Die getrennten Inſeln, welche die größern umgeben, ſind mit Caſtellen und Schildwachen verſehen.

ben. Stets hat man vergeblich die Eroberung von Japan verſucht. Die Chineſer wagen ſich nicht mehr an eine Beute, welche ihnen mehr als ein Mahl entgangen iſt.

Die Hülfsquellen der Japaner ſind unzählich. Sie ſind ſich ſelbſt, in Anſehung der Lebensbedürfniſſe, hinreichend. Um ſich zu vertheidigen, dürfen ſie nur der Natur zu Hülfe kommen, welche ſie vor allem Ueberfall in Sicherheit geſetzt hat. Die genaue Wache, welche man auf den vier Inſeln, die hinter Tiſſima und Jko liegen, hält, ſcheint ſo gar unnöthig; denn derjenige, der ſich ihrer bemächtigt hätte, würde Gefahr laufen, aus Mangel an Lebensmitteln umzukommen. Uebrigens würde die Eroberung einer dieſer Inſeln mehr Menſchen koſten, und größere Unkoſten verurſachen, als der verderblichſte Krieg.

Die Reichthümer eines Staates kündigen ſich durch ein Anſehen von Wohlhabenheit an, welches durch alle Stände verbreitet iſt. Dieſe Reichthümer ſind aber nur in ſo weit wahrhaftig ſchätzbar, als ſie aus dem Lande ſelbſt, welches ſie verſchönern, als aus einer Quelle entſpringen. Nun aber findet ſich alles in Japan, was zur Nothdurft und zum glänzendſten Luxus erfordert wird. Es könnte von ſeinem Ueberfluſſe ganze Nationen bereichern. Ehe wir aber die verſchiedenen Zweige der Landesreichthümer, welche den Japaner vor Mangel in Sicherheit ſetzen, näher betrachten, wollen wir einen Blick auf die Einkünfte des Kaiſers werfen.

Seit der Trennung der beyden Zepter, ſind die Krongüter der Würde des Kubo heimgefallen, welcher heutiges Tages der einzige weltliche Kaiſer iſt. Der Dairo hat beſtimmte Einkünfte, deren größter Theil in Accidenzien beſteht. Die erſten Domänen des Kaiſers beſtanden in dem unmittelbaren Beſitze der Provinzen Gamatſuro, Jamatto, Kawatſii, Jdſumi

und Sitzu, davon Meaco die Hauptſtadt iſt. Seit der letzten Revolution ſind noch ſieben andere Provinzen hinzu gekommen, wodurch die Einkünfte um ſo viel anſehnlicher geworden ſind. Kämpfer läſſet ſie bis auf 407 Millionen holländ. Gulden ſteigen. Die Reichthümer des Kubo-Sama aber ſind nicht auf die jährlichen Einkünfte der kaiſerlichen Domänen eingeſchränkt; die Bergwerke und der Handel vermehren ſie erſtaunlich. Die Steuern und Auflagen, ob ſie gleich ſehr mäßig ſind, überhäufen gleichfalls den kaiſerlichen Schatz mit Einkünften, weil Japan auſſerordentlich bevölkert iſt. Alle Auflagen fallen nur auf die Grundeigenthümer und Bewohner der Städte, wo die Häuſer nach Maßgabe des Bodens, den ſie einnehmen, d. h. ſo und ſo viel nach der Quadrat-Elle, bezahlen. Die gebaueten Felder ſind einer Steuer unterworfen, welche in natura entrichtet wird, und den achten Theil der Producte ausmacht. Man bezahlt von den Wäldern einen Grundzins, gewöhnlich 3 pro Cent. Man weiß von keiner Kopfſteuer auf dem Lande, ſondern nur in den Städten, wo ſie doch nur alle 8 Jahre von den Grundeigenthümern entrichtet wird. Dieſe Kopfſteuer beträgt ungefähr 3 holl. Gulden.

Der Hofſtaat des Kaiſers von Japan iſt ſehr anſehnlich, die Koſten ſeiner Hofhaltung ſind unermeßlich, und hierzu kommen noch die öffentlichen Ausgaben, welche er zu beſtreiten hat. Dem ungeachtet verzehrt er, nach der einſtimmigen Verſicherung aller Geſchichtſchreiber, in jedem Jahre nur drey Monathe ſeiner Einkünfte. In andern Ländern glauben die Fürſten gute Haushälter zu ſeyn, wenn ſie nur zwey Jahre voraus verzehrt haben. Man weiß in Japan nicht, was National-Schulden für ein Ding ſeyn.

Man erwäge die unermeßliche Bevölkerung dieſes Landes, ſo wird man zugeſtehen, daß die Kopfſteuer und die

Abgaben

Abgaben von den Häuſern erſtaunliche Summen eintragen müſſen. Die Städte ſind auf einander gehäuft. Auf der einzigen Inſel Ximo rechnet man mehr als 115 Städte, davon die geringſten über 1000 Häuſer enthalten. Man weiß, daß die Aſiater ein Drittel weniger Raum zur Wohnung brauchen, als die Europäer. Jedo, die Hauptſtadt von Japan, enthält 730000 Häuſer; Oſaku, 180000; Awaſi, 45000; Sakai, 50000, u. ſ. w. Wenn der zehnte, der zwanzigſte Pfennig, verhältnißmäßige Steuern, die Mark Goldes, die Auflagen auf die Betriebſamkeit, auf das Kaufen und Verkaufen, und andere Auflagen, welche in andern Ländern, wie z. B. in Frankreich, gehoben werden, in Japan eingeführt wären, ſo würde der Kubo mehr als 8000 Millionen reich ſeyn.

Japan rühmt ſich eines geſunden Klima; die Luft aber iſt ſehr ungeſtüm, durchgehends kalt, und des Winters mit vielem Schnee beladen, allein doch in den Hundstagen unerträglich heiß. Der Himmel iſt das ganze Jahr hindurch mildreich in Bewäſſerung des Landes, beſonders in den Monathen Jun. und Julius, welche bey ihnen deswegen Satſuki, d. i. Waſſermonathe, genannt werden. Auch Donnerwetter hört man hier nicht ſelten.

In der umgränzenden ſtürmiſchen, mit vielen Klippen über und unter dem Waſſer beſetzten, See ſind zwey gefährliche Strudel: der Faiſaki, den man nur zwiſchen Ebbe und Fluth vermeiden kann, und der Narroto bey der Provinz Awa, welcher aber, weil man ſein fürchterliches Geräuſch von fern hört, leicht vermieden werden kann. Auch Waſſerhoſen ſieht man bisweilen ſich aus der See erheben, und über das Land wegſtreichen. Man mahlt ſie wie einen Drachen mit einem Waſſerſchwanze ab, und glaubt, daß es ein Waſſerdrache ſey, welcher mit gewaltſamen Drehungen in der Luft fahre, und nennt des-

wegen dieſe Wirbelwinde Tats Maki, d. i. Drachen-Wirbel.

Der japaniſche Boden iſt mehrentheils uneben, mager, felſig und bergig, aber durch den unverdroſſenen Fleiß der Einwohner doch fruchtbar gemacht; doch nicht ſo ſehr, daß er ſeinen Bewohnern ohne Beyhülfe desjenigen, was die See an Fiſchen, Muſcheln, und mancherley Seekräutern, hergibt, Nahrung geben könnte; wozu noch auſſerdem die nicht urbaren Berge und ſteinigen Gründe beytragen müſſen, durch Wurzeln und wilde Kräuter, welche aus Dürftigkeit ihre Vorfahren zu bereiten und genießbar zu machen gelernt haben.

Das Land iſt mit vielen ſüßen waſſerreichen Ströhmen verſehen, deren viele, wegen der hohen Gebirge, von welchen ſie herab ſtürzen, und der oftmahligen Platzregen, ſo ſchnell fließen, daß man nicht wohl herüber kommen kann. Die vornehmſten ſind folgende. 1. Der gefährliche Ujinjava oder Ujinfluß. Er iſt ohne Brücke, eine gute halbe Viertelmeile breit, und muß durchgewatet werden. Er hat auf ſeinem Grunde große Triebſteine, und fällt mit einer großen Macht Waſſers wie ein Pfeil herab. Ohne kundige dazu beſtellte Führer, deren fünf bey knietiefem Waſſer ein Pferd durchführen müſſen, kann man nicht hindurch reiten. Wenn dieſe Führer jemand verloren gehen laſſen, koſtet es ihr Leben. 2. Der Omoifluß; er iſt deswegen berühmt, weil er, nach dem Zeugniſſe der japaniſchen Chroniken, im J. 285 vor C. G., in der Provinz, wovon er ſeinen Nahmen führt, auf einmahl und in einer Nacht entſtanden iſt. 3. Der Askagana, welcher deswegen für merkwürdig gehalten wird, weil er die Tiefe ſeines Grundes ſtets verändert.

Der japaniſche Boden wird oft von Erdbeben erſchüttert; aus Gewohnheit aber achtet man es ſo wenig, wie bey uns ein Donnerwetter. Das gemeine Volk ſagt: es krieche wieder ein Wallfiſch unter dem Lande her, und habe nichts zu bedeuten. Nicht ſelten aber iſt die Erſchütterung ſo heftig und anhaltend, daß davon die Gebäude, zum großen Ruin der Städte und mit Verluſt von vielen tauſend Menſchen, über einander fallen, an deren Statt fürchterliche Klüfte, oder breite mit ſchwefeliger Materie angefüllte Sümpfe entſtehen.

Der Reichthum des japaniſchen Bodens, worin er alle bekannte Länder in der Welt übertrifft, beſteht in vielerley Mineralien, beſonders in den vornehmſten Metallen: Gold, Silber und Kupfer.

Schwefel, die Mutter der Metalle, zeigt ſich an vielen Orten, durch rauchende, theils flammende Berge, Thäler, warme Bäder, und wird auch ſelbſt in Subſtanz gefunden. Den meiſten Schwefel liefert die Inſel Iwogaſima (Schwefelinſel), im Lande Satzuma, wie auch das Land Simabra; allein aus Ehrfurcht, den daſelbſt herrſchenden Geiſt nicht zu erzürnen, wird an dem letztern Orte kein Schwefel geſammelt.

Gold liefern die Berge und Thäler verſchiedener Landſchaften. Es wird ſolches theils aus ſeinem eigenen Erze, theils aus gewiſſem Sande, und auch nicht weniges, aus dem Kupfer geſchieden und heraus gebracht. Ohne Befehl und Erlaubniß des Kaiſers dürfen die Gold- und alle andere Minen im Reiche nicht geöffnet und bearbeitet werden. Zwey Theile des Ertrages bekommt der Kaiſer, und den dritten Theil der Landesherr, als Beſitzer des Grundes. Das reichſte Erz und feinſte Gold liefert die nördliche Provinzial-Inſel Sador. Man findet daſelbſt Adern,

aus welchen ein Catti Erz 1 bis 2 Tail Gold enthält; doch ſollen, ſeit einigen Jahren, die Adern, ſowohl hier als auch in andern Bergwerken, nicht ſehr einträglich geweſen ſeyn, und es ſoll dieſes zu der ſcharfen Aufſicht und ſtrengen Einrichtung des ausländiſchen Handels mit den Holländern und Chineſern die vornehmſte Urſache gegeben haben. Man findet hier auch einen goldreichen Bergſand, welchen der Landes-Fürſt gar wohl zu nutzen weiß, ohne dem kaiſerl. Hofe Nachricht und Antheil davon zu geben. Surunga hat jederzeit das meiſte Golderz geliefert, und es wird auch daſelbſt von dem Kupfer geſchieden. Satzuma hat unter andern eine Mine, von deſſen Erze ein Catti 4 bis 5 Tail Gold geben ſoll. Es iſt aber verbothen, hier zu brechen, weil man befürchtet, es möchte deſſen nicht viel ſeyn, und es auf folgende Zeiten aufhebt. Oomura hatte an dem Seebuſen zu Okus einen überhangenden Berg, welcher vor einigen Jahren einfiel, und in die See ſtürzte. Man fand hierauf ſo reichen Goldſand und Erz, welches die Hälfte reines Goldes enthielt, aber durch Taucher aus der Tiefe herauf geholt werden mußte. Dieſe Aernde währte aber nur wenig Jahre; denn bald nachher trug es ſich zu, daß durch die Macht der Wellen, welche aus der offenen ungeſtümen See herdrangen, dieſer goldene Boden fadenhoch mit Moder überſchwemmet, und der unſchätzbare Reichthum verſchlungen wurde. Arme Leute ſammeln daſelbſt noch heutiges Tages am Ufer Sand, und erhalten durch langes Spühlen einiges Gold, wiewohl ſo wenig, daß ſie ſich davon nicht ernähren können. In Tſikungo, bey dem Dorfe Foſſino, befindet ſich eine Goldgrube, zwar voller Waſſer, doch hoch und ſo gelegen, daß man den Fels an der niedern Seite durchbohren, und von ſeinem Waſſer befreyen kann; als man dieſes zu bewerkſtelligen verſuchte, entſtand plötzlich ein erſchreckliches Ungewitter,

welches

welches die Arbeiter nöthigte, von ihrem Vorhaben abzuſtehen, und alle Menſchen bewog zu glauben, daß der Cami oder Gott dieſes Bodens ſolches nicht geſtatten wollte. Aus Furcht vor ſeinem Zorne hat man hernach dieſe Arbeit nicht wieder unternommen. Eben dieſes urtheilt man auch von einem goldreichen Erz-Berge auf der Inſel Amakuſa, wo ein hervorquellendes Waſſer die Minen angefüllt, alle Maſchinen ruinirt, und die Arbeiter, zur Erhaltung ihres Lebens, zum Fliehen gebracht hat.

Silber findet man in der Landſchaft Bungo, und auf den nach Oſten von Japan gelegenen ſilber- und goldreichen Inſeln Ginſima und Kinſima, deren oben Erwähnung geſchehen iſt; in größerer Menge aber zu Kittami, einem unter den nördlichen großen Provinzen gelegenen Orte. Ueberhaupt ſind die Silberminen häufiger und ergiebiger, als die Goldminen, und das Silber iſt ſo fein, daß die Chineſer einen beträchtlichen Handel damit treiben. Man zweifelt, daß das potoſiſche Silber reiner ſey. Dennoch machen die Japaner wenig daraus, und verkaufen es mit Freuden den Ausländern. Die Ausführung dieſes Metalles ſoll dem kaiſerl. Schatze jährlich 80000 Kobani (*) einbringen.

Kupfer iſt das meiſte Metall dieſer Länder, und wird jetzt wirklich in der Provinz Suruga, Atſingo, und Kyno Kuni, gebrochen. Letztere Provinz gibt das feinſte und geſchmeidigſte in der ganzen Welt; Atſingo ein ſehr ſchlechtes, und müſſen deswegen zu 70 Catti, 30 Catti von dem Kiiſchen zugeſetzt, und dadurch geſchmeidig gemachet werden. Das ſurugaſche iſt ſehr goldreich, und an ſich ohne Tadel; die Japaner wiſſen aber das Gold jetzt beſſer davon zu ſcheiden, als ehemahls, worüber die Goldarbeiter und Brachmanen

(*) Ein Kobani iſt 23 holl. Gulden am Werthe.

manen der Küſte Coromandel ſehr klagen. Satzuma hat gleichfalls Kupfererz, und der Kaiſer hat jüngſt wieder erlaubt, ſolches zu brechen. Alles Kupfer wird in der Stadt Sakai raffiniert, und daſelbſt in anderthalb Spannen lange und fingerdicke Stäbchen gegoſſen, welche in viereckige Kiſten zu 1 Pikel, oder 125 Pfund ſchwer, eingepacket, an die Holländer verkauft, und von dieſen wieder in andere Länder verführt und verhandelt werden. Noch ein anderes grobes Kupfer, in Form von runden Kuchen, wird ebenfalls ausgeführt, iſt aber in weit geringerm Preiſe.

Man findet in Japan noch ein anderes Metall, welches aber durch die Kunſt hervorgebracht, und aus Gold und Kupfer zuſammen geſetzt wird. Man weiß dieſer Compoſition eine ſo vortreffliche Politur zu geben, daß es an Schönheit unſern Similor übertrifft. Die Japaner bearbeiten es mit einer erſtaunlichen Feinheit. Ihre Feuerröhre ſind damit überzogen und ausgeſchmückt. **Meſſing** iſt hier theurer als Kupfer, weil man hier keinen Galmey findet, ſondern dieſer in platten Kuchen aus Tunkin hieher gebracht und theuer bezahlt wird.

Das Land Bungo liefert ſehr feines **Zinn**, welches dem Silber gleicht. Es wird aber dieſes Metall in dieſen Ländern wenig gebraucht. Sie entſagen blindlings einem anſehnlichen Gewinne; denn die Holländer und Chineſer würden einen fortdauernden Handels-Artikel daraus machen.

Eiſenerz wird allein, aber in Ueberfluß gebrochen, wo die Provinzen Mimaſaka, Bitſju und Biſen an einander ſtoßen. Es wird auch daſelbſt gereiniget, und in, 2 Spannen lange, Stäbe gegoſſen, und ſo an die einländiſchen Kaufleute verhandelt und abgeführt. Der Preis muß wohl dem Kupfer gleich ſeyn, weil man die eiſernen Geräthe eben ſo theuer, als die kupfernen oder meſſingenen, bezahlt, und das Haus-

Geräth, Klammern an Schiffen u. ſ. f. welches in andern Ländern Eiſen iſt, hier von Kupfer gemacht wird. Man gießt hier aus einer Eiſenmaterie ziemlich dünne Keſſel und Pfannen, weil man zum Kochen kein Kupfergeſchirr gebraucht. Von dieſen Gefäßen werden die alten ſehr hoch gehalten, weil ſie dieſelben nicht mehr nachzumachen wiſſen.

An Steinkohlen mangelt es hier auch nicht, und es werden dieſelben in der Provinz Tſikuſen um Kujanoſſe, und in verſchiedenen nördlichen Ländern häufig gegraben.

Salz kochen die Japaner an den Ufern der See vom Salzwaſſer, welches man über einen feinen und mit Rechen locker gemachten Sand ſprützet. Nachdem der Sand trocken, und der Proceß verſchiedene Mahle wiederhohlt worden iſt, wird er mit Seewaſſer transcolirt, die Lauge eingekocht, und das erhaltene Salz in verſchloſſenen irdenen Gefäßen durch Calcination weiß gemacht.

Achate von ſchöner Farbe, deren einige einem ſchlechten Sapphir, andere den Carneolen gleichen, findet man auf dem Gebirge Tſigaar, auf dem nördlichſten und äuſſerſten Lande Osju, der Inſel Jeſo gegen über.

Perlen, welche man hier Kainotamma, d. i. Juwelen von Muſcheln, nennt, werden hin und wieder um Saikokf in verſchiedenen Gattungen von Auſtern und Seemuſcheln gefunden, und können von Jedem frey geſuchet werden. Ehedem wurden ſie von den Einwohnern nicht gebraucht noch geachtet, bis ſie endlich den Preis derſelben von den Sineſern erlernten. Die größten und edelſten Perlen findet man in einer kleinen, platten, auf beyden Seiten geſchloſſenen Muſchel oder Auſter, Nahmens Akoja. Sie iſt an Form der perſiſchen nicht ungleich, kaum eine Hand breit, dünn, auswendig ſchwarzglänzend und brüchig, in-

wendig

wendig unreif und von einem Perlenmutterglanze. Dieſe Perlen aus der Muſchel Akoja findet man allein um Satzuma und im Meerbuſen Omra. Von den jetzigen Landesherren iſt es verbothen, daß ſie nicht mehr, wie vormahls geſchah, zur Speiſe eingeſammelt werden dürfen.

Naphtha von röthlicher Farbe, bey den Japanern Tſut ſono abro, d. i. Erdröthe genannt, trifft man in der Gegend der Landſchaft Jetſingo an, und verbraucht ſie wie Oehl auf Lampen.

Ambra, den die Einwohner nicht anders, als wie einen Zuſatz zu andern wohlriechenden Sachen gebrauchen, um den flüchtigen Geruch, wie ſie ſagen, aufzuhalten, und den ſie, wenn er noch friſch iſt, oft mit Reishülſenmehl, oder andern zu Pulver gemachten wohlriechenden Zuſätzen zu verfälſchen wiſſen, wird bey Satzuma und Riuku, häufiger an den Ufern Kumano, am meiſten aber in den Gedärmen eines Wall-Fiſches, welcher um Japan gefangen und von der Länge ſeiner Gedärme Fiakfiro, d. i. 100 Klafter, genannt wird, gefunden. In denſelben befindet er ſich mit kalkichten ſteinharten Excrementen vergeſellſchaftet, welche ſich beſonders in den unterſten Gedärmen häufig ſehen laſſen, und bey dem Aufſchneiden zu erkennen geben, daß Ambra vorhanden ſey. Der unfläthige Ort hat dieſem edeln Erdſafte den Nahmen gegeben, daß er nicht anders, als Kuſura no fu, d. i. Wallfiſchdreck, genannt wird. Der Ambra, wenn er zuerſt aus dem Grunde der See durch die Wellen abgeriſſen und auf das Ufer geſpühlet, oder von den Wallfiſchen verſchlucket wird, iſt weich, unförmig, platt, ſchleimig, faſt wie ein Kuhfladen, und unangenehmen Geruches. Alsdenn wird er gemeiniglich von ſeinem Finder in einen runden Ball, oder verſchiedene kleine Stücke, in eine große Maſſe zuſammen gedrückt, wodurch er dichter und ſchwerer wird. Sie-

he

he Th. I, S. 617, fgg. Jeder Japaner hat die Freyheit, den Ambra, wo er ihn findet, aufzuheben, und als ſein Eigenthum zu verkaufen.

Endlich liefert dieſer Meergarten auch mancherley Seegewächſe, platte, netzweiſe durchwachſene, ſteinichte und hornichte Stauden, korallſteinerne Sträuche, rare Anſätze der Klippen, Hörner, Muſcheln ꝛc. welche den amboiniſchen nicht viel nachgeben; ſie werden aber nicht geachtet, ſondern wenn den Fiſchern und Taucherinnen irgend etwas davon zufälliger Weiſe in die Hände kommt, ſetzen ſie es zum Opfer an das Ufer und an die Dorf-Capelle ihres Patrones Jebis, welcher der daſige Neptun iſt.

Der Boden bringt, wegen des milden Klima und des arbeitſamen Fleißes der Einwohner, viele fruchtbare Gewächſe und Pflanzen hervor, welche anfangs ohne Unterſchied nur zur Speiſe und zum Lebensunterhalte aus Noth gebraucht wurden; allein die Scharfſinnigkeit hat die Einwohner in neueren Zeiten auch gelehrt, dieſelben zur Wolluſt und zum Luxus anzuwenden. Unter die nützlichſten und gemeinſten gehört zuvörderſt der Maulbeerbaum. Ob gleich deſſen Früchte, ſowohl die weißen als auch ſchwarzen, in dieſen Ländern unſchmackhaft ſind, und von Menſchen nicht gegeſſen werden können, ſo iſt er doch wegen ſeiner Blätter, als einer Speiſe der Seidenwürmer, den Japanern ſehr nützlich und unentbehrlich. Man gewinnet in vielen nördlichen und andern Provinzen, wo dieſer Baum wächſt, eine mittelmäßig gute Seide, und wirket aus derſelben in Städten und Dörfern ſehr feſte, doch meiſtens grobe Zeuge. Die edelſten und feinſten werden von den Landesverwieſenen auf der Inſel Fatſiſjo gewebet, aber von feiner ausländiſcher Seide; ſiehe oben, S. 93.

Unter

Unter das Geſchlecht des Maulbeerbaumes gehört auch der Kadſi, oder der Papierbaum. Es iſt dieſes zwar ein wilder Baum; allein er wird, wegen ſeiner Nützlichkeit, in die Felder verpflanzet, wo er ſeine Aeſte mit unglaublichem Wachsthum verbreitet, und viele Rinden liefert, aus welchen durch viele Mühe und Arbeit das Papier, und aus dieſem Lunten, Stricke, Zeuge, Kleider, und andere Sachen gemacht werden, wie ich an ſeinem Orte ausführlicher beſchreiben werde.

Für den edelſten Baum dieſer Länder wird wohl der Vruſji oder Firnißbaum gehalten, mit deſſen milchichten Safte das hölzerne Hausgeräth und alles Tafelgeſchirr überzogen und lackiert wird, und deren ſich der Arme ſowohl, als der Reiche, und ſelbſt der kaiſerliche Hof, bedient, wo man lackierte Gefäße den ſilbernen und goldenen weit vorzieht. Eine andere wilde Sorte Faasji genannt, hat ſchmahle Blätter, wächſt durchgehends in Hecken und Bergen, gibt aber wenig und ſchlechte Milch, und wird deswegen faſt gar nicht geſammelt.

Vorerwähnter Vruſji-Baum iſt von einem beſondern, und dieſem Lande eigenen Geſchlechte, und will ſich faſt in keiner andern, als in der Provinz Jamatto zu dieſem Gebrauche ziehen laſſen; doch findet man ihn auch in Figo und hin und wieder in Tſikoku.

Der indianiſche Firnißbaum iſt von einem ganz andern Geſchlechte, und der wahre Anacardinuß-Baum; bey den Siamern heißt er Rakbaum, und gibt an mehrern Orten Indiens ſeine Früchte, aber auf der Weſtſeite des Ganges keinen Saft, es ſey nun aus Unwiſſenheit der Einwohner, oder wegen der Beſchaffenheit des Bodens. Es wird dieſer Firniß aus Siam und Cambodia durch ganz Indien, auch ſelbſt in Japan, wohlfeil verkauft, und hier nur zu ſchlechten Gefäßen, oder zur Grundlage ihres einheimiſchen, ſeltenern und weit ſchönern Firniſſes gebraucht.

Lorbeerbäume gibt es hier von verſchiedener Art. Derjenige, welcher rothe Beeren trägt, iſt eine Canne-

lifera

lifera ſpuria, oder wenigſtens, wie es das ſchleimige Weſen bezeugt, eine Caſſia lignea, deſſen Geſtalt, Figur und Subſtanz der Blätter von jenen nicht verſchieden iſt, wiewohl die Rinde wenig von der Süßigkeit und Lieblichkeit des Caneeles, mehr aber von dem aromatiſchen Geſchmacke eines Coſtus beſitzt. Unter das Geſchlecht des Lorbeerbaumes mit ſchwarz purpurrothen Beeren gehört auch der **Kus**, oder **Campher-Baum**, aus deſſen Wurzeln auf der Inſel Gotho, und inſonderheit in der Provinz Satzuma, der Campher durch ein gemeines Kochen von den Landleuten geſchieden und bereitet wird. Der Preis iſt ſehr geringe; und wird 1 Catti des eingeführten borneiſchen Camphers, welcher zwiſchen den Rinden, Aeſten und Spalten der gefälleten alten Stämme geſammelt wird, gegen 80 bis 100 Catti des japaniſchen Camphers vertauſchet.

Tſja no ki, oder der **Theebaum**, iſt eine unanſehnliche Staude, der man in dieſem engen Lande keinen andern Platz vergönnet, als die Ränder der Aecker, oder andere zur Beſäung unbequeme Oerter. Es iſt aber doch die nutzbarſte unter allen Pflanzen, indem aus deſſen geröſteten groben Blättern das tägliche Hausgetränk abgekocht wird. Die zarteſten und jüngſten Blätter aber werden, wenn ſie geröſtet, gemahlen und mit heißem Waſſer zu einer Suppe gemengt ſind, unter den Vornehmern den Gäſten als ein gewöhnliches Ehrengetränk, und nach eingenommener Mahlzeit zum Abſchiedstrunk dargereichet.

Sandſjo iſt ein ſtacheliger Baum von mittlerer Größe, deſſen Hülſe und Rinde als Pfeffer, und deſſen Blätter als ein angenehmes Gewürz gebrauchet werden.

Man hat zu Japan dreyerley Arten von **Feigen**. Eine von dieſen, **Kaki** genannt, wird in großer Menge durch das ganze Reich gefunden. Der Baum iſt unge-

ungeſtaltet, wie ein alter kurzer Apfelbaum; ſeine Blätter ſind länglich rund, und ohne Einſchnitte; die Frucht gleichet an Geſtalt einem röthlichen Apfel, an Fleiſch und Beſchaffenheit aber einer delicaten Feige; der Same iſt dem Kürbißſamen ähnlich, aber hart und ſteinicht. Dieſer Baum iſt einer der fruchtbarſten und nützlichſten im ganzen Reiche. Die Frucht dient, getrocknet, Reichen und Armen zu einer delicaten Speiſe. Die Sineſer wiſſen ſie mit Zucker weit beſſer einzumachen. Die zweyte Sorte von Feigen iſt der gemeinen europäiſchen ähnlich; ſie wachſen aber an einem Baume mit breiten, langen, rauhen, ungekerbten Blättern. Die dritte iſt die europäiſche, welche die Portugieſen eingeführt haben. Es gibt deren wenige, ſie tragen aber große und delicate Früchte. Die Früchte des hier häufig wachſenden Sycomorus, oder wilden Feigen-Baumes, werden nicht genoſſen.

Kaſtanienbäume gibt es hier im Ueberfluß, und zwar durchgehends mit viel größern Früchten, als in Europa, die beſten und meiſten aber in der Provinz Tſikuſen.

Apfelbäume, dergleichen es in Europa gibt, kennt man hier nicht.

Birnen gibt es in ziemlicher Menge, aber nur von einer Art, welche bey uns Winterbirnen heiſſen, und können roh nicht wohl genoſſen werden. Sie ſind von ungemeiner Größe, und durchgehends pfündig, oder noch ſchwerer.

Den Wallnußbaum findet man am häufigſten in den nördlichen Provinzen. In denſelben wächſt auch ein hoher Taxus, Kaibaum genannt, mit langen Nüſſen, welche mit einer fleiſchichten Rinde, in Geſtalt und Größe einer Arakfrucht, umgeben ſind. Dieſe auch gehülſete Nüſſe haben zwar keinen angenehmen, ſondern einen zuſammenziehenden Geſchmack, beſonders, wenn ſie noch friſch ſind; ſie laxieren aber

vermö-

vermöge ihres ſüßen Oehles, und werden, wegen ihrer Arzeneykräfte, unter Confituren aufgetragen. Das ausgepreßte Oehl iſt beynahe wie Mandelöhl, und wird zu Speiſen und Arzeneyen gebraucht. Der Rauch dieſer Nußkerne iſt das vornehmſte Ingrediens der allertheuerſten und feinſten japaniſchen Tinte. Eine andere Art Nüſſe, Ginau genannt, von Geſtalt wie große Piſtacien, wachſen durch das ganze Reich auf einem ſchönen, ſehr großen Baume, Nahmens Itſjo no ki. Ihr Oehl dient zu vielerley Gebrauch. Man hat zwey fremde Arten von **Eichbäumen**; die Früchte des größern werden gekocht, und von gemeinen Leuten gegeſſen. Der **Nantſme**, oder **Lotusbaum**, gibt in dieſen Ländern eine wohlſchmeckende und geſunde Frucht. **Citronenbäume** findet man hin und wieder in Gärten. **Limonien** und **Pomeranzen** wachſen hier häufig, und von verſchiedener Art. Die edelſte Art nennt man **Mican**, deren Figur und Größe einem borsdorfer Apfel gleichet, und welche einen ſehr angenehmen und weinſäuerlichen Geſchmack haben. Kinkan iſt eine andere ſeltene Art, von der Größe und Figur einer Muskatennuß; ſie iſt überaus ſauer, wächſt auf einer kleinen Staude, und wird in Speiſen und Atſjar gebraucht.

Trauben werden hier ſelten reif, und deswegen wird der Weinbau wenig getrieben. **Brombeeren** und **Himbeeren** ſind zwar auch da, haben aber keinen angenehmen Geſchmack; und die **Erdbeeren** ſind ganz ohne Geſchmack, und nicht genießbar. **Pfirſichen**, **Aprikoſen** und **Pflaumen** gibt es im Ueberfluß, und unter dieſen letzten zwey fremde Arten, nähmlich weiße und purpurfarbene, mit Hügelchen wie Maulbeeren; dieſe werden mehrentheils zu Atſjar verbraucht. **Kirſch**= **Haferſchlehen**= und **Kriekenbäume** werden nur ihrer ſchönen Blüthen wegen unterhalten, welche durch die Cultur die Größe einer doppelten Roſe errei-

chen, und in ſolcher Menge hervor brechen, daß ſie den ganzen Baum wie ein blutiger Schnee bedecken.

Von **Tannen** und **Cypreſſen** gibt es hier vielerley Arten, und es ſind die gemeinſten Bäume der Wälder, aus welchen Häuſer, Breter und Gefäße gemacht werden. Die Aeſte und anderer Abfall dienen zu gemeinem Küchenfeuer; das gemeine Volk braucht hierzu die abfallenden Fichtenäpfel und Blätter, welche ſie täglich zuſammen fegen, und mit eben derſelben Mühe den Boden rein erhalten. Zum Zierrath werden dieſe Bäume in lange Reihen auf die Spitzen der Berge, und auf beyde Seiten der Landſtraßen und Heerwege gepflanzet. Man bemüht ſich auch ſehr, alle ſandige und wüſte Oerter mit denſelben zu beſetzen. Es darf keine Tanne oder Cypreſſe gefället werden ohne Erlaubniß der Obrigkeit des Ortes, und es muß alsdenn ein junger Baum in deſſen Platz geſetzt werden.

Bambuſen iſt eine der gemeinſten Stauden, woraus vielerley Hausgeräth, als: Waſſerrinnen, Wände die man betünchen will, die feinſten Lunten, zierlich geflochtene Körbe und andere Sachen, gemacht werden. Man hält ſowohl die Tannen als Bambuſen, wegen ihres langen Lebens und ſteten Grünens, für ominös oder glücklich, und braucht ſie deswegen zur Auszierung heiliger Oerter bey Feſt- und Feyer-Zeiten.

In Vergleichung anderer Länder, hat Japan ungewöhnlich mancherley wilde Pflanzen von überaus ſchönen Blumen und Blättern, welche zu gewiſſen Zeiten die wüſten Felder und Bergwälder zieren, welche man auch in die Gärten verpflanzet, und durch die Cultur zu mehrerer Vollkommenheit bringt. Die vornehmſten derſelben ſind: Tſubaki, eine große Staude mit Roſenblumen, welche ſich in Hecken und Wäldern findet. Durch Pfropfen entſtehen viele ſeltene Arten, und man hat bey dieſer nahmenreichen Nation, wie

man

man vorgibt, 900 Nahmen ihrer Varietäten. Satſuki, eine lilientragende kleine Staude, ſoll mehr als 100 benannte Varietäten haben; deren zwey wilde Arten, mit rothen und fleiſchfarbenen Blumen, viele öde Felder und Hügel mit ihrer angenehmen Farbe zieren. Saka Nandſjo, eine Staude, trägt gleichfalls eine lilienförmige Blume, aber weit größer als die vorige.

Es gibt Ahorn, wovon eine Art im Frühlinge, die andere im Herbſte, eine theils gelbe theils purpurrothe Farbe annimmt. Die Lilien, Matricaria, Narciſſen, Irides, Nelken, und meiſt alle übrige Blumen, ſind beynahe ohne Geruch; wie denn auch alle japaniſche Früchte, die Lieblichkeit des Geſchmackes der ſineſiſchen und indianiſchen nicht beſitzen.

Hanf und Baumwolle werden, ſo viel es der Raum zuläſſet, auf ihren Aeckern gebauet. Sjiro, oder wilde Hanfneſſel wächſt an wüſten Orten häufig, und erſetzt den Mangel des Flachſes und der Wolle, weil man daraus vielerley, ſowohl feine als grobe Zeuge webet.

Oehle zu vielerley Gebrauch, preſſet man aus folgenden Samen. Kiri iſt ein ungeheuer großer, doch ſeltener Baum; er hat Blätter wie die Klette, trägt an einem langen Stiele, Blumen der Digitalis ähnlich, und Samen wie eine Althäa. Das Blatt mit drey beblümten Stielen iſt das Wapen des Mikaddo oder geiſtlichen Erbkaiſers. Abraſin, ein mittelmäßiger Baum, hat Blätter wie der Platanus, Blumen wie einfache Roſen, und Samen wie ein Ricinus; Kämpfer nennt ihn daher Ricinus arboreus folio Alceæ. Aſa dirachr Avicennæ, die vorerwähnte Tſubacki, Vruſji, Faſi, und Kaj no ki, dann auch die Baumwollenſtaude und Kraut, beyde Geſchlechter von Seſam mit weißen und ſchwarzen Samen. Unter dieſen wird nur das Oehl vom Seſam und Kai, aber

doch ſelten, zur Speiſe gebraucht, weil man dieſe ohne Butter und Fett zu bereiten weiß.

Getreide und Hülſenfrüchte, wie auch allerley Gartenkräuter, geben nicht nur die platten Felder, welche man niemahls zu Wieſen gebraucht, ſondern auch die ſteilen Gebirge bis zu den höchſten Spitzen, ja auch die ablaufenden Höhlen und Winkel der ſteinigen Klippen, wo es nur immer Wurzel und Regen-Waſſer faſſen kann. Des Ackerbaues der Japaner wird weiter unten Erwähnung geſchehen.

Die vornehmſten und zum Unterhalt der Menſchen nützlichſten Feldfrüchte werden mit dem gemeinſchaftlichen Nahmen Gokokf, d. i. 5 Feldfrüchte, beleget. Nach dem ſparſamen oder reichlichen Wachsthum derſelben ſchätzt man die Frucht- oder Unfruchtbarkeit des Jahres und eines Ackers, und den Reichthum oder die Armuth des Beſitzers. Sie erſetzen in dieſem Lande den Mangel des Fleiſches, und ſind die Grundlagen der täglichen Mahlzeiten und der Gaſtmahle. Dieſe Gokokf ſind folgende. 1. Kome, oder Reiß, von verſchiedenen Sorten. Die beſte hat ihres Gleichen nicht in ganz Aſien; ſie iſt ſchneeweiß, und ſättiget auſſerordentlich. Der Reiß dient, in Waſſer aufgekocht, ſtatt des Brodes; von dem jährlichen Ueberfluſſe wird ein fettes Bier, Saki genannt, gebrauet, doch nur zur Nothdurft; und es darf weder mehr Reiß noch Bier von den Fremden ausgeführet werden, als die Obrigkeit erlaubet. 2. Oo Muggi, d. i. großes Getreide, nähmlich Gerſte, wird nur zum Futter der Pferde und andern Viehes, das Mehl aber zu Kuchen und verſchiedenen Speiſen gebraucht. Es gibt eine Art Gerſte, deren Aehren und Hülſen purpurfarbig ſind, welches in den Feldern einen ſehr ſchönen Anblick gibt. 3. Koo Muggi, d. i. kleines Getreide, nähmlich Weitzen, iſt daſelbſt ſehr wohlfeil, und wird nur zu Mehlkuchen verbraucht. 4. Daidſu,

d. i.

d. i. Davidsbohnen, ſind wie türkiſche Erbſen, wachſen aber wie Lupinen. Dieſe Bohnen ſind, nach dem Reiße, in der höchſten Achtung, weil man aus ihrem Mehle die Midſu, d. i. einen gewiſſen Mehlbrey, macht, welcher bey Zubereitung der Speiſen an ſtatt Butter dienen muß; und auch den Soeju, welches eine den Appetit erregende Tunke iſt, welche bey allen Mahlzeiten aufgeſetzt, und auſſer Landes bis nach Holland verführt wird. Die Bereitung derſelben findet man in Kämpfer's Amoenit. exot. S. 839, beſchrieben. 5. Adſuki oder Sodſu, d. i. Saubohnen, wachſen gleichfalls wie Lupinen, ſind aber ſchwarz, und wie Linſen oder indianiſcher Cajan; das Mehl mit Zucker vermiſcht, wird in Manſje gethan, und auch zu andern Kuchen verbraucht.

Man pflegt ſonſt auch unter dem Nahmen Gokokf überhaupt folgende Feldfrüchte zu begreifen: Awa, oder indianiſchen Fench, Panicum indicum *Tabernæm.*; Kibi, oder Hirſen, Milium vulgare noſtras; Tye, oder Panicum vulgare, iuba minore, ſemine nigricante; Maggi, d. i. allerley Getreide, und Mami, d. i. allerley Bohnen und Erbſen, oder Hülſenfrüchte.

Die Rettige ſind durch das ganze Land von unglaublicher Größe, und tragen, wegen des Ueberfluſſes unter allen Feldfrüchten, zum Unterhalt des Lebens das meiſte bey. Sie riechen und ſchmecken aber ſehr ſtark nach dem Menſchenmiſte, womit ſie gedünget werden. Man genießt ſie roh, kochet ſie friſch, und conſervirt ſie trocken und eingeſalzen. Rüben, Möhren, Kürbiſſe, Melonen, Angurien, Cucumern, Liebesäpfel, Fenchel, und eine einheimiſche Lactuca noſtras, ſind hier gemeine Feldgewächſe, welche bey uns in Gärten gezeuget werden. Garten-Paſtinak wird hier nicht gefunden, der wilde aber allenthalben. Peterſilien, Kümmel, Cichorien, Lattich, ſind jederzeit hier von den Ausländern gebauet worden, und wachſen vortrefflich.

Es geben auch die wüſten Wälder, Berge, Klippen, Moräſte und Seegründe viele, ſowohl bekannte als unbekannte Kräuter, deren junge Sproſſen, Blätter, Früchte und Wurzeln verſpeiſet werden. Von den Schwämmen werden die mehreſten Arten genutzet, wodurch öfters Menſchen um ihr Leben kommen. Eben dieſes erfolgt auch von andern giftigen Kräutern, wenn ſie von Unkundigen zur Speiſe eingeſammelt werden. Kein Seekraut iſt unter dem Meere zu finden, welches von dieſer Nation nicht zur Speiſe genommen wird. Es gibt derſelben vielerley Arten, welche von den Fiſchweibern, die im ganzen Reiche hierzu abgerichtet ſind, aus der Tiefe von 20 bis 40 Faden heraus gehohlet, hiernächſt gewaſchen, geſäubert, und in gewiſſe Sorten zerleget werden, von welchen jede nach ihrer Art zur Speiſe aufbehalten wird.

Ich komme zur Thiergeſchichte, und zwar ſowohl der vierfüßigen Thiere, Vögel, kriechenden und fliegenden Inſecten, als auch der Seeproducte, oder Fiſche und Muſcheln, des Landes. Zu den einheimiſchen Thieren gehören zuvörderſt einige erdichtete Thiere, welche die Japaner von den Sineſern angenommen haben, und welche bloß in der Einbildung und in den Schriften, aber nicht in der Natur, gefunden werden, als: der Kirin, Sungu, Kaitſu, Tats dria oder Dſia, Tats maki, und Foo, deren Beſchreibung ich aber, der Kürze wegen, übergehe. Man findet ſie in Kämpfer's Geſchichte von Japan, nach der Dohmiſchen Ueberſetz. 1 Th. S. 139, f. beſchrieben, und Tab. IX, Fig. 1 bis 6, abgebildet.

Mit vierfüßigen, wilden und zahmen Thieren ſind dieſe Länder ſparſam verſehen. Jene finden wenig unbewohnte Oerter, wo ſie ſich verbergen und vermehren könnten. Dieſe werden mehrentheils nur zur Arbeit aufgezogen, und ihr Fleiſch wird von den Einländern,

dern, wegen ihres pythagoriſchen, wiewohl kaltſinni=gen Glaubens, wenig genoſſen. Ueberdies wiſſen auch dieſe Krauteſſer, in den engen Gränzen ihres volkreichen unfruchtbaren Landes, den Boden vortheil=hafter, als zur Viehzucht, anzuwenden.

Man findet hier **Pferde**, welche zwar klein ſind, aber doch an Geſchicklichkeit oft den perſiſchen nicht viel nachgeben. Die beſten kommen aus den Provin=zen Osju und Satzuma, und eine ſehr kleine Art aus der Landſchaft Kai. **Ochſen und Kühe** werden bloß zum Pflügen und Karrenziehen gebraucht. Milch und Butter von ihnen zu ziehen, iſt hier eine unbekannte Sache. Es gibt noch eine ungeheuer lange grobe Art **Büffelochſen**, mit hohen Buckeln auf den Schultern, und von allen Farben; man bedient ſich ihrer bloß in großen Städten zum Karrenziehen. **Eſel, Mauleſel, Kamele und Elephanten**, kennt man nicht. **Schafe und Ziegen** ſind vor Zeiten von den Europäern nach Firando gebracht, wo man auch noch ihr Geſchlecht unterhält. Sie würden im ganzen Reiche gute Berg=Weide finden, und mit Nutzen angezogen werden kön=nen, wenn man die Wolle gebrauchte, oder das Fleiſch genießen dürfte. **Schweine** findet man wenig; ſie ſind zuerſt aus Sina eingeführt, und werden nur ſpar=ſam von den Bauern in Fiſen angezogen. Sie wer=den aus Devotion von den Japanern ſehr wenig ge=geſſen, und nur an die jährlich ankommenden Sineſer verkauft, welche ſich ihrer täglich bedienen, ob ſie gleich mit jenen einerley Glauben haben.

Gemeine **Hunde** findet man unter des jetzigen Kai=ſers Regierung in dieſem Lande mehr, als in jedem andern. Sie liegen in Menge, zur großen Verhin=derung der Vorbeygehenden, auf den Straßen umher, ohne einen Herrn zu haben. Es muß eine gewiſſe An=zahl derſelben von den Bürgern jeder Straße unter=halten und gefüttert, wenn ſie krank ſind, in einer auf

jeder Straße errichteten Hütte verpfleget, wenn ſie geſtorben ſind, auf die Berge getragen, und wie Menſchen beerdiget werden. Ein Mehreres davon iſt im XXVI Th. S. 391, vorgekommen. Wind- und Waſſer-Hunde findet man hier nicht; man verſieht die Jagden, wozu es ſchlechte Gelegenheit gibt, mit gemeinen Hunden.

Unter den Katzen gibt es eine Art, welche nur zur Zierde gehalten wird. Sie haben große ſchwarze und gelbe Flecken auf weißem Grunde, und einen kurzen krummen Schwanz, als wenn er mit Fleiß gebrochen wäre. Sie wollen gar nicht mauſen, laſſen ſich aber gern von dem Frauenzimmer tragen und ſtreicheln.

Von vierfüßigen wilden Thieren finden ſich hier Hirſche, Haſen, wilde Schweine, und Füchſe im Ueberfluß. Von letztern glauben die Japaner, daß ſie mehrentheils mit Teufeln beſeelt ſind. Affen ſind hier wenig; ſie ſind gelehrig, haben hellbraune Haare, kurze Schwänze, und nackte rothe Geſichter und Hinterſten. Bären gibt es in den nördlichen Provinzen, aber wenig und von kleiner Art. Tanucki iſt ein ſchwarzbraunes Thier, hat ein Maul wie ein Fuchs, und ſcheint wohl eine kleine Art von Wölfen zu ſeyn. Die wilden Hunde haben große weitgeſpaltene Schnautzen. Itatz iſt ein röthliches Thier, wie ein Muncus, oder kleiner Iltiß. Eine andere größere Art wird Tin genannt. Sie halten ſich in Häuſern und unter Dächern auf, beynahe wie zahm, und ſollen nicht allein Hühner, ſondern auch Fiſche fangen.

Die Ratzen und Mäuſe, an denen dort kein Mangel iſt, wiſſen die Japaner zahm zu machen, und zu allerley Künſten abzurichten.

Von Tiegern, Panthern, Löwen, und andern reiſſenden Thieren iſt das Land befreyet.

Unter dem ſchädlichſten Ungeziefer ſind die vornehmſten, die durch ganz Indien ſo genannten weißen

Ameiſen. Dieſes ſind ſchneeweiße zarte Würmchen; ſie leben in Haufen wie Ameiſen, und gleichen ihnen auch an Größe und einiger Maßen an Geſtalt; Bruſt und Kopf ſind bräunlich und hart. Von den Japanern werden ſie do Toos, d. i. Durchbohrer, genannt, weil ſie alles, was ihnen vorkommt, auſſer Erz und Stein, in wenigen Stunden durchfreſſen, und die koſtbarſten Waaren in den Packhäuſern der Kaufleute verderben. Sie können bloß durch Unterſtreuung des gemeinen Salzes abgehalten werden. Ihre Todfeinde ſind die ſchwärzlichen oder wirklichen Ameiſen, und die freye Luft können ſie weniger, als die Maulwürfe, vertragen.

Die in Indien ſo genannten **Mukadde**, oder **Tauſendbeine** (Millepedes), ſind beynahe einen Finger lang, ſchmahl, bräunlich, und an beyden Seiten mit Füßen verſehen. Sie ſind in Indien ſehr giftig, und ihr Biß ſchmerzt mehr, als der Stich eines Scorpions. In Japan gibt es wenige, und ſie thun ſelten Schaden. Der Biß wird durch Beſtreichen mit Speichel geheilet. Die **Eidechſen**, welche ſich hier aufhalten, ſind nur von gemeiner Art.

Es gibt hier wenige Arten von **Schlangen**. Eine berühmte Art unter denſelben, **Firakutz** und **Fibakarri** genannt, hat eine grüne Farbe, einen platten Kopf und ſcharfe Zähne. Dieſe Schlange hat ihren Nahmen von der Tageslänge; weil nähmlich derjenige, welcher von ihr gebiſſen wird, mit Sonnen-Untergang ſterben muß. Die Soldaten ſind nach ihrem Fleiſche begierig, weil ihm die Kraft zugeſchrieben wird, daß der Genuß ſtrenge und beherzt mache. In verſchloſſenen Geſchirren calcinirt, gibt ſie ein berühmtes Pulver, Gawatſo genannt, welches innerlich gegen verſchiedene Krankheiten gebraucht wird. Eine ungemein große Schlange, **Jamokogath** oder **Uwabami**, auch **Dſja**, d. i. **Drache**, genannt, hält ſich in Bergen und Wäſ-

ſern

ſern auf. Man trifft ſie ſelten an; wenn man ſie aber fängt, ſo läſſet man ſie für Geld ſehen.

An geflügelten zahmen Thieren unterhält man Hühner, und auch bisweilen Aenten; ſie werden aber aus Aberglauben ſelten gegeſſen, und dürfen nur von gewiſſen geringen Perſonen geſchlachtet werden. An Sterbe- und Gedächtniß-Tagen eines Blutsfreundes muß einer einen Vogel oder ein anderes Thier zur Küche ſchlachten. In den kaiſerlichen Sterbe- und Gedächtniß-Jahren, wie auch zu gewiſſen andern Zeiten, wenn es der Kaiſer verbiethen läſſet, dürfen auch weder Hühner, noch irgend andere lebendige Thiere getödtet, ja nicht einmahl auf Märkten zum Verkauf ausgeſtellet werden. Der Hahn erhält öfter und leichter Pardon als das Huhn, und ſteht bey den Religioſen in großer Achtung, weil er die Zeit abzutheilen und die Veränderung des Wetters zu verkündigen weiß.

Das wilde, von Natur ſchüchterne Geflügel, iſt in dieſem ſo volkreichen Lande ſo zahm geworden, daß man viele Geſchlechter für Hausthiere halten ſollte.

Der Tſuri, oder Kranich, iſt der vornehmſte, und ein kaiſerlich privilegierter Vogel, und darf nicht anders, als auf Befehl für den Kaiſer allein, geſchoſſen werden; es geſchieht aber dennoch in Saikokf und andern vom Hofe entfernten Ländern. Dieſer Vogel ſowohl, als die Schildkröte, werden, wegen ihres fabelhaften Alters und wegen der merkwürdigen Geſchichte, die man von ihnen erzählt, für die glücklichſten und glückbedeutendſten Thiere gehalten, mit deren Figuren eben ſo, wie mit Tannen und Bambus, die kaiſerlichen Gemächer und andere glücklich gehaltene Oerter bemahlt ſind. Man findet zweyerley Arten Kraniche, eine ſchneeweiße, und eine graue oder aſchfarbige.

Von Sagi oder Reihern gibt es verſchiedene Arten, welche an Farbe und Größe ſehr unterſchieden ſind.

Die

Die bekannteſten ſind: Sjiro Sagi, oder der weiße; Goi Sagi, oder der graue, und Awoi Sagi, oder der bläulichgraue Reiher. Der letztere hat beynahe die Größe eines Kraniches.

Von wilden Gänſen gibt es zwey Arten, von welchen jede Art ſich in Haufen vereiniget. Die erſte iſt ſchneeweiß, mit pechſchwarzen Schwungfedern; die andere Art aber iſt ganz grau oder aſchfarbig. Sie ſind in dieſen Ländern, und beſonders die grauen, in großer Menge, und auch ſo zahm, daß ſie nicht leicht vor einem Menſchen auffliegen. Sie thun den Aeckern großen Schaden, dürfen aber doch bey Lebensſtrafe von niemand beleidiget werden, als von denen, welche die Freyheit, dieſelben zu ſchießen, an gewiſſen Orten gepachtet haben. Die Bauern beziehen ihre Felder, um ſie vor den Einfall der Gänſe zu ſchützen, mit Leinen oder Netzen. Aenten findet man von verſchiedener Art, und eben ſo zahm, wie die Gänſe. Unter denſelben iſt eine Art, wovon das Männchen von ſeltener Schönheit iſt. Faſanen ſind auch von ungemeiner Schönheit. Ein großes Geſchlecht hat bunte, goldfarbige und über den ganzen Leib glänzende Federn; auch, wie der Pfau, einen in goldblau wiederſcheinenden Schwanz, von einer halben Mannes-Länge. Feldhühner ſind die gemeinſten Vögel, welche nebſt Faſanen, Aenten und Gänſen, genutzet werden. Man findet Feldtauben, mit ſchwarzblauen Federn, aber von keiner Schönheit. Störche bleiben das ganze Jahr im Lande. Die beſten Falken werden in den nördlichen Provinzen gefangen, und mehr zum Staat, als zur Jagd, gehalten. Habichte und Raben findet man hier häufig. Letztere haben eine mittelmäßige Größe, und ſind zuerſt als Geſchenke aus Sina hierher gebracht worden. So iſt auch die Aelſter zuerſt als ein ſeltener Vogel dem Kaiſer aus Corey zugeſandt worden, und ſie heißt deswegen Corei garas, d. i. corey-

reyiſcher Rabe; ſie hat aber ihr Geſchlecht in dieſem Lande wenig fortgepflanzt. Europäiſche blaue Krähen, Papageyen, und andere indianiſche Vögel, werden hier nicht gefunden. Foken, gemeiniglich Foto tenis genannt, iſt ein ſeltener Nachtvogel, welcher auf hohen Gaſtmahlen als eine koſtbare Delicateſſe aufgeſetzt wird, und deſſen calcinirte Aſche, in ſauern Saki gethan, dieſelbe wieder trinkbar macht. Miſago, oder Biſago, iſt ein See-Raubvogel, wie ein Habicht oder Sperber, welcher an einer Klippe ſich eine Höhle zu ſeinem Keller unterhält, wo er ſeinen übrigen Fiſchraub hinein legt. Es iſt zu bewundern, daß dieſer, wie ein in Eſſig oder Salz eingelegter Fiſch, oder Atſjar, nicht verdirbt; daher er Bitſago Suſi, d. i. Biſago atſjar, genannt wird. Mewen, Seeraben, und vielerley kleine Vögel, als: Holz- und Waſſer-Schnepfen, Schwalben, Sperlinge, und viele andere gemeine Vögel, ſind hier, wie in Europa, vorhanden. Die Lerche ſingt hier vortrefflicher, als in Europa; die Nachtigalle hingegen ſchlechter.

Von fliegenden Inſecten, hat das Land Bienen, und daher auch Honig und Wachs, Hummeln, Weſpen, Fliegen, Mücken, Feuerfliegen, Neyere, Kriken, Käfer, verſchiedene Arten Heuſchrecken, u. d. m. Ein gewiſſes Geſchlecht braune Käfer, Sebi auch Semi genannt, ergeßen einen Liebhaber der Natur mit verſchiedenen Merkwürdigkeiten. Man findet ſie von dreyerley Art und Größe. Die vornehmſten heiſſen Kama ſebi, und gleichen an Größe und äuſſerlicher Geſtalt unſern an Sommerabenden fliegenden Käfern, haben aber keine Werkzeuge zum Fliegen. Sie kriechen im Frühſommer des Nachts aus der Erde, als ihrem Winterlager, hervor, und ſchließen ſich mit ihren ſcharfen rauhen Beinen an das Holz, Blatt, Strauch, oder was ſie ſonſt gefaßt haben, feſt an. Alsdann reißt die Schale der Länge des Rückens nach auf,

auf, und es kriecht ein anderes Thier heraus, von Geſtalt wie eine Biene, und größer als ſein beſchließender Harniſch, welches nach einem Stillſitzen von wenigen Stunden ſchnell davon fliegt. Dieſes Inſect, dergleichen Gesner unter dem Nahmen Cicada beſchreibt, macht durch die Querſpalte ſeiner Bruſt, die es ſonſt gleichſam mit einem Schilde verſchloſſen hält, und zugleich durch Bewegung ſeiner vier Flügel, ein ſcharfes und überaus helles Getöſe, welches in einer Entfernung von einer Viertelmeile in die Ohren gellet. Die Berge und Büſche ſind mit ihrem Getöſe erfüllt, und ſie verlieren ſich erſt nach und nach in den Hundstagen. Man ſagt, daß ſie alsdann wieder in die Erde kriechen, und durch eine neue Verwandlung wieder zu Käfern werden. Ihren gemeinen Nahmen haben ſie von ihrem Laute Semi oder Sebi bekommen, den ſie zum öftern nach einander erſt langſam, und hernach immer geſchwinder, von ſich geben, bis ſie ihr Liedchen mit einem Getöſe, gleich einer ablaufenden Spille der Knopfmacher, beſchließen. Ihr Geſang fängt nach Sonnen-Aufgang an, und dauert nur bis gegen Mittag. Die Bälge oder leeren Hülſen (Exuviae) werden zum Arzeneygebrauch geſammelt, und in Japan ſowohl, als auch in China, in den Apotheken verkauft. Eine andere Art dieſes Geſchlechtes, welche viel kleiner iſt, und ko ſebi heißt, kommt einige Monathe ſpäter, und zur Zeit, wenn jene abnehmen, zum Vorſchein. Sie laſſen ſich nur von Mittag bis zum Abend hören, bis ſpät in den Herbſt mit faſt gleichem, doch leiſern, Laute, nach welchem er auch von dem gemeinen Manne Tſuku Tſuku boo genannt wird. Eine dritte Art iſt dieſen an Größe und Eigenſchaften gleich, auſſer daß ſie den ganzen Tag über ſingt. Die Weibchen dieſer drey Arten ſind ſtumm, und haben eine verſchloſſene Bruſt, übrigens aber eine gleiche Geſtalt und Größe, wie ihre Männchen.

Die

Die Cantharіden, oder ſpaniſchen Fliegen, ſind an Farbe den wahren ſpaniſchen gleich, allein runder und von der Größe eines jungen Käfers. Ihr Gebrauch iſt hier unbekannt. Auſſerdem gibt es ein anderes Geſchlecht, San mio genannt, welches überaus cauſtiſch iſt, und daher für giftig gehalten wird. Dieſe befinden ſich auf den Reißähren. Sie ſind lang, ſchmähler und kleiner wie die ſpaniſchen Fliegen, von Farbe blau und goldfarbig, mit carmeſinrothen Flecken und Strichen, und deswegen von gar vorzüglicher Schönheit.

Das ſchönſte von allen fliegenden Inſecten, welches auch hier ſelten gefunden, und daher von dem Frauenzimmer unter ihren Seltenheiten aufbewahrt wird, iſt eine ſchmahle, halbfingerlange, runde Nachtfliege, mit zwey Schlupfflügeln, und unter denſelben mit andern durchſcheinenden verſehen, mit blauen und goldenen Strichen der Länge nach geziert, glänzend wie ein Spiegel, und von ausnehmender Schönheit. Das Weibchen iſt nicht ſo ſchön und glänzend, ſondern beynahe aſchfarbig und gefleckt.

Das Waſſer liefert zum gemeinen Unterhalt der Japaner, wenn man den Reiß abrechnet, eben ſo viel oder noch mehr als das Land. Denn dieſes Meer iſt überaus reich an Seekräutern, Fiſchen und Muſcheln; und unter dieſen iſt wenig oder nichts, was nicht ihre Vorfahren aus Armuth zur Speiſe gebraucht hätten, und welches nicht in ſpäteren Zeiten, und bey mehrerer Cultur, zur Delicateſſe und zum Luxus angewandt wäre. Fiſche und Muſcheln werden bey ihnen mit dem gemeinſchaftlichen Nahmen Kiokai, oder gewöhnlicher Iwokai, belegt.

Der Kudſira, oder Wallfiſch, von dem man dort ſechs verſchiedene Arten hat, und welcher beynahe um ganz Japan, am häufigſten aber im See Kumano, welcher die ſüdlichen Ufer der Inſel Nipon beſpühlet, gefan-

gefangen, wird, trägt unter allen Seegeſchöpfen zur Sättigung des hungerigen Pöbels das meiſte bey. Der Fang geſchieht, wie bey Grönland, durch Wurf-Pfeile, aber mit bequemern Fahrzeugen. Ein Mehreres davon ſ. im Art. Wallfiſch.

Satſifoko iſt ein, gemeiniglich 2 bis 3, zuweilen 5 bis 6 Klafter langer Fiſch. Er hat 2 lange Zähne, welche aus dem Maule auswärts hervor ſtehen. Man ſtellt dieſelben zuweilen auf die Giebel der Schlöſſer und Tempel. Dieſer Fiſch ſoll ein liſtiger Feind der Wallfiſche ſeyn, indem er ihnen in den Hals kriechen, die Zunge ausfreſſen, und ſie tödten ſoll.

Furube iſt ein Fiſch von gemeiner Größe; bey den Holländern in Indien ein Aufblaſer genannt, weil er ſich ſo dick wie eine große Kugel aufblaſen kann, wird für tödtend giftig gehalten. Es gibt ihrer im japaniſchen Meere 3 Arten, und jede in großem Ueberfluß. Die erſte, Suſume buku, iſt klein, und wird wenig gegeſſen. Die zweyte Art heißt Mabuku, wird bey den Japanern für die größte Delicateſſe gehalten, nachdem der Kopf, Gräthen und Eingeweide, davon getrennet, und auch dem Fleiſche durch behutſames und fleißiges Abwaſchen, alles Schädliche benommen worden iſt. Von dem unabgeſpühlten Fleiſche pflegen diejenigen, welche wegen unheilbarer Krankheit des Lebens überdrüſſig ſind, ſich ein Todtenmahl zu zurichten. Die dritte Art wird Kita makura, d. i. Nord-Küſſen, genannt. Er hat ein völlig tödliches Gift, welches ihm durch kein Waſchen benommen werden kann. Er wird wiſſentlich niemahls zur Speiſe genommen, als von denen, die ſich tödten wollen.

Der ſo genannte Waſſerbauch iſt von der Länge eines zehnjährigen Knaben, und ohne Schuppen und Floßfedern. Er hat einen ungeheuern Kopf, Maul und Bruſt; einen großen dünnen Bauch wie ein Sack, welcher, durch das Maul angefüllt, eine große Menge

Waſſer faſſen kann; ſcharfe dünne Zähne wie eine Schlange; faſt keine Gedärme, und ſehr kleine geringe Eingeweide. Unter ſeinem Bauche hat er zwey platte, knorpelige Füße mit Fingern, beynahe wie eine Kinderhand, womit er auf dem Grunde des Waſſers fortzukriechen ſcheint. Alle ſeine Theile dienen zur Speiſe.

Der **Tai**, den die Holländer in Indien Stein-Braſſen nennen, iſt, theils aus Aberglauben, weil er dem Götzen Jebis geheiligt iſt, und für ſehr glücklich gehalten wird, theils auch wegen ſeiner Schönheit und Glanzes unter dem Waſſer, der vornehmſte Fiſch in Japan. Er iſt ſelten, gleicht an Geſtalt beynahe einem Karpfen, und iſt von Farbe roth und weißlich. Das Weibchen hat rothe Kiefen. Es gibt auch eine ſchwärzliche Art, welche aber für weit ſchlechter gehalten wird.

Funa, iſt ein Fiſch, welcher ebenfalls dem Karpfen gleicht, und Arzeneykräfte, beſonders gegen den Wurm, beſitzen ſoll. **Nagoo**, eine andere längere Art wie ein Karpfen. **Me baar**, iſt über ſeinen ganzen Leib blutroth, von Größe und Geſtalt wie ein Karpfen oder Steinbraſſen, und mit ſo hervorſtehenden Augen, daß der ganze Apfel aus ſeiner Grube hervor raget. **Koi**, eine Art Barſch oder Karpfen, wird in ſüßem Waſſer gefangen, ſetzt ſich gegen die Waſſerfälle, und ſchwingt ſich hinauf; er iſt ſo ſtark, daß er ſich zwey Menſchen, die ihn gefaßt haben, aus den Händen entreißt. Er wird ſowohl friſch, als auch eingebökelt, in andere Provinzen verführt. **Mar**, oder **Maar**, ein Lachs, wird meiſt in Flüſſen oder ſüßen Meeren gefangen. **Jei**, ein Ragfiſch; von dieſen gibt es eine Art, bey den Holländern **Pijlſtaarts** genannt, welche ein hornichtes Schwertchen am Schwanze haben. Die Japaner glauben, daß dieſes wider den Schlangenbiß gut ſey, wenn der Ort damit beſtrichen wird; es muß aber

einem

einem lebenden Fiſche abgenommen ſeyn; ſie führen es, in dieſer Abſicht, in ihrem Buſenſack unter andern Arzeneyen mit ſich.

Jka, eine gemeine Seekatze, wird von den Sineſern und Japanern für ſelten und für ein Leckerbißchen gehalten. Mit dem Fleiſche deſſelben laſſen ſich auch die Fiſche leicht angeln. Eine andere Art Seekatze oder Seequalm, Tako genannt, hat lange Schwänze oder Füße, an deren Enden ſich Cotyledones befinden, womit dieſes Thier ſich anklammert. Es wird friſch gekocht, und auch aufgetrocknet, und zu gemeinen Savano oder Auffſatz angewandt.

Die Schildkröte, der Ki oder Came, wird von den Japanern, weil man glaubt, daß ſie ſehr lange lebe, für ominös und höchſt edel gehalten. Mino game, oder Mooki, iſt eine Art Schildkröte mit einem breiten Schwanze, gleich einem großen runden Barte. Auſſer dieſer, und den Stein- und Berg- wie auch den Fiſch-Schildkröten, (welche letztere ſich ſtets im Waſſer bey Fiſchen aufhalten,) findet ſich in den öſt- und ſüdlichen Gegenden von Japan eine ſehr große Schildkröte, deren Schild beynahe einen ganzen Menſchen bedeckt.

Jebi, werden allerley Krebſe und Garnelen, ſowohl in ſüßen als ſalzigen Wäſſern, genannt. Muſcheln und Schnecken, von was für Geſchlecht oder Art ſie auch ſeyn mögen, dienen hier insgeſammt zur Speiſe, ſowohl roh, als auch getrocknet, eingeſalzen, friſch gekocht, oder gebraten. Die Muſcheln Awabi beſtehen nur aus einer einfachen oder einſeitigen Schale. Sie haben die Größe einer mittelmäßigen perſiſchen Perlenmutter, ſind aber nicht ſo flach. Sie ſitzen tief unter der See, mit der offenen Seite an den Klippen angeſchloſſen, und werden von den Fiſchweibern oder Taucherinnen herauf gehohlt; dieſe fahren mit einem Spieße oder langen Meſſer, womit ſie ſich

wider den Kaije ſchützen können, hinab, und wenn ſie eine Awabi antreffen, ſtoßen ſie dieſelbe ſchleunig herunter; denn ſie ſaugt ſich ſonſt ſo feſt an die Klippen, daß ſie durch keine Gewalt abgeriſſen werden kann. Dieſe Muſchel iſt mit einem großen Stücke Fleiſch angefüllt, welche von Farbe gelblichweiß, von Subſtanz ſehr zähe und ohne Fibern iſt. Die Japaner ſagen, daß dieſes die vornehmſte Speiſe ihrer dürftigen Voraltern geweſen ſey; deswegen ſetzen ſie auch auf jedem Gaſtmahle, zum Gedächtniß und zur glücklichen Deutung, ein Gericht von demſelben auf. Es iſt auch ein gewöhnlicher höflicher Gebrauch geworden, ſowohl unter geringen als vornehmen Perſonen, daß bey allen Geſchenken, die man jemand macht, es ſey Geld, Früchte, Zeuge oder irgend etwas anderes, eine Schnitte dieſes getrockneten Fleiſches beygeleget, oder wenigſtens ein Stückchen davon übergekleibet wird. Die Bereitung des Fleiſches beſteht darin, daß man es in die Runde herum zu dünnen langen Streifen ſchneidet, dieſelben über ein Bret ausſpannet und ſo auftrocknet. In dieſer Muſchel wird bisweilen eine große Perle gefunden, welche aber unförmig, gelblich, und bey den Japanern in keinem Werthe iſt.

Tairagi, iſt eine lange, platte, ſpitzig zulaufende, dünne, große Muſchel, deren Fleiſch auf beyden Seiten mit einer ſtarken Sehne befeſtigt iſt; die beſte findet ſich im arimaiſchen Meerbuſen, und enthält daſelbſt bisweilen Perlen. Akoja iſt eine flache Hornmuſchel, einer Hand breit, auswendig ſchwärzlich, ſchieferig und unanſehnlich, inwendig wie Perlenmutter; die edelſte wird im omaiſchen Seebuſen gefunden, und liefert daſelbſt eine koſtbare Perle. Mirukai, eine gemeine ſchwarze Muſchel, dergleichen man in Deutſchland in Flüſſen findet. Tamaguri, ſind Muſcheln von gleicher Form und Größe, aber dick und ſehr glatt, inwendig ſchneeweiß und auswendig bräunlich; ſie

dienen dem Dairi oder erbkaiſerlichen Hofe zum Spiel und Zeitvertreib, nachdem ſie inwendig mit beſondern Figuren bemahlt worden ſind. Kiſa, oder Akagai, ſind auswendig weiß, und mit tiefen gleich ablaufenden Gruben geziert; inwendig roth. Man verſieht die Schalen mit einem Stiele, und gebraucht ſie in der Küche zum Schöpfen. Umi Fake, eine ſpannenlange Muſchelröhre, welche man zwiſchen den Zeigefinger und Daumen verbergen kann; ihr Fleiſch wird in Salz oder in eine andere Tunke gelegt, und zur Tafel aufgehoben. Dieſe Muſchel findet ſich allein um Tſikungo, deſſen Herr den Fang jährlich ſo lange verbiethet, bis er des Kaiſers Tafel damit verſorgt hat. Takaragai, in Indien Cauris oder Coris genannt, werden aus den maldiviſchen und andern Inſeln, in Bengalen, Pegu und Siam eingeführt, und daſelbſt als gemeine Land- und Scheidemünze gebraucht. Die japaniſchen ſind verſchiedener Art; die beſten bringt man aus Riuku, und macht eine weiße Schminke daraus, u. ſ. w.

Man ſieht aus vorſtehender Beſchreibung der Producte Japans, daß die Einwohner reich, unabhängig und glücklich ſeyn müſſen, und daß ihr Boden alles, was zu ihrer Nothdurft, und ſelbſt zu ihrem Luxus, erfordert wird, überflüſſig liefert. Wenn ſie den Wein entbehren müſſen, ſo ſind ſie dagegen auch denen Zufällen nicht ausgeſetzt, welche der unmäßige Gebrauch dieſes verführeriſchen Getränkes nach ſich zieht. An ſtatt des Weines haben ſie einen Trank, wie die Europäer ihr Bier, welchen ſie aus demjenigen, was von dem jährlichen Vorrathe ihres Reißes übrig bleibt, brauen, und welchen ſie Saki nennen. Es iſt dieſes ein ſehr ſtarkes Getränk. Die meiſten Japaner aber trinken Thee.

In Japan befindet man alles bebauet, bis zu den höchſten Gipfeln der Berge. Von Nangaſacki bis Meako, und von dieſer Stadt bis Jedo, ſehen die Gegenden der Heerſtraßen Gärten ähnlich, und ſo weit das Auge reichen kann, ſieht man denſelben Fleiß im Anbau. Man hat bemerkt, daß die Felder der Privatperſonen einen geringen Umfang haben, daß ſie in der Mitte wie ein Eſelsrücken erhoben ſind, um den Abfluß des Waſſers zu erleichtern, welches ſich in Bächen, die rund um das Grundſtück geleitet ſind, ſchlängelt. Dieſe Methode, das Erdreich in kleine Partien zu theilen, iſt in verſchiedenen Ländern Europens befolget worden, und iſt gar nicht zu verwerfen.

Auf der Inſel Xikoko haben die Landleute eine ganz beſondere Methode, Reiß, Weitzen und Gerſte zu ſäen. Sie bedienen ſich einer Harke, deren Zinken weit von einander abſtehen und nicht gebogen ſind. Nachdem die Erde vermittelſt dieſer Maſchine aufgelockert worden iſt, fängt ein Mann von dem einen Ende des Feldes zum andern an, die Erde mit dem Rücken der Harke zu ebnen. Ein anderer folgt ihm, und ſäet das Korn. Ein dritter iſt mit einem 3 Zoll dicken Brete verſehen, welches einen oben gebogenen Stiel hat; mit dieſem ſchlägt er ſanft das Erdreich, und dann iſt die Arbeit geſchehen. In andern Provinzen bedient man ſich derſelben Werkzeuge zum Acker-Bau, welche die Chineſer gebrauchen.

In Japan ſind zwey Aernden, die Reiß- und die Weitzen-Aernde. Das Getreide wird gegen das Ende des Maymonathes reif. Sie mähen daſſelbe mit einer Sichel, deren Heft lang und nach oben zu gekrümmt iſt. Der Pflug wird von gezähmten Büffeln gezogen, und man pflegt dieſe Thiere, welche ſehr gelehrig ſind, und ſtets in gleichem Schritte fortgehen, nie

nie zu ſchlagen. Man ſchonet ſie wirklich mehr, als wir unſere Pferde ſchonen.

Die Schafe werden in Japan nie eingeſchloſſen, weil man glaubt, daß das Fleiſch des Thieres und die Feinheit der Wolle ſehr leiden, wenn ſie der freyen Luft beraubet werden. Es iſt nicht zu läugnen, daß, wenn ſie in einem Stalle auf einander gehäuft ſind, die groben Ausdünſtungen eine Art Schmutz über die Wolle ziehen, welcher ihre Güte vermindert. Dieſe Thiere können der Kälte ſehr widerſtehen; Schnee und Reif bringen ihnen keinen Schaden, ſondern vielmehr Vortheil. Ob gleich der Winter in Japan ſehr ſtrenge iſt, ſo haben ſie doch in dieſer Jahrszeit nur eine mit Bretern bedeckte, und mit einem Flechtwerke 4 Fuß hoch umzäunte Art Schoppen zur Bedeckung. Dies gibt der Luft kein Hinderniß durchzudringen, und den Aufenthalt von den Ausdünſtungen zu reinigen. Eben daher erhält auch die engliſche Wolle die ſchöne Weiße, weil die Engländer ihre Schafe nie einſchließen.

Es iſt kaum zu begreifen, wie der Japaner, welcher ſonſt der Stimme der Natur und des Bedürfniſſes ſo gehorſam iſt, die Kuhmilch weggießen kann, und ſich ein Gewiſſen daraus macht, ſie zu ſeiner Nahrung zu gebrauchen. Die Holländer entdeckten ihnen die Kunſt, Butter zu machen; allein, ſie achteten es nicht, da ſie doch alles einzuladen ſcheint, die Europäer in dieſem Stücke nachzuahmen. Die vortreffliche Weide würde der Butter eine vorzügliche Güte ertheilen. Die Holländer, welche die japaniſche Kuhmilch gekoſtet haben, geſtehen, daß ſie ſehr geſchickt ſey, einen ſchönen Rahm zu ſetzen, und daß der Käſe daher vortrefflich ſeyn müßte. Die Provinzen Buigen, Bungo, Fiunga und Fingo auf der Inſel Ximo haben einen Ueberfluß an Rindvieh von beſonderer guten Eigenſchaft. Die Weiden ſind eben ſo

ſett, und geſunder als die holländiſchen. Es würde eine herrliche Hülfsquelle für die Japaner ſeyn; denn der Thran, welcher ihnen ſtatt der Milch dient, behält, wenn er gleich noch ſo künſtlich verfeinert wird, einen unangenehmen Geſchmack.

Auch in Anſehung der Pferde iſt die Nachläſſigkeit der Japaner nicht zu billigen. Sie ſind ſehr gut geſtreckt, und ſehr geſchwinde, ob ſie gleich klein ſind. Die Japaner bedienen ſich ihrer nur vor den Palankinen und Kutſchen, und auf feyerlichen Reiſen. Man beſchlägt ſie nicht, weil ſie ein ſehr hartes Horn haben, und weil die Wege beſandet ſind; übrigens läſſet man ſie nur im Schritte gehen. Der Ackerbau würde gewiß bey den Japanern weit vollkommener werden, wenn ſie ſich der Pferde ſowohl zum Pflügen, als auch zum Verführen der Waaren, bedienten. Sie machen weitere Schritte als die Büffel; und das hilft ſehr dazu, viele Arbeit in weniger Zeit zu vollenden.

Der thätigen Einſicht in den Ackerbau ungeachtet, würden die Japaner nicht ſehr reich ſeyn, wenn ſie nicht eben ſo geſchickte Kaufleute wären. Umſonſt beſchützt man den Ackerbau in ausgebreiteten Reichen, wenn man die Handlung verabſäumet. Dieſe Wahrheit, welche ich für unwiderſprechlich halte, ſetzt einen Sulli und Colbert in eine Gleichheit, wenn nicht etwann dieſer Letztere die Felder zu ſehr vernachläſſiget hat, um die Städte glänzend zu machen. Aber, man wende ein, was man will, ſo kann der Handel nie zu der wahren Stufe ſeiner Vollkommenheit in Ländern gelangen, wo die Raſerey ausſchließender Geſellſchaften herrſcht, wo man zu viele Zölle und Einnehmer findet, wo man von Contrebande ſpricht u. ſ. w. Uneingeſchränkte Freyheit iſt der Handlung weſentlich; eine Freyheit, welche übrigens den gewöhnlichen Lauf der Einfuhr- und Ausfuhr-Gefälle nicht verbiethet,

die, wenn ſie in ihren Gränzen bleiben, den Staat erleichtern, ohne den Kaufmann zu ſchwächen. Die Japaner fehlen gegen die Regeln der geſunden Vernunft und eines wohlverſtandenen Intereſſe in dieſem Puncte, welcher mit der Wohlfahrt des Staates ſo genau verknüpft iſt.

Die Handlung der Japaner iſt entweder die inländiſche oder die ausländiſche. An der inländiſchen Handlung haben die Ausländer keinen Antheil, indem es ihnen ſo gar verbothen iſt, weiter als bis nach Nangaſacki zu kommen, es müßte denn ſeyn, daß ſie Abgeſandte der Könige, oder Deputierte der holländ. oſtindiſchen Compagnie wären, oder nach Hofe gerufen würden. Solchemnach wird dieſelbe allein von den Japanern getrieben, von denen einige dabey reich werden, wiewohl ſolches ſehr ſelten geſchieht, wegen der großen Unkoſten, die der Transport der Waaren erfordert, ungeachtet von den Waaren ſelbſt weder dem Kaiſer noch Privatperſonen das geringſte entrichtet wird; wozu denn auch noch dieſes kommt, daß es in Japan zu viel Handelsleute gibt, indem daſelbſt wenig Perſonen anzutreffen ſind, die nicht einigen Handel treiben ſollten. Die Waaren, mit welchen dieſe innere Handlung getrieben wird, ſind alle oben erwähnte Landes-Producte, und alle ausländiſche Waaren, welche die fremden Nationen nach Japan bringen, oder welche die Japaner von denſelben hohlen. Die Orte, wo dieſe Handlung getrieben wird, ſind alle Städte des Landes, vornehmlich aber die Stadt Meako, wo der Stapel aller dieſer Waaren iſt, und wo jährlich verſchiedene große Meſſen gehalten werden; ſiehe Meako. Doch ſind die Kaufleute in Japan in keinem ſonderlichen Anſehen. Man hält ſie insgeſammt für Lügner, welche kein Bedenken tragen, die Unwahrheit zu reden, um ihre Waaren geltend zu machen. Unterdeſſen wird der Betrug in der Handlung mit einer ungemeinen

Schärfe beſtrafet. Um den Betrug der im Kleinen handelnden Kaufleute zu verhindern, ſind an den Ecken der Straßen öffentliche Ellen befeſtigt, wo ein jeder dasjenige, was er gekauft hat, meſſen kann. Dieſe Ellen werden Ichien, Ikien, oder Ichin, genannt; ſiehe Ichien.

Was die ausländiſche Handlung betrifft, ſo iſt ſolche von zweyerley Art, nähmlich diejenige, welche die Japaner mit ihren eigenen Schiffen in fremden Ländern treiben, und diejenige, welche die nach Japan kommenden fremden Nationen daſelbſt treiben. Die Handlung, welche die Japaner mit ihren eigenen Schiffen auſſerhalb Landes treiben, geht nach Cochinchina, Siam, Kamboya und den manilliſchen Inſeln, aus welchen Ländern insgeſammt ſie mehrentheils nur Seide hohlen, und dafür verſchiedene von ihren Landes-Producten, inſonderheit Silber, Kupfer, Schwefel ꝛc. dahin bringen. Die fremden Nationen aber, welche nach Japan handeln, ſind einige indianiſche Völker, die Chineſer, und unter den europäiſchen Nationen die einzigen Holländer.

1. Die indianiſchen Nationen, welche noch einige Handlung nach Japan treiben, ſind hauptſächlich die Einwohner von Siam und Kamboya. Seit dem ſich aber die Holländer von der Handlung nach Japan Meiſter gemacht haben, iſt die Handlung dieſer beyden Nationen nach Japan bey weitem nicht mehr ſo wichtig, als ſie vormahls geweſen iſt.

2. Die Handlung der Chineſer nach Japan iſt faſt ſo alt, als beyde Reiche. Sie war vor Zeiten ſehr wichtig, und wurde ehemahls von beyden Seiten gleich ſtark getrieben. Man ſahe eben ſo viel Japaner in China, als Chineſer in Japan. Nachdem aber der König von China den Japanern bey Lebensſtrafe verbothen hat, nicht in das Land zu kommen, wird ſolche nur von den Chineſern noch geführt, wiewohl ihnen ſolches

ſolches eigentlich auch nicht erlaubt iſt, ſondern der König von China ſich nur ſtellet, als ob er ſolches nicht wüßte. Die Waaren, welche die Chineſer nach Japan bringen, ſind: Korallen in Kügelchen, deren jedes am Gewichte 4 Maß hält; Agracaraniba; Ultramarinblau; Schmelz oder Email von 5 verſchiedenen Farben; Alaun; Eiſen; Tontenack; weißer und brauner Zucker; Atlaß; weißer Taffet von Quanton; weißer und rother Crepon von Nankin; Fiſchnetze von Quanton; Queckſilber; Zinnober; rothe Seide aus Nankin; Galgant; Hülſenfrüchte; gelber Lack, wie er aus den Bäumen rinnet; Areckrinde; Ychitzee, eine Arzeneywaare; Caramangee aus China; Foliochiroze, eine Arzeneywaare; gelbes Wachs; weiße chineſiſche Leinwand, Nunna genannt; grüner Alaun; Honig; Chien fou; Zuckercand aus Quanton; Benzoe; Adlerholz; Sanglargan, oder Sandragon, eine Arzeneywaare; Schildkrötenſchalen; Campher; Puchoc; Weihrauch aus Surate; Loung zum Mahlen; Biſam; Rhabarber; Zimmet, von Cochinchina; Chuangon, eine Arzeneywaare; und Saffran von ſehr ſchlechter Gattung. Der Hafen, wo die chineſiſchen Schiffe ihre Handlung treiben, iſt der Hafen Langiaſakje. Wenn ſie im Geſichte dieſes Hafens ankommen, müſſen ſie drey Stunden davon Anker werfen, um den Houppons oder Zolleinnehmern Zeit zu laſſen, daß ſie an Bord kommen, das Schiff durchſuchen und die Declaration des Capitäns empfangen können. Wenn das Schiff durchſucht iſt, kommen ſogleich japaniſche Piloten und Matroſen an Bord, um das Schiff in den Hafen zu bringen; oder wenn es bereits in den Hafen eingelaufen iſt, ſo laſſen ſie deſſen Ladung in die Magazine abladen, welche die General-Directores der Handlung hergeben, in welchen alsdann der Verkauf der Waaren, nach vorhergegangener Bekanntmachung, an einem dazu beſtimmten Tage,

an die Meiſtbiethenden in Silber geſchieht. Ungeachtet aber die Handlungs-Directores die Bezahlung aller verkauften Waaren in barem Gelde erhalten, um ſie den Chineſern, denen dieſe Waaren gehören, zu zuſtellen, ſo geben ſie doch denſelben nicht mehr als ungefähr die Hälfte davon, indem ſie ihnen gemeiniglich 20 pro Cent der Ladung des Schiffes an japaniſchen Kupfer, und 35 andere pro Cent an 4 Gattungen von getrockneten oder geſalzenen Fiſchen geben, und folglich ihrer Diſpoſition nicht mehr als ungefähr 45 pro Cent überlaſſen, welche ſie in Waaren, als: Firniß, Porzellan, feinen Perlen, Stahl, gearbeitetem Kupfer, und einer Art Campher, welche für China dienlich iſt, anlegen können, für deren Bezahlung die Chineſer Wechſelbriefe auf die General-Directores ziehen, die ſolche auf Sicht bezahlen.

3. Unter den europäiſchen Nationen ſind die Portugieſen die erſten geweſen, welche Japan gekannt, und von Makao aus dahin gehandelt, und jährlich über 4 Mill. Livres dabey gewonnen haben. Nachdem ſie aber im J. 1636, und mit ihnen die chriſtliche Religion aus Japan verjaget worden ſind, haben ſich die Holländer der ganzen Handlung nach Japan bemächtiget, und ſie ſind unter allen europäiſchen und chriſtlichen Nationen die einzigen, denen es frey ſteht, dahin zu handeln, und welche auch wirklich dieſe Handlung mit großem Profit fortſetzen. Dieſe ihre Handlung nach Japan hat ſich ſchon im J. 1609 angefangen, da das erſte Schiff von der holländ. oſtindiſchen Compagnie zu Firando ankam, und mit dem Kaiſer von Japan den erſten Handlungs-Tractat ſchloß, vermöge deſſen ſie Erlaubniß erhielten, ſich auf der Inſel Firando niederzulaſſen. Schon im J. 1616 hatten ſie zu Firando eine Loge, welche weit beſſer gebauet war als der Portugieſen ihre zu Nangaſacki, ungeachtet dieſe 80 Jahre vor den Holländern nach Japan

zan gekommen waren. Die Handlung, welche ſie nach dieſer Inſel Firando zogen, war eine der wichtigſten. Ob ſie nun gleich unter dem im J. 1639 ergangenen Verbothe, welches allen Chriſten den Handel nach Japan unterſagte, mit begriffen waren, ſo wagten ſie es doch 3 Jahre nachher, wieder nach Japan, aber nicht nach Firando, wie vormahls, ſondern nach Nangaſacki, oder vielmehr nach Deſima, zu kommen, wo ſie, weil ſie verſicherten, daß ſie nicht von der Religion der Portugieſen wären, angenommen, und ihnen die Wohnungen eingeräumet wurden, welche die Portugieſen ſonſt gehabt haben, und die ſie auch noch jetzt beſitzen, indem ſie daſelbſt einen Präſidenten der Compagnie halten, welcher hier ſeit dem J. 1641 reſidiret. Dieſe Inſel Deſima hat vermittelſt einer kleinen Brücke mit Nangaſacki Gemeinſchaft; es darf aber kein Holländer über dieſe Brücke gehen, auch nicht anders, als durch gewiſſe dazu beſtellte Mäkler, mit den Japanern handeln. Dieſe machen den Preis der Waaren, welche die Compagnie bringt und abhohlt, womit die Bedienten derſelben allezeit zufrieden ſeyn müſſen; wie denn auch die Quantität, welche ſie von ihren Waaren abſetzen ſollen, beſtimmt iſt. Ungeachtet alſo die Holländer die einzigen Europäer ſind, welche nach Japan handeln dürfen, ſo iſt doch ihre Handlung daſelbſt ſehr eingeſchränkt, und mit ſehr vielen Beſchwerlichkeiten verknüpft, und muß wegen des Mißtrauens, welches die Japaner in alle fremde Nationen ſetzen, ſehr behutſam getrieben werden. Die holländ. oſtindiſche Compagnie ſchickt jährlich zwey Schiffe, die, jedes mit 30 bis 50 Kanonen, übrigens aber ziemlich ſchlecht bemannet und bewaffnet ſind. Dieſe Schiffe ſegeln von Batavia gegen d. 20 Jun. ab, und werfen bey der Inſel Pouloimon Anker, wo ſie gemeiniglich zwiſchen d. 1 und 7 Jul. ankommen, und daſelbſt 2 Tage bleiben. Während dieſer

Zeit

Zeit nehmen ſie Holz, friſches Waſſer, und andere Erfriſchungen auf ihre Reiſe ein, indem die Lebens-Mittel daſelbſt wohlfeiler ſind, als zu Batavia. Zu Anfange des Auguſtes langen ſie in Japan an, und bleiben daſelbſt bis in den Oct. oder November, da ſie an dem von den japaniſchen Inſpectoren ihnen vorgeſchriebenen Tage abreiſen müſſen, und unter keinerley Vorwand, er mag Nahmen haben wie er will, einigen Aufſchub bekommen, indem die Paſſatwinde allezeit gut zur Abreiſe ſind, bey welcher ſie wieder bey der Inſel Pouloimon anlanden, wo ſie gemeiniglich gegen d. 20 Dec. ankommen. Wenn dieſe Schiffe angekommen ſind, gehen die japaniſchen Güterbeſchauer an deren Bord, machen daſelbſt ein Verzeichniß der Ladung, und laſſen die Maſten, die Segel und das Tau-Werk des Schiffes an das Land bringen, worauf man auch die Waaren in die Niederlagen bringt, wo es den Holländern nicht frey ſteht, ſie, wie an andern Orten geſchieht, an die Meiſtbiethenden zu verkaufen, ſondern ſie müſſen ſolche für die Taxe verkaufen, wie der Gouverneur von Nangaſacki und die kaiſerlichen Factors dieſelben ſchätzen, welches zum öftern in dem Profit einen Unterſchied von 20 bis 30 pro Cent, inſonderheit bey der Seide, macht. Eine andere Unbequemlichkeit dieſer Handlung, welche aber nur erſt ſeit 1685 ihren Anfang genommen hat, beſteht darin, daß es der holländ. oſtindiſchen Compagnie nicht mehr erlaubt iſt, ihre Schiffe mit ſo vielen Waaren, als ſie für dienlich findet, zu beladen, indem der Hof zu Meako eine Verordnung gemacht hat, in welcher beſtimmt iſt, wie viel jede von den nach Japan handelnden Nationen an Waaren bringen und verkaufen darf. Für die Holländer iſt dieſe Summe auf 380000 Taels jährlich feſt geſetzt, welches bey weitem nicht ſo viel iſt, als ſie vor dieſer Verordnung verkaufen konnten. Von dieſen 380000 Taels Waaren, welche die Holländer

länder nach Japan bringen, ſind für 300000 Taels auf Rechnung der Compagnie; für 40000 Taels, auf Rechnung des Generals und der Handlungsvorgeſetzten in Batavia; für 10000 Taels, für den Director, welcher jährlich nach Japan geht; für 8000 Taels, für den Director, welcher abgelöſet wird; und für 22000 Taels, für die Equipage. Wenn die Waaren der Holländer nach dem Preiſe, den ihnen der Gouverneur und die Factors, vorgedachter Maßen, geſetzt haben, ohne die holländiſchen Agenten gleichſam darum zu fragen, verkauft ſind, bringt man ihnen ihr Geld, worauf ſie entweder in ihrer Loge, oder auf ihren Schiffen, ſo lange warten, bis der zum Abſegeln dienliche Paſſatwind ſich eingeſtellt hat. Während dieſer ganzen Zeit haben ſie mit den Japanern nicht den geringſten Umgang. So bald nun die gute Jahrszeit zum Abſegeln gekommen iſt, gibt man ihnen ihre Schiffsgeräthſchaft wieder, damit ſie ſofort unter Segel gehen. Die Beſorgniß der Japaner geht ſo gar ſo weit, daß ſie nicht zugeben, daß der Präſident des holländiſchen Contoirs länger, als ein Jahr, daſelbſt bleibe. Dieſes aber iſt den Holländern unverwehrt, ihn, wenn er 2 Jahre auſſer dieſer Bedienung geweſen iſt, wieder dazu zu ernennen. Und eben daher kommt es, daß allemahl drey ſolche Präſidenten von den Holländern gehalten werden, von denen der eine wirklich in Japan iſt, der andere ſich auf der Reiſe befindet, und der dritte in Batavia ausruhet. Noch deutlicher aber erhellet der Eigenſinn der Japaner, und die Geduld, mit welcher die Holländer ſich demſelben unterwerfen, aus der Geſtalt der Schiffe, welche die Holländer nach Nangaſacki ſchicken, als welche weder vorn noch hinten mit Bildern geziert ſeyn dürfen, indem die Japaner dieſe gleichgültige Zierrathen, mit welchen die europäiſchen Schiffe gemeiniglich geziert ſind, für eine Beleidigung halten, welche die Europäer

ropäer ihren Götzen, die ſie anbethen, anthun. Man wird ſich aber darüber, daß die Holländer, welche gegen die andern indianiſchen Nationen, mit welchen ſie handeln, ſo hochmüthig und trotzig ſind, gegen die Japaner ſo demüthig und geduldig ſeyn, nicht verwundern, wenn man erwäget, wie groß der Profit iſt, den ſie aus dieſer Handlung ziehen, indem in Japan auf die Waaren, welche ſie dahin bringen, wenigſtens 150 pro Cent, und noch mehr auf diejenigen zu gewinnen iſt, welche ſie von da zurück bringen, und wovon das meiſte in barem Gelde, Kupfer, und andern Metallen, beſteht, welche ſie in ihrer Handlung nicht entbehren können. Die europäiſchen, oſtindiſchen und chineſiſchen Waaren, welche ſich für Japan ſchicken, und von den Holländern dahin geführet werden, ſind: holländiſche Tücher, von Scharlach= und andern hohen Farben; gekreuzte und einfache Camelote mit und ohne Glanz; Burats; Cariſets oder Karſeyen, von rother Farbe; goldene und ſeidene Brocate; Armoſinen, ſchwarze und couleurte; Gazen, und andere ſeidene Zeuge; weiße und rothe Seide, inſonderheit bengaliſche; geſponnene und ungeſponnene Baumwolle; Stickereyen; Tapeten; Leinwand; ganz fertig gemachte ſeidene Schlafröcke; flandriſche Carpetten; gläſerne und irdene Flaſchen; Bley; Zinn, aus Malaca und Siam; Stahl und Eiſen aus Indien, und inſonderheit aus China, wie auch allerley daraus verfertigtes Haus= und Küchen=Geräth; Sapanholz; Calembac oder Aloeholz; Adlerholz; Braſilienholz; roher und weißer Zucker; cambodiſche Nüſſe; Fiſch-Haut von einem Fiſche, den die Holländer Roch nennen, und welche bey den Japanern ſehr beliebt iſt; Alaun; rothes Leder; Capok; Wachs; Calin; ſublimirtes Queckſilber; Caſſia; Grünſpan; Thee; Farben zum Porzellanmahlen; Campher; Biſam; Papier; Pfeffer; allerley Spezereywaaren, vornehmlich

Zimmet;

Zimmet; Muskatenblumen und Nüſſe; Elephanten-Zähne; Hanf; rothe Wolle; allerley Arzeneywaaren; Borar; Queckſilber; chineſiſches Porzellan; allerley chineſiſche und nürnberger Kramwaaren; rohe Korallen; Hirſch- und andere Häute, u. d. m. Vornehmlich iſt die Handlung, welche die Holländer mit grünen Häuten nach Japan treiben, eine der wichtigſten, indem ſie alle Jahre mehr denn 200000 Hirſch- und über 100000 Ochſen- und Küh-Häute dahin führen, welche ſie größten Theils aus Siam ziehen, und von denen ihnen die Inſel Formoſa, als ſie noch von derſelben Meiſter waren, eine große Menge lieferte. Faſt alle dieſe Waaren werden mit Silber bezahlet, woran ein großer Profit zu machen iſt, wenn es nach China und Bengala gebracht wird. Die übrigen Waaren aber, welche die Holländer aus Japan ziehen, ſind allerley Gattungen von gemahlter, lackierter und gefirnißter Holzarbeit, als: Fenſtervorſätze, Tiſche, Kaſten, Schachteln, Thee- und Kaffe-Breter, und andere dergleichen, indem die Japaner, eben ſo wie die Chineſer, in allen dieſen Arten von Arbeit vortrefflich ſind; Fächer; Porzellan mit allerley Farben gemahlt; Farbewaaren; Arzeneykräuter und Hölzer; Kupfer, wovon ſie jährlich wenigſtens 2 bis 300000 Pfund nach Batavia, und von da weiter nach der Küſte von Coromandel, Bengala und Europa bringen, und einige andere Mineralien; Bockfelle; Seide, und Filoſelle, indem die Japaner zum öftern die in ihrem Lande erzeugte Seide verkaufen, um fremde und inſonderheit chineſiſche dafür zu erhandeln; und vortrefflichen Thee, welcher, wo nicht beſſer, doch wenigſtens eben ſo gut, als der chineſiſche, iſt. Ehemahls pflegten die aus Japan zurück kommenden holländiſchen Schiffe ſich zu theilen, und einige von ihnen nach Batavia, andere nach Malaca zu gehen, an welchen beyden Orten die General-Directores der oſtind-

iſchen Compagnie, oder der Rath, die mitgebrachten japaniſchen Waaren von einander abſonderte, nachdem ſie ſich für Oſtindien, oder den übrigen Theil von Aſien, wohin dieſe Compagnie handelt, ſchickten. Seit dem Anfange des jetzigen Jahrhundertes aber iſt dieſes geändert worden, indem die zwey Schiffe, welche die holl. oſtindiſche Compagnie alle Jahre nach Japan ſchickt, ihren Rückweg gerade nach Batavia nehmen.

Die Europäer lernten Japan erſt in der Mitte des 16ten Jahrhundertes kennen, da einige Portugieſen, auf ihrer Reiſe von Siam nach China, durch Sturm an die japaniſchen Küſten geworfen, und daſelbſt von den Einwohnern ſehr menſchenfreundlich aufgenommen wurden. Sie erhielten ohne Schwierigkeit die Erlaubniß, Handel nach Japan zu treiben, und brachten Jeſuiten, als Glaubens-Prediger, dahin, welche ſich, wie in andern Ländern des Orients, durch ihre mathematiſche, und beſonders aſtronomiſche Kenntniſſe, viel Achtung erwarben, und in ihrem Bekehrungsgeſchäfte ganz glücklich waren; wie dann im J. 1585 eine japaniſche Geſandtſchaft bey dem Papſte zu Rom erſchien. Dabey ging auch die Handelſchaft ſehr gut für die Portugieſen, indem ſie lange Zeit jährlich über 300 Tonnen Goldes aus dieſem Reiche wegführten. Dieſer glückliche Zuſtand währte bis gegen das Ende des 16ten Jahrhundertes, da durch Verleumdung der Bonzen oder japaniſchen Prieſter, durch den Stolz des von dem Papſte geſetzten japaniſchen Biſchofes, und durch die Thorheit eines ſpaniſchen Piloten, welcher ſich heraus ließ, ſein König mache in den entfernteſten Ländern durch Geiſtliche Chriſten, und ſodann durch Soldaten und durch die Neubekehrten mache er ſich die Länder unterwürfig; da, aus dieſen Urſachen, Haß und Verfolgung gegen die Miſſionarien und Chriſten erreget wurde. Indeſſen hatte der portugieſiſche Handel doch ſeinen Fortgang, bis durch die Holländer, welche ſich 1609 auch in Japan eingefunden hatten, ein Brief erdichtet oder wirklich entdeckt wurde, aus dem ſich zeigte, daß die Chriſten in Japan, mit Hülfe der Portugieſen, gefährliche Anſchläge wider des Kaiſers Leben und wider den Staat vorhatten. Auf dieſen Brief, welchen man

in

in Japan für richtig erkannte, erging 1637 der Befehl, daß die Portugieſen, deren Handelsleute ſchon in die Inſel Deſima eingeſchränkt waren, (welche man zu dem Ende in dem Hafen zu Nangaſacki erſt durch Menſchenhände angelegt hatte,) gänzlich aus Japan verbannet ſeyn ſollten. Hierauf entſtand 1638 eine Empörung der Chriſten in dieſem Reiche, welche aber durch Beyhülfe der Holländer bald gedämpfet wurde. Die Chriſten wurden ohne Verſchonen getödtet, und der Verbannungsbefehl wider die Portugieſen wurde 1639 auf das ſtrengſte vollzogen, und zugleich allen Fremden der Handel im Reiche verbothen. Es verſuchten zwar die Portugieſen im J. 1642 von neuem, den Zutritt in Japan zu erhalten, und ſtützten ſich dabey auf die 1640 vorgegangene Revolution, wodurch ihr Reich der Herrſchaft des Königes von Spanien entriſſen worden iſt. Allein, die Japaner kehrten ſich an dieſe Veränderung nicht, und wieſen die portugieſiſche Geſandtſchaft, mit Bezeigung der größten Schärfe und unter den härteſten Drohungen, fort. Dennoch kam 1647 wieder eine Geſandtſchaft, welche, mit ihrem Gefolge, 74 Perſonen ausmachte. Von dieſen wurden alle Weiße, 61 an der Zahl, geköpfet, und die übrigen 13 Schwarze wurden zurück geſchicket, um dieſen Empfang zu melden. Der letzte, der es wagte, das Chriſtenthum in Japan zu predigen, war ein italiäniſcher Geiſtlicher, Jo. Bapt. Sidotti, welcher aber dafür 1708 lebendig eingemauert wurde, und in dieſem Zuſtande ſein Leben endigte.

Die Holländer hätten beynahe ein gleiches Schickſal, wie die Portugieſen, und zwar ſchon 1630, erfahren, wegen des Uebermuthes, den ein Officier der Compagnie, Peter Nuyts, als Gouverneur der Inſel Formoſa, gegen zwey japaniſche Schiffe ausgeübt hatte. Allein, die Sache wurde durch Nachſicht des Rathes von Indien 1634 beygeleget, und ſie blieben, nach Verbannung der Portugieſen, die einzige europäiſche Nation, welche in Japan erſcheinen durfte. Weil ſie, wegen der auf der Inſel Firando angelegten Befeſtigung, eben ſo verdächtig wurden, wie die Portugieſen, ſo mußten ſie gedachte Inſel räumen, und ſich, ebenfalls wie die Portugieſen, in Deſima einſchließen laſſen, wie noch jetzt geſchieht. Daſelbſt müſſen ſie ſich alles öffentlichen Gottesdienſtes, der Sonn- und Feſttagsfeyer, des Gebrauches des Nahmens Jeſu und des Zei-

chens des Kreutzes, und überhaupt aller Merkmahle des Chriſtenthumes, in Gegenwart der Japaner, enthalten; ſie dürfen nicht, wie ich bereits erwähnt habe, über die Brücke gehen, welche Deſima mit Nangaſacki verbindet; lange erlaubte man ihnen nicht, ihre Todte zu begraben, ſondern warf ſie in die See. Alle japaniſche Auffſeher und Beamte müſſen, ehe ſie zu ihnen gelaſſen werden, ſchwören, daß ſie keine Art von Neigung oder Vertraulichkeit gegen ſie zeigen wollen, und ihre Waaren werden mit unbeſchreiblicher Schärfe unterſuchet. Sie führen jährlich Zucker, Gewürz und allerley Manufacturwaaren nach Japan, und bringen dagegen 9000 Kiſten Kupfer, jede zu 120 Pfund, und 25 bis 30000 Pf. Campher zurück. Sowohl an den ein- als ausgeführten Artikeln gewinnen ſie 40 bis 45 pro Cent. So bald ihre Schiffe abgereiſet ſind, muß ihr Oberkaufmann, mit 2 bis 3 Perſonen, nach Jeddo reiſen, und dem Kaiſer die jährlichen Geſchenke der Compagnie bringen. Unterweges wird er wie ein Gefangener behandelt, von einer ungeheuern Menge Japaner begleitet, und darf, ohne beſondere Erlaubniß, mit keinem Menſchen, nicht einmahl mit dem Geſinde in Gaſthöfen, ſprechen; und bey Hofe wird er mit großer Verachtung angeſehen.

Buch und Rechnung wird von den japaniſchen Kaufleuten mit einer ſolchen Richtigkeit und Fertigkeit gehalten, daß die Italiäner, welche in Europa für die geſchickteſten hierin gehalten werden, ihnen bey weitem nicht gleich kommen. Sie haben auch alle Regeln der Arithmetik, deren ſich andere Kaufleute in ihrer Handlung bedienen. Es rechnet aber Japan, nach Taels (Tails oder Tayes) zu 10 Maes, à 10 Kanderinen oder Conderies. Ein ſolcher Tael ſoll zu 4 Mark, und 1 Maes zu 6 Schill. lübiſch Banco, ungefähr zu achten ſeyn. An einigen Orten dieſes Reiches ſollen ſie nach Schuites, Cockiens, Oebans oder Oubans, Telles und Fayalles, rechnen, deren Verhältniß gegen einander aber nirgends gemeldet zu finden iſt.

Ich weiß nicht, ob die Art mit den Ausländern zu handeln bey den Japanern ſo einfach und ſo bequem

quem iſt, als das Handeln unſerer Kaufleute; aber man wird zugeben müſſen, daß ſie eine Ehrlichkeit an den Tag legen, welche in Europa ſo ſelten iſt, als der philoſophiſche Geiſt bey den Tataren, die dadurch nur deſto glücklicher ſind. Wenn der Handel nicht durch Tauſch geführt wird, und man die Waaren in gangbarem Werthe bezahlt, ſo wird in Japan weder das Gold, noch das Silber, gezählt. Man ſchließt die Münze in kleine verſiegelte Säcke, die ein beſtimmtes Gewicht halten, und in Goldſtücken ungefähr 2000 franzöſ. Livres ausmachen, ein. Die großen Summen werden in Kiſten abgeliefert, deren jede 4 Säcke hält. Dieſe Kiſten und Säcke gehen oft durch ſehr viele Hände, ohne geöffnet zu werden; ſo ſehr iſt man von der Treue und Redlichkeit der Kaufleute überzeugt, die dennoch keine vorzügliche Claſſe im japaniſchen Reiche ausmachen; eine Geringſchätzung, die nicht zu entſchuldigen iſt! Maß und Gewicht ſind in allen Provinzen dieſelben; dieſes gibt weniger Gelegenheit zu Betrügereyen und Unterſchleifen, und weniger Verwirrung im Handel.

Die Japaner haben Gold- Silber- und Kupfer-Münzen. Von den Goldmünzen gibt es dreyerley Arten, welche insgeſammt länglich rund ſind. 1. **Oban, oder Obanj,** das größte Goldſtück, Fig. 1635, gilt 10 Kobanjs, ob er gleich nur $9\frac{3}{4}$ derſelben wiegt. Er iſt 4 und $2\frac{1}{2}$ franz. Zoll im Diameter, und ſoll 1115 Aß, oder $3\frac{2}{3}$ Loth cöllniſch wiegen, und 22 Karat ungefähr fein ſeyn. Er enthielte alſo $14\frac{1}{2}$ Ducaten Gold, und wäre ungefähr 84 Mark Banco werth. An den vier Ecken iſt das Wapen oder Ehrenzeichen des Dairi oder Götzenkaiſers in Japan eingedrückt, und die Oberfläche mit den hier abgebildeten Streifen bezeichnet. 2. **Koban, Kobanj oder Coupant,** Fig. 1636; gilt 64 Maes, und iſt etwann 23 holl. Gulden oder $11\frac{1}{2}$ Rthlr. an Werth. Es ſoll

der dritte Theil des vorhergehenden größern Stückes, oder Obanj, ſeyn, 371 Aß wiegen, auch 22 Karat ungefähr in der Feine halten; es enthielte demnach $4\frac{3}{4}$ Ducaten Gold, und wäre ungefähr 28 Mark Banco werth. Die Hauptſeite A enthält, auſſer den über die Oberfläche laufenden Streifen, 4 die Länge herab in Einfaſſungen eingeprägte Schriften, davon die erſte und vierte, mit a bezeichnet, das Wapen des Dairi iſt. Die zweyte Schrift, b, iſt ein Zeichen, welches den Werth des Stückes anzeigt. Die dritte Schrift, c, heißt Midsſugu, und iſt der Nahme des Münzmeiſters zu Jedo und Suruga. Die Neben- oder Kehr-Seite B, enthält in der Mitte, d, nur das Zeichen des Ober-Aufſehers oder General-Directors der Gold- und Silbermünzen in ganz Japan. Die übrigen, ſowohl auf der erſten als andern Seite vorkommenden kleinen Zeichen, ſind Merkzeichen von Privat-Perſonen, welche dieſelben einſchlagen, damit ſie dadurch erkennen können, ob ein Kobanj ſchon in ihren Händen geweſen ſey, oder nicht. Die Japaner ziehen die Kobanjs, welche in Jedo geſchlagen ſind, und tiefe Linien haben, vor; Fremde aber die andern. Sie probieren dieſe Münze dadurch, daß ſie dieſelben auf die bloße Bruſt legen, wo die beſten ein wenig daran hängen bleiben, oder daß ſie dieſelben mit den Zähnen beiſſen, oder mit dem Meſſer zerſchneiden. 3. Ichebo, oder Itzebo, die kleinſte Goldmünze, Fig. 1637, mit dem kaiſerlichen Wapen auf der einen, und dem Nahmen des Münzmeiſters auf der andern Seite, gilt 15 bis 16 Maes, welches ungefähr 6 Mark Banco, oder 1 Ducaten, am Werthe beträgt.

Die Japaner haben mehr Gold- als Silber-Münze; daher iſt auch den Holländern erlaubt, jährlich etliche tauſend Kobanjs mit heraus zu nehmen, und es iſt ein eigener kaiſerlicher Officier beſtellt, Kannaba Nakama genannt, welcher alles für die Waaren empfangene Silbergeld gegen Kobanjs verwechſelt; wobey aber die Holländer doch den

Scha-

Schaden leiden müſſen, daß, da ein Kobanj von 55 bis 60 Maes oder Momi Silbergeldes höchſtens jährlich gilt, ſie ihn um 68 Maes annehmen müſſen.

In Madras werden die Coupants, oder die japaniſchen Goldmünzen, nur zu 87 Tocques, oder $20\frac{2}{2}\frac{2}{7}$ Karat fein gerechnet.

Die Silbermünzen ſind entweder Silberklumpen, oder Schuits, Senni und Doppelt-Senni. Die Japaner gießen nähmlich das Silber, an Gehalt $14\frac{2}{3}$ Loth fein, ſowohl in länglich breiten großen und kleinen Stäben, und wägen davon 50 Taels ſchwer ab, binden ſolche in Papier, und geben es einander in Zahlungen, als auch in Form großer und kleiner Klumpen oder Bohnen, und wägen davon einander zu. Die großen Silberklumpen ſind mit verſchiedenen Geprägen, unter andern dem vom Daikoku, dem Gott des Reichthumes, mit ſeinem Hammer, Tonne und Sack, Fig. 1638. Ihr Werth iſt nicht genau, ſondern nur nach dem Gewichte beſtimmt. Der größte ſoll $14\frac{2}{3}$ Loth ſchwer, mithin 28 Mark 9 Schill. der kleinſte aber 6 Pfenn. cölln. ſchwer, und folglich 11 Schill. 8 Pf. hamburger Courant, werth ſeyn. Ein Ita, oder Schuit, Fig. 1639, ſoll $10\frac{1}{2}$ Loth cölln. ungefähr wiegen, und der Gehalt des Silbers 14 L. 12 Grän ſeyn, ſo, daß er alſo 16 M. 10 Sch. Banco werth iſt. Ein Senni, oder Putje, Fig. 1640, iſt auf der einen Seite mit dem Nahmen der Nengo, in der er geprägt iſt, bezeichnet. Fig. 1641, iſt ein doppelter Senni. Dieſe Münzen haben ein viereckiges Loch in der Mitte, woran man ſie auf eine Schnur ziehen kann.

Von Kupfer haben die Japaner die Casches, welche ebenfalls ein viereckiges Loch in der Mitte haben, um ſie aufreihen zu können. Sie werden aber in verſchiedener Anzahl aufgereihet, bis auf 600 Stück, die eine Telle ausmachen.

Die Holländer ſchätzen eine Telle Silber auf $3\frac{1}{2}$ Fl. ihrer Währung, welches ungefähr Mark 4 = 14 hamb. Cour. beträgt. Ein ſpaniſches Stück von Achten wird in Zahlungen zu 7 Maes, bis 74 Conderies, angenommen.

Car. Pet. Thunberg tal om de Mynt-Sorter, ſom i äldre och ſednare tider blifvit ſlagne och varit gängbare uti Kejſaredömet Japan (d. i. Antrittsrede, von den alten und neuen japaniſchen Münzen.) Stokh. 1779, 8. 2 B. (ſ. das 93 St. der Gött. gel. Anz. v. J. 1780, S. 753 — 755.)

Das Gewicht, Picul genannt, hat 100 Cattis, und beträgt genau 130 Pfund engl., oder beynahe 122 Pf. hamb. Gewicht.

Ihre Maße für Reiß werden, wie folget, genannt und eingetheilet. 1 Gant iſt 3 Cocas. 100 Gantas heißt 1 Ickgoga. 1000 Ickgogas heißt 1 Ickmagog, und 10000 Ickmagogs heißt 1 Managoga.

Von ihrem Ellenmaße, ſ. den Art. Ichien.

Die japaniſchen Künſtler ſind ſehr geſchickt, aber die Natur hat ſie nicht zu Erfindern beſtimmt. Die kleinen Arbeiten, welche ſie mit einer erſtaunlichen Feinheit machen, ſind zu gleichförmig. Sie bewundern dasjenige, was die Europäer verfertigen, und machen es mit vieler Leichtigkeit nach. Dieſes haben ſie mit den Chineſern gemein, welche ſehr gute Affen in den Künſten ſind. Wenn man die Tiſchlerarbeiten und den Firniß der Chineſer mit den japaniſchen zuſammen hält, ſo kann man ſie anfangs kaum von einander unterſcheiden; ein wenig Aufmerkſamkeit aber iſt hinreichend, um allem, was aus der Hand der Japaner kommt, den Preis zu zugeſtehen. Wie viele wahre und bleibende Vortheile würden ſie ſich nicht verſchaffen, wenn nicht ein blindes Mißtrauen ſie in ihren Inſeln gefangen hielte, ſondern ihnen erlaubte, ſelbſt die Meere zu beſchiffen, und die Reichthümer der Natur und Kunſt den Nationen vor Augen zu legen!

Die

Die japaniſche Sprache iſt von der chineſiſchen ganz unterſchieden, und kommt mit der tatariſchen überein. Im Schreiben bedienen ſich die Japaner theils der chineſiſchen Zeichen, welche in Columnen von oben herab, und zwar von der rechten Hand gegen die linke gehen, theils auch alphabetiſcher Buchſtaben, mit denen von der rechten zur linken, und von der linken wieder zur rechten geſchrieben wird. Ihre Druckerey und Mahlerey iſt viel vollkommener, als die chineſiſche; aber den Europäern müſſen ſie in beyden nachſtehen.

Die Haut der Japaner iſt meiſtentheils gelblich, obſchon einige wenige, zumahl unter dem Frauenzimmer, beynahe ganz weiß ſind. Sie haben kleine Augen, und ſtarke hohe Augenbraunen, wie die Chineſer und Tataren. Ihre Naſen ſind zwar nicht platt, aber doch kürzer und dicker, als die unſrigen. Sie haben ſchwarzes Haar. Es herrſcht aber ein ſo ewiges Einerley in der Art ſich aufzuſetzen, durch ganz Japan, daß vom Kaiſer bis zum Bauer, der Haarputz immer eben derſelbe iſt. Der männliche Kopfputz iſt auſſerordentlich ſonderbar. Von der Stirn an bis ſehr weit hinter, ſind ihre Köpfe in der Mitte ganz glatt geſchoren; die noch übrigen Haare aber, um die Schläfe herum und im Nacken, auf dem Kopfe wieder in einen fingerlangen Buſch hinauf, und zuſammen gebunden. Dieſe Bürſte von Haaren wird alsdann mit weißen Faden umwickelt, und etwas rückwärts gebunden. Die Weiber behalten alle ihre Haare, flechten und rollen ſie auf dem Kopfe über einer Rolle zuſammen, befeſtigen ſie mit ſehr verzierten Nadeln, und ziehen die Haare alsdann auf beyden Seiten dieſer kleinen Rolle heraus, daß ſie die Geſtalt von zwey Flügeln bekommen. Hinter dieſem Kopfputze wird hernach ein Kamm eingeſteckt. Nur die Aerzte und Prie-

Prieſter machen eine Ausnahme von der allgemeinen Mode des Haarputzes. Ihre Köpfe ſind ganz glatt geſchoren, wodurch ſie ſich von ihren übrigen Landsleuten ganz beſonders auszeichnen.

Die Kleidertracht der Japaner iſt noch eben dieſelbe von undenklichen Zeiten her. Sie beſteht aus einem oder zwey großen, langen und weiten Röcken, welche vermittelſt eines Gürtels um den Leib herum befeſtigt ſind. Das Frauenzimmer trägt ſie viel länger, als die Männer, und zwar mit langen Schleppen. Im Sommer ſind ſie ſehr leicht und dünn, im Winter aber mit Federn und Baumwolle ausgefüttert. Die Kleider der Vornehmſten beſtehen aus ſeidenen, der Geringern hingegen aus baumwollenen Zeugen. Das Frauenzimmer trägt überhaupt mehr Röcke, und iſt weit prächtiger in ſeinem Anzuge, als die Männer; daher man bey ihnen vielfältig mit goldenen und ſilbernen Blumen durchwebte reiche Stoffe antrifft. Dieſe Kleidung wird gemeiniglich an der Bruſt offen getragen. Die Aermel derſelben ſind ſehr weit und lang, und werden zum Theil wieder zurück feſt genähet, welches eine Art von Schubſack macht, in welchen ſie ſehr bequem ihre Hände ſtecken können. In dieſen Taſchen tragen ſie gemeiniglich Papier und allerley leichte Sachen bey ſich. Leute von Stande zeichnen ſich von der niedern Claſſe, durch ein kurzes und leichtes ſchwarzes Jäckchen, welches über die andere Kleidung her getragen wird, und durch weite, an beyden Seiten offene Ueberhoſen aus, welche zwiſchen den Beinen zuſammen genähet ſind. Einige tragen auch Unterhoſen; ſie gehen aber ſonſt insgeſammt mit bloßen Beinen. Statt der Schuhe haben ſie weiter nichts, als Sandalen von Stroh. Dieſe werden durch einen Bogen, welcher über den Fuß herüber geht, an welchen ein zwiſchen der großen und der zweyten Fußzehe durchgezogener Riemen gebunden wird, an den Füßen feſt gehalten.

ten. Im Winter trägt man leinene Fußſocken, und bey regnichtem ſchmutzigen Wetter wohl auch hölzerne Schuhe. An dem Gürtel hängt der Säbel, der Fächer, und eine Tobakspfeiffe; der Säbel jederzeit an der linken Seite, jedoch die Schneide oberwärts. Staatsbediente tragen zwey Säbel, wovon der eine viel länger, als der andere, iſt. Männer und Weiber tragen beſtändig, ſie mögen in oder auſſer dem Hauſe ſeyn, Fächer.

In Anſehung der Art, ihre Nahmen zu gebrauchen, unterſcheiden ſie ſich von allen andern Nationen. Man bedient ſich des Familiennahmens niemahls, als bey Unterſchrift in öffentlichen Verhandlungen; und der beſondere Nahme, durch den man ſich in der Geſellſchaft unterſcheidet, verändert ſich gemeiniglich nach dem Alter und den Umſtänden desjenigen, der ihn führt, ſo, daß alſo ein und eben dieſelbe Perſon 5 bis 6 Nahmen in ihrem Leben gehabt haben kann.

Sie rechnen ihr Alter nach ganzen Jahren, ohne darauf zu ſehen, ob ſie am Anfange oder Ende des Jahres geboren ſeyn. Man pflegt daher von einem Kinde, wenn es auch nur einige Tage vor dem neuen Jahre geboren iſt, am nächſten Neujahrstage zu ſagen: es iſt ein Jahr alt.

Vornehme und reiche Frauenzimmer haben, wenn ſie ausgehen, ein zahlreiches Gefolge von Aufwärterinnen hinter ſich, welche gemeiniglich ſehr ſchön ſind. Sie fürchten nicht, ihren Männern verführeriſche Geſichter unter die Augen zu ſtellen; ſie hägen ſo gar keine Eiferſucht gegen einander. Sie kennen den edeln Stolz ihrer Männer, welcher ſie gegen jeden Zufall ſicher ſtellt. Ueberdies verehren ſie ihre Männer bis in ihren Begierden; und die Unterwürfigkeit, in der ſie ihre Aufwärterinnen halten, gibt der Eiferſucht keinen Raum, die ein höherer Grad von Schönheit unter unſern Damen hervor bringt. Die japaniſchen

Frauenzimmer leben auch faſt ſtets in ihrer eigenen Geſellſchaft, und die mehreſten Männer begeben ſich nur zu ihren Ehefrauen, wenn das Vergnügen ſie dazu antreibt. Alſo iſt es eine Art von Schadloshaltung, die ihnen verſtattet wird, wenn ſie ſich artige Mädchen zu Geſellſchafterinnen wählen können, denen ſie ihre Reitze anzuvertrauen ſcheinen. Da dieſe ſie im Bade und in den geheimſten Geſchäften bedienen, ſo würde es eine Strafe für ſie ſeyn, wenn ſie häßliche und alte Aufwärterinnen um ſich ſehen müßten.

Die Heurathsgebräuche der Japaner, habe ich im XXIII Th. S. 364, fgg. beſchrieben.

Obgleich der Japaner eine aufrichtige Zuneigung zu ſeiner Ehefrau häget, ſo ſieht er ſie doch ziemlich ſelten. Aber er hat Kebsweiber, mit denen er ſich die Zeit vertreibt, wenn das Herz oder der Körper ihn dazu reitzt. Er hat auſſerdem eine beſondere Neigung für eine andere Art Vergnügen, welches ich nicht nennen mag. Uebrigens kann es ſich treffen, daß er die Schmeicheleyen ſeiner Ehegattinn empfängt, ohne daß er viel von dem ſeinigen dazu beyträgt; dieſes geſchieht an verſchiedenen Orten. Er ſpeiſet niemahls mit ihr, als in den glücklichen Augenblicken, worin ſie ſeine Liebhaberinn wird; und wenn er ſich mit ihr unterredet, ſo hütet er ſich, ihr irgend eine fremde Sache oder ein Geheimniß anzuvertrauen. Ich glaube, daß man die öffentliche Ruhe, welche in Japan herrſcht, der löblichen Gewohnheit, nie mit dem Frauenzimmer von Staatsſachen zu ſprechen, zuzuſchreiben habe. Es iſt ihnen ausdrücklich verbothen, ihre Männer über ſolche Gegenſtände zu befragen.

Die Erziehung, welche die Japaner ihren Kindern geben, iſt einfach, aber der Familie vortheilhaft. Man iſt bey ihnen nicht, wie in Europa, gezwungen, durch neue Abhandlungen, die Grundſätze der alten Erziehung zu verbeſſern. Sie folgen der Natur in

der erſten Kindheit, und helfen der Vernunft, ſo bald ſie ſich entwickelt. Es gibt wenig Mütter in Japan, welche nicht ſelbſt ihre Kinder ſäugen. Sie würden über die grauſame Delicateſſe, womit die meiſten unſerer Damen groß thun, ſchamroth werden. Sie würden glauben, aufzuhören, Mütter zu ſeyn, wenn ſie fremden und ſtets verdächtigen Händen die zarte Frucht einer Verbindung anvertraueten, welche ſie höher ſchätzen als das Leben. Dieſe erſte Zärtlichkeit der japaniſchen Mütter für ihre Kinder wächſt nur deſto mehr, ſo wie die Bedürfniſſe ſich vermehren. Man kennt hier den Gebrauch der Windeln nicht; grauſame Feſſeln, die den zarten Gliedern der Kinder Gewalt anthun, und verurſachen, daß ſie faſt immer verdrießlich ſind, weil ſie leiden! Die Japaner beſchäftigen ſich nicht eher mit der Bildung des Verſtandes und Herzens ihrer Kinder, als bis dieſe verſtehen können, was man ihnen ſagt. Sie ſind überzeugt, daß jede Art von Erkenntniß, die der Beurtheilungskraft, deren Schimmer man im ſechsten oder ſiebenten Jahre verſpüret, zuvor kommt, eine kaum entwickelte Einbildungskraft entweder erſchöpfe oder ſchwäche, und ſchränken ſich bloß auf organiſche Unterweiſungen ein, ich meine auf die Stellung und Haltung des Körpers, auf den Gang, auf die Sprache; überdies lehren ſie ihre Kinder nur die Wörter, die ihnen nöthig ſind, um ihre Bedürfniſſe und ihre Erkenntlichkeit zu erkennen zu geben. So bald aber der Verſtand hervor leuchtet, laſſen ſie es ſich ernſtlich angelegen ſeyn, denſelben zu bilden. Sanftmuth begleitet ihre Lehren, und ſie wiſſen von jenen grauſamen und erniedrigenden Strafen, die einen Theil der pedantiſchen Uebungen unſerer Schulmonarchen ausmachen, nichts. Man muß, ſagen die Japaner, diejenigen Lehren liebenswürdig zu machen wiſſen, welche man in Ausübung gebracht ſehen will. Sie haben, wie wir, Collegien

und Koſtſchulen. Dieſe werden von den Bonzen oder Mönchen, den einzigen Bürgern in Japan, die ſich mit dieſem Geſchäfte abgeben, gehalten.

Die Reinlichkeit, eine Tugend, welche den Japanern ſo gewöhnlich, als ſie den Hottentotten fremd iſt, leuchtet unter andern in ihren Häuſern hervor. Dieſe Häuſer ſind höchſtens 7 Klafter hoch. Ein beſonderes Geſetz verbiethet den Japanern, ihre Gebäude höher aufzuführen. Die Materialien, deren ſie ſich bedienen, und die Art damit zu verfahren, würden keine größere Höhe verſtatten. Selbſt der Pallaſt des Kaiſers hat nur Ein Stockwerk. Obgleich Stein- und Marmor-Brüche in Japan häufig ſind, ſo bauet man doch nur mit Holz. Dieſe Bauart iſt für die Auftragung der vortrefflichen Firniſſe, welche die Japaner ſehr lieben, bequemer. Ueberdies zieht dieſe Nation die Bequemlichkeit einer eiteln Pracht vor; dieſes aber hindert ſie nicht, ſelbſt den mittelmäßigſten Häuſern ein zierliches Anſehen zu geben. Die Palläſte der Großen ſind nicht ſo koſtbar, als die europäiſchen, aber in allem herrſcht doch eine edle Einfalt. Ihre vorzüglichſte Zierrathen beſtehen in gemahlten und mit Firniß überzogenen, ſo genannten ſpaniſchen Wänden, welche oft die Stelle der Scheidewände vertreten, in porzellanenen Vaſen von mancherley Geſtalt und Größe, in mit Franzen eingefaßten Matten, in Büchern, in Gemählden, welche größten Theils in Figuren von Vögeln beſtehen, darin ſie vorzüglich geſchickt ſind. In jedem Hauſe iſt ein Zimmer für Freunde beſtimmt. Hier findet man alles vereint, was der Japaner köſtliches aufzuweiſen hat. Es iſt ein großes Gemach, welches gleichſam durch die ſpaniſchen Wände, welche man in die beſonders dazu gemachten Fugen auf dem Fußboden und der Decke einſchiebt, in verſchiedene kleinere Zimmer abgetheilt iſt. Dieſe Häuſer halten ſehr trocken. Man nimmt zum

Bauen

Bauen nur Cedern= und Tannenholz. Die Balken, welche auswendig erſcheinen, und die Breter, welche das Dach ausmachen, ſind mehrentheils mit Firniß überzogen, und zuweilen vergoldet. Dieſe Balken werden mit Blumentöpfen beſetzt, welches einen reitzenden Anblick gibt. Die gedielten Fußböden ſind 2 Fuß hoch von der Erde erhaben; auf dieſe legt man doppelte, 3 bis 4 Zoll dick mit Stroh ausgeſtopfte Matratzen. Statt unſerer Glasfenſter bedienen ſie ſich hölzerner, ins Gevierte abgetheilter Rahmen, welche mit ſehr feinem weißen Papiere bezogen, und noch ſo ziemlich durchſichtig ſind. Von Stühlen, Schränken, Bänken, Betten, Oefen, iſt nichts in ihren Zimmern zu ſehen. Ihre Speiſen werden auf einem niedrigen, nur einige Zoll hohen Tiſche, und nur eine einzige Schüſſel auf einmahl aufgetragen. Sie beſitzen zwar Spiegel, hängen dieſelben aber nie zur Zierde in ihren Zimmern auf. Dieſe ſind von einem zuſammen geſetzten und glatt polierten Metalle verfertigt, und werden nur bey der Toilette gebraucht. Der bey ihnen ziemlich harten Winter ungeachtet, wodurch ſie in die Nothwendigkeit geſetzt werden, vom Nov. bis zum März ihre Häuſer zu erwärmen, trifft man doch weder Oefen noch Kamine bey ihnen an. Statt dieſer haben ſie in der Mitte des Zimmers einen Herd, der mit heißer Aſche und Kohlen angehäuft iſt; dieſen bedecken ſie mit einem ſehr niedrigen, mit einer Decke gezierten Tiſche. Sie machen auch Feuer in kupfernen und irdenen Töpfen; dieſe Hitze iſt der Geſundheit nicht zuträglich, und die Herde verurſachen öfters Feuersbrünſte. Einige große Herren in der Gegend von Nangaſacki haben, nach dem Modell, welches die Holländer ihnen gegeben haben, Kamine bauen laſſen; aber ſie haben von dem Kaiſer die Erlaubniß nicht erhalten können, Schlöſſer nach europäiſcher Bauart aufzuführen.

Die Japaner haben ſehr artige Gärten, welche ſie mit Sorgfalt unterhalten, und welche man faſt immer blühend findet. Sie ſammeln das Waſſer aus den kleinſten Quellen, um Caſcaden und Baſſins zu bilden. Da ſie ihre Wohnung lieben, ſo beeifern ſie ſich, dieſelbe zu verſchönern, und ſich hier das angenehme Nothwendige zu verſchaffen.

Die Heerſtraßen ſind zwar nicht, wie viele in Europa, gepflaſtert und geſtampft, dagegen aber ſind die Wege in Japan reitzender, für ihre Art zu reiſen bequemer, und beſſer unterhalten. Sie ſind mit verſchiedenen Reihen Tannen eingefaßt, unter denen der Wanderer einen Schirm gegen die Hitze der Sonne findet. Man beklagt ſich hier zu Lande nicht, daß der Schatten der Bäume den gebaueten Feldern, die ihnen zur Seite liegen, ſchädlich ſey, weil, wenn auch dieſer Schatten die Reifung des Getreides verzögerte, man einen geringen Verluſt durch ein wirkliches Gut zu erſetzen weiß. Dieſe Heerſtraßen ſind häufig, und eröffnen eine vollkommene Gemeinſchaft zwiſchen allen Provinzen und Städten einer Inſel. Alle laufen auf die Hauptſtadt, wie auf ihren Mittelpunct, zu. Von der Brücke von Jedo fängt man den erſten Grad aller Entfernungen zu zählen an, die von tauſend zu tauſend geometriſchen Schritten durch kleine Erhöhungen bezeichnet ſind, ſo, daß der Reiſende ſtets weiß, wie weit er von der Hauptſtadt entfernt iſt. Einige dieſer Wege ſind über 100 Schritt breit; keiner iſt ſchmähler, als 60 Fuß. Man unterhält ſie ſorgfältig; und die Bauern, denen dieſe Arbeit aufgetragen iſt, finden ihre Bezahlung in dem Moder und den abgefallenen Zweigen, die ſie fortführen. Die Zweige erwärmen ſie, und der Moder gibt den beſten Dünger. Sie ſind gewiß weniger unglücklich, als die Bauern in verſchiedenen europäiſchen Staaten, welche Frohndienſte verrichten müſſen, die ihre Zeit wegneh-

men und ihre Kräfte erſchöpfen. Die große Menge der Heerſtraßen und Brücken in Japan, zwingt die Regierung nie, dem nützlichſten Theile des Volkes eine läſtige Taxe aufzulegen. Man weiß hier weder von Wegegeld, noch von Brückenzoll; und wenn beträchtliche und dringende Ausbeſſerungen größere Arbeiten erfordern, ſo werden die hierzu beſtellten Arbeiter aus dem Schatze des Kaiſers ſelbſt bezahlet. Die Heerſtraßen ſind, in gewiſſen Diſtanzen, mit bedeckten Brunnen verſehen. Man findet auf denſelben eine Menge Gaſthöfe, wo man mit eben ſo vieler Geſchwindigkeit, als Reinlichkeit, bewirthet wird. Sie ſind mit gemeinen und abgeſonderten Bädern verſehen. Man findet Muſikanten, Poſſenſpieler, Mädchen und Ganymeden. Letztere Waare iſt in Japan ſehr beliebt. Es gibt ſo gar Häuſer, die zur Erziehung dieſer jungen Schlachtopfer einer abſcheulichen Leidenſchaft beſtimmt ſind, welche unglücklicher Weiſe in einem Lande, wo die Vielweiberey erlaubt iſt, häufiger iſt. Siehe Th. XXVI, S. 677, f. Die Mädchen ſind zierlich geputzt, und ſehr anziehend. Sie tanzen, ſingen, ſpielen auf verſchiedenen Inſtrumenten. Viele unter ihnen ſind in gewiſſen Künſten unterrichtet, die dergleichen Weibsbilder in Europa wenig kennen. Die Japaner verlangen Witz und Verſtand in allem. Die Chineſer, ihre ewige Nebenbuhler, kommen häufig nach Japan, bloß um das Vergnügen zu genießen, zu reiſen, und die Annehmlichkeiten zu ſchmecken, welche eine ſinnreiche Wolluſt über dieſe Heer-Straßen verbreitet hat; daher man auch gemeiniglich Japan das Bordell von China nennt. Man findet überdies bey dem Eintritt in jede Provinz und in jeden Diſtrict, Pfähle, woran die Nahmen der Befehlshaber, der Umfang der Provinz, die Anzahl der Einwohner, die Städte und Flecken, und die Vorſchriften der Polizey aufgezeichnet ſind. Die Ballen-

len- und Packträger ſind mit geringer Bezahlung zufrieden.

Wenn man aber die Sorgfalt loben muß, mit der die Japaner ihre Wege unterhalten und verſchönern, ſo kann man ſich hingegen über ihre Art zu reiſen kaum des Lachens enthalten. Ihre Reiſe geht ſehr langſam. Diejenigen, die zu Fuße reiſen, tragen Stiefel, welche oben ſehr weit ſind, und gegen den Fuß ſehr enge zugehen. Sie ſtecken das untere Ende ihres Kleides in dieſe Stiefel, weil es ihnen hinderlich ſeyn würde, wenn ſie es frey hängen lieſſen. Männer und Frauen von der niedrigen Claſſe nehmen es nicht ſo genau; ſie ſchürzen ſich ohne Umſtände bis an den Gürtel auf, und glauben keine Unanſtändigkeit zu begehen, wenn ſie dasjenige auf der Heerſtraße ſehen laſſen, was ſie in den Pagoden ſorgfältig verbergen. Die Pferde haben Schellen um den Hals, die ein wenig größer ſind, als diejenigen, welche man gewöhnlich den Maulthieren anhängt. Ohne Zweifel gefällt ihnen dieſes Geräuſch. Sie reiten auf eine der unſrigen ganz entgegen geſetzte Art. Sie ſitzen nähmlich mit kreuzweiſe geſchlagenen Füßen auf dem Pferde. Man legt zwey Felleiſen auf den Rücken des Thieres. Zwiſchen beyden wird ein Platz gemacht, der mit Wolle oder unbearbeiteter Seide gepolſtert, und ſo breit iſt, daß der Reiter ſich bequem hinſetzen kann. Ein Bedienter hält den Zügel des Pferdes, führt es, und ſingt ein luſtiges Lied, ſo wie es die japaniſche Muſik mit ſich bringt. Der Reiter iſt in einen weiten Mantel von gefirnißtem Papier gehüllt, welches allem Regen widerſteht, und mit einem breiten Strohhute bedeckt, der ihm zu einem Sonnenſchirme dient. Dieſe Ausſtaffierung iſt in der That grotesk, gefällt aber den Japanern deshalb nicht weniger.

Man findet in Japan Privatfuhrwerke. Der geringſte Herr vom Hofe hat deren 10 bis 12; Mieth-

Kutſchen

Kutſchen aber ſind hier unbekannt. Die Fremden finden für ihr Geld Palankine, welche von Menſchen oder Pferden getragen werden; ein ganz bequemes Fuhrwerk, deſſen Langſamkeit aber diejenigen abſchreckt, die das Reiten vorziehen.

Sicherheit herrſcht auf allen Heerſtraßen. Die Japaner beſtrafen den Diebſtahl mit einer entſetzlichen Schärfe. Ueberdies ſind die japaniſchen Bettler nicht gänzlich ohne Nationalſtolz; ſie ſind wenig zum Stehlen geneigt, ihre Noth mag ſo groß ſeyn als ſie will.

Den **Tobak** haben wahrſcheinlicher Weiſe die Portugieſen zuerſt in Japan eingeführt. Jetzt rauchen hier Alt und Jung, Männer und Weiber beſtändig Tobak, und blaſen den Rauch durch die Naſenlöcher heraus. Eine Taſſe Thee, und eine Pfeiffe Tobak ſind die erſten Höflichkeitsbezeugungen in ihren Häuſern gegen Fremde. Ihre Tobakspfeiffen haben Mundſtücke und Köpfe von Erz oder weißem Kupfer. Die Höhlung des Kopfes iſt ſo enge, daß kaum eine gewöhnliche Erbſe hinein geht. Der Tobak wird fingerslang ſo fein wie Haare geſchnitten, und in Kügelchen, wie Pillen, aufgerollet, um juſt in die enge Mündung des Tobakspfeiffenkopfes hinein zu paſſen. Dergleichen Kügelchen gehen freylich bey dem Tobak-Rauchen in großer Anzahl auf, da auf wenige Züge eine ſolche Pille aufgeraucht iſt.

Von den **Jammabos**, oder gewiſſen Mönchen in Japan, welche eine ſehr ſtrenge Lebensart führen, ſ. Th. XXVIII, S. 806, fgg.

Von der bey den Japanern üblichen Cur der Kolik durch das Stechen mit der Nadel, ſiehe im Art. **Kolik**.

Some obſervations concerning Japan, its ſituation, temperature, productions, cuſtoms &c. made by an ingenious perſon, that hath many years reſided in that country; as they were communicated in french by M. J. whence they are thus engliſh'd by

the Publiſher, ſt im IV B. der *Philoſ. Tranſact.* a. d. J. 1669, No. 49, S. 983 — 986.

Ambaſſades de la Compagnie Hollandoiſe d'Orient vers l'Empereur du Japon, à Par. 1687, 12. 2 Voll.

Hiſtoire de l'egliſe du Japon, par Mr. l'Abbé *de T.* à Par. 1689, 4. 2 Voll.

Obſervations critiques & philoſophiques ſur le Japon & ſur les Japonnais, à Amſt. 1780, 12.

D. überſ. u. d. T. Kritiſche und philoſophiſche Bemerkungen über Japan und die Japaner. Aus dem Franzöſ. Bresl. 1782, 8. 13 u e. h. Bog.

Geſchichte der Schiffahrten und Verſuche, welche zur Entdeckung des nordöſtlichen Weges nach Japan und China von verſchiedenen Nationen unternommen worden; zum Behuf der Erdbeſchreibung und Naturgeſchichte dieſer Gegenden entworfen, von Jo. Cph. Adelung, Halle, 1768, gr. 4. 740 S. u. 19 K. T.

Hiſtoire & deſcription generale du Japon, par le P. de CHARLEVOIX. à Par. 1736, 4. 2 Voll. u. eb. daſ. in 9 Duodezb.

Neue Aufl. u. d. T. Hiſtoire du Japon, où l'on trouvera tout ce qu'on a pu apprendre de la nature & des productions du pays, du caractère & des coutumes des Habitans, du gouvernement & du commerce, des revolutions arrivées dans l'empire & dans la religion, & l'examen de tous les Auteurs qui ont ecrit ſur le même ſujet. Nouvelle edition enrichie de figg. en t. d. revue, corrigée & augmentée, & miſe dans un nouvel ordre par l'Auteur, à Par. 1754, 12. 6 Voll.

Entwurf einer Naturgeſchichte des japaniſchen Reichs, aus des P. Charlevoix Hiſtoire de Japon, ſt im 2 Th. der mineralog Beluſtig. Lpz. 1768, gr. 8. S. 154—176.

ENGELB. KAEMPFERI Japoniæ deſcriptio, ſt. in Deſſen *Amoenitat. exot.* Lemgov. 1712, 4. S. 478, fgg.

The hiſtory of Japan, giving an account of the antient and preſent ſtate of the government of that empire, of its temples, palaces, caſtles and other buildings; of its metals, minerals, trees, plants, animals, birds and fiſhes; of the chronology and ſucceſſion of the Emperors eccleſiaſtical and ſecular; of the original deſcent, religions, cuſtoms and manufactures of their Natives, and of their trade and commerce with the Dutch and Chineſe; written in High-Dutch by ENGELB. KAEMPFER, and tranſlated from his original Manuſcript, never before printed, by *J. G. Scheuchzer;* to which is added part of a Journal of a voyage to Japan, made by the Engliſh in the year 1673; illuſtrated with many Copper-plates. Lond. 1721, f. 2 Voll.

Hiſtoire naturelle, civile & eccleſiaſtique de l'empire du Japon, compoſée en allemand par ENGELB. KAEMPFER, & traduite en francois ſur la verſion angloiſe de J. G. Scheuchzer. Ouvrage enrichi de quantité de figures, deſſinées d'apres le naturel, par l'Auteur même. à la Haye 1729, f. 2 Voll. à Paris, 1758, 12. 3 Voll.

Engelb. Kämpfers Geſchichte und Beſchreibung von Japan, aus den Originalhandſchriften des Verf. herausgegeben von

von Chriſt. Wilh Dohm. Erſter Band, Lemgo 1777, 4. 2 A. 1 B Zweyter und letzter Band, 1779, 2 A. 15 B. u. Charten und 45 Kupfert. auf Folioblättern.

Etwas aus E. Kämpfers Geſchichte und Beſchreibung von Japan, ſt. im 97, 98 und 100 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1779.

Ein Auszug aus dem Kämpferiſchen Werke, ſt. im 5 Bändchen der Bibliothek der neueſten Reiſebeſchreib. Nürnb. 1782, 8. 1 A.

Curious account of the Inhabitants of the Empire of Japan, their government, manners and cuſtoms; in a letter from C. P. THUNBERG to Joſ. Banks, ſt. im 70 B. der *Philoſ. Tranſact.* a. d J. 1780.

Schreiben des Hrn. Thunberg über die Regierungsform, Sitten und Gewohnheiten der Japaner, ſt. im 95 St. der Goth. g. Z 1780, S. 776 — 780

Das Neueſte von Japan, in einem Schreiben des Hrn. Thunberg an Hrn Banks, ſt. im Gött. Taſchenb. z. N. u. Vergn. fürs J. 1782, S. 1 — 15.

Hrn. Thunbergs vorläufige Nachricht von Japan und den Japanern, ſt bey den krit. und philoſ. Bemerk. über Japan, Bresl 1782, 8. S. 189 — 200.

Japaniſche Arbeit, ſ. Lackieren.

Japaniſche Erde, ſ. Th. XI, S. 333, f.

Japaniſcher Hahn, ſ. Th. XXI, S. 183.

Japaniſches Holz, Fernambuckholz; ſ. Th. XII, S. 612.

Japaniſches Huhn, ſ. Th. XXVI, S. 15.

Japaniſches Papier, ſ. Papier.

Japaniſches Porzellan, ſ. Porzellan.

Japaniſcher Thee, ſ. Thee.

Japanieren, Fr. Japonner, ein Wort, welches die Kaufleute, die den Porzellanhandel treiben, brauchen, und wodurch ſie eine neue Art, die ſie in England und Holland dem chineſiſchen Porzellan geben laſſen, ausdrücken, deſſen Werth ſie vermehren wollen, wenn ſie ſolches für japaniſch ausgeben; ſiehe unter Porzellan.

Japara, oder Giapara, ein oſtindianiſches Königreich auf der Inſel Java an der Nordküſte, nebſt einer

Stadt und einem Fort gleiches Nahmens, an dem Ausfluſſe eines eben dieſen Nahmen führenden Fluſſes in die See. Dieſer Ausfluß des Japara-Fluſſes gibt einen ſehr guten Hafen ab, in welchen allerley Schiffe einlaufen können; wie denn wirklich allerley Schiffe von den meiſten, auch entfernteſten, Nationen von Aſien, als Javanern, Perſern, Arabern, Guſuratern, Macaſſarvern, Chineſern, Einwohnern von Coromandel und Achin, Maleyen und Peguanern ꝛc. denſelben häufig beſuchen, und alle Arten von Waaren dahin bringen, welche in Aſien und faſt in allen Theilen der Welt zu finden ſind. Die Plätze in Japara, wo Markt gehalten wird, wimmeln daher von allerley Nationen. Das Land und die Stadt Japara hat ſeinen eigenen König; das Fort Japara aber, nebſt allen übrigen Feſtungen des Landes, gehört der holländiſchen oſtindiſchen Compagnie, welche größten Theils das Zimmer- und Schiffbau-Holz, den Reiß, das Vieh und die Früchte, welche ſie zu Batavia, Amboina, Ternate und Banda gebraucht, aus dieſem Königreiche zieht, als welches einen großen Ueberfluß daran hat. Dieſe Compagnie hat auch daſelbſt einen Aufſeher über die Handlung, welcher den Titel eines Reſidenten führt.

Japarandiba, ein braſilianiſcher Baum, welcher eine aſchgraue Rinde, ein hartes aber markiges Holz, und längliche, ſpitzige und nervige Blätter hat. Die Blumen, deren allemahl drey auf einem Stiele ſitzen, gleichen an Größe, Farbe und Geruch, den Roſen, und haben acht Blätter. Die Früchte ſind auswendig grau, inwendig aber gelb, und ſehen wie ein Apfel aus, welcher aber oben ſo platt iſt, als ob daſelbſt eine Scheibe davon abgeſchnitten wäre. In jeder Frucht ſteckt ein eckiger, herzförmiger, leberfarbiger, glänzender Stein von der Größe einer Haſelnuß. Marcgrav und Piſo haben dieſen Baum angeführt. Bey den

neuern Schriftſtellern findet man keine Nachricht, auſſer daß Adanſon ſolchen unter obigem Nahmen erwähnt, und 8 Blumenblätter, ungefähr 100 Staubfäden, und einen Griffel mit einem kegelförmigen Staubwege beſchrieben hat.

Die Blätter ſollen zertheilen, daher ſie auch nicht nur äußerlich auf die Gegend der verhärteten Leber geleget, ſondern auch innerlich als ein Decoct gebrauchet werden.

Japon, ſ. Japan.

Jaque, Jaquette; ſ. Jacke.

Jaquinia, ſ. Jacquinie, im XXVIII Th. S. 36, fgg.

Jar, ſ. Jiar.

Jard, ſ. Yard.

Jardinière, nennt man eine Art Stickerey, welche am Rande der Manſchetten, Kopfzeuge oder Hauben, Buſenſtreife u. d. gl. angebracht wird, ohne über das Ganze dieſer Sachen hervor zu ragen.

Jargon, ſ. Rothwälſch.

Bey den Juwelieren, eine gelbe Art Diamanten, welche weniger Härte haben, als die weißen. Siehe Th. IX, S. 183.

Jargon d'Auvergne, Hyacinthenfluß; ſ. Th. IX, S. 183, und Th. XXVII, S. 366.

Jarmouth, ſ. Yarmouth.

Jaroslaw, oder Jaroslow, eine Handelsſtadt im Samborer Kreiſe, in Galizien, am Fluſſe San. Sie iſt wegen eines großen Jahrmarktes berühmt, welcher daſelbſt jährlich am Mariä Himmelfahrtstage (d. 15 Aug.) gehalten wird, und der berühmteſte in ganz Polen iſt. Er wird von Kaufleuten aus Perſien, von Conſtantinopel, Venedig, Amſterdam, aus Rußland, Deutſchland, Ungarn und andern benachbarten Ländern, beſucht. Inſonderheit wird auf demſelben ſtark mit Vieh gehandelt; wie denn Starowolsky

wolsky ſagt, man habe zu ſeiner Zeit über 40000 Ochſen und 20000 Pferde dahin gebracht.

Jaroslow, Jarislow, Jerislaw, Jeroslaw, oder Jaroslaw, eine große und wohlgebaute Handelsſtadt an der Wolga, im moſcauiſchen Gouvernement in Rußland, welche wegen der vortrefflichen Juchten berühmt iſt. Es ſind hier anſehnliche Fabriken von allerley Arten Leinwand und wollenen Zeugen; vornehmlich iſt die zatrapesnowiſche Manufactur merkwürdig, welche ſchon zu Peter's I. Zeiten angelegt worden, aber erſt unter der Kaiſerinn Anna in rechten Flor gekommen iſt. Sie hat über 2000 Werkſtellen, über 2000 leibeigene Arbeiter, überhaupt aber über 6000 Perſonen, welche Leinwand und allerley ſeidene und wollene Zeuge verfertigen. Die ſchöne ruſſiſche Kirche daſelbſt hat im Lande wenig ihres gleichen.

Jarre oder Giarre, iſt: 1. Ein großes Gefäß von gebrannter Erde, in welchem die Provincalen ihr Baumöhl, und auf dem Meere das ſüße Waſſer aufbehalten. 2. Ein Getränkmaß in Frankreich, welches ungefähr 40 pariſer Pinten hält. 3. Ein in den Städten der Levante, inſonderheit zu Metelin, gebräuchliches Inhaltsmaß, womit man die Weine und Oehle mißt. Der Jarre zu Metelin hält 6 Ocques.

Jarret, die Kniekehle; ſ. Knie.

Jarſey, ſ. Jerſey.

Järter, eine Art Fiſche, welche faſt wie die Jäſen geſtaltet, doch ſchmähler, länglicher und dünner ſind, auch kleinere Schuppen haben. Die Floßfedern ſind bläulich, die Augen goldgelb; ihr Fleiſch iſt ſehr fett, und ganz ſonderbar vom Geſchmacke, vornehmlich aber gut zu braten. Weil ſie meiſtentheils in der Oder gefangen werden, ſo bratet man ſie in den, an derſelben gelegenen Städten, ſonderlich zu Herbſtzeiten, ſchlägt ſie in Fäſſer, und überſendet ſie an andere Orte, weil

ſie ſich auf dieſe Weiſe ziemlich lange halten, und ein bereitetes Eſſen abgeben.

Jäſchen. Jäſcht; ſ. Gäſchen, Gäſcht.

Jäſe, (die) oder der Jäſen, Cyprinus Jeſes, in der Mark Brandenburg eine Benennung des im I Th. S. 466, fgg. beſchriebenen Alant, eines eßbaren Flußfiſches, welcher auch Gäſe, Gieſe, ingleichem Bratfiſch genannt wird.

Jaſtur, ſ. Seidenſchwanz.

Jaſione montana L. Schaf-Scabioſe; ſ. unter Scabioſe.

Jasmin, Jesmin, auch von Einigen Gelſamine oder Gelſemin genannt, L. Apiaria, Gelſeminum, Jaſaminum, Jasminum, Ital. Gelſimino, Engl. Jasmine oder Jeſſamine-tree, Fr. Jasmin, nach welchem Muſter Einige auch den deutſchen Nahmen Schasmin oder Schesmin ausſprechen, ein Pflanzengeſchlecht, welches aus Oſt-Indien zu uns gekommen iſt, deſſen röhrenförmiger Kelch mit 5 Spitzen geendigt, und des Blumenblattes lange Röhre in den platten, fünffach zerſchnittenen Rand verbreitet iſt. In der Blumenröhre ſitzen zwey kurze Staubfäden, und der rundliche Fruchtkeim trägt einen Griffel mit doppelten Staubwege. Die glatte, eyförmige Beere enthält in zwey Fächern zwey längliche Samen. Die Einſchnitte des Blumenblattes ſind ſowohl in Anſehung der Geſtalt, als auch der Anzahl, öfters verſchieden. Einige Arten zeigen gemeiniglich 8, auch wohl noch mehrere Einſchnitte in dem Blumenblatte und in dem Kelche. Dieſe hat Hr. v. Linné von dem Jasmin abgeſondert, und unter einem beſondern Geſchlechte angeführt, dem er den Nahmen Nyctanthes gegeben hat, weil dieſe Blumen ſich gemeiniglich des Nachts öffnen, und dann vorzüglich ſtark und angenehm riechen, am Tage aber abfallen, daher auch Dietrich im Deutſchen dieſes Geſchlecht Nachtblume genannt hat. Man ſieht aber ſowohl

am Tage, als des Nachts, die Blume in ihrer Schönheit, und empfindet auch zu jeder Zeit den angenehmen Geruch davon, wie denn die abgefallenen Blumen noch den Geruch einige Zeit behalten. Wenn ſie aufgeblühet ſind, dauern ſie kaum 24 Stunden, und fallen, wie viele einblätterige, bald ab.

Zu denjenigen Arten, welche nicht über fünf Einſchnitte am Blumenblatte haben, und eigentlich Jasmin-Arten ſind, gehören folgende ſechs.

1. **Gefiederter weißer Jasmin, gemeiner weißer Jasmin, Veilrebe,** Jasminum *Dod.* Jasminum album *Dalech. Gerard.* & *Theod.* Jasminum vulgatius flore albo *C. B.* Jasminum ſive Gelſeminum flore albo *J. B.* Jasminum flore albo *Beſl.* Jasminum officinale, foliis oppoſitis pinnatis, foliolis diſtinctis *Linn.* Fr. Jasmin commun, Jasmin ordinaire à fleur blanche, Ital. Gelſemino bianco, Engl. common white Jasmine, wächſt in Oſtindien; doch hat Hr. v. Haller ſolchen auch auf den Felſen bey Chiavenna wild wachſend gefunden. Es iſt ein niedriger ſchwacher Strauch, mit biegſamen, zuweilen auch gewundenen, und langen grünen Zweigen; an dieſen ſtehen gefiederte Blätter einander gegen über, welche aus 5 oder 7 eyförmig zugeſpitzten, glänzenden grünen Blättchen zuſammen geſetzt ſind; davon ſtehen 4 oder 6 parweiſe ſeitwärts, und 1 am Ende einzeln; das letzte iſt etwas größer, auch öfters an einer Seite eingeſchnitten. Die weißen lieblich riechenden Blumen, welche Einige für die Dudaim der Hebräer halten, kommen bey uns im Jul. und Auguſt aus den Spitzen der Zweige zu einigen Stücken hervor. Gemeiniglich zeigen ſolche nur 4 Einſchnitte, und dieſe ſind unterwärts mit vorſtehenden Läppchen beſetzt, auch zuweilen etwas röthlich. Die 4 Kelcheinſchnitte ſind ſchmahl und lang. Die Blumenblätter ſind gemeiniglich einfarbig, zuweilen aber auch weiß- oder gelbgeſtreift. Der Same wird

unter unſerm Himmelsſtriche niemahls reif. Man kann dieſe Art entweder durch Ablegung der Zweige, welche man von der alten Pflanze nimmt, und dahin verſetzt, wo ſie bleiben ſollen, oder aus abgeſchnittenen Zweigen, welche man im Herbſte zeitig einſetzt, ziehen. Bey ſtrenger Kälte muß man den Boden zwiſchen dieſen Pflanzen mit Lohe oder Schweinmiſt, oder die Pflanzen ſelbſt mit Erbſenſtroh oder etwas dergleichen bedecken, welches man bey gelindem Wetter wieder hinweg nimmt. Man muß auch die Pflanzen ſogleich dahin, wo ſie bleiben ſollen, und zwar an eine Wand, Zaun oder Hecke, ſetzen, im Sommer wild daher wachſen laſſen, und vor dem Ende des Märzes nicht beſchneiden oder feſt machen. Die Abarten mit geſtreiften Blättern erfordern eine wärmere Lage, weil ſie viel zärter ſind, und können durch das Oculieren auf die gemeine Art fortgepflanzet werden; die weißgeſtreifte muß gegen Süden oder Südweſt geſetzt, und in ſtrengem Winter an ihren Aeſten mit Matten oder Stroh bedecket; die gelbgeſtreifte aber gegen Morgen oder Abend geſetzt werden.

Nach der Erfahrung, welche Hr. Hofmed. du Roi zu Harbke angeſtellt hat, dauert dieſer gemeine weiße Jasmin unter unſerm Himmelsſtriche, wenn die Winterkälte nicht gar zu hart fällt, in einem warmen bedeckten Stande; bey ſtarkem Froſte geſchieht es aber wohl, daß eine junge Pflanze bis auf die Wurzel abſtirbt, und im folgenden Sommer wieder ihre neue Schüſſe treibt. Auch Hr. Regier. R. Medikus, welcher ſich ſeit 1772 durch verſchiedene Verſuche, ausländiſche Gewächſe in dem churfürſtl. botaniſchen Garten zu Mannheim im Freyen zu erziehen (*), ſehr ver-

dient

(*) Man findet dieſelben in den Bemerk. der kuhrpfälz. phyſ. ökon. Geſellſch. v. J. 1774, Lautern, 1776, 8. S. 123 — 298, und in Deſſen Beytr. zur ſchönen Gartenkunſt, Mannh. 1782, 8.

dient gemacht, hat unter andern auch mit dieſer Staude Verſuche angeſtellt, ob ſie bey uns im Freyen ausdauern könne. Sie hat ſich nebſt ihren Aeſten zwey Winter recht wohl erhalten und ſtark geblühet, aber nie Samen angeſetzt. Doch iſt ſie im dritten Winter bis auf die Wurzel abgeſtorben; welches Hr. M. aber nicht dem Winter, ſondern der Beſchaffenheit des Bodens zuſchreibt. Zu Mannheim war ihr Standort ein ſteifer Letten, deſſen Feuchtigkeit ihr im Winter zwar beſchwerlich geweſen war, den Sommer über aber ſo viele Blumen getrieben hatte, daß ſie unmöglich anſetzen konnte. Er glaubt alſo gewiß, daß ſie, in einem mehr ſandigen Boden, in unſerm Himmelsſtriche ausdauern werde. Von einer beſonders ſchönen und großen, im Aug. 1726, in Braunſchweig obſervirten Jasminraupe ertheilt Hr. D. Bruckmann, in den bresl. Samml. v. Aug. 1726, S. 234, f. Nachricht.

Dieſe ſowohl ihres Nutzens, als auch des vortrefflichen Geruches wegen berühmte Staude verdient, daß man ſie vorzüglich anpflanze. Sie dient, als ein Rebengewächs, zu Bekleidung der Laubhütten und Mauern. Man kann auch durch das Beſchneiden artige Buſchbäumchen aus ihr bilden. Ihre Blumen haben eine erfriſchende, eröffnende, erweichende und lindernde Kraft, und theilen ihren lieblichen Geruch auch ausgepreßten Oehlen und andern Fettigkeiten, wie auch dem Zucker, mit. Wer ſie in Menge beſitzt und häufig ſammeln kann, iſt im Stande, nicht nur Oehle und Eſſenzen aus ihnen zu verfertigen, ſondern ſie auch überhaupt, wie die Orangenblüthen, zu nutzen. In der Arzeney werden ſie zur Erleichterung der Bruſt verordnet. Die wie ein Pflaſter aufgelegten Blätter ſollen die verhärtete Geſchwulſt erweichen.

Die Blumen geben durch das Deſtillieren kein riechendes Waſſer. Am meiſten wird daraus ein

ſchön

ſchön riechendes Oehl bereitet, mit welchem die Italiäner in kleinen Gläſern handeln, welches aber ſelten aufrichtig, ſondern meiſtens Mandel- oder anderes Oehl iſt, welches nur mit etlichen Tropfen von dem wahren Jasminöhle angemacht worden iſt. Die rechte Bereitung deſſelben geſchieht auf folgende Art. Es werden die friſchen Blumen des Jasmins, und Baum-Wolle (*), die mit Beennußöhl (welches die Eigenſchaft hat, daß es nicht ranzig wird,) getränkt worden, ſchichtweiſe in einem Gefäße eingelegt, gut vermacht, und an die Sonne geſetzt. Nach 24 Stunden werden die alten Blumen weggenommen, und zwiſchen dieſelbe Baumwolle friſche Blumen gelegt, wiederum der Sonne ausgeſtellt, und dieſes ſo oft wiederhohlt, bis die Baumwolle einen Geruch angenommen hat, und ſo ſtark nach Jasmin riecht, als die Blumen ſelbſt. Endlich bringt man dieſe Baumwolle unter die Preſſe, da man denn ein ſtark riechendes Oehl bekommt, welches, wofern die Flaſchen recht wohl verſtopfet werden, dieſen Geruch lange behält. Oft gießt man aber auch nur das Beenöhl über die Blumen und ſetzt es in die Wärme.

Oder: Man nimmt ein weites Zuckerglas, thut eine Lage geſchälter und zerſchnittener Mandeln, welche ganz friſch ſind, darein, über ſolche eine Lage Jasminblumen, dann wieder Mandeln, und oben Jasminblumen, und alſo eins um das andere, bis das Glas voll wird. Alsdann verbindet man es mit gewichstem Papier und doppelter Blaſe auf das beſte, und ſtellt es etliche Tage an die Sonne. Hernach nimmt man die Blumen heraus, thut an deren Statt wieder friſche hinein, verfährt damit wie zuvor, und wiederhohlt ſolches ſo lange, bis man glaubt, daß die Mandeln den Geruch genug an ſich gezogen haben; alsdann preſſet man es, wie ein anderes Mandelöhl, aus.

Das Jasminöhl kommt, an mediciniſcher Kraft, mit dem Kamillenöhle überein, und iſt wider die kalten Flüſſe

(*) Oder, nach du Hamel: Stücke von baumwollenem Zeuge.

Flüſſe in Gelenken, wider Schmerzen und Krämpfe des Magens, der Därme und der Mutter gut, wird aber mehrentheils als ein Parfum, zu Einſchmierung der Perrücken, Haare und Handſchuhe, gebraucht.

Der Branntwein würde durch die Deſtillation eben ſo wenig den Jasmingeruch annehmen, welches man hingegen durch einen ſchlechten Handgriff bewerkſtelligen kann, indem man nähmlich Branntwein über das mit Jasminblumen ausgepreſſete Baumöhl gießt, und in einer Flaſche ſtark herum ſchüttelt, da denn der Jasmingeruch das fette Oehl ſofort verlaſſen, und in den Branntwein übergehen wird, welcher aber auch, die Flaſche mag noch ſo gut verwahrt ſeyn, leicht wieder verraucht, und ſich endlich gänzlich verliert.

Um Jasmin= (oder auch Tuberoſen=) Eſſenz zu verfertigen, wird auf 1 Loth Spiritus, 1 Loth Jasmin= (oder Tuberoſen=) Oehl genommen. Man läſſet ſolches 4 Tage ſtehen, und rührt es zuweilen auf. Hernach wird noch 1 Quent des Oehles nachgeſetzt, und 4 Tage an die Sonne oder zu einem warmen Ofen geſtellet, und zuweilen wohl unter einander gerührt, und endlich über Baumwolle durch Löſchpapier filtriret.

Jasmineſſig, wird wie Pomeranzenblütheneſſig verfertiget. Ein Viertelpfund Blüthen werden in 2 Kannen guten Weineſſig in einer wohl verwahrten Flaſche, 3 bis 4 Wochen lang, an die Sonne geſetzt; alsdenn gießt man ſie durch ein feines Sieb, und hebt den Eſſig zum Gebrauche auf.

Die übrigen Arten der Zubereitungen der Jasmin-Blüthen mit Zucker ꝛc. ſind folgende.

Jasmin *en chemiſe*, oder weiß überzuckert. Man nimmt völlig aufgeblüheten Jasminblüthen die Stiele ab, taucht ſie in Eyweiß, welches zu Schaum geſchlagen worden iſt, wälzt ſie hierauf in geſiebtem Zucker herum, und legt jede, wie ſie fertig iſt, auf ein in einem Siebe liegendes weißes Papier; auf dieſem läſſet man ſie auf dem warmen

Ofen

Ofen trocken werden, und bedient ſich ihrer zu beliebigen Abſichten.

Trockne Jaſminſträuße, Fr. Bouquet de Jasmin au ſec. Man nimmt ſchöne, wohl aufgeblühete Jaſminblüthen mit den Stielen, die man auch, wenn ſie zu lang ſind, halb abſchneidet, und bindet 3 oder 4 mit einem Faden zuſammen. Jeden Strauß taucht man in, nach kleiner Fadenart geſottenen und halb abgekühlten Zucker, legt einen nach dem andern auf ein Sieb, damit er abtropfe, und beſtreuet ſie überall mit fein geſtoßenem Zucker. Sodenn nimmt man ſie wieder einzeln auf ein anderes Sieb, und legt die Blüthen ſo, daß ſie ausgebreitet bleiben. Hierauf läſſet man ſie in der Wärme trocken werden, und hebt ſie in Schachteln, die mit weißem Papier ausgefüttert ſind, an einem trocknen Orte auf.

Jasmin-Conſerve. ¼ Pfund rein geleſene Jaſmin-Blüthen werden in einem Mörſer mit 2 oder 3 Tropfen Citronenſaft angefeuchtet, und ſehr fein geſtoßen. Man läſſet ſofort 2 Pf. Zucker nach großer Federart ſieden, nimmt ihn vom Feuer, läſſet ihn halb kalt werden, thut alsdann die geſtoßenen Jasminblüthen dazu, menget ſie vermittelſt eines Löffels, ſo gut als möglich, unter den Zucker, und thut die Conſerve in Formen. So bald ſie kalt geworden iſt, ſchneidet man ſie in Tafeln, ſo groß man ſie haben will.

Jasmin-Gefrornes, Fr. Glace de Jasmin. Eine Hand voll rein geleſene Jasminblüthen werden fein geſtoßen, aus dem Mörſer in eine Kanne Waſſer gethan, und ½ Pf. Zucker dazu geſchürtet, womit man ſie auf das beſte vermengen muß. Wenn der Zucker zerſchmolzen iſt, läſſet man es durch ein ſehr dichtes Haarſieb laufen. Alsdann wird es in einer Eisbüchſe auf Eis geſetzt, damit es gefriere. (Siehe Th. XVI, S. 616.)

Jasmin-Marmelade. Man ſtößt ½ Pf. wohl geleſene Jasminblüthen ſehr fein, und drückt ſie mit einem Rührlöffel ſtark durch ein Sieb, bis alles durch iſt. Hierauf läſſet man 1½ Pf. Zucker nach großer Federart ſieden, miſchet nach und nach während der Zeit, da er noch warm iſt, den durch das Sieb gedrückten Jasmin darunter, und faſſet endlich die Marmelade in Töpfchen zum Aufheben.

Jasmin-Dragee oder Zuckerkörner, Fr. Dragée de Jasmin. Man läſſet Traganth in etwas Waſſer zergehen, und rührt daſſelbe ſo lange um, bis alles zergangen iſt.

Hernach

Hernach gießt man es durch ein Haarſieb, und thut es, um einen Teig daraus zu machen, mit Jasmin-Marmelade und fein geſtoßener Schwertlilienwurzel zuſammen in einen Mörſer, ſtößt es, und thut von Zeit zu Zeit geſiebten Zucker dazu, bis der Teig ſich verarbeiten läſſet. Aus dem Mörſer legt man ihn auf einen Tiſch mit geſiebtem Zucker, nimmt kleine Stückchen davon einer Erbſe groß, und macht ſie in der hohlen linken Hand mit dem Daumen der rechten Hand rund. Wenn der Teig auf ſolche Art verarbeitet iſt, läſſet man ihn in einem Siebe 6 Tage lang auf dem Ofen ſtehen; hernach verfährt man damit wie mit Veilchen-Zuckerkörnern, deren Bereitung ich an ſeinem Orte beſchreiben werde. So wie man eine Lage Zuckerkörner gelegt hat, und dieſe abgetrocknet iſt, ſchüttet man wieder nach Faden-Art geſottenen Zucker darauf, und fährt damit ſo lange fort, bis die Körner groß genug geworden ſind.

Jasmin-Zuckerbrod, Fr. Biscuit de Jasmin. Man thut einen Löffel voll Jasmin-Marmelade, nebſt 4 friſchen Eyerdottern, in eine irdene Schüſſel, und ½ Pf. geſtoßenen Zucker dazu; dieſes alles menget man mit einem Rühr-Löffel recht unter einander, bis der Zucker ſich mit dem übrigen wohl vereinigt hat. Hernach nimmt man das Weiße von 6 Eyern, ſchlägt es ſo lange, bis Schaum daraus wird, und rührt es unter die Eyerdotter und unter den Zucker. Gleich darauf läſſet man 8 Loth Mehl durch ein Sieb ſacht hinein fallen, und treibt es mit einer weißen Ruthe immer mit den übrigen Sachen herum. Nachdem alles dieſes wohl unter einander gebracht iſt, thut man das Zuckerbrod in papierne oder blecherne Formen, welche zuvor mit Butter beſtrichen worden ſind. Auf das Zuckerbrod wird etwas feiner Zucker geſchüttet, damit es einen Zucker-Guß bekomme; und ſo bäckt man es hernach in einem gelinde geheitzten Ofen.

Jasmin-Zuckercand, Fr. Candi de Jasmin. Es werden Jasminblüthen geleſen, und Zucker nach Federart geſotten, den man in die Zuckercand-Form ſchüttet. Wenn er halb kalt geworden iſt, thut man die Jasminblüthen hinein, und taucht ſie mit einer Gabel ganz langſam, eine ſo tief, wie die andere, in den Zucker. Auf dieſen Zuckercand ſetzt man einen nach der Form gemachten Roſt, und beſchwert ihn mit einem Gewichte, damit er feſt ſtehe. Auf allen vier Ecken werden kleine, weiße, trockne Steckchen

bis

bis auf den Boden in den Zucker geſteckt. In ſolcher Verfaſſung ſetzt man den Zuckercand 24 Stunden lang auf einen warmen Ofen, in welchem das Feuer beſtändig in einerley Stärke erhalten werden muß. Ob der Zuckercand fertig ſey, erkennet man daran, wenn man die Steckchen heraus zieht und ſie überall wie Diamanten funkeln. Alsdann ſtellt man die Form ſchief in die Höhe, damit der Zuckercand abtropfe. Auf dieſe Weiſe muß er 2 Stunden ſtehen. Hernach wird die Form auf ein weißes Papier umgeſtürzet, und an einem Orte, wie am andern, etwas ſtark darauf geſchlagen.

Kleines Jasmin-Zuckerwerk, Fr. Paſtilles oder Ingrédiens de Jasmin. Man nimmt ¼ Pfund Jasmin, läſſet ihm in ſiedendem Waſſer die Kraft ausziehen, und ſetzt es, in dieſer Abſicht, bis zum folgenden Tage auf einen warmen Ofen. Alsdann gießt man das Jasminwaſſer in ein Tuch, und drückt es ſtark, damit alles heraus komme. In dieſem ausgedrückten Waſſer läſſet man 2 Quent Tragantb zergehen, und drückt es durch ein Tuch, damit nichts davon zurück bleibe. Hernach wird es nebſt geſtoßenem Zucker in einen Mörſer gethan, und noch einmahl mit einander geſtoßen. Während dieſer Arbeit ſchüttet man ſo lange geſiebten Zucker dazu, bis ein Teig daraus wird. Alsdann wird der Teig heraus genommen und es werden allerley Kleinigkeiten, von was für Geſtalt man ſie haben will, als: Müſchelchen, Weitzenkörner, Kaffebohnen u. d. gl. daraus gemacht.

Eingemachte Jasminblüthen, Fr. Fleurs confites de Jasmin. Man ſchneidet ſchönen, völlig aufgeblüheten Jasminblüthen die Stiele bis auf den vierten Theil ab, und läſſet die Blüthen ganz; ſiedet hernach Zucker auf große Fadenart, nimmt ihn vom Feuer, thut die Blumen hinein, ohne ſie zu waſchen, und läſſet ſie bis zum folgenden Tage in dem Zucker liegen. Alsdenn läſſet man ſie etwann 12 Süde thun, bis der Zucker nach kleiner Federart geſotten iſt; läſſet ſie hierauf kalt werden, und hebt ſie in Töpfchen auf.

Wenn man bloß die Blätter von den Blüthen einmachen will, nimmt man ihnen die Stiele, pflückt die Blätter ab, und behandelt ſie übrigens nach der beſchriebenen Art.

Jasmin-Syrupp. Man läſſet eine Kanne Waſſer kochen, nimmt ½ Pfund wohl geleſene Jasminblüthen, und thut ſie in eine Terrine, gießt das ſiedende Waſſer darauf, und bedeckt es mit einem Teller, damit der Jasmin völlig im Waſſer eingetaucht liege und darin weichen könne. In dieſer Verfaſſung wird die Terrine etwann 24 Stunden auf einen warmen Ofen geſetzt. Ferner läutert man 5 Pf. Zucker, läſſet ihn nach Art des gebrochenen ſieden, und drückt die Blumen ganz langſam durch ein Tuch, damit ſie ihr wohlriechendes Weſen von ſich geben. Dieſes Jasmin-Waſſer wird in den Zucker gethan, und auf das Feuer geſetzt, doch ohne es ſieden zu laſſen, ſondern nur, damit das Waſſer ſich mit dem Zucker vereinige. Hernach gießt man es zuſammen in eine irdene Schüſſel, und ſetzt es 3 bis 4 Tage lang auf einen warmen Ofen, welcher, die ganze Zeit über, in der Wärme erhalten werden muß, wie man ihn zum Zuckercandmachen braucht. Man unterſucht von Zeit zu Zeit den Syrupp mit einem Löffel. Wenn er als fertig angeſehen werden ſoll, muß er wie Perlenzucker beſchaffen ſeyn. Hernach nimmt man ihn vom Ofen hinweg, läſſet ihn kalt werden, und faßt ihn endlich in Flaſchen.

Oder: Man vermiſchet Puderzucker und Jasminblumen lagenweiſe mit einander, bringt dieſe Vermiſchung in Haarſieben, in den Keller, und deckt ſie mit naſſen Tüchern zu, da dann von der Feuchtigkeit des Kellers der Zucker in Syrupp zerfließt, welcher einen angenehmen Jasmingeruch haben wird.

Jasmin-Sand, Fr. Sable de Jasmin. Man ſtößt ¼ Pf. wohl geleſene und ungewaſchene Jasminblüthen in einem Mörſer fein, thut ſie in ½ Pf. Zucker, welcher nach großer Federart geſotten iſt, arbeitet es gut durch einander, und rührt es wohl um, bis die Blumen ſich mit dem Zucker völlig vereinigt haben, und der Zucker geronnen und abgekühlt iſt. Hernach läſſet man es durch ein Sieb laufen, damit Sand daraus werde, und macht hiervon Parterren auf den Glasſcheiben.

Jasmin-Kuchen. Es wird eine Form von Papier, ſo groß als der Kuchen werden ſoll, gemacht. Hernach nimmt man ½ Pf. wohl geleſene Jasminblüthen, wirft ſie in 1 Pf. Zucker, welcher nach großer Federart geſotten iſt, und rührt beydes über dem Feuer mit einem Rührlöffel

durch

durch einander. Wenn der Zucker zu ſteigen anfängt, und ſo weit iſt, daß er bald in die Form gegoſſen werden ſoll, thut man geſchwinde ein wenig Eyweiß hinein, welches mit geſtoßenem Zucker geſchlagen, und nicht gar zu dünn iſt, wodurch der Kuchen deſto eher zum Steigen gebracht wird. In dieſer Verfaſſung thut man es ſogleich in die Form, und hält ein Becken mit glühenden Kohlen in einer gewiſſen Entfernung darüber, welches den Kuchen noch beſſer in die Höhe zieht.

Jasmin-Paſten, Fr. Pâte de Jasmin. Man ſtößt ½ Pf. rein geleſene Jasminblüthen in einem Mörſer, und menget hernach auf einem Teller ungefähr 4 Löffel voll Apfel-Marmelode darunter. Alsdenn ſiedet man 1 Pf. Zucker nach großer Federart, thut die Blüthen mit der Marmelade hinein, menget alles wohl unter einander, und läſſet es etwann 12 Süde thun. Wenn nun der Teig gekocht iſt, bringt man ihn in die Paſten-Formen, die auf Kupferblechen ſtehen, beſtreuet ihn durch ein Sieb mit geſtoßenem Zucker, und läſſet ihn auf einem warmen Ofen trocken werden.

2. **Gefiederter röthlicher Jasmin; ſpaniſcher oder cataloniſcher Jasmin,** Jasminum humilius magno flore *C. B. & Raj.* Jasminum hiſpanicum flore maiore, externe rubente *J. B.* Jasminum humilius primum *Cluſ.* Jasminum maius *Gerard.* Jasminum puniceum *Dalech.* Jasminum candidiflorum *Theod.* Jasminum grandiflorum, foliis oppoſitis pinnatis foliolis extimis confluentibus *Linn.* Fr. Jasmin de Catalogne, Jasmin d'Eſpagne, Engl. the ſpaniſh white Jasmine; the catalonian Jasmine. Dieſe Art ſoll das Ets Schemen der Hebräer ſeyn. Sie wächſt in Malabar und in ganz Oſtindien, auch auf der Inſel Tabago. Sie iſt von vielen mit der erſten Art verwechſelt, oder nur als eine Varietät derſelben angenommen worden; der Unterſchied aber iſt deutlich und beſtändig. Der gerade aufrechte Stängel iſt holziger, ſtärker und höher; die jungen Zweige ſind von den herunter laufenden Blattſtielen geſtreift; die Blättchen ſind größer und

und die drey letzten unter einander verwachſen, ſo daß ſie nicht einzeln, ſondern auf einmahl abfallen; auch die Blumen ſind größer, und auswendig röthlich. Zuweilen erſcheinen mehrere als 5 Einſchnitte, auch doppelte und gefüllte Blumen. Sie blüht den ganzen Sommer durch, bis in den ſpäten Herbſt. Die Blätter ſind hellgrün.

Man kann dieſe Art durch das Ablactiren auf den oben beſchriebenen gemeinen Jasmin fortpflanzen; bekommt man aber die Pflanzen aus andern Gegenden, ſo muß man ſolche wählen, welche wohl mit Mos verwahrt und nicht vertrocknet, und an welchen die oculirten Zweige friſch und geſund ſind; die Wurzeln von Mos reinigen, alle abgeſtandene Zweige abnehmen, die Wurzeln in einem Topf oder Kübel voll Waſſers 2 Tage lang an einen Ort, wo ſie vor der Kälte geſichert ſind, ſtellen; alle trockne Wurzeln und alle Aeſte 4 Zoll von dem Orte, wo ſie oculirt ſind, abſchneiden, und in Töpfe mit friſcher leichter Erde ſetzen, die Töpfe in ein gemäßigtes Lohbeet graben, und ihnen, nach Beſchaffenheit der Witterung, Waſſer und Schatten geben; nach 6 Wochen alle Schüſſe, die unter dem Pfropfreiſe hervor kommen, hinweg nehmen; ihnen an warmen Tagen durch Oeffnung der Fenſter friſche Luft geben; die Schüſſe, nachdem ſie zunehmen, abzwicken; ſie hernach an die freye Luft gewöhnen, und zu Anfange des Junius darein ſetzen; im erſten Sommer warm ſtellen und vor den Winden ſchützen; im Herbſte in das Gewächshaus, an den kühlſten Ort deſſelben unter andere dauerhafte Pflanzen dahin ſtellen, wo man bey temperirtem Wetter die Fenſter öffnen kann, und den Winter über ſparſam begießen; im April die Schüſſe, bis auf 4 Augen, und alle ſchwache Zweige hinweg nehmen, ſie in ein Glashaus oder in einen tiefen Glastrog ſetzen; ſo bald ſie 3 bis 4 Zoll lange Schüſſe getrieben haben, die Gläſer öffnen, und zu Anfange des Jun. die Pflanzen an die freye Luft ſtellen.

Man

Man kann ſie auch in der freyen Luft pflanzen, wenn ſie 2 oder 3 Jahre alt, und etwas erſtarkt ſind, wann man ſie im May mit der Erde an ihren Wurzeln ſo in die Rabatten, worein man vorher Löcher gemacht hat, ſetzt, daß ihre Stämme dicht an einer warmen Wand ſtehen, die Löcher um die Wurzeln herum mit guter friſcher Erde anfüllet, die Pflanzen begießt, ihre Aeſte an der Wand befeſtiget, die längern beſchneidet, die neuen Aeſte immer wieder befeſtiget, bey annahender Kälte alle Reiſer, auf welchen die Knoſpen ſtehen, oder an welchen noch verwelkte Blumen hangen, beſchneidet, um die Mitte des Novembers die Bäume, wenn ſie völlig trocken ſind, nach Beſchaffenheit der Kälte mit 1, 2 oder 3 Matten ſo bedeckt, daß man ſie feſt darüber nagelt, dieſe bey gelindem Wetter nach und nach, und niemahls alle zugleich, auch nicht alle vor der Mitte des Aprils abnimmt, etwas Streu um die Wurzeln legt, und die Stämme mit Heu umwickelt, und im April alle abgeſtandene und ſchwache Zweige gänzlich, und die ſtärkern bis 2 Fuß lang, beſchneidet.

Die Varietät mit doppelten und gefüllten Blumen kann, wie die Hauptart, fortgepflanzet werden.

3. **Dreyblätteriger weißer Jasmin; azoriſcher Jasmin; Jasmin mit dem Epheublatt,** Jasminum azoricum (ſ. americanum) trifoliatum, flore albo odoratiſſimo *Commel. Herm.* & *Griſley.* Jasminum ſylveſtre triphyllum, floribus rubellis vmbellatis *Burm.* Jasminum album trifoliatum, flore magno *Pluken.* Jasminum azoricum, foliis oppoſitis ternatis *Linn.* Fr. Jasmin des Azores. Dieſes immergrünende Bäumchen wächſt auf den azoriſchen Inſeln und in ganz Indien wild. Die Blattſtiele ſtehen an den Zweigen einander gegen über, und jeder trägt 3 glänzende, glatte, länglich runde Blättchen, wovon das mittelſte oder letzte größer, als die beyden ſeitwärts geſtellten, iſt. Auf der untern Fläche zeigen ſich da, wo

die Aeſtchen der Gefäße abgehen, kleine haarige Vertiefungen. Die Kelcheinſchnitte ſind kurz, und die Einſchnitte des Blumenblattes wie bey der erſten Art, beym Anfange ſeitwärts mit Läppchen beſetzt, und unterwärts öfters röthlich. Der Griffel iſt öfters länger als die Blumenröhre, und die beyden Staubwege ſcheinen verwachſen zu ſeyn. Die angenehm und ſtark riechenden Blumenbüſchel dauern lange, oder es kommen vielmehr immer neue hervor.

Seine lange, zarte Aeſte erfordern eine Stütze, und können an 20 F. hoch gezogen werden. Er iſt ſehr dauerhaft, und kann entweder durch die Samen, oder durch Einlegung der Aeſte fortgepflanzet werden. Die Samen ſteckt man im Frühlinge in Töpfe, 4 in einen jeden, die man 2 Tage zuvor mit friſcher leichter Erde angefüllt, und durch das Eingraben in ein gemäßigtes Miſtbeet etwas warm gemacht hat; bedeckt ſie ½ Z. dick mit eben ſolcher Erde, und begießt ſie, ſo oft man die Erde trocken findet. Ungefähr in 7 Wochen, wenn die Pflanzen ſich über der Erde zeigen, ſetzt man die Töpfe in ein anderes, friſches und temperirtes Miſtbeet, begießt ſie, ſo oft es nöthig iſt, hält bey der heißeſten Tageszeit die Gläſer recht hoch, bedeckt ſie mit Matten, nimmt dieſe um die Mitte des Maymonathes bey warmen trüben Wetter, oder bey gelindem Regen das erſte Mahl hinweg, bringt die Töpfe im Jun. aus dem Miſtbeete an einen wohl verwahrten Ort an die freye Luft, und ſtellt ſie zu Anfange des Octobers in das Gewächshaus, ſo, daß ſie bey eröffneten Fenſtern, ſo viel als möglich, friſche Luft haben, und von den Aeſten niederer Bäume nicht bedecket werden; begießt ſie den Winter über öfters, aber nicht ſtark auf ein Mahl; ſetzt im März jede Pflanze beſonders mit der Erde an den Wurzeln in einen Topf; gräbt dieſen, bis die Pflanze friſche Wurzeln getrieben hat, in ein friſches gemäßigtes Miſtbeet;

ſetzt

ſetzt die Bäume, um die Mitte des Maymonathes, an die freye Luft an einen Ort, wo ſie vor ſtarkem Froſt ſicher ſind; bringt ſie im Winter wieder in das Gewächshaus, und behandelt ſie daſelbſt, wie im vorhergegangenen Winter, wo man ſie vielleicht, wie den cataloniſchen, an der freyen Luft ziehen kann, nur daß man ſie nicht ſo ſtark bedecken darf. Im Frühlinge muß man die abgeſtandenen Zweige hinweg nehmen. Wenn man dieſen Baum durch Einleger fortpflanzen will, muß man, wie bey den Nelken, die Zweiglein mit einem kleinen Schnitte an einem Knoten im März einlegen, bey trocknem Wetter öfters begießen, und im folgenden Frühlinge in Töpfe pflanzen, welche mit leichter Erde angefüllt ſind. Man kann ihn auch durch Ablactiren der Sproſſen auf Stämme von dem gemeinen Jaſmin fortpflanzen.

4. **Großer gelber indianiſcher Jaſmin; gelber rundäſtiger wohlriechender Jaſmin,** Jasminum indicum flavum odoratiſſimum *Ferrar.* Jasminum flavum odoratum *Barrel.* Jasminum foliis alternis ternatis obtuſis *Royen.* Jasminum odoratiſſimum, foliis alternis obtuſis ternatis pinnatisque, ramis teretibus *Linn.* Fr. Jasmin des Indes, wächſt in Oſtindien, iſt baumartig und immer grün. Die alten holzigen Aeſte treiben lange Zweige, welche zwar von den Blätter-Stielen einiger Maßen geſtreift, aber nicht, wie bey den beyden folgenden Arten, eckig, ſondern rund ſind. Die Blattſtiele ſtehen wechſelweiſe, und gemeiniglich trägt jeder 3, ſelten mehrere, große, dicke, oberwärts dunkel-, unterwärts hellgrüne, ſtumpfe Blättchen; die ſeitwärts geſtellten ſind am innern Rande ſchmähler als an dem äuſſern. Der Kelch und das Blumen-Blatt zeigen gemeiniglich 5 Einſchnitte; bey dem Kelche ſind ſie ganz kurz, bey dem Blumenblatte ſtumpf, und bey dem Anfange mit Läppchen verwahrt. Die Staubwege ſcheinen verwachſen zu ſeyn. Die hell-

gelben Blumen zeigen ſich vom Jul. bis in den Oct. am Gipfel der Aeſte in Büſcheln, und riechen ungemein wohl, nicht nur, wenn ſie friſch, ſondern auch wenn ſie ſchon welk und dürre geworden ſind.

Man kann ihn, wie den azoriſchen, fortpflanzen, und muß ihn eben ſo behandeln. Hr. R. R. Medikus ſetzte im Frühlinge 1781 eine Staude hinaus, in der Hoffnung, daß vielleicht ihre Wurzeln ausdauern, und hernach friſch ausſchlagen würden; zu ſeiner nicht geringen Verwunderung aber ſind die noch ſpät im Herbſte getriebenen Zweige bis in die Spitzen geſund, ja ſo gar belaubt geblieben, und er zweifelt nun nicht mehr, daß wir dieſen herrlichen Geruchſtrauch unſerm Deutſchlande eigen machen werden. Miller vermuthete ſchon, daß dieſe Art ſich, wie der cataloniſche Jasmin, in England, an einer Wand, und mit Matten bedeckt, im Winter erhalten könnte, ob er gleich keinen Verſuch damit angeſtellt hat. Hr. Medikus aber glaubt, daß ſie nach ſeiner Art ganz frey geſetzt, weit eher ausdauern müſſen, weil die Aeſte in der Bewegung mehr Sicherheit vor dem Verfrieren finden werden, als wenn ſie durch Mauer und Matten beſchützt ſind.

Aus dem Samen dieſer Art ſoll man in Indien eine Farbe ziehen, und dieſe zum Kattundrucken und Mahlen gebrauchen.

5. **Gemeiner ſtaudiger oder ſtrauchartiger gelber Jasmin; gelber Jasmin mit eckigen Zweigen und ſtumpfen Blättern; beerentragender gelber Jasmin;** Jasminum luteum vulgo dictum bacciferum *C. B.* Trifolium fruticans *Dod.* Jasminum fruticans, foliis alternis ternatis ſimplicibusque, ramis angulatis *Linn.* Fr. Jasmin jaune commun, Jasmin jaune du bois, Jasmin jonquille, Engl. the berry-bearing Jeſſamine, the common yellow Jasmine, wächſt in dem mittägigen Europa und in allen Morgenländern; iſt

iſt ein immergrünender, 3 bis 4 F. hoher Strauch, mit ſteifen eckigen Zweigen. Die wechſelweiſe geſtellten Blätter halten nicht einerley Anſehen. Einige, inſonderheit die oberſten, ſind einfach; andere, und die meiſten, aus 3 Blättern zuſammen geſetzt, einige auch gefiedert, von 5 oder 7 Blättchen. Die dunkelgrünen, glänzenden Blättchen ſind durchgehends nicht ſpitzig, ſondern ſtumpf, und wo drey beyſammen ſtehen, iſt das mittelſte etwas länger, von den beyden Seitenblättchen kaum entfernt, uud ganz kurz geſtielt. Die gelben Blumen treiben einzeln zwiſchen den Blättern in den Frühlings-Monathen hervor und dauern lange, ſind aber klein, und geben keinen, oder doch nur einen ſehr ſchwachen Geruch.

Dieſer Strauch erträgt in warmen trocknen Boden, und wenn er einigen Schutz hat, unſere gelinde Winter. Nur in einer zu offenen Gegend und bey harten Wintern leidet er an den Zweigen. Wenigſtens iſt er weniger zärtlich, als der gemeine Jasmin. Seine rebenartige Aeſte oder Stängel erfordern einen Pfahl oder eine Stütze, und können an 10 F. hoch gezogen werden. Ob er gleich durch ſeine Blüthen keinen Geruch ausbreitet, ſo empfiehlt er ſich doch durch ſeine kleine, ſchmahle, lange, kleeartig beyſammen ſtehende, ſehr dunkelgrüne Blätter, und durch ſeine ſchöne goldgelbe Blumen, und verdient zur Mannigfaltigkeit, in Gärten, Pflanzungen und Luſtgehölzen, eine Stelle. Man kann ihn durch Nebenſchüſſe oder Ableger fortpflanzen, und muß ihn, wie den gemeinen weißen, behandeln.

6. **Italiäniſcher gelber niedriger Jasmin; gelber Zwergjasmin; gelber Jasmin mit eckigen Zweigen und ſpitzigen Blättern,** Jasminum flore luteo *Beſler.* Jasminum foliis alternis ternatis acuminatis *Royen.* Jasminum humile luteum *C. B.* Jasminum ſ. Gelſeminum luteum *J. B.* Jasminum luteum *Lob.* *Theod.*

Theod. & *Ger.* Jaſminum humile, foliis alternis acutiuſculis ternatis pinnatisque, ramis angulatis *Linn.* Fr. Jaſmin d'Italie, Engl. dwarf yellow Jaſmine, italian yellow Jaſmine, ſoll in Italien wild wachſen. Iſt ein niedriger, immergrünender Strauch, deſſen ſchwache Zweige ſtreifig und eckig ſind. Die Blätter variiren, wie bey der vorigen Art. Sie beſtehen gemeiniglich aus drey Blättchen, worunter ſich auch gefiederte und einfache befinden. Bey allen ſind die Blättchen ſpitzig, und wo mehrere bey einander ſtehen, die ſeitwärts geſtellten an der innern Seite ſchmähler. Der kleine Kelch und das Blumenblatt zeigen gemeiniglich 5 Einſchnitte. Die Blumen ſind gelb, und größer als bey dem ſtaudigen, und haben einen angenehmen, doch nur ſchwachen Geruch.

Er iſt zärter, als der gemeine weiße, erträgt aber doch an einer warmen Wand die Kälte unſerer Winter, beſonders wenn er bey ſtrenger Kälte, mit Matten, oder ſonſt, bedecket wird. Man kann ihn durch Einlegung der jungen Zweige, oder durch das Oculiren und Ablactiren auf den ſtaudigen Jaſmin, fortpflanzen, und muß ihn übrigens, wie den gemeinen, behandeln.

Von denen Arten des Jaſmins, welche zur Nachtblume gerechnet werden, bemerke ich nur den arabiſchen oder alexandriniſchen Jasmin, oder die oſtindiſche Nachtblume, auch ſonſt der einfache arabiſche Jasmin mit Pomeranzenblättern genannt, Jasminum arabicum *Cluſ.* Syringa arabica, foliis mali aurantii *C. B.* Jaſminum limonii folio coniugato *Burm.* & *Mill.* Flos Manoræ *Rumph.* Jaſminum ſ. Sambac Arabum, folio acuminato *Tilli.* Nyctanthes caule volubili, foliis ſubouatis acutis *Royen.* Nyctanthes Sambac, foliis inferioribus cordatis, obtuſis, ſuperioribus ouatis acutis *Linn.* Fr. Jaſmin d'Arabie, welche mit der andern Art, die den Nahmen Trauer-

Baum

Baum, Arbor triſtis (ſ. Th. II, S. 379, f.) erhalten, und einen viereckigen Stängel, oval zugeſpitzte Blätter, und trockne Samenbehältniſſe hat, gar oft verwechſelt wird. Sie wird auch von Einigen die arabiſche Syringe genannt, weil ihre Blätter unſerer weißen Syringe oder dem ſpaniſchen Hohlunder ähnlich ſehen, auſſer daß ſie an dem Rande nicht gekerbt ſind. Dieſes ſtrauchartige, immergrünende, und vom Frühlinge an bis in den Herbſt blühende Bäumchen gehört in Indien zu Hauſe. Der Stängel und die alten Aeſte ſcheinen zwar holzicht, ſind aber ſchwach, und müſſen angeheftet werden; die jungen grünen, langen, rundlichen Zweige ſchlingen ſich zuweilen an die dabey geſtellten Stäbchen. Die alten Aeſte ſind von den abgefallenen Blättern und Blumenſtielen an vielen Orten knorrig, treiben aber auch an dieſen Orten junge Sproſſen. Die Blätter ſtehen einander gegen über auf kurzen Stielen, ſind faſt durchgehends einfach, hellglänzend-grün, die untern mehr herz-, die obern mehr eyförmig und zugeſpitzt. An den Spitzen der Zweige ſtehen gemeiniglich drey Blätter bey einander. Auf der untern Fläche zeigen ſich bey den Abtheilungen der Adern kleine drüſichte Körperchen. Das Blumen-Blatt, wie auch der Kelch, hat öfters mehr als 8 Einſchnitte, und dieſe ſind, wie bey den meiſten Jasmin-Arten, hinter- und ſeitwärts mit zwey vorragenden Läppchen verlängert. Die weiße Farbe des Blumen-Blattes wird, wenn es zu verwelken anfängt, ins röthliche verwandelt. Der Griffel gleicht, der Länge nach, der Blumenröhre, wird nach oben zu dicker, und theilt ſich in zwey abgeſonderte Staubwege. Der Geruch iſt ungemein lieblich, und der Pomeranzen-Blüthe gleich.

Dieſer Jasmin erfordert eben ſolchen Ort und Wartung, wie der cataloniſche. Er kann, wie dieſer, auf wilde Jasminſtämme gepfropfet werden; man

muß

muß aber die Reiſer, wenn ſie gewachſen ſind, und getrieben haben, im erſten Jahre bis auf das erſte Auge abnehmen, damit ſich daſſelbe deſto beſſer erſtärken, und hernach um ſo viel mehr treiben könne. Die gewiſſeſte Art, ihn zu vermehren, iſt das Ablactiren. Das Oculiren geht auch an, es muß aber bey dem Einſchneiden der Rinde und der Ablöſung des Auges große Vorſicht gebraucht werden; denn man kann ſchwerlich den Augenſchild erkennen, weil es gar zu zarte Gewächſe und Reiſer ſind. Wenn ſie, den Winter durch, auf eine halbe Spanne gewachſen ſind, muß man ſie abſtutzen; denn alſo verdoppeln ſich die Aeſte, und bekommen mehr Blumen. Im nächſtfolgenden Jahre beſchneidet man ſie, und läſſet ihnen die Aeſte ein wenig länger. Im dritten und vierten Jahre fährt man mit Beſchneiden fort, ſo, daß die Aeſte allezeit etwas länger gelaſſen werden, bis ſie dick und ſtark genug zu ſeyn ſcheinen, und man ihnen alſo nichts mehr, als das dürre und wilde Holz, nebſt den Waſſerreiſern und Wurzel- oder Rebenſchoſſen, zu benehmen hat.

Bey dem Jaſmin kann auch, wegen des ähnlichen Geruches, und nach der gemeinen Gärtnerſprache, füglich ein anderes Geſchlecht Platz finden, welches Afterjaſmin, oder Baſtardjaſmin genannt wird, ſonſt auch den Nahmen wilder oder wälſcher Jaſmin, Kandelblüh, Syringsſtrauch, und von Hrn. Planer Pfeifenſtrauch erhalten hat. Es iſt dieſes, nach Ray's und Linné's Beſchreibung, unter der Benennung Philadelphus, eine Gattung Pflanzen mit mehreren dem Blumenkelche einverleibten Staubfäden und einem Staubwege, deren Blumenkelch auf dem Fruchtknoten ſteht, und in 4 bis 5 Stücke getheilt iſt, deren Blumenkrone aus 4 bis 5 Blättchen beſteht, und deren Samencapſel in 4 bis 5 Zellen getheilt iſt,

und viele Samen enthält. Linné hat nur zwey Arten:

1. **Wohlriechender Afterjasmin; weißer Baſtardjasmin; weißer ſpaniſcher Hohlunder; falſcher Syringsſtrauch**, Syringa flore albo *Cluſ.* Syringa italica *Lob.* Philadelphus Athenaei *C. B.* Philadelphus coronarius, foliis ſubdentatis *L.* iſt keine deutſche Pflanze, die von irgend ei - n unſerer Kräuterkenner jemahls wild gefunden worden wäre. Denn die Hecke, worin Hr. v. Haller dieſelbe zu Göttingen geſehen hat, (ſ. Deſſen Hort. gott. S. 114,) iſt zu nahe an der Stadt, und er ſagt auch nur, daß ſie daſelbſt gleichſam wild wächſt. Cluſius, welcher ſo viele Länder, und beſonders auch Deutſchland, um Kräuter zu ſuchen, durchreiſet hat, hat ihn nirgend wild gefunden. Linné fragt, ob ſie zu Verona wachſe. Ich ſehe nicht, warum er ſolches dem um die veroniſchen Pflanzen ſo verdienten Seguier nicht glauben will, welcher ausdrücklich ſagt: In ſilvulis prope Cogolium, & in montanis prope B. M. Virginis ædem *della Corona* reperitur, vulgoque *Caneſtro* nuncupatur. Es breitet ſich dieſer Strauch mit ſeinen Aeſten weit aus; dieſe haben eine ſtarke Markröhre und weißbräunliche Rinde; bey den jungen Zweigen iſt ſie rothbräunlich, und ſchälet ſich im Frühlinge ab, worauf die bey den ältern gewöhnliche ſich einſtellet. An den Aeſten ſitzen die geſtielten Blätter einander gegen über; ſie ſind hellgrün, groß und breit, eyförmig, zugeſpitzt, von der Spitze an bis über die Hälfte am Rande weitläuftig ausgezackt, und überall mit feinen Haaren beſetzt; ſie fallen im Herbſte ab, und im Frühlinge treiben neue, ohne vorhergegangene wahre Knoſpen. Im May und Jun. erſcheinen an den Enden der Zweige die Blumenbüſchel, welche man wegen des ſtarken, angenehmen Geruches von weitem ſpüren kann. Der Kelch iſt in vier weißgrünliche, breite, ſpitzige Einſchnitte

ſchnitte getheilt. Die vier weißen, großen Blumen-Blätter ſind rundlich, und ſtehen ausgebreitet. Die Anzahl der Staubfäden iſt von 16 bis 24. Die gelblichen Staubbeutel ſind mit vier Furchen bezeichnet. Der Fruchtkeim ſitzt unter dem Kelche, und der Griffel theilt ſich in vier Staubwege. Das eyförmige, an beyden Enden ſpitzige, trockne Samenbehältniß öffnet ſich mit vier Klappen, und enthält in vier Fächern viele kleine Samen. Es verträgt dieſer Strauch unſere Winter ohne Schaden, und nimmt mit jedem Erdreiche fürlieb. Hr. du Roi will ſolchen zwar nicht zu Hecken empfehlen, weil dieſe unten bald kahl werden; da aber ſeine Aeſte geſchlank und biegſam ſind, und ſich nach Gefallen ziehen laſſen, kann man davon artige Spaliere ziehen, welche ſonderlich zur Blüthzeit ein ſchönes Anſehen geben. Er verträgt auch das Beſchneiden mit der Schere. Die Fortpflanzung geſchieht am beſten durch die bewurzelte Brut. Der Geruch iſt wohl alles, was man davon zu genießen hat; doch können auch aus den Aeſten Tobaksröhre verfertiget werden, und mit den friſchen Blättern kann man Schweine mäſten.

Den gefüllten Zwerg-Afterjasmin, Philadelphus nanus, hat Miller als eine beſondere Art angeführt, weil derſelbe kaum über 2 Fuß Höhe erreicht, und einzelne gefüllte Blumen trägt; Hr. du Roi aber hält ihn nur für eine Varietät. Die Blumen erſcheinen ſehr ſelten, und daher hat du Hamel dieſen Strauch als einen niemahls blühenden angeführt. Er iſt eben ſo wenig, als die Stammart, zärtlich.

2. Geruchloſer wälſcher Jasmin, Philadelphus flore albo maiore inodorus *Catesb.* Philadelphus inodorus, foliis integerrimis *L.* iſt in Carolina zu Hauſe, hat einen holzigen Stängel, und große, weiße und geruchloſe Blumen.

Den Nahmen Baſtard-Jasmin, oder unechter Jasmin, Jasminoides, führen auch der im XXI Th. S. 349, ſgg. beſchriebene Hammerſtrauch, Ceſtrum *L.* und der dornige Jasmin.

Der dornige Jasmin, oder Jasmindorn, Lycium *Linn.* wird von Einigen auch Bocksdorn, Buchsdorn, Judendorn, und Kreutzdorn, genannt; Engl. Boxthorn. Der Ritter Linné ſetzt dieſes Pflanzengeſchlecht in die erſte Abtheilung ſeiner 5ten Claſſe, welche er Pentandria Monogynia nennt, worin diejenigen Pflanzen beyſammen ſtehen, deren Blumen 5 Staubfäden und einen einzigen Staubweg oder Griffel haben. Dieſes Geſchlecht iſt dem vorerwähnten Hammerſtrauche genau verwandt, und Ludwig hat beyde mit einander vereinigt. Die bekannten Arten ſind Sträuche, mit wechſelsweiſe geſtellten, weißlich grünen, völlig ganzen Blättern und Stacheln beſetzt; dieſe treiben aus den Winkeln der Blätter, werden 2 bis 3 Z. lang, verwandeln ſich gleichſam in Aeſte, und tragen gleichfalls Blätter.

1. Afrikaniſcher Jasmindorn mit ſchmahlen Blättern, Jasminoides africanum, Jasmini aculeati foliis & facie; Jasminum aculeatum ſalicis folio; Lycium afrum, foliis linearibus *Linn.* Lycium afrum, foliis lineari-longioribus tuba florum longiore, ſegmentis obtuſis *Mill.* Athad der Hebräer, iſt in Spanien, Portugal und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, zu Hauſe. Er macht einen irregulären, staudenartigen Stängel, welcher 10 bis 12 F. hoch wächſt, und viele krumme, knotige Aeſte treibt, die mit einer weißlichen Rinde bedeckt, und mit langen ſcharfen Dornen beſetzt ſind, woran viele Büſchel ſchmahler Blätter wachſen. Dieſe Dornen treiben öfters neben ſich einen oder zwey kleinere, die einige Büſchel kleinerer Blätter bey ſich haben. Die Zweige ſind mit ſehr ſchmahlen Blättern beſetzt, welche 1½ Z. lang

Z. lang ſind; an der Baſis derſelben kommen Büſchel kürzerer und ſchmählerer Blätter heraus. Seine traurige ſchwarzrothe oder dunkel-purpurfarbige Blumen ſtehen an den Seiten der Aeſte auf kurzen Stielen, und zeigen ſich im Jun. und Julius. Sie haben einen kurzen bleibenden Kelch, welcher aus einem einzigen Blatte beſteht, röhrig, und am Rande in 5 Abſchnitte getheilt iſt. Sie ſind trichterförmig, beſtehen aus einem einzigen Blatte, mit einer langen gekrümmten Röhre, welche am Rande in 5 Abſchnitte getheilt iſt. Sie haben 5 Staubfäden, welche faſt ſo lang ſind, als die Röhre, mit gerade ſtehenden Kölbchen. In der Mitte befindet ſich ein rundlicher Eyerſtock, welcher einen Griffel unterſtützt, der länger iſt als die Staubfäden, und oben eine dicke zweyſpaltige Narbe hat. Aus dem Eyerſtocke wird nachgehends eine runde fleiſchige Beere, welche, wenn ſie im Herbſte reif iſt, eine gelbliche Farbe hat, und verſchiedene harte Samen in ſich ſchließt.

Man kann ihn entweder aus Samen, oder aus abgeſchnittenen Zweigen, oder Ablegern, fortpflanzen. Den Samen muß man im Herbſte, bald nachdem er reif geworden iſt, ſäen; denn, wenn dieſes erſt im Frühlinge geſchieht, geht er ſelten in demſelben Jahre auf. Hat man den Samen in Töpfe geſäet, ſo muß man dieſe, den Winter über, in ein altes Lohbeet graben, und bey ſtrenger Kälte mit Erbs- oder anderm Stroh bedecken, bey gelindem Wetter aber unbedeckt laſſen, damit ſie die Feuchtigkeit erhalten können. Im Frühlinge muß man die Töpfe in ein gemäßigtes Miſt-Beet graben, welches verurſachen wird, daß die Pflanzen bald aufgehen werden. Dieſelben kann man alsdann, ſo bald keine ſtrenge Kälte mehr zu befürchten iſt, an die freye Luft gewöhnen; und wenn ſie 3 Z. hoch ſind, kann man ſie aus den Töpfen nehmen, einzeln in beſondere mit lettiger Erde angefüllte Töpfe und

im

im Schatten ſetzen, bis ſie friſche Wurzeln bekommen haben. Sodann kann man ſie an einen bedeckten Ort ſtellen, wo ſie bis in den Herbſt bleiben können. Alsdann muß man ſie entweder in ein Gewächshaus bringen, oder unter das Gerähme eines Miſtbeetes ſetzen, um ſie vor der ſtrengen Kälte zu verwahren, wo man ſie eben ſo, wie die Myrthen und andere dauerhafte Gewächshauspflanzen, behandelt. Wenn aber die Pflanzen ſtark geworden ſind, kann man etliche wenige in das freye Feld in eine warme Lage ſetzen, wo ſie in gemäßigten Wintern gut fortkommen. Wenn die abgeſchnittenen Zweiglein dieſer Pflanzen im Julius in eine ſchattige Rabatte geſteckt und gehörig begoſſen werden, ſo werden ſie Wurzeln bekommen, und hernach müſſen ſie eben ſo, wie die aus dem Samen gezogenen Pflanzen, behandelt werden. Er kann in wärmern Ländern zu Gehägen gebraucht werden.

2. **Italiäniſcher Jasmindorn mit kürzern ſchmahlen Blättern, einer kürzern Blumenähre, und eyrunden ſich ausbreitenden Abſchnitten,** Lycium italicum, foliis lineari-breuioribus, tubo florum breuiori, ſegmentis oualibus patentiſſimis *Mill* Dieſe Sorte iſt vermuthlich eine Spielart der afrikaniſchen, und kommt, nach Miller'n, von dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Sie macht einen irregulären ſtaudenartigen Stängel, wie die vorhergehende, wird aber ſelten über 4 bis 5 F. hoch. Die großen Blätter ſind kürzer und etwas breiter, als der erſten Sorte ihre, die Büſchel kleiner Blätter aber ſind ſchmähler. Die Röhre der Blume iſt kürzer. Der Rand iſt tiefer in ovale Abſchnitte getheilt, welche ſich ausbreiten. Der Kelch iſt kurz und in ſpitzige Abſchnitte getheilt. Die Blumen und Früchte ſind ebenfalls kleiner. Dieſer Unterſchied war in allen denjenigen Pflanzen, welche Miller zwey bis drey Mahl aus dem Samen gezogen hatte, bleibend. Sie blühet mit der erſten faſt zu glei-

cher Zeit, und kann auch auf eben dieſelbe Art fortgepflanzet werden; auch erfordern die Pflanzen die nähmliche Cultur.

3. Europäiſcher Jasmindorn; Jasmindorn mit kegelförmigen Blättern; ſtacheliger Baſtard-Jasmin mit einem Weidenblatte, und einer kleinen purpurröthlich weißen Blume, Jasminoides aculeatum, ſalicis folio, flore paruo ex albo purpurascente *Michel.* Lycium ſalicifolium, foliis cuneiformibus; Lycium europaeum, foliis obliquis, ramulis flexuoſis teretibus *L.* wächſt in den ſüdlichen Theilen von Europa wild, und verdient nicht nur ſeines romantiſchen Wuchſes wegen, eine Stelle in den engliſchen Luſtgärten, ſondern iſt auch in Anſehung ſeiner großen Menge Blüthen, welche von den Bienen häufig beſuchet werden, nicht weniger Aufmerkſamkeit werth. Er macht viele ſtaudenartige irreguläre Stängel, welche 8 bis 9 F. hoch werden, und viele irreguläre Zweige treiben, welche mit einer weißen Rinde bedeckt, und mit ſehr ſtarken Dornen beſetzt ſind. Die Blätter, welche bis im Winter bleiben, und ſodann abfallen, ſind unten an dem Boden ſchmahl, werden aber gegen oben zu breiter, und haben eine blaßgrüne Farbe. Im Frühjahre, ſo bald nur die mildere Sonne Blumen des Gewächsreiches hervor bringt, iſt er mit hell purpurfarbigen Blüthen gleichſam überſchüttet, und ſo blühet er ununterbrochen fort, wenn gleich alle andere Pflanzen ſich zum Winterſchlafe anzuſchicken ſcheinen, bis harte Herbſtfröſte einfallen. Seine erſte Blüthen im Frühlinge, welche zwiſchen den Zweigen und Blättern hinter jedem Blatte zu 2, 3, 4 bis 5 hervor kommen, liefert er am alten Holze; und ſo, wie der Baum ſeine Sommerzweige ausſchießt, welche zuweilen zu einigen Ellen in der Länge wachſen, ſetzt er auch immer neue Blüthen an, welche täglich mit dem Wuchſe des Sommerſchuſſes auf- und fortblühen,

blühen, bis kein Trieb mehr in der Natur iſt. Dabey dauert er unſere härteſte Winter ſehr wohl aus, läſſet ſich leicht fortpflanzen, ſcheint mit dem ſchlechteſten Boden zufrieden zu ſeyn, und wächſt ſchnell in die Höhe. Er treibt nicht allein unzählige Wurzel-Ausſchößlinge jährlich aus, ſondern kann auch eben ſo gut durch Schnittlinge faſt unendlich vermehret werden. Jeder abgeſchnittene, 5 bis 6 Z. lange Zweig ſchlägt, zu rechter Zeit in die Erde geſteckt, Wurzel, und treibt friſche Zweige aus. Eben dadurch, daß er 2 bis 3 Schritt um ſeinen Stamm, ſo häufige Wurzelbrut austreibt, wird er ein unbequemer Gaſt in gutem Gartenlande: er könnte aber an Zäunen, Hecken, wüſten und unbebaueten Plätzen, zumahl an den Dörfern herum, mit Nutzen, und ohne den geringſten Nachtheil für andere Gewächſe, gezogen werden. Von dem ſchnellen Wachsthume dieſes Strauches geben ſeine jährige, 3 bis 4 E. lange Ausſchößlinge aus der Wurzel, und eben ſo lange Sommerzweige, den deutlichſten Beweis. Er erhält ſich in dieſem ſchnellen Wachsthume von einem Jahre zum andern, doch mit dem Unterſchiede, daß ſeine lange ſchwankende Zweige, der babyloniſchen Hängeweide gleich, ſich nach der Erde wieder herunter richten, wenn man ſie auch bey einer gewiſſen Anlehnung und Stütze zu einer Höhe von 7 bis 8 F. gebracht hat. In Anſehung ſeines ſonderbaren Wachsthumes, wenn er ganz frey ſteht, und die Erde um ſich her mit ſeinen niederhängenden Zweigen bedeckt, verdient dieſer Strauch eine vorzügliche Stelle in Gehägen für Faſanen, Repphühner und anderes kleines Wildbret, da er noch dazu in den kälteſten Wintern von keinem Haſen verbiſſen und beſchädiget wird. Zur Feuerung möchte er wohl, als Buſchholz betrachtet, die Weide übertreffen, weil ſein Holz etwas härter iſt. Zur Bedeckung von kleinen Niſchen und von Berceaus, desgleichen Wände und

Mauern dem forſchenden Auge zu verſtecken, iſt er ein herrlicher Strauch, wofern man ihm nur eine kleine Anlehnung oder Stütze zu verſchaffen ſucht. Man darf nur ſeine Zweige neben einander hinlegen, und ihnen eine willkührliche Richtung geben, ſo wachſen ſie ſchmiegend in dieſer Richtung fort, und der geübteſte Kenner kann getäuſchet werden, das für bloße Natur zu halten, was zum Theil unbemerkte hülfreiche Kunſt iſt. Er verdient um deſto mehr zu dieſem Gebrauche in engliſchen Pflanzungen genutzet zu werden, da er von Inſecten, welche, leider! nur zu oft das ſchönſte Laub der ſchattenreichſten Bäume zernagen und verunſtalten, ganz frey iſt. Nur die reinliche fleißige Biene ſchwärmt auf ſeinen Blüthen herum; und zwar lieben ihn die Bienen nicht bloß aus Hunger, wenn keine andere Nahrung mehr für ſie vorhanden iſt, ſondern eben ſo vorzüglich, wie Linden=, Sau=Bohnen=, Steinklee= und Hederich=Blüthen.

v. H. Abhandlung über den europäiſchen Jasmindorn, ſt. im 3 St. des 2 B. des Gothaiſchen Magaz. der Künſte und Wiſſenſch. 1778, gr. 8. S. 187 — 195.

4. **Barbariſcher Jasmindorn mit lanzenförmigen dicken Blättern, und dreyſpaltigen Kelchen; Baſtardjasmin mit einer kleinen weißen Blume,** Jasminoides aculeatum polygoni folio, floribus parvis albidis *Shaw*. Lycium foliis lanceolatis craſſiusculis, calycibus trifidis *L.* wächſt in Afrika wild. Er hat einen ſtaudenartigen Stängel, welcher 7 bis 8 F. hoch wird, und verſchiedene irreguläre Zweige treibt, welche mit ſtarken Dornen bewaffnet, und mit kurzen, dicken, lanzenförmigen, ovalen Blättern beſetzt ſind, welche ohne Ordnung ſtehen. Die Blumen zeigen ſich im Jul. und Auguſt an den Seiten der Zweige, ſind klein und weiß, und machen kein ſonderliches Anſehen. Die Mündung der Blumenkelche iſt in 2 bis 3 Lappen zertheilt. Die Blumenkronen ſind inwendig blaßröthlich. Die Beeren ſind eyrund und gelb

Man kann ihn, wie den afrikaniſchen Jasmindorn, aus abgeſchnittenen Zweiglein ziehen, und muß ihn beynahe eben ſo behandeln; er iſt aber ſo zart, daß er in unſern Gegenden nicht in der freyen Luft fortkommt. Die Pflanzen müſſen daher in Töpfen gehalten, und im Herbſte in ein Glashaus geſetzt werden.

5. **Sineſiſcher Jasmindorn mit eyrunden lanzenförmigen Blättern, zerſtreuten Aeſten und einzeln ſich ausbreitenden Blumen, die neben an den Zweigen heraus kommen, mit einem längern Griffel,** Lycium chinenſe foliis ouato-lanceolatis, ramis diffuſis, floribus ſolitariis patentibus alaribus, ſtylo longiori, wächſt in Sina wild. Er macht ſchwache, unordentlich zerſtreute Stängel, welche ſehr hoch wachſen und eine Stütze erfordern. Seine Aeſte werden bisweilen in einem Jahre 12 F. lang. Die untern Blätter ſind länger als 4 Zoll, und in der Mitte 3 Z. breit; ſie haben eine glänzende grüne Farbe, eine dünne Conſiſtenz, und ſtehen ohne Ordnung auf allen Seiten der Zweige. Wenn die Schößlinge in der Länge zunehmen, ſo nehmen die Blätter in Anſehung der Größe ab, und ſind, gegen den obern Theil des Gipfels zu, nur 1 Z. lang, und $\frac{1}{4}$ Z. breit; ſie ſitzen auf allen Seiten dicht an den Stängeln. Die Blumen kommen einzeln an jedem Gelenke, gegen den obern Theil der Zweige zu, heraus, und ſtehen auf kurzen zarten Stielen; ſie haben eine blaſſe Farbe mit kurzen Röhren. Der Rand breitet ſich mehr aus, als an einer der andern Sorten, und der Griffel iſt um ein beträchtliches länger, als die Röhre der Blumen. Dieſe Sorte blühet im Aug. Sept. und Oct. Die Pflanze iſt ſehr dauerhaft, und behält die Blätter bis im Nov., wo ſie verwelken. Sie vermehrt ſich ſtark durch die kriechenden Wurzeln, welche ſich auf allen Seiten ſehr weit ausbreiten; und die einge-

ſteckten abgeſchnittenen Zweiglein bekommen eben ſo leicht Wurzeln, als die Weiden.

6. **Jasmindorn mit Meerportulakblättern, Korallenbäumchen,** Jasminoides ſinenſe halimi folio longiore & anguſtiore *du Ham* Lycium halimifolium foliis lanceolatis acutis *L.* wächſt in China wild. Er macht einen ſtaudenartigen Stängel, welcher 4 bis 5 F. hoch wird, und viele irreguläre Zweige treibt, die mit einer ſehr weißen Rinde bedeckt, und mit wenigen kurzen Dornen beſetzt ſind. Die Blätter ſind ungefähr Z. lang, und in der Mitte 1 Z. breit; ſie ſtehen wechſelsweiſe an den Zweigen, und haben eine blaßgrüne Farbe. Die Blumen erſcheinen im Jun. und Julius. Die darauf folgenden kleinen runden Beeren werden im Herbſte reif, und ſind alsdann ſo roth wie Korallen. Man zieht dieſe Sorte aus den abgeſchnittenen Zweiglein, welche man im Frühlinge, ehe ſie zu treiben anfangen, in eine gegen Morgen liegende Rabatte ſetzt, wo ſie ſehr leicht einwurzeln werden. Man muß dieſelben aber nicht eher, als erſt im Herbſte, verſetzen; alsdann kann man ſie einſetzen, um Wände damit zu bedecken. Da die Blätter ſo lange grün bleiben, als an irgend einem andern Gewächſe, welches das Laub fallen läſſet, ſo ſchicken ſie ſich zu dieſem Behuf ſehr gut.

7. **Jasmindorn mit länglichen, eyrunden, dicken Blättern, welche büſchelweiſe wachſen, mit ſtärkern Dornen,** Lycium capenſe, foliis oblongoouatis craſſiuſculis confertis ſpinis robuſtioribus, iſt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu Hauſe. Er macht ſtaudenartige äſtige Stängel, welche 7 bis 8 F. hoch werden, und lange ſtarke Dornen haben, die verſchiedene Büſchel von Blättern auf ſich haben. Die Zweige ſind mit kleinen, länglichen, eyrunden Blättern beſetzt, welche ohne Ordnung ſtehen: manchmahl kommen ſie in kleinen Büſcheln aus einem Pun-

cte

cte heraus, bisweilen ſind ſie einzeln, und ſtehen auf allen Seiten des Stängels. Sie haben eine glänzende grüne Farbe, eine ziemlich dicke Conſiſtenz, und bleiben das ganze Jahr hindurch grün. Dieſe Sorte iſt ſehr dauerhaft, und hält den Winter in freyer Luft aus, wenn ſie an einer gegen Südoſt gelegenen Wand ſteht. Man kann ſie entweder aus Ablegern, oder aus abgeſchnittenen Zweiglein, wie die erſte Sorte, ziehen. Wenn die Pflanzen erſtarkt ſind, kann man ſie in eine warme Lage bringen, wo ſie bey einer geringen Bedeckung ausdauern werden. Die Zweige dieſer Sorte ſind viel ſtärker, als der vorhergehenden Sorte ihre, und bedürfen alſo keiner Unterſtützung.

8. **Jasmindorn mit ſchmahlen, lanzenförmigen, büſchelweiſe wachſenden Blättern, und kurzen ſpitzigen Kelchen,** Lycium anguſtifolium, foliis lineari-lanceolatis confertis, calycibus breuibus acutis *L.* Dieſe Sorte hat ſehr viel Aehnlichkeit mit der erſten, doch ſind die Zweige nicht ſo ſtark mit Dornen bewaffnet, und haben eine weiße Rinde. Die Blätter ſind breiter, haben ein glänzenderes Grün, und ſtehen an jedem Gelenke in Trauben. Die Blumen ſind kleiner, dunkel purpurroth, und haben kürzere Kelche, welche in ſcharfe Abſchnitte getheilt ſind. Sie blühet mit der erſten Sorte zu gleicher Zeit, bringt aber bey uns keinen Samen. Da ſie nicht ſo dauerhaft, als die vorhergehende Sorte, iſt, ſo muß ſie in ſtrenger Kälte beſchützet werden. Daher muß man die Pflanzen in Töpfen halten, ſie im Winter in ein Gewächshaus bringen, und, wie andere dauerhafte Gewächshauspflanzen, behandeln. Man kann ſie aus abgeſchnittenen Zweiglein, oder aus Ablegern, auf eben die Art wie die erſte Sorte, ziehen.

9. **Glatter Jasmindorn, mit lanzenförmigen, wechſelsweiſe ſtehenden, immergrünen Blättern,** Lycium inerme, foliis lanceolatis alternis perennanti-

bus *L.* macht einen ſtarken holzigen Stängel, welcher 6 bis 7 F. hoch wächſt, und viele glatte Zweige treibt, die mit einer braunen Rinde bedeckt ſind und keine Dornen haben. Sie ſind mit lanzenförmigen Blättern beſetzt, welche ungefähr 3 Z. lang, und faſt ¾ Z. breit ſind, auf kurzen Stielen wechſelsweiſe an den Zweigen ſtehen, eine dunkelgrüne Farbe haben, und das ganze Jahr hindurch bleiben. Die Blumen ſind weiß, und wie die andern dieſes Geſchlechtes geſtaltet. Dieſe Pflanze kommt, wenn ſie in einer warmen Lage und auf einem trocknen Boden ſteht, in freyer Luft fort; ſie wächſt aber langſam, und wird, den Sommer über, nicht viel über 3 bis 4 Z. größer. Sie läſſet ſich auch ſchwer ziehen; denn die Zweige, welche man ablegt, bekommen kaum in zwey Jahren Wurzeln, und die abgeſchnittenen Zweiglein ſind auch ſchwerer zum Wachsthum zu bringen. Die beſte Zeit ſie zu pflanzen, iſt im May. Man muß ſie aber in Töpfe, welche mit leichter lettiger Erde angefüllt ſind, ſetzen; dieſe Töpfe muß man alsdann in ein altes Loh-Beet graben, und mit Glocken oder Handgläſern bedecken, um alle äuſſere Luft von denſelben abzuhalten. Man muß dieſelben auch alle Tage vor der Sonne beſchützen. Dieſe abgeſchnittene Zweiglein müſſen die Woche hindurch einmahl, aber nicht zu ſtark, begoſſen werden. Wenn ſie zu Anfange des Auguſtes Wurzeln bekommen, muß man ſie ausheben und in kleine Töpfe ſetzen, die man einige Zeit im Schatten hält, und bis zu Ende des Oct. unter andere dauerhafte ausländiſche Pflanzen an einen bedeckten Ort ſtellt, alsdann aber unter das Gerähme eines Miſtbeetes bringt. Wenn die Pflanzen erſtarkt ſind, kann man ſie aus den Töpfen nehmen, und in das freye Feld in eine warme Lage ſetzen, und darf ſie nur bey ſtrenger Kälte bedecken.

Eini-

Einige andere Sorten, welche zu dem Geſchlechte des Lycium gehören, ſ. im Art. Celaſterbaum, im VII Th. S. 761, fgg.

In den Actis Acad. Sc. Imp. Petropolit. a. d. J. 1778, erzählt Hr. Rath Kölreuter die Verſuche, durch welche er aus der Vermiſchung verſchiedener Arten des Jasmindornes, Baſtarde hervorkommen ſah. Sie gelangen mit dem afrikaniſchen und europäiſchen, er mochte nun dieſen mit jenem, oder jenen mit dieſem befruchten; mit dem afrikaniſchen und barbariſchen, doch nur ſelten, wenn der letztere mit dem Staube des erſtern befruchtet wurde; mit dem barbariſchen und europäiſchen, doch nur, wenn der erſtere mit dem Staube des letztern beſtreuet wurde; ſo gar mit einem Baſtarde aus dem afrikaniſchen und barbariſchen, wenn er mit dem Samenſtaube des reinen afrikaniſchen geſchwängert wurde. Mit eben dieſen Baſtarden und dem europäiſchen gelang es nicht; eben ſo wenig mit dem barbariſchen und dem ſo genannten Korallen-Bäumchen.

Jasmin, (After-) ſiehe oben, S. 188.
— — (alexandriniſcher) ſ. oben, S. 186.
— — (amerikaniſcher) Ipomaea Quamoclit *L.*; ſ. unter Trichterwinde.
— — (arabiſcher) ſ. oben S. 186.
— — (azoriſcher) ſ. oben, S. 181.
— — (Baſtard-) ſ. oben, S. 188, und 191.
— — (blauer falſcher) ſpaniſcher rainweidenblätteriger Hohlunder, Syringa perſica *L.*; ſ. Th. XXIV. S. 329.
— — (cataloniſcher) ſ. oben, S. 179.
— — (dorniger) ſ. oben, S. 191, fgg.
— — (dreyblätteriger weißer) ſ. oben, S. 181.
— — (geſiederter röthlicher) ſ. oben, S. 179.
— — — — weißer) ſ. oben, S. 170.
— — (gelber, gemeiner ſtaudiger) ſ. oben, S. 184.

Jasmin, (gelber, indianiſcher) ſ. oben, S. 183.
— — (— italiäniſcher niedriger) ſ. oben, S. 185.
— — (gemeiner, gelber ſtaudiger oder ſtrauch=artiger) ſ. oben, S. 184.
— — (— — weißer) ſ. oben, S. 170.
— — (indianiſcher gelber) ſ. oben, S. 183.
— — (— — großer) Bignonia radicans *L.*; ſ. unter Trompetenblume.
— — (italiäniſcher gelber) ſ. oben, S. 193.
— — (ſpaniſcher) ſ. oben, S. 179.
— — (ſtaudiger oder ſtrauchartiger) ſ. oben, S. 184.
— — (tauſendblätteriger) Ipomaea Quamoclit *L.*; ſ. unter Trichterwinde.
— — (unechter) ſ. oben, S. 191.
— — (wälſcher) ſ. oben, S. 188.
— — (weißer dreyblätteriger) ſ. oben, S. 181.
— — (— gefiederter oder gemeiner) ſ. oben, S. 170.
— — (wilder) ſ. oben, S. 188.
— — (Zwerg=) ſ. oben, S. 185.
Jasmin=Baum, Plumeria rubra *L.* & *Jacqu.*; ſ. Plumerie.
Jasmin=Blüthen, eingemachte, ſ. oben, S. 177.
Jasmin=Conſerve, ſ. oben, S. 175.
Jasmin=Dorn, ſ. oben, S. 191, fgg.
Jasmin=Dragee, ſ. oben, S. 175.
Jasmin=Eſſenz, } ſ. oben, S. 174.
Jasmin=Eſſig, }
Jasmin=Gefrornes, ſ. oben, S. 175.
Jasmin=Holz, ſ. Citronen=Holz, im VIII Th. S. 169.
Jasmin=Kuchen, ſ. oben, S. 178.
Jasmin=Marmelade, ſ. oben, S. 175.
Jasmin=Oehl, ſ. oben, S. 173, f.

Jasmin=Paſten, ſ. oben, S. 179.
Jasmin=Raupe, ſ. oben, S. 172.
Jasmin=Sand, ſ. oben, S. 178.
Jasmin=Sträuße, (trockne) ſ. oben, S. 175.
Jasmin=Syrupp, ſ. oben, S. 178.
Jasmin=Zuckerbrod, } ſ. oben, S. 176.
Jasmin=Zuckercand, }
Jasmin=Zuckerkörner, ſ. oben, S. 175.
Jasmin=Zuckerwerk, (kleines) ſ. oben, S. 177.
Jaspachat, ſ. im Art. Jaspiß.
Jaſpe, ſ. Jaspiß.
Jaspieren, Fr. Jaſper, einer Sache ein jaspißartiges Anſehen geben. So hat man z. B. jaspierte oder jaspißartige Etamine, Fr. E'tamines jaſpées; ſ. Th. XI, S. 668, f.

Die Buchbinder nennen einen grün und rothen, und überhaupt auch einen marmorierten oder mit allerley Farben angeſtrichenen Schnitt eines Buches jaspiert, oder auf Jaspißart geſprengt, Fr. Tranche jaſpée, oder Jaſpure.

Jaspiß (*), L. Jaſpis, Fr. Jaſpe, Ital. Diaſpro, Perſ. Jaſep, ein glasartiger, feiner, undurchſichtiger, (zuwei-

(*) Das Wort Jaspiß, iſt durch mehrere Sprachen bekannt, da es der Lateiner und Holländer Jaſpis, und der Franzoſe Jaſpe ſchreibt; auch im Hebr. יָשְׁפֵה, und Griech. ἴασπις. Woher aber das Wort ſeinen Urſprung habe, darüber können die Gelehrten ſich nicht vereinigen. Aldrovand, welcher von den Steinen alles geſammelt hat, was zu ſeiner Zeit bekannt war, erzählt, in ſeinem Muſeo metallico, S. 884, daß viele behaupteten, daß der Jaspiß von einer Schlangenart Aſpis den Nahmen habe, weil er nicht nur in dem Kopfe dieſer Schlange erzeuget würde, ſondern auch ſo gar mit verſchiedenen Farben, wie dieſe Schlange, geſchmückt ſey. (Multi dictum volunt Jaſpidem, quaſi in Aſpide genitum, cum lapidem huius generis ex Aſpidis capite erutum eſſe crediderint, ideoque variis coloribus refertum, ad inſtar ſerpentis Aſpidis, eſſe diuulgarunt.) Allein, da Aldrovand dieſen Ableitungsgrund ſelbſt für unzulänglich zu halten ſcheint, welcher übrigens keiner Widerlegung würdig iſt, ſo fährt er fort: Iſidorus habe dieſes Wort von ἴας, grün, ableiten wollen, weil er vorzüg-

weilen halb durchſichtiger,) ziemlich harter, auf dem Bruche körniger Kieſel, welcher von ſehr verſchiedener Farbe, bald einfarbig, bald mehrfarbig oder bunt, gefunden wird, eine gute Politur annimmt, und daher unter die Halbedelſteine gerechnet wird, ob er gleich oft große und lange Gebirge ausmacht.

Was die übrigen Nahmen betrifft, welche die Schriftſteller von dem Jaſpiß brauchen, ſo nennen ihn diejenigen, welche ihn unter die Felsſteine rechnen, **Felsſtein von lebhaften Farben**, um ihn dadurch von andern Steinen dieſer Art zu unterſcheiden. Der Nahme Petroſilex hat beynahe eben die Bedeutung; man erklärt ihn nähmlich für einen Kieſel, der zu den Felsſteinen gehört. Die Nahmen des Ritters Linné Silex margaceus rupeſtris, und Silex rupeſtris nudus opacus cinereus, haben in der Hauptſache eben dieſe Bedeutung. Eben ſo der Nahme des Wallerius, Petroſilex iaſpideus, da ein anderer Nahme eben dieſes Schriftſtellers Jaſpis vnicolor ſ. variegata, auf deſſen verſchiedene Farben zielet. Die Benennung des Hrn. v. Bomare, Saxum ſubtilius, macht den Jaſpiß zu einen Felsſtein von der feinern Art. Woltersdorf, wenn

züglich eine grüne Farbe hat. (Verum, ſagt er: quia in hoc lapide color potiſſimum viridis commendatur; hinc *Iſidorus* etymum a voce græca ἴας deriuat, qua viriditatem ſignificari perhibet.) Er ſelbſt iſt geneigt zu glauben, weil das lateiniſche Wort und das griechiſche ἴασπις geſchrieben werde, daß man es von ἴα, welches im Plural Violen bedeute, und von σπέος, eine Ritze oder Höhle, ableiten müſſe, weil vielleicht der blaue Jaſpiß zuerſt in den Höhlen des Berges Ida entdeckt worden ſey. Wie weit hergehohlt aber alle dieſe Ableitungen ſeyn, ſieht ein Jeder. Hr. v. Bomare, im 1 Th. der Mineralogie, S. 282, hält dafür, daß das Wort Jaſpiß von dem hebräiſchen Jeſphe herkomme. Nun wird zwar das Wort יָשְׁפֵה von dieſem Steine gebraucht, und auch durch Jaſpiß überſetzt; da aber die Kenner dieſer Sprache kein hebräiſches Stammwort wiſſen, woher ſie das Wort ישפה ableiten ſollen, ſo bleibt doch der eigentliche Urſprung des Wortes Jaſpiß zweifelhaft.

wenn er ihn Corneus opacus polituram admittens, colore variegato, nennt, nimmt zweyerley Gattungen von Hornſteinen, durchſichtige und undurchſichtige, an, beſchreibt aber außerdem dieſen Stein genau genug. Cartheuſer nennt ihn Lapis granatulus, granulis ſiliceis firmiter connexis, und Hr. geh. Bergr. Gerhard Petra vitrescibilis opaca, fractura aspera fere granulata. Im Franzöſ. hat ihm Hr. v. Bomare noch den Nahmen Pierre de roche de couleurs vives gegeben. Der Holländer bedient ſich ebenfalls des Wortes Jaſpis, und ſetzt zum Unterſchied der Farben, wenn ſie bunt, grün, roth, gelb, braun ꝛc. iſt, die Worte bonte, graene, roode, geele, bruyne Jaſpis hinzu.

Hr. Diac. Schröter (1) verſteht unter Jaspiß den einfachen edeln Kieſel. Vogel (2) verſteht unter den Jaspiſſen diejenigen Kieſel, welche beym Zerſchlagen in halbkugelichte, erhabene und eingebogene Stücke zerſpringen, dabey aber ganz undurchſichtig und ſehr hart ſind, und mit dem Stahle Feuer geben. Die kleinſten Theilchen ſind, wie er zugleich anmerkt, in den Jaspiſſen unſichtbar, daher auch dieſe Steine mehrentheils glatt ausſehen, ob es gleich auch Jaspiſſe gibt, die auf ihrem Bruche ſchuppicht oder körnicht ſind. Man findet ſie ſelten einzeln auf Feldern, ſondern in feſten Klüften oder Gängen, und in den Felſenbrüchen. Hr. v. Juſti (3) rechnet den Jaspiß unter die Hornſteine, und gibt von ihnen dieſen Begriff: „Der Jaspiß iſt nichts anders, als ein feiner „Hornſtein von bunten Farben.“ Er beruft ſich, zum Beweiſe, ſowohl auf ſein Gefüge und ſehr zartes Korn,

(1) Im 1 Th. der vollſtänd. Einleit. in die Kenntniß und Geſchichte der Steine und Verſteiner., S. 349, und im 3 B. des litholog. Lexikon, S. 18.

(2) Im pract. Mineralſyſtem, S. 125.

(3) Im Grundriß des Mineralreichs, S. 214.

Korn, als auch auf die übereinſtimmende Härte, das Feuerſchlagen und andere Eigenſchaften. Es findet ſich aber auch einfarbiger Jaspiß, daher ſcheint der Begriff dieſes Schriftſtellers zu enge zu ſeyn. Hr. v Cronſted (4) ſagt, daß unter dem Nahmen Jaspiß alle dunkle Kieſelſteine, die im Bruche einem dürren Thone gleichen, verſtanden würden. Er glaubt zugleich, daß der Jaspiß keine bekannte Eigenſchaft beſitze, wodurch man ihn von dem gemeinen Kieſel unterſcheiden könne, es müſſe denn dieſe ſeyn, daß die Jaspiſſe leichter ſchmelzen; ja, wenn man einen Jaspiß mit friſchem Bruche und gefärbten Bolus gegen einander halte, ſo könne man ſie, ohne ihre Härte geprüft zu haben, gar nicht von einander unterſcheiden. Allein, die Jaspiſſe haben doch allemahl ein feineres Korn und eine lebhaftere Farbe, als die gemeinen Kieſel; ſelbſt alsdann zeigt ſich der Unterſchied, wenn beyde angeſchliffen ſind. Wenn Linné (5) den Jaspiß als einen bloßen dunkeln aſchgrauen Feldkieſel (Silex rupeſtris nudus opacus cinereus) betrachtet, ſo paſſet ſein Begriff nicht einmahl auf alle einfache Jaspiſſe; ſo wenig man dem Wallerius (6) beytreten kann, wenn er die Jaspiſſe hochgefärbte Feldkieſel nennt, ob gleich ſein Begriff dadurch einiger Maßen beſtimmter wird, daß er hinzu ſetzt, er ſey von hoher und lieblicher Farbe, ob gleich ganz undurchſichtig, und laſſe ſich zu einem vollkommen ſchönen Glanze polieren. Hiermit kommt Hr. v. Bomare (7) beynahe überein. Er ſagt: „Dieſer Stein iſt überhaupt von einer friſchen, „ſchönen und melirten Farbe, jedoch ganz undurch„ſichtig. Er iſt ſehr hart, ſchlägt mit dem Stahl „leicht Feuer, läßt ſich arbeiten wie Marmor, und „nimmt eine glänzende Politur an, weil ſeine Theile „auf

(4) Im Verſuch einer neuen Mineralogie, S. 67, f.
(5) Syſtema Nat. S. 71, n. 13.
(6) Mineralreich, S. 128.
(7) Mineralogie, 1 Th. S. 272.

„auf das genaueſte mit einander verbunden ſind. Er „fließt im Feuer, und ſchmelzt zu einem derben dichten „Glaſe.“ Wenn Hr. Brückmann (8) den Jaſpiß einen quarzartigen Stein nennet, ſo pflichtet er vermuthlich denen bey, welche den Jaſpiß zu den glasartigen Steinen zählen, und bey ihm eine Kieſelerde zum Grunde legen; denn dieſes hat er mit dem Quarze gemein.

Der Jaſpiß gehört unter diejenigen Steine, die ſchon in der h. Schrift vorkommen, und folglich den älteſten Völkern bekannt waren. Unter andern kommt dieſes Wort Ezech. 18, 13. vor. Man glaubt, daß der Jaſpiß in Offenb. Joh. 4, 3. der Opal des Nonnius, beym Plinius und Linné ſey.

Ge. *Wolfg. Wedel* exercitatio de Jaſpide ſacræ ſcripturæ, Jen. 1702, 4.

Der Jaſpiß war den ältern Schriftſtellern nicht unbekannt, obgleich aus demjenigen, was ich davon anführen werde, erhellen wird, daß ſie ſchwerlich unſern Jaſpiß unter dem ihrigen verſtehen konnten. Theophraſt (9) gedenkt deſſelben; er ſagt aber von ihm weiter nichts, als daß er, wie der Schmaragd, in Cypern gefunden werde. Ich ſchließe daraus, daß er ihn als einen ſehr bekannten Stein, für ſein Zeitalter anſehen konnte. An einem andern Orte (10) ſagt er: „Der wahre Schmaragd iſt ſehr ſelten, denn „er ſcheint aus dem Jaſpiß zu entſtehen. Man ſagt, „es ſey in Cypern ein Stein gefunden worden, der halb „Schmaragd und halb Jaſpiß war, und alſo durch „das Waſſer noch nicht verändert worden iſt.“ Hill gibt ſich am angeführten Orte ſehr viel Mühe, dieſen Stein zu errathen; er fällt endlich gar darauf, ob es nicht ein an ſeinen äuſſerſten Enden feinerer und nicht

ſo

(8) Abh. von Edelſteinen, Brſchw. 1773, S. 259.

(9) Von den Steinen, S. 197, der deutſchen Ausg.

(10) S. 155, f. eben dieſer Ausgabe.

ſo gemeiner Jaſpiß geweſen ſey; denn damahls, fährt er fort, war ein grüner und durchſichtiger Jaſpiß nicht ſo ſelten. Plinius ſagt, B. 37, C. 29, Viret & ſæpe tranſlucet Jaſpis. Ich will mich in dieſen Streit nicht einmiſchen, glaube aber, daß Hill dieſes Mahl den Sinn des Theophraſt nicht getroffen habe, und daß ſeine Erklärung ſo gar dem Zuſammenhange der Rede bey dem Theophraſt entgegen ſey, zumahl, wenn wir annehmen, daß die Alten die zu ihrer Zeit bekannten Jaſpiſſe genau genug kannten.

Was Plinius (11) von dem Jaſpiß wußte, beſteht in Folgendem: Der Jaſpiß ſey grün und oft durchſichtig. Er werde in Indien, Cypern, Perſien, und an mehrern Orten, die er anführt, gefunden. Der beſte ſey derjenige, welcher etwas von der Purpurfarbe an ſich habe, auf dieſen folge der roſenrothe, und nach dieſem derjenige, der dem Schmaragde gleicht. Die vierte Art werde von den Griechen Borea genennet, weil er dem Morgenroth im Herbſte gleiche; dieſes ſey eben die Jaſpißart, welche Jaſpis aërizuſa genennet werde. Er ſey bisweilen auch dem Sarder ähnlich, ja oft habe er eine violette Farbe an ſich. Man habe noch viele andere Gattungen vom Jaſpiß, ſie hätten aber den Fehler, daß ſie entweder bläulich, oder wie Kryſtalle, oder wie ſchwarze Beeren, gefärbt wären. Der Jaſpis terebinthizuſa ſey von vielen Jaſpißarten zuſammen geſetzt, und verdiene dieſen Nahmen nur in uneigentlichem Verſtande. „Ganz „Orient", fährt er, nach einigen eingeſtreuten Anmerkungen über andere Fehler des Jaſpiß, fort: „hat „den Jaſpiß, der, wenn er dem Schmaragde gleichet, und querüber eine weiße Linie hat, Grammatias, und wenn er mehrere weiße Linien oder Streifen „hat,

(11) *Hiſtor. natur.* Lib. XXXVII, Cap. 37, S. 279, der Mülleriſchen Ausgabe.

„hat, Polygrammos genannt wird. Man pflegt dem „Jaſpiß auch eine magiſche Kraft beyzulegen, indem „er diejenigen ſtärken ſoll, welche öffentlich reden müſ„ſen.“ Indem aber Plinius dieſe Kraft eine vanitatem magicam nennet, ſo iſt leicht einzuſehen, daß er dieſe vorgebliche Kraft ſelbſt ſehr bezweifle, zumahl da er ſich ſo ausdruckt, er wolle hier beyläufig dieſe magiſche Kraft rügen (coarguere).

Die Schriftſteller der mittlern Zeit hielten dafür, daß der Jaſpiß von dem Achate gar wenig unterſchieden ſey, ja, daß vielleicht dasjenige, was man jetzt Achat nennt, ehedem Jaſpiß genannt worden wäre. Imperati ([12]) ſagt ausdrücklich, daß der Jaſpiß heut zu Tage Achat genannt werde; Boot ([13]) aber ſagt gar, der Jaſpiß ſey von dem Achate bloß durch ſeine geringere Härte unterſchieden. Dieſes macht wahrſcheinlich, daß die alten unter ihrem Jaſpiß einen ganz andern Stein verſtanden haben, als derjenige iſt, den wir jetzt alſo nennen. Denn, wenn Plinius von dem Jaſpiß ſagte, daß er oft durchſichtig ſey, ſo kann dieſes jetzt von keiner einzigen unſerer Jaſpißarten geſaget werden. Vermuthlich waren es demnach Achate, die ſie hier meinten, denen ſie gleichwohl keine gänzliche Durchſichtigkeit beylegten, ſondern nur eine größere Durchſichtigkeit, als die eigentlichen Jaſpiſſe haben. Nach dieſer Anmerkung hätte Imperati Recht, wenn er behauptete, man nenne das jetzt Achat, was die Alten Jaſpiß nannten. Dieſes gibt mir Gelegenheit zu zeigen, wie man den Jaſpiß von dem Achate, von dem Hornſteine, und von dem Kieſel unterſcheiden könne;

(12) *Hiſt. natur.* Lib. 23, Cap. 10, S. 711. Jaſpis hodie Agathes immutato a lapide Achate nomine dicitur, generatione pyritæ ſimilis.

(13) *Hiſtoria gemmar. & lapid.* Lib. 2, Cap. 100, S. 250. Jaſpis ab Achate non differt, niſi quod mollior ſit, & propterea non ita exacte poliri vt Achates poſſit.

könne; denn es können Fälle vorkommen, wo man ſie unter einander verwechſeln könnte.

Ungeachtet der Achat, als ein edler Hornſtein, und der Jaspiß, als ein edler Kieſel, nicht leicht mit einander verwechſelt werden können, ſo können ſich doch Fälle eräugnen, wo es gewiſſer Maßen ſchwer wird, beyde von einander zu unterſcheiden. Denn da der Achat, eben ſo wie der Jaspiß, alle Farben anzunehmen pflegt, der Jaspiß aber, inſonderheit wenn er in dünne Stückchen geſchnitten und gut poliert iſt, bisweilen einiger Durchſichtigkeit fähig wird: ſo iſt dieſes eben der Fall, wo beyde, zumahl von ungeübten Liebhabern, leicht verwechſelt werden könnten. Hr. Brückmann lehrt ſie uns folgender Geſtalt unterſcheiden: „Der Jaspiß unterſcheidet ſich darin von dem „Achate, daß er erſtlich undurchſichtig, oder doch nur „ſelten in etwas durchſcheinend iſt; zweytens, daß er „im Anbruche rauh, etwas körnicht oder ſchuppicht „angetroffen wird; drittens findet man ihn nicht nieren- „oder neſterweiſe, ſondern als unförmliche derbe Stücke, „und nicht ſelten in großen Klüften und Gängen.

Der Unterſchied des Jaspiſſes von dem Hornſteine hängt gänzlich von ſeiner Entſtehung ab. Eigentlich haben beyde einerley Entſtehungsart; denn ſie ſind nur darin unterſchieden, daß vor der Congelation bey dem Jaspiß das kryſtalliniſche Fluidum durch die beygemiſchte Thonerde verdickt und undurchſichtig, bey dem Hornſtein hingegen daſſelbe mehr verdünnt, und daher halbdurchſichtig iſt. Je zärter dabey die Erdtheilchen ſind, mit welchen ſich dieſes Fluidum in gehöriger Quantität vereiniget, deſto mehr Durchſichtigkeit erhält das daraus entſtehende Congelatum. Das Congelat bey dem Jaspiß und bey dem Hornſtein iſt daher nichts anders, als eine genugſame Quantität eines kryſtalliniſchen Fluidum; iſt dieſe größer, ſo wird daraus ein Hornſtein; iſt ſie geringer, ſo wird

es ein Jaſpiß (14). Ueberhaupt iſt der Hornſtein von dem Achate, dem Weſen nach, nicht unterſchieden.

Wie man ihn von den Kieſeln unterſcheiden könne, lehrt Hr. geh D. B. R. Gerhard (15). „Die Undurchſichtigkeit, und der körnige ungleiche Bruch, „geben genugſam äuſſere Kennzeichen ab, den Jaſpiß „von dem Kieſel zu unterſcheiden; und Cronſted hat „vollkommen Recht, wenn er behauptet, daß er mit „dem Bruche eines trocknen Thones ſehr viel Aehnlichkeit habe; und auf die Art auch nur, muß man „die körnige Bauart, die ihm beygeleget wird, verſtehen, indem es ſich wohl nicht möchte erweiſen laſſen, „daß er aus wirklichen einzelnen Körnern zuſammen „gebacken ſey. Die Oberfläche iſt mit der innern „Subſtanz einerley, und er unterſcheidet ſich auch dadurch ſchon von den Kieſeln. In der Härte wird „er gemeiniglich von dem Kieſel übertroffen; er iſt „aber zäher, und nicht ſo ſpröde, wie der Kieſel, und „daher rührt es, daß er mit dem Stahle nicht ſo „ſcharf, wie dieſer, Feuer ſchlägt, und bey dem „Schleifen keinen ſo ſtarken Glanz annimmt.“ Da Hr. Gerhard hier ſagt, daß der Kieſel den Jaſpiß an Härte übertreffe, ſo merke ich bey dieſer Gelegenheit an, daß Imperati verſichert, daß der Jaſpiß zwar nicht ſo hart ſey, als der Sapphir, der Rubin und der Ballaß, aber doch härter, als alle übrige Edelſteine. In unſern Tagen, wo man die Härte der Edelſteine genauer kennt, kann man dieſes nicht behaupten.

Der Jaſpiß gehört, ſeinem eigentlichen Geburts-Orte nach, zu den Steinarten der Ganggebirge, und er macht daſelbſt nicht allein Gänge und Klüfte, welche auch Erz führen, ſondern man trifft auch ganze

(14) S. Walchs Naturgeſchichte der Verſteinerungen, Th. 1, S. 14.

(15) Beyträge zur Chymie und Geſchichte des Mineralreichs, Th. 1, S. 149.

Berge, und alſo völlige Brüche von dieſer Steinart an, wovon unter andern nicht allein ein Berg unweit den narzinskiſchen Gruben in Rußland, welcher ganz aus Jaſpiß beſteht, ſondern auch die caucaſiſchen Berge einen Beweis abgeben, welche, wie Hr. Prof. v. Güldenſtädt verſichert, an ihrer nördlichen Seite aus Jaſpißbänken beſtehen, in welchen dem ungeachtet ſchöne Bleyerzgänge ſtreichen. Hr. Collegienrath Pallas (16) meldet, daß ſich in der Gegend von Orskaja ganze Jaſpißberge, Hügel, Felder und Schichten von verſchiedenen Farben, auch mit Dendriten, wie auch dann und wann mit Markaſitwürfeln, finden, und daß die Kirgiſen von dergleichen Jaſpißarten ihre Grabhügel verfertigen ſollen. An manchen Orten wird aber der Jaſpiß auch in Geſchieben gefunden, auf welche Art er, wie Hr. Gerhard (17) meldet, in Schleſien, in der Gegend von Löwenberg und Bunzlau ſehr häufig vorkommt, und die wahrſcheinlich von den hinter liegenden hohen Gebirgen abgeriſſen ſind. Jaſpiß, welcher als Geſchiebe auf Feldern, auf und nahe unter der Oberfläche der Erde, oder über und unter der Dammerde, gefunden wird, wird Feldjaſpiß genannt. Diejenigen Jaſpiſſe, welche wie Kieſel geſtaltet ſind, werden jaſpißartige Kieſel genannt; ſie gehören daher zu denjenigen Jaſpiſſen, welche entweder in Geſchieben vorkommen, oder die vielleicht durch das Fortrollen im Waſſer abgeſchärft ſind, und dadurch eine Kieſelgeſtalt erlangt haben. Ihrer gedenkt Guettard, in den mineralog. Beluſtig. Th. 3, S. 16, und ſagt, daß ſie theils ſchön roth, theils grün, grünlich, blumicht, oder marmorirt wären.

Der Jaſpiß wird an ſo vielen Orten gefunden, daß es beynahe nicht möglich iſt, ſie alle zu nennen. Ein

(16) Reiſen durch verſchiedene Provinzen des ruſſ. Reichs, 1 Th. Petersb. 1771, S. 260.

(17) Beyträge ꝛc. 1 Th. S. 151.

Ein anſehnliches Verzeichniß ſolcher Orte liefert Hr. Diac. Schröter (18).

Bey den Schriftſtellern kommt der Jaſpiß bald als ein Geſchlecht, bald als eine Geſchlechtsgattung, vor. So wird von verſchiedenen Gelehrten der Laſur, der Heliotrop, und der Malachit, als eine Geſchlechts-Gattung vom Jaſpiß angeſehen. Dahin gehören Walch, Bomare, Wallerius ꝛc. Andere hingegen, als: Linné, Cronſted, Baumer, Vogel, v. Juſti, Scopoli ꝛc. ſehen den Jaſpiß als eine bloße Gattung an, und trennen den Laſurſtein, den Heliotrop und den Malachit, von demſelben; ich glaube aber nicht, daß hier unter den Schriftſtellern ein weſentlicher Widerſpruch ſey. Diejenigen, welche den Laſur, Heliotrop und Malachit unter die Jaſpiſſe zählen, ſehen auf gewiſſe weſentliche Eigenſchaften, welche beyde Steinarten unter ſich gemein haben, und vielleicht gar auf chemiſche Proben; diejenigen aber, welche beyde trennen, finden wieder andere Eigenſchaften, die ihnen nicht gemeinſchaftlich zukommen. Viele werfen z. B. den Malachit gar aus der Claſſe der Steine heraus, und weiſen ihm ſeinen Platz unter den Kupfererzen an.

Doch, der Jaſpiß ſey ein Geſchlecht oder nicht, ſo muß er doch ſelbſt unter ein Hauptgeſchlecht der Steine gehören. Welches iſt aber nun ſein Geſchlecht, wovon er eine Gattung iſt? Hierüber ſind die Meinungen der Lithologen getheilt. Hr. Diac. Schröter ſetzt ihn, gedachter Maßen, unter die Kieſel. Eben das thut Walch, Baumer, Bromel, Vogel, Scopoli, und Cronſted. Denn, ob gleich Letzterer den Jaſpiß als eine Gattung von Hornſtein, den er Bergkieſel nennt, betrachtet, ſo iſt doch ſein Hornſtein nichts anders, als unſer Kieſel, den er auch von dem Feuer-

 Steine,

(18) Einleit. in die Kenntniß ꝛc. 1 Th. S. 367, f. und lithol. Lex. 3 Band, S. 40, f.

Steine, welchen er den gemeinen Kieſel nennt, unterſcheidet. Eben das glauben diejenigen, die den Jaspiß unter die glasartigen Steine ſetzen, weil bey dieſen die Kieſelerde zum Grunde liegt; dahin gehören unter andern Gerhard ([19]) und Wallerius ([20]). Andere, als: Wallerius ([21]), und Gmelin ([22]), leiten ſeinen Urſprung von einer Thonerde her. Letzterer beweiſet dieſes aus folgenden Gründen. „Er verwittert nicht ſo geſchwinde in der freyen Luft und im Waſſer, ſondern behält Feſtigkeit und Farbe länger. Im Bruche iſt er nicht ſo glatt, als die andern Kieſelarten, ſondern vielmehr rauh, und gleichſam körnig, oder wie ein vertrockneter Thon. Dazu kommt noch, daß man den Jaspiß ſehr oft im Thon antrifft, und daß man ſeine ſtufenweiſe Entſtehung gleichſam mit Händen greifen kann; daß man z. B. im Thal-Lande, Dalarne, (Dalecarlien,) und zwar im Kirchſpiele Orſa, in dem Sandſteine, welcher zu Schleifſteinen gehauen wird, ganze Druſen von rothen Eiſenthon, und einige Meilen weit in dem Serna-Felſen, in einem weit härtern Sandſteine, rothen Jaspiß von dergleichen Farbe und von gleichem Anſehen antrifft; daß man in Sardinien roth- und braun-aderigen Jaspiß gefunden hat, welcher an der einen Ecke noch ein weicher rother Eiſen-Thon war; daß man oft in dem Jaspiß bey der chemiſchen Zergliederung Thonerde gewahr wird, wiewohl dieſe Beymiſchung zufällig iſt. Selbſt die häufige Beymiſchung fetter und Eiſen-Theilchen, welche der Jaspiß mit dem Thone gemein hat, gibt der Muthmaßung ein Gewicht; denn kein Jaspiß iſt ohne Eiſentheilchen, und einige Unterarten, welche in Ungarn

Sino-

(19) Beyträge ꝛc. 1 Th. S. 145, vergl. mit S. 76.

(20) Mineralogie, S. 124.

(21) Systema mineralogiæ, To. 1, S. 319

(22) Linnäiſches Naturſyſtem des Mineralr. 1 Th. S. 584.

Sinopel heiſſen, enthalten deſſen oft ſo viel, daß man 12 bis 15 Pfund Eiſen, welches nach dem Röſten von dem Magnet angezogen wird, aus dem Centner gewinnt. Daher kommt es auch, daß der Jaspiß, wenn er auch das Glühefeuer aushält, ohne ſeine Farbe zu ändern, oder zu ſpringen, oder Riſſe zu bekommen, doch in einem ſtarken Schmelzfeuer viel leichter fließt, als andere Kieſelarten, und gemeiniglich zu einem ſchwarzen Glaſe wird." Diejenigen, welche den Jaspiß von Thonerde herleiten, ſagen, daß er vielleicht durch Abſcheidung der ihm beygemiſchten Alaunerde entſtanden ſey. Andere haben dem Jaspiß ein ganz anderes Geſchlecht angewieſen. Hr. v. Bomare ſetzt ihn mit dem Jaspachat und Jasponyx unter die Fels-Steine und Wacken. Linné, welcher ihn in ſeiner ältern Ausgabe des Naturſyſtem unter die Lapides vitreſcentes geſetzt hat, bringt ihn unter die Lapides arenatos, und mit den Felsſteinen unter ein Geſchlecht. Hr. Brückmann hat ihn unter den quarzigen oder glasartigen Steinen. Hr. v. Juſti (23) behauptet gerade das Gegentheil, denn bey ihm muß man den Jaspiß unter den feuerfeſten Steinen ſuchen. Hr. Cartheuſer (24) hat ein Geſchlecht, welches er Lapides granatulos nennet, unter welchen der Jaspiß ſteht. Hr. Klein (25) aber, welcher überhaupt gern neue Nahmen ſchuf, um ſeinen Endzweck dunkel zu ſchreiben, zu erreichen, nennet das Geſchlecht, darunter bey ihm der Jaspiß ſteht, Matthiolithen.

Was iſt aber die Urſache dieſer Verſchiedenheit im Denken? und kann man es denn nicht zuverläſſig entſcheiden, auf welcher Seite das Recht ſey? Ich muß ſagen, daß man noch mit dem Jaspiß die wenigſten chemiſchen Proben angeſtellt habe, und die wenigſten Schriftſteller haben den

(23) Grundriß des geſammten Mineralreichs, S. 214, §. 406.

(24) Elementa mineralogiæ, S. 28.

(25) Lucubratiuncula prior de lapidibus.

den Grund angegeben, warum ſie dem Jaspiß dieſen oder jenen Platz angewieſen haben. Gewiſſer Maßen iſt auch eine genaue Unterſuchung des Jaspiſſes, wegen der innigſten Vereinigung ſeiner Theilchen, ſehr ſchwer. Brückmann behauptet es, und mit ihm noch Einige, daß dieſer Stein im ſtärkern Feuer fließe, und noch eher als der Hornſtein fließe. Dieſe ſcheinen einigen Grund vor ſich zu haben, daß ſie ihn unter die glasartigen Steine ſetzen; und Hr. v. Juſti kann es auf keine Weiſe entſchuldigen, daß er ihn unter die feuerfeſten Steine ſetzt. Hr. v. Bomare behauptet zwar, daß man es mit ziemlichem Grunde vermuthe, daß er ein völlig reifer Felsſtein ſeyn müſſe, aber er hätte uns ſeinen ziemlich wahrſcheinlichen Grund nicht verſchweigen ſollen. Dieſes, daß man es an ſeinem Bruche und an ſeinen Eigenſchaften, welche die gefärbten und ungefärbten Jaspiden mit einander gemein haben, ſehe, macht den Leſer nach dem Beweiſe noch lüſterner. Dieſes endlich, daß er ſo gar im Porphyr ſtatt des Feldſpathes liege, und daß daraus zu folgen ſcheine, daß der Felsſtein ordentlicher Weiſe die Mutter des Jaspiſſes ſey, beweiſet noch nicht, daß er unter die Felsſteine gehöre, ſo wenig man ihn unter das Geſchlecht der Schmaragde ſetzen kann, weil der Jaspiß bisweilen die Mutter vom Schmaragd iſt. Wir müſſen es der Zukunft überlaſſen, ob ſie durch mehrere Entdeckungen der Wahrheit ein Licht anzünden werde, und wollen uns dieſes Mahl begnügen, ſie darum unter die Kieſelſteine zu ſetzen, weil ſie mit dieſen noch die meiſte Aehnlichkeit haben. Sie ſind glasartig wie die Kieſel, denn ſie laſſen ſich, wie ich weiter unten zeigen werde, in ein wirkliches Glas verwandeln; ſie haben aber, auſſer dem kryſtalliniſchen Fluidum, eine beygemiſchte Thon- oder Sand Erde zum Grunde, welche man bey verſchiedenen chemiſchen Proben ſo gar gefunden hat. Es iſt gleichwohl merkwürdig, daß, da man die Kieſel nur in einzelnen Stücken auf den Feldern und in den Flüſſen findet, der Jaspiß hingegen nicht nur einzeln gefunden wird, ſondern auch, wie ich bereits erwähnt habe, bisweilen große und weitläuftige Gebirge ausmacht.

Der Jaspiß wird in faſt unzähligen Veränderungen gefunden, und dieſes gibt mir Gelegenheit von der Eintheilung dieſer Steine etwas ausführlicher zu han-

handeln. Man könnte bey dieſer Eintheilung auf ſeinen Gehalt und auf ſeine Farbenmiſchung ſehen. Im erſten Sinne ſagt Baumer ([26]): „Der Jaspiß iſt „von ganz verſchiedener Feine und Härte. Die feinen „nehmen eine ſehr ſchöne, die groben eine ſchlechtere „Politur an. Mancher iſt ſo grob, daß er einer geringen Wacke nicht viel unähnlich ſieht, und manche „kommen der Feinheit der Hornſteine und Kryſtalle „ſehr nahe.“ Doch wir wollen unſer Augenmerk lieber auf die Farbenmiſchung richten, weil dieſes der gewöhnlichſte Weg iſt, dem die Naturforſcher gefolgt ſind.

Der Jaspiß iſt entweder einfarbig, oder mehrfarbig. **Einfarbiger Jaspiß**, L. Jaſpis vnicolor, Fr. Jaſpe d'une ſeule couleur, wird derjenige genannt, welcher nur eine einzige Farbe hat. Man hat den Jaspiß, einfarbig betrachtet, von allen möglichen Farben, als: weiß, grau, gelb, roth, blau, grün, braun, ſchwarz.

1. Iſt dieſe Farbe weiß, ſo heißt er weißer Jaspiß, L. Jaſpis vnicolor alba, Fr. Jaſpe blanc. Wenn er ganz weiß iſt, und einem undurchſichtigen Kryſtall gleicht, ſo heißt er **Milchjaspiß**, Jaſpis vnicolor lactea, vermuthlich Galactites ſ. Galaxia *Plin.* Fr. Jaſpe galactite. oder Jaſpe couleur de lait; man findet ihn in Schleſien und im Zweybrückiſchen. Siehe auch **Milchſtein**.

2. **Grauer Jaspiß**, Jaſpis vnicolor ſubalba, Jaſpis vnicolor cana *Waller.* Fr. Jaſpe gris. Dahin gehört a) der eiſengraue oder grünliche, (weil er in das Olivengrün ſpielt,) Jaſpis vnicolor ferrea, Fr. Jaſpe d'un gris de fer, oder Jaſpe verdâtre, den man für den Baſaltes des Plinius hält, und welcher ohne Zweifel mit dem Baſanites einerley iſt. Plinius beſchreibt

(26) Naturgeſchichte des Mineralreichs, Th. 2, S. 159, f.

denſelben als eine Marmorart, eiſengrau, und ſehr hart. Uebrigens iſt der Baſalt, bekannter Maßen, kein Marmor, ſondern eine ſehr harte, ſäulenförmig gewachſene Felsſteinart, deſſen feinere Gattung ſich, wie der Jaspiß, ſchleifen und polieren läſſet. v. Bomare ſagt, der eiſengraue Jaspiß werde bisweilen Schmaragdfluß, L. Mare ſmaragdinum, genennet; allein, er ſey höchſtens nichts weiter, als die Mutter des Schmaragdfluſſes. Wenn aber dieſes iſt, ſo gehört ihm der Nahme eines Jaspiſſes nicht, man mag nun den Schmaragdfluß als einen unechten Quarz, oder als einen gefärbten Spath betrachten. — b) Der weißgraue, L. Corſoides, welcher an Farbe dem grauen Haupthaare gleicht. Beyderley Sorten finden ſich in Schleſien.

3. Gelber Jaspiß, Jaſpis vnicolor flaua, Fr. Jaſpe jaune, heißt, wenn er ganz gelb iſt, Jaſpis cerea *Plinii*. Wenn er wachs- oder honigfarbig iſt, heißt er Melites (von μελι, Mel, das Honig). Gleicht er aber der Farbe des Terpenthins, ſo heißt er beym Plinius Jaſpis terebinthizuſa, und, in ſo fern er dadurch einige Aehnlichkeit mit dem Onyx erhält, Jaſpis onychina.

4. Rother Jaspiß, Jaſpis vnicolor rubescens, Jaſpis phrygia *Plinii*, (weil man ihn vermuthlich aus Phrygien erhielt,) Fr. Jaſpe rouge, iſt entweder dunkelroth, oder purpur-, pfirſichblüth-, roſen-, oder fleiſchfarbig. Der dunkelrothe und blutfarbige iſt beym Boot unter dem Nahmen Lapis ſanguinalis bekannt, und beym Imperati heißt derſelbe Hæmachates, Hæmatojaſpis, Blutjaspiß, Fr. Jaſpe ſanguin, nicht nur ſeiner Blutfarbe, ſondern auch ſeiner vermeintlichen Wirkung wegen, daß er das Blut ſtillen ſoll, wenn er auch nur äuſſerlich am Körper getragen, oder auf ſolchen, eine Zeitlang, geleget wird. Zuweilen gleicht er auch dem Sarder an Farbe. Unter den rothen

then Jaspiſſen gibt es auch eine Art, welche mit dem rothen Porphyr viel Aehnlichkeit hat, und von Vielen mit ihm verwechſelt wird. Siehe Porphyr. Die rothen Jaspißarten ſind die gemeinſten, und enthalten viel Eiſen. Eines zinnoberhaltigen wird weiter unten Erwähnung geſchehen.

5. Blauer Jaspiß, Jaſpis vnicolor cærulea, Fr. Jaſpe bleu, iſt ſchön himmelblau, und ſieht dem Laſurſteine ähnlich, mit dem man ihn nicht verwechſeln muß. Der Jaspiß hat ein reines Blau ohne Miſchung; der Laſurſtein hingegen iſt ein blauer Felsſtein, der mit Kies- und Gold-Körnern vermiſcht iſt.

Jaſpis aërizuſa, wird von Dioscorides ein zum Türkiß gehöriger Edelſtein genannt, welcher undurchſichtig wie der Türkiß, und himmelblau iſt. Plinius nennt ihn Borea; Andere nennen ihn Kupferjaspiß. Wenn dieſer Stein wirklich unter die Türkiſſe gehört, ſo führt er den Nahmen vom Jaspiß mit Unrecht, der ihm vielleicht darum gegeben wurde, weil derjenige, der denſelben zuerſt gefunden hat, ihn für einen blauen Jaspiß hielt. Eigentlich iſt der Türkiß ein Knochen; man hat aber auch wahre Kieſel, die wie ein Türkiß gefärbt ſind; auch einen ſolchen konnte Dioscorides meinen. Hr. Prof. Gmelin (27) nennt ihn den bläulichen Jaspiß, Jaſpis cærulescens, Fr. Jaſpe bleuâtre, und ſagt, daß er viel härter als der Laſurſtein ſey, von dem er ſich eben durch die Härte unterſcheidet. Gemeiniglich iſt er graublau, wie der ſchleſiſche, und der vom Fluſſe Thermodera beym Plinius; ſelten iſt er hoch- dunkel- oder hellblau, (turchino.) wie in Perſien und am kaſpiſchen Meere; und noch ſeltener violett, wie der cappadociſche.

6. Grüner Jaspiß, Jaſpis viridis, Fr. Jaſpe verd, iſt an Farbe entweder dem Schmaragde, oder den

(27) Linnäiſches Naturſyſtem des Mineralreichs, Th. 1, S. 592.

den Oliven, oder anderm Grasgrün, gleich. Er wird oft unrichtig mit dem Malachit verwechſelt; aber er iſt weit härter als dieſer; gibt am Stahl Feuer, welches der Malachit nicht thut, und enthält kein Kupfer, welches doch der Malachit enthält. Ueberdies hat der ganz grüne Jaspiß die Eigenſchaft, wenn er vorher ſtark geglühet worden, im Finſtern zu leuchten. Man nennt ihn daher phosphorescirender Jaspiß, Jaſpis viridis phosphorescens, ſ. pavonius *Aldrov.* Beym Plinius heißt er Mare ſmaragdinum; beym Kentmann, Jaſpis ſmaragdo ſimilis. Die Franzoſen nennen ihn Preome oder Prime d'émeraude. Er nimmt eine ſchöne Politur an; wird in Schleſien, Steyermark, Sachſen ꝛc. und an der kaſpiſchen See gefunden. Siehe auch Malachit-Achat. Hr. Gerhard verſichert, daß die mehreſten Jaspißarten, der grüne alſo nicht allein, phosphoresciren. Sonſt iſt bekannt, daß mehrere Steine, wenn ſie vorher geglühet worden ſind, im Finſtern leuchten; ſ. Leuchtende Steine.

Vom jaspißartigen Nierenſtein, oder Gries-Steinjaspiß, einer Jaspißart, welche grün iſt, und einen trüben, und gleichſam fetten Glanz hat; ſ. unter Nierenſtein.

7. Brauner Jaspiß, Jaſpis vnicolor ſpadicea, Fr. Jaſpe brun, iſt bald röthlich-, bald gelb-, leber-, kaſtanien-, oder kaffebraun. Alle braune Jaspißarten enthalten viel Eiſen.

8. Schwarzer Jaspiß, Jaſpis vnicolor atra, Fr. Jaſpe noir, wird häufig zu Probierſteinen gebraucht; doch muß er alsdann nicht vollkommen poliert werden, weil er ſonſt das Gold und Silber nicht wohl abreibt. Der feine ſchwarze Baſalt, welcher, wie der eiſengraue, zu Probierſteinen genommen wird, kann ebenfalls kaum von dem ſchwarzen Jaspiß unterſchieden werden, wenn er gut geſchliffen und poliert iſt. Einige nennen den vollkommen ſchwarzen Jaspiß, wenn

er

er die Farbe der Steinkohle hat, Thracier Jaspiß, oder Lapis thracius. Er findet ſich ſehr häufig in dem oberſten Kalklager der venetianiſchen Kalkgebirge, in Schleſien, Böheim, Finnland, und bey Näskott in Jemtland. Man glaubt, Theophraſt und Plinius, die ebenfalls von dem Lapide thracio reden, verſtehen darunter den ſchwarzen Jaspiß; aller Wahrſcheinlichkeit nach aber verſtehen die Alten darunter entweder eine Art Steinkohlen, oder den Gagath, welche beyderſeits zum Theil eine gute Politur annehmen. Es iſt dieſes daraus zu ſchließen, weil Plinius ſagt: Calx aqua accenditur & Thracius lapis; nur muß man dieſe Worte ſo auslegen: der Stein aus Thracien brennt, wie der Kalk, wenn er mit Waſſer gelöſchet wird. Der ſchwärzliche, welcher gleichſam wie mit einem Rauche angelaufen, oder wie mit Nebel oder Wolken durchzogen iſt, heißt Capnias; Capnias jaſpidea, Fr. Jaſpe à nubecules.

Hat der Jaspiß mehr als Eine Farbe, ſo wird er **bunter, mehrfarbiger, vielfarbiger, geſprenkelter oder ſprenklicher Jaspiß,** Jaſpis multicolor oder variegata, Jaſpis particulis ſubliliſſimis, ſolida, opaca, variegata *Waller.* Jaſpis ſubtilis eleganter colorata variegata *Carth.* Fr. Jaſpe fleuri, Ital. Diaſpro fiorito, genannt. Dieſe Farben ſind entweder unter einander gemiſcht, daß ſie ſchielen, oder von einander unterſchieden und abgeſondert, daher der Stein fleckig, ſtreifig, ſprenklich und von verſchiedenen Farben erſcheint. Bunten Jaspiß, welcher Flecken wie Augen hat, nennen die Franzoſen Jaſpe Argus; hat der Jaspis anders gefärbte Adern und Striche, ſo wird er Jaſpis venoſa, Fr. Jaſpe veiné, genannt. Da die Farbenmiſchung bey den Jaspiſſen ſo ſehr verſchieden iſt, ſo würde man auch ſehr viel Nahmen nöthig haben, wenn man alle Verſchiedenheiten bemerken wollte. Man hat daher den kürzeſten Weg gewählt, und die

Grund-

Grundfarbe zum Grunde der Benennung gemacht. Iſt der Grund vom Jaspiß weiß, und mit vielen oder wenigen andern Farben, mehrentheils mit Gelb und Schwarz, vermengt, ſo nennt man ihn weißſprenklichten Jaspiß, Jaſpis variegata albeſcens, Fr. Jaſpe fleuri blanc. Es gibt auch weißen Jaspiß, welcher ſo durchſichtig, wie Achat, und mit dunkelrothen Flecken und Streifen gezeichnet iſt; wie auch weißen oder weißgelblichen Jaspiß mit gelben und gelbbraunen Flecken, worin er dem Pantherthiere gleicht, daher er gemeiniglich Pantherſtein, Lapis pantherinus, Jaſpis pantherina, Fr. Jaſpe panthéin, genannt wird. Graugeſprenkelter Jaspiß, Jaſpis variegata gryſea, Fr. Jaſpe fleuri gris, iſt mit rother oder andern Farben vermiſcht. Gelbgeſprenkelter Jaspiß, Jaſpis variegata flava, Fr. Jaſpe fleuri jaune, wird gemeiniglich rothfleckig gefunden, wie in Italien; es gibt auch ſtrohgelben mit braunen Adern. Rothgeſprenkelter Jaspiß, Jaſpis variegata rubra, Fr. Jaſpe fleuri rouge, iſt gemeiniglich mit Grün oder Schwarz ſowohl getüpfelt, als auch gereiſt. Es gibt auch rothen mit Braun oder Gelb gemiſcht, oder mit braunen Adern, oder mit weißen Adern, oder mit bläulichen Flecken. Der rothe Jaspiß mit weißen Strichen und Flecken, wird Schriftjaspiß, Grammatias, Garamantias, Polygrammos, genannt; hat er nur einen Streif oder Querlinie, ſo heißt er Grammatias; hat er mehrere weiße Flecken, Polygrammos. Grüngeſprenkelter Jaspiß, Jaſpis variegata viridis, Fr. Jaſpe fleuri verd, wechſelt mehrentheils mit Roth ab, oder iſt rothbunt. Der grüne Jaspiß mit rothen Tüpfelchen, und blutrothen Flecken oder Adern, oder der grünlich und bläulich geſprenkelte, iſt der orientaliſche Jaspiß, oder ſo genannte Heliotrop, von welchem weiter unten beſonders handeln werde. Es gibt auch grünen Jaspiß mit weißen und rothen Flecken,

z. B. bey Turnau in Böheim; grünen Jaspiß mit weißen oder mit blauen Adern, Praſius leucoclorus *Aldrov.*; grünen Jaspiß mit gelben Flecken oder Augen; graugrünen Jaspiß mit braunen Flecken und Wolken. Ein grüner oder rother Jaspiß, welcher Flecken von Chalcedon in ſich hat, die mehrentheils wie Schnee oder Speichel ausſehen, wird Chalcedonjaspiß, Jaſpis chalcedonica, Jaſpis chalcitica *Plin.* Jaſponyx chalcedonio mixtus *Wall.* Fr. Jaſpe calcédoine, genannt. Jaspiß mit Chalcedon, oder Chalcedon mit Jaspiß vermiſcht, erſcheint häufig genug; und ein ſolcher Stein gehört alsdann unter die Jaspachate, wovon ich weiter unten handeln werde. Wenn aber Jaspiß und Chalcedon über einander, und gleichſam wie Schichten, liegen, ſo iſt dieſe Erſcheinung ſeltener. Braungeſprenkelter Jaspiß, Jaſpis variegata fuſca, Fr. Jaſpe fleuri brun, findet ſich weiß getüpfelt und gefleckt; man hat auch braunen Jaspiß mit grünen oder ſchwarzen Tüpfelchen oder Flecken. Dieſe verſchiedene Jaspißarten ſind der Grund verſchiedener Eintheilungen der Gelehrten, von welchen Hr. Schröter (28) die von Charleton, Gerhard, Scopoli, Bertrand, Wallerius, Vogel, v. Bomare, Cartheuſer, und Gmelin, anführt.

Am ausführlichſten hat Hr. Prof. Gmelin die verſchiedenen Abwechſelungen der Jaspiſſe folgender Geſtalt angegeben. Man hat

1. Grünen Jaspiß.

1) ganz grün. 2) grün mit einem trüben und gleichſam fetten Glanze; Griesſteinjaspiß. 3) grünlich; Jedde. 4) grün mit rothen Tüpfelchen; morgenländiſcher Jaspiß. 5) grün mit blutrothen Flecken. 6) grün mit weiß und rothen Flecken. 7) grün mit weißen oder blauen Adern. 8) grün mit blutrothen Adern. 9) grün mit gelben Flecken; Pantherſtein. 10) graugrün mit braunen Flecken und Wolken.

2. Ro-

(28) Einleit. in die Kenntniß rc. 1 Th. S. 359—361, und lithol. Lex. 3 B. S. 24—29.

2. Rothen Jaspiß.

1) ganz roth; (zuweilen überaus hoch und brennend von Farbe). 2) roth mit weißen Adern. 3) roth und braun gemiſcht. 4) roth mit braunen Adern. 5) roth mit bläulichen Flecken. 6) roth und gelb gemiſcht. 7) roth mit vielen gelben Flecken und Adern.

3. Gelben Jaspiß.

1) ganz gelb. 2) ſtrohgelb mit braunen Adern. 3) gelblich mit rothen Flecken.

4. Braunen Jaspiß.

1) röthlichbraun. α) grobkörnig; Sinopel. β) feinkörnig, oder ſtahlderb. 2) gelbbraun. 3) leberbraun. 4) kaſtanienbraun. 5) kaffebraun. 6) braun mit ſchwarzen Tüpfelchen und Flecken. 7) braun mit Flecken von grünem Jaspiß. 8) braun mit weißen Tüpfelchen und Flecken, braunſprenklicher Jaspiß.

5. Schwarzen Jaspiß.

6. Eiſengrauen Jaspiß.

7. Grünen Jaspiß.

8. Bläulichen Jaspiß.

9. Weißen Jaspiß.

1) ganz weiß; Milchjaspiß. 2) weiß mit gelb und ſchwarz vermiſcht, weißſprenklicher Jaspiß. 3) weiß und beynahe durchſichtig, wie ein Achat, mit größern und kleinern dunkelrothen Flecken von unbeſtimmter Geſtalt und dunkelrothen Streifen oder Bändern, an welchen die Flecken mit einer undurchſichtigen, milchweißen, zuweilen gelben Linie eingefaßt ſind. (antik und ſelten). 4) weiß mit gelben und gelbbraunen Flecken; Pantherſtein.

10. Jaspiß mit Adern, oder auch mit Flecken von Quarz. a) einfacher. b) eiſenſchüſſiger.

11. Jaspiß, welcher mit einer Wolke überzogen iſt; Capnias.

12. Jaspiß mit grauen Flecken oder Adern, vom Onyx oder Achat; Jasponyx, Jaspachat.

13. Jaspiß mit Flecken von Chalcedon, die wie Schnee oder Speichel ausſehen; chalcedoniſcher Jaspiß.

14. Kreutzjaspiß.

Unter allen Jaspißarten hat der dunkelgrüne oder bläuliche Jaspiß mit blutrothen Flecken, welcher ſchlechthin nur der morgenländiſche oder orientaliſche Jaspiß, Jaſpis orientalis, Fr. Jaſpe oriental, auch der Heliotrop, oder Heliotropierſtein, Sonnenwende-

dejaspiß, Sonnenwendeſtein, Heliotropius, Ital. Heliotropio, Fr. Héliotrope, genannt wird, den Vorzug. Der Nahme Heliotrop kommt aus dem Griechiſchen, von ἥλιος, die Sonne, und τρέπω, ich kehre mich, ich wende mich, her, weil er, wie Plinius (29) ſagt, wenn er in ein Faß mit Waſſer geleget, und an die Sonne geſtellet wird, einen blutrothen Schein von ſich gibt. Stella (30) ſetzt noch hinzu, man könne auch auſſer dem Waſſer die Sonne, wie in einem Spiegel, die Finſterniſſe und den untergehenden Mond ſehen. Wir müſſen die Ableitung für wahr annehmen, weil die Alten uns dieſelbe alſo gelehret haben; allein die Probe hält ſie keinesweges. Plinius ſelbſt bezeugt, daß dieſes inſonderheit der äthiopiſche Heliotrop thue; folglich ſieht er es nicht als eine allgemeine Erſcheinung an, und wenn es das nicht iſt, ſo iſt auch der Ableitungsgrund nicht richtig. Hill und Woodward nennen dieſen Stein den Blutſtein, und der lat. Nahme Lapis ſanguinarius iſt ebenfalls gebräuchlich; Ital. Diaſpro ſanguigno. Man hat dabey aber auf die blutrothen Flecken, die er hat, geſehen; man muß ihn aber nicht mit dem eigentlichen Blutſteine (Hæmatites) verwechſeln, deſſen Unterſchied von unſerm Steine ich weiter unten zeigen werde. Boot ſagte, daß man den Heliotrop zu ſeiner Zeit nur ſchlechthin Jaſpis orientalis genannt habe. Hill (31) fällt dieſer Meinung bey, und entſchuldigt ſie ſo gar. „Das Heliotropium, oder der Blutſtein,“ ſagt er: „iſt auch von dieſer Art, und iſt ſehr wenig von „dem orientaliſchen Jaspiß unterſchieden, wenn an=

„ders

(29) *Hiſt. nat.* Lib. 37. cap. 10. Cauſſa nominis, quoniam deiecta in vas aquæ, fulgorem ſolis accendit, ſanguineo repercuſſu.

(30) *Interpretamenti gemmarum* P. 2, c. 7. Eadem extra aquam ſpeculi modo ſolem accipit, deprehenditque eclipſin, ſubeuntem lunam oſtendens.

(31) In den Anmerkungen zum Theophraſt, S. 127, f.

„ders noch ein Unterſchied zwiſchen beyden iſt.“ Er hatte vorher von europäiſchen Jaſpiſſen, welche Flecken und Puncte haben, geredet. Wenn nun der Heliotrop, den er hier beſchreibt, ebenfalls ein europäiſcher Jaſpiß iſt, ſo muß folgen, daß man den Heliotrop in Orient und in Occident finde; wäre aber dieſes, ſo dürfte man ihn hinfort nicht mehr ſchlechthin den orientaliſchen Jaſpiß nennen. So findet man auch in Orient Jaſpiſſe, die kein Heliotrop ſind; daher iſt dieſe Benennung allerdings zu unbeſtimmt. Wenn ihn einige Schriftſteller Lapis cæruleus nennen, ſo ſcheinen ſie den Heliotrop mit dem Laſurſteine zu verwechſeln; denn der Heliotrop iſt nie blau, ſondern allemahl grün. Wallerius beſchreibt ihn ſehr deutlich: Jaſpis variegata obſcure viridis, punctulis intenſe rubris. Im Franz. heißt er: Jaſpe verd à points rouges; Jaſpe à taches rouges, à veines rouges; Jaſpe fleuri verdâtre ou bleuâtre.

Alle Schriftſteller kommen darin überein, daß ſie den Heliotrop einen durchſichtigen Stein, welcher rothe Flecken hat, nennen, im übrigen aber gehen ihre Beſchreibungen auf manche Art von einander ab. Hill nennt ſeine Farbe ein bläuliches Grün mit roth untermengt, wo die Farbe ſehr dunkelroth, die Vermiſchung aber mehr flecken- als aderweiſe iſt. Auf dieſen Umſtand mögen wohl diejenigen geſehen haben, welche unſern Stein Lapis cæruleus nennen; allein, ſie haben dazu keinen Grund. Denn da die grüne Farbe dieſes Steines nur bisweilen in das Bläuliche ſpielt, ſo iſt der Stein darum noch nicht blau zu nennen. Cronſted (32) ſagt von unſerm Steine weiter nichts, als daß er grün ſey, und rothe Puncte habe. Die Verfaſſer des Univerſal-Lexicon (33), und Boot

(32) Verſuch einer neuen Mineralogie, S. 68.

(33) Im 12 Bande, S. 1275.

Boot (34), ſchreiben dieſem Steine nicht nur rothe Puncte zu, ſondern auch Adern, von welchen die Erſtern ſagen, ſie wären quer durchgezogen. Stella ſagt, die Farbe dieſes Steines gleiche dem Porree, doch ſey ſie trübe oder wolkicht (35). Woodward (36) verſichert, daß der Heliotrop ſtatt der rothen weiße oder gelbe Flecken habe, und daß auch bisweilen Achat oder Kryſtall mit ſeiner Maſſe vermiſcht ſey. Das letzte iſt möglich; allein, da die älteſten Schriftſteller keine andere, als rothe, Flecken kennen, ſo iſt ein Stein, wenn er auch gleich grün iſt, wenn er weiße oder gelbe Flecken hat, kein Heliotrop mehr. Die grüne Farbe iſt hier nicht das eigentliche Unterſcheidungszeichen; denn man hat auch einfarbige grüne Jaspiſſe; und der Malachit, welcher ein pappelgrüner Stein iſt, wird von vielen unter die Jaspiſſe gerechnet, wohin auch die meiſten Schriftſteller den Heliotrop zählen. Imperati (37) ſagt von dem Heliotrop, daß er eine Gattung von Jaspiß ſey, eine dunkelgrüne Farbe habe, und eine ſehr ſchöne Politur annehme; an manchen Stellen ſey er durchſichtig, an manchen habe er blutrothe Puncte oder Adern; er habe eben die Härte, die der Praſer hat, doch ſey er etwas weicher als der Chalcedon, und härter als der Achat. Wenn Imperati ſagt, daß der Heliotrop an manchen Stellen durchſichtig ſey, ſo verſteht er dieſes von einer mehrern Durchſichtigkeit, wie man von den Achaten ſagt, daß ſie halb durchſichtig ſeyn; allein Boot ſagt, daß der orientaliſche Jaspiß alsdann Heliotrop genennet würde, wenn er halb durchſichtig wäre.

(34) *Hiſt. gemmar. & lapid.* Lib. 2, c. 104.

(35) Am ang. O. Heliotropium porracei coloris eſt, ſed nubilo & repreſſo.

(36) Phyſikaliſche Erdbeſchreibung, S. 688.

(37) *Hiſt. natur.* Lib. 23, Cap. 10. 11.

Es erhellet hieraus, daß die Nachrichten von dem Heliotrop ziemlich widerſprechend ſind; die mehreſten Schriftſteller kommen doch in folgenden Stücken überein: 1. daß der Heliotrop unter den Jaſpiß gehöre, und alſo muß er undurchſichtig ſeyn; 2. daß er grün ſey, doch ſo, daß die grüne Farbe mancherley Veränderungen leidet; 3. daß er blutrothe Flecken habe, wodurch er ſich aber als eine beſondere Gattung unter den Jaſpiſſen, oder, wenn man lieber will, unter den jaſpißartigen Steinen unterſcheidet.

Verſchiedene Benennungen, welche ich vorher angeführt habe, und verſchiedene Umſtände, welche dieſem Steine zukommen, verurſachen, daß man ihn leicht mit andern Steinarten, von welchen er unterſchieden werden muß, verwechſeln könnte. Man hat ihn nähmlich zu unterſcheiden: 1. **Von dem eigentlichen Blutſteine,** Hæmatites. Dieſe Blutſteine gehören eigentlich unter die Eiſenerze, ſind ſchmutzigroth, und haben ihren Nahmen daher erhalten, weil man ihnen die Kraft zuſchrieb, daß ſie ein ſicheres blutſtillendes Mittel wären (ſ. Th. X. S. 555). Der Heliotrop iſt niemahls ganz roth, ſondern hat nur einzelne, bald mehrere, bald wenigere rothe Flecken. 2. **Von dem eigentlichen Jaſpiß.** Ich gebe denjenigen Beyfall, welche den Heliotrop als eine Gattung vom Jaſpiß anſehen, folglich darf man zwiſchen dieſem Steine und zwiſchen dem Jaſpiß keinen weſentlichen Unterſchied ſuchen, ſondern bloß einen ſolchen, der in zufälligen Dingen beſteht. Man hat einen einfarbigen grünen, auch einen einfarbigen rothen Jaſpiß, unſer Stein aber iſt grün und roth zugleich. Boot behauptet zwar, daß die erfahrnen Edelſteinkenner ihn an ſeiner Halbdurchſichtigkeit von dem Jaſpiß unterſcheiden; allein, er kann dieſe entweder nicht haben, oder, wenn er ſie hat, ſo kann er nicht unter die Jaſpiſſe gehören. So viel ſcheint gewiß zu ſeyn, daß der Heliotrop

trop an Härte alle Jaspiſſe übertrifft, welches aus der ungemeinen Politur, die er annimmt, zu ſchließen iſt; und in ſo fern haben verſchiedene Schriftſteller nicht Unrecht, wenn ſie unſern Stein den vorzüglichſten Jaspiß nennen. 3. **Von dem Malachit.** Diejenigen, welche den Malachit unter die Kupfererze bringen, ſind der Mühe, Unterſcheidungszeichen zwiſchen ihm und dem Heliotrop zu ſuchen, überhoben. Diejenigen aber, welche ihm unter den Steinen ſeine Stelle anweiſen, unterſcheiden ihn von dem Heliotrop durch den Mangel der rothen Puncte, durch die pappelgrüne Farbe, und durch die mindere Härte, welche verurſachet, daß der Malachit die Schönheit der Politur, welche man bey dem Heliotrop findet, nicht annimmt. 4. **Von dem St. Stephansſteine.** Alle Steine mit rothen Puncten pflegen die Lithologen St. Stephans-Steine zu nennen. Wenn man alſo einen Jaspiß fände, deſſen Grundfarbe nicht grün wäre, und der auf ſeiner Grundfarbe rothe Tüpfel hätte, ſo wäre dieſes ein Stephansſtein; wäre der Boden grün, ſo wäre es ein Heliotrop. Die grüne Farbe iſt es alſo, welche beyde unterſcheiden würde. Die eigentlichen Stephansſteine ſind entweder Achate, oder Kalkſteine; von beyden iſt der Heliotrop leicht zu unterſcheiden. Vom Achat unterſcheidet ſich der Heliotrop durch ſeine gänzliche Undurchſichtigkeit; vermuthlich haben alſo diejenigen Schriftſteller, welche von einem halbdurchſichtigen Heliotrop reden, einen Stephansſtein in der Hand gehabt, und folglich einen Achat mit dem Heliotrop verwechſelt. Von demjenigen Stephansſteine, der ein Kalkſtein iſt, iſt der Heliotrop gar leicht zu unterſcheiden, nähmlich theils durch das Scheidewaſſer, mit welchem der Kalkſtein brauſet, der Heliotrop aber nicht; theils durch das feinere Korn und die größere Härte, welche der Heliotrop hat, und welche man, wenn der Stein unbearbeitet iſt, leicht durch den Au-

genſchein unterſcheiden kann; iſt aber der Stein poliert, ſo bekommt ein Kalkſtein, und wenn es ein Marmor wäre, nie die Schönheit der Politur, welche der Jaspiß überhaupt, und der Heliotrop inſonderheit, annimmt.

Wenn wir den Heliotrop unter die Jaspiſſe rechnen, oder wenigſtens eingeſtehen, daß derſelbe mit dem Jaspiß unter ein Geſchlecht der Steine, welches wir Kieſel nennen, gehöre, ſo muß der Heliotrop auf eben die Art, wie ich weiter unten von dem Jaspiß zeigen werde, entſtehen. Viele Schriftſteller gedenken des Heliotrops gar nicht, und haben ihn alſo unſtreitig unter die Jaspiſſe verſtecket. Dergleichen vermuthet Imperati von dem Dioscorides, welcher von dem Jaspiß ſagt, daß er bisweilen dem Schmaragd, bisweilen dem Kryſtall u. ſ. w. gleiche; er ſpricht, die Alten haben unter dem Nahmen des Jaspiſſes mehrere Steine, als: den Heliotrop, den Chalcedon u. ſ. f. begriffen, quae fährt er fort, licet diuerſorum, ſint colorum, eiusdem tamen ſunt generationis & conſtitutionis. Dem aber widerſpricht es nicht, daß der Heliotrop eine weit größere Härte, als der Jaspiß, hat, da ſelbſt unter den Jaspiſſen eine ſehr verſchiedene Härte gefunden wird. Es folgt gar nicht daraus, daß der Heliotrop aus andern Beſtandtheilen, als der Jaspiß, beſtehe; es folgt nur daraus, daß die Beſtandtheile bey dem Heliotrop viel genauer zuſammen hängen, als bey dem Jaspiß. Und dazu können verſchiedene Urſachen Gelegenheit gegeben haben. Die Theilchen können, ihrer Natur nach, feiner ſeyn, daher nothwendig ein ſtärkerer Grad des Zuſammenhängens entſtehen muß; ja bey einerley Beſchaffenheit der Beſtandtheile kann eine genauere Verbindung der Theile Statt haben, wenn ſich keine fremde Theile dazu gemiſcht haben.

Ehe:

Ehedem brachte man den Heliotrop bloß aus den Morgenländern, und deswegen wurde er, gedachter Maßen, auch nur ſchlechthin der morgenländiſche Jaspiß genennet. Plinius ſchreibt, daß er in Aethiopien, Afrika und Cypern gefunden werde; Boot thut noch Indien hinzu; und Brückmann nennet uns noch Abyſſinien und Böheim, als Oerter, wo ſich Heliotrop findet. Man trifft ihn auch in den gobiſchen Wüſten, in der Mungaley, an.

Was die Größe des Heliotropes betrifft, ſo ſieht man ihn in den Cabineten nicht allzu häufig. Dieſes ſcheint zu beweiſen, daß die Erzählung des Boot (38) ziemlich unwahrſcheinlich ſey, daß es nähmlich unter den Heliotropen oft ſo große Stücke gebe, daß man daraus Leichenſteine machen könne. Von dem Werthe deſſelben ſagt Boot, daß er den Werth des gemeinen Jaspiſſes nicht weit übertreffe. Nach ſeiner Verſicherung kann man einen aus dieſem Steine verfertigten Becher für 200 Thaler kaufen, und die kleinern koſten ſelten noch einmahl ſo viel, als was das Graben auf ſolche Steine koſtet. Die Alten haben wohl ſehr wenig auf den Heliotrop gegraben; indeſſen wird er doch noch zu mancherley Dingen gebraucht, da er ſich gut bearbeiten läſſet. Man legt ihn, inſonderheit in kleinen Stücken, in die Cabinete, und ihr Werth iſt nicht eben der geringſte, doch wird der orientaliſche dem occidentaliſchen allemahl vorgezogen, welchen Vorzug er, ſeiner mehrern Härte und Schönheit wegen, verdient.

Was Plinius, Stella, Boot, und die Verfaſſer des Univerſal-Lexicon, von ſeinem verſchiedenen Nutzen in der Medicin ſagen, verdient nicht, hier angeführt zu werden. Daß man ihm die Kraft, dem Gifte zu widerſtehen, zuſchreibt, iſt wohl die Urſache, daß man

(38) Am ang. O. cap. 105.

man auf dieſen Stein bisweilen einen Scorpion eingegraben findet (39), wenn er nicht gar auf dieſe Art zubereitet und bey ſich getragen, wider den Stich der Scorpionen gut ſeyn ſoll.

Bey den mehrfarbigen Jaſpiſſen iſt bisweilen eine ſonderbare Abwechſelung der Farben; und daher iſt leicht zu glauben, daß zufälliger Weiſe darin allerley Figuren vorkommen, wenn ſie gehörig bearbeitet und poliert werden. Unſere Vorfahren machten daraus viel Weſens, und einer großen Anzahl ſolcher Steine, bey deren Bildern und Vorſtellungen die Einbildungs-Kraft oft das beſte thun muß, iſt ſo gar die Ehre wiederfahren, daß ſie in Abbildungen vorgeſtellet worden ſind. Um nur etwas davon zu ſagen, (denn in unſern Tagen iſt der Werth der Bildſteine gar ſehr gefallen,) will ich dasjenige, was Kundmann (40) hat, anführen. Er verwahrte einen vielfarbigen Jaſpiß, auf welchem eine gelbe Binde oben und unten ſchwarz eingefaßt lag; roſenfarbige Jaſpiſſe mit weißen Binden und Linien, die ein Stück von einem Baſtion vorſtellen; grünliche Jaſpiſſe mit einem ſchwarzen Kreutze; einen weißlichen Jaſpiß mit einem rothen Zirkel in der Mitte; röthliche und weiße Jaſpiſſe mit braunrothen Streifen und weißen Linien, welche wie Feſtungen gebildet ſind; einen weißen Jaſpiß, worauf eine nach der Länge hin gelegene Stadt von rother Farbe in gelblichem Grunde, und vorn mit einer Citadelle verſehen, auf der einen Seite aber von einem Strohme umfloſſen, zu ſehen iſt; ein faſt von allen Farben gebildeter großer Jaſpiß, welcher eine Stadt mit vielen Feſtungswerken darſtellt. Dergleichen Bilder könnte ich

(39) Beyſpiele davon kommen in dem Muſeo Gravelrano, S. 44, vor.

(40) Rariora naturæ & artis, S. 207, fgg. vergl. mit Tab. XI, Fig. 26, 30, 31, 45, 57 — 60, und 64.

ich aus andern Schriftſtellern noch viele mittheilen, wenn ich nicht allzu weitläuftig zu werden befürchten müßte. Allein, eines Jaspiſſes muß ich noch gedenken, welcher nur erſt in den neuern Zeiten entdeckt, oder wenigſtens bekannter geworden iſt, und den Nahmen Bandſtein, oder Bänderjaspiß, Jaſpis faſciatus, oder faſciis diſtinctus, Jaſpis variegata faſciata *Waller*. Silex polyzonias rupeſtris, ſtratis diverſicoloribus *Linn*. Fr. Jaſpe ſtrié, Jaſpe à zones, führt. Einige nennen ihn Genantſtein, von einem Orte dieſes Nahmens in Sachſen, wo er gefunden wird. In Schweden nennt man ihn Dannemorakieſel. Es iſt eine Jaspißart, welche aus lauter in der Farbe abwechſelnden, aber ſehr genau mit einander verbundenen Lagen und Schichten beſtehen. Man hat ihm dieſen Nahmen beygelegt, weil er auf ſeiner Oberfläche verſchieden gefärbte, aber in geraden Linien fortlaufende Streifen hat, welche bald dicker, bald dünner ſind, dem polierten Steine aber das Anſehen eines buntgeſtreiften Bandes geben. Man findet dieſen Bänderjaspiß an verſchiedenen Orten. Eine Art deſſelben trifft man, wie Hr. geh. R. Reinhard (41) meldet, im Baden-Durlachiſchen, wie auch bey Wolfliz in Oberſachſen, an. Derjenige aber, welcher dieſen Nahmen eigentlich führt, oder wenigſtens, der zuerſt als ein Bänderjaſpiß entdeckt worden iſt, wird in Sachſen bey Freyberg, zu Altenberg, und bey Gießhübel in einem eigenen Flöze gefunden, und nimmt eine überaus ſchöne Politur an. Man findet ihn bald ſchmaragdgrün mit weißen Querlinien; bald roth mit weißen Zügen; bald grün mit violetten Bändern, bey Genantſtein; bald roth mit ſchwarzen Bändern, bey Goldberg in Schleſien; bald gelblich mit grauen Bändern, bey Töpliz; bald mit weißen und ſchwarzen

(41) S. Deſſen vermiſchte Schriften, n. 37.

Streifen, in Sachſen bey Altenberg und Gießhübel, und in Schweden bey Dannemora. Der freybergiſche hat auf weißem Grunde, rothe und grüne Streifen. Die Bandjaspiſſe ſind jetzt, da man ſie an mehrern Orten findet, eben keine Seltenheit mehr; man hat ſich aber wohl vorzuſehen, daß man die wahren Band-Jaspiſſe nicht mit bandartigen Wacken verwechſele. Die Entſtehungsart des Bandſteines war dieſe, daß verſchiedene Lagen, deren jede eine eigene Farbe hatte, ſich auf einander ſetzten, und ſolcher Geſtalt durch die Congelation mit einander ſehr genau verbunden wurden.

Zu den beſondern Jaspißarten, gehören auch der antike Serpentinſtein, der Asbeſtjaspiß, der Korallen-Jaspiß, und der dendritiſche Jaspiß.

Der antike Serpentinſtein, von den Italiänern Serpentino antico, und Verde antico, Fr. Pierre ſerpentine antique, Verd antique, Holl. antique Serpentyn-Steen, genannt, hat in eben der Rückſicht, wie der wahre Serpentinſtein, den Nahmen bekommen, weil unter ſeiner Farbe und der Farbe einer Schlangenhaut eine Aehnlichkeit seyn ſoll. Er iſt, nach Hrn. Brückmann (42), eine ſehr harte Jaspißart, deſſen Grundfarbe bald dunkel-, bald hellgrün, jedoch niemahls ſchön und lebhaft iſt. Auf ſeinem Grunde ſieht man hellgrüne, gelbliche und weißliche, größten Theils längliche, vierſeitige und würfelichte Flecken, welche unordentlich durch einander liegen, ſich zum öftern durchſchneiden, und daher zuweilen ordentliche Kreutze vorſtellen. Die Flecken in dieſer Steinart ſind ebenfalls ſo hart, daß ſie am Stahle Feuer geben, und werden gar richtig von Hrn. v. Cronſted für feldſpathartig gehalten.

Ueber das Geſchlecht, dahin man dieſen Stein zu ſetzen hat, ſind die Lithologen nicht ganz einig. Hr. Brück-mann

(42) Abh. von den Edelſteinen, S. 269, der neuern Ausgabe.

mann erklärt ſich, erwähnter Maßen, und zwar mit Recht, für den Jaſpiß. Hr. v. Cronſted gedenkt ſeiner zwey Mahl, aber auch als zwey beſonderer Steine. Den erſten, den er ſchlechthin Serpentino antico nennt, hat er unter den zuſammengeſetzten Felsſteinen als eine Gattung des Ophiten angeſehen, und beſchreibt ihn als einen weißen Stein mit runden ſchwarzen Drüſen. Der zweyte, welcher bey ihm Serpentino verde antico heißt, und eigentlich der Stein, von dem ich hier ſpreche, iſt, ſteht bey ihm unter dem Porphyr, und wird als ein grüner Porphyr mit hellgrünem Feldſpathe beſchrieben. Hr. Vogel (43) ſieht ihn für einen kieſelichten Stein an, und nähert ſich alſo der Meinung des Hrn. Brückmann; denn der Jaſpiß iſt ein edler Kieſel. Eben das behauptet Pott (44), ob er ihn gleich inſonderheit unter die grünen Saxa bringt, und ihn ſolcher Geſtalt von den Kieſelſteinen ausdrücklich unterſcheidet.

Brückmann und Pott behaupten, daß der Serpentino antico der Ophit der Alten ſey, ob man gleich in den Schriften der Alten keine entſcheidende Nachricht darüber findet. Indeſſen ſind doch alle diejenige Stücke, die man aus Italien zu uns bringt, und für antiken Serpentinſtein ausgibt, nach Hrn. Diac. Schröter's Urtheile, nicht ſowohl ein Serpentinſtein, als vielmehr ein jaſpißartiger Stein, wie unſer Serpentino antico iſt.

Ob der Serpentino antico, und der Serpentino verde antico, zwey verſchiedene Steinarten ſeyn, iſt noch nicht gehörig entſchieden. Brückmann nimmt beyde Nahmen für gleichgeltend an, Cronſted aber trennt ſie; und wenn ſein Serpentino antico weiß iſt, ſchwarze Flecken und kalkartige Theile hat, ſo gehört er freylich nicht hieher, aber es gebührt ihm auch der Nahme eines antiken Serpentin-Steines nicht.

Man nimmt durchgehends an, daß der Serpentino antico ehemahls aus Aegypten, Arabien und Griechenland, nach Rom gebracht worden ſey. Man verfertigte daraus Säulen und andere Zierrathen; und zu unſern Zeiten werden Doſen und andere Stücke dar-

(43) Practiſches Mineralſyſtem, S. 103, f.

(44) Erſte Fortſetz. der Lithogeognoſie, S. 50.

daraus gearbeitet, wiewohl derſelbe niemahls eine vollkommen glänzende Politur annimmt.

Hr. v. Juſti (45) hat in der Grafſchaft Mannsfeld einen Jaspiß entdeckt, welchen er Asbeſtjaspiß nennt, weil er Asbeſtflecken in ſich hat. Er iſt von Farbe dunkel- und faſt blutroth, allenthalben mit einem blaſſen Grün vermiſcht, und es kommen bisweilen auch weiße Flecken darin vor. Die grünen Flecken machen nicht ſelten einen langen Streif, über 1 Zoll breit, in der Länge des ganzen Steines aus, bisweilen ſind ſie nicht größer als eine Linſe, allemahl aber ſind dieſe grüne Streife oder Flecken Asbeſt, welcher hindert, daß der Jaspiß keine gute Politur annimmt; er kann aber dem ungeachtet zu mechaniſchem Gebrauche dienen, und würde, ſeines guten Anſehens wegen, viele Liebhaber finden. Hr. Brückmann gedenkt noch einer andern Art von Asbeſtjaspiß, deſſen Grund dunkelgrün iſt, die Asbeſtſtreife aber gelbgrünlich ausſehen. Hr. Paſt. Meinecke (46) hat in der Gegend um Oberwiederſtedt, in der Grafſchaft Mannsfeld, ebenfalls einen Asbeſtjaspiß, welcher aber von demjenigen, den Juſti beſchreibt, in etwas unterſchieden iſt, entdeckt. Nach dem Berichte des Hrn. M. iſt es ein grüner, faſeriger, unreifer Asbeſtſtein, welcher hin und wieder mit rothen und braunen Jaspißflecken durchſprengt iſt. Er findet ſich auf Feldern und Angern einzeln unter andern Kieſelarten, auch unter der Dammerde und dem darauf folgenden Lehm, in der daſelbſt befindlichen, mit Erde und Sand vermiſchten, Lage größerer und kleiner Kieſel, welche ungefähr 2 F., mehr oder weniger, mächtig iſt. Eigentlich beſtehen dieſe Kieſel aus weißlichem und bräunlichem Quarz,

(45) Neue Wahrheiten, 7 St. S. 93, und chymiſche Schriften, 2 B. S. 360.

(46) Brückmann von Edelſteinen, erſte Fortſetz. S. 203, f. Naturforſcher, 3 St. S. 138, f.

Quarz, rothen, gelblichen und braunen Jaſpiß, und aus grünen, braunen und gelblichen Asbeſtflecken und Streifen. Sie ſind ſämmtlich eiſenſchüſſig; und ob ſie gleich nicht an allen Stellen durch das Schleifen eine vollkommene Glätte und einen Glanz annehmen, ſo bekommen doch einige Stücke, wegen Miſchung der Farben, ein angenehmes Anſehen; beſonders verurſachet der Asbeſt einen Schimmer, wie die Katzenaugen. Am beſten nehmen ſie ſich aus, wenn ſie geründet oder ſchildförmig geſchliffen werden. In etlichen dieſer Kieſel iſt der Jaſpiß noch ſo weich und thonartig, daß er am Stahl kein Feuer gibt. In etlichen hat ſich das Strahlichte des Asbeſtes gar verloren, und die grüne Farbe iſt in eine gelbe übergegangen.

Diejenige Jaſpißart, welche auf ihrer Oberfläche lauter kleine neben einander ſtehende Buckeln, wie kleine Erbſen, hat, nennt man Korallenjaspiß, Jaſpis corallina, Corallioiaspis, Fr. Coralline, Holl. Corallyne. Man findet dieſe Jaſpißart bey Freyberg in einem beſondern Flötze, welches Henkel (47) ſehr genau beſchrieben hat. Da dieſer Jaſpiß überaus ſelten iſt, ſo iſt dieſes wohl die Urſache, warum man in den Schriften der Mineralogen und Lithologen ſo wenig Nachricht von ihm findet. Er wird, wie Vogel (48) anmerkt, auch Korallenſtein genannt. In dem Muſeo Oudaaniano, S. 137, kommt ein Beyſpiel davon unter dem Nahmen Corallynen vor. Die Benennung Korallenjaspiß iſt vielleicht daher entſtanden, weil man die weißen Buckeln für verſteinte Korallen angeſehen, oder, weil man geglaubt hat, daß dieſer Jaſpiß eine Aehnlichkeit mit manchen verſteinten oder natürlichen Korallen habe.

Wenn

(47) Kieshiſtorie, S. 323, f.

(48) Pract. Mineralſyſtem, S. 127.

Wenn der Jaspiß mit dendritiſchen Figuren, als: Bäumen, Sträuchen, Wäldern ꝛc. bezeichnet iſt, wird er dendritiſcher Jaspiß, Jaſpis dendritica, Dendrojaſpis, Fr. Jaſpe arboriſée, Holl. gearboriſeerde Jaſpis genannt. Er gehört folglich unter die mehrfarbigen Jaspiſſe, obgleich ſeine Grundfarbe allemahl einfarbig iſt. So wird z. B. im Leerſiſchen Catalogus, S. 188, ein grauer dendritiſcher Jaspiß, Jaſpe rare arboriſée de gris, angeführt. Es bedarf keines Beweiſes, daß ſolche baumähnliche Figuren auf dem Jaspiß eben das ſeyn, was dergleichen Figuren auf allen Dendriten ſind, nähmlich zufällige Bildungen. Wenn Einige auf dem Jaspiß Kräuter geſehen haben wollen, ſo ſind es vermuthlich nur zufällige dendritiſche Figuren geweſen, welche ſie für wirkliche Kräuter gehalten haben. Uebrigens iſt der dendritiſche Jaspiß ſehr ſelten. In dem Leerſiſchen Verzeichniſſe kommen nur zwey Beyſpiele vor. In dem herzogl. Cabinet zu Weimar findet ſich, wie Hr. Schröter meldet, ein jaspißartiger Stein mit ſchwarzen eiſenhaltigen, dendritiſchen Figuren.

Ueber die Entſtehung des Jaspiſſes, ſind die meiſten Naturforſcher darin einig, daß er aus Thon entſtanden ſey. Walch (49) erklärt deſſen Entſtehung folgender Maßen: „Der Jaspiß entſteht aus einer Congelation, wenn nähmlich das Waſſer mit zarten, fremden, thonigen Erdtheilchen dermaßen geſchwängert iſt, daß es nicht bloß trübe, ſondern gar dick wird, und folglich ſeine Durchſichtigkeit gänzlich verliert, der Thon aber ein gemeiner Thon iſt.“ Baumer (50) nimmt Thon und Eiſen an. „In dem „Bruche,“ ſagt er: „gleicht er einem dürren Thone, „und

(49) Syſtemat. Steinreich, 2 Th. S. 67.

(50) Naturgeſch. des Mineralr. Th. 1, S. 255, f.

„und ſcheint auch denſelben, nebſt dem Eiſen, zum „Grundſtoff zu haben; wegen des letztern ſchmelzt er „auch leicht im Feuer.“ Schon vor ihm kam Hr. v. Cronſted (51) auf dieſe Vermuthung. Er ſagt: „Wenn man einen Jaspiß mit friſchem Bruche, und „gefärbten Bolus gegen einander hält, ſo kann man „ſie, ohne ihre Härte geprüft zu haben, gar nicht von „einander unterſcheiden. In Dalekarlien, im Kirch„ſpiele Orſa, findet man druſenweiſe in dem Sand„Steine, der zu Schleifſteinen gehauen wird, einen „rothen Bolus. Einige Meilen weiter in den Serna„Felſen erhält man in einem weit härtern Sandſteine „einen rothen Jaspiß von ſelbiger Farbe und einerley „Anſehen. An andern Orten findet ſich der Jaspiß „mit ſolchen fetten Theilen, wie der cölniſche Thon, „die Röthelkreide, und andere Thonarten, zu haben „pflegen. Bisweilen erhält man Jaspiß, welcher „Waſſer ſauget. Sollte man alſo wohl muthmaßen „dürfen, daß der Jaspiß ein verſteinerter Bolus, ein „verſteinerter Röthelſtein, oder Terre verte ſey? daß „er, ſo wie dieſe, Thon und Eiſen zum Grundſtoff „habe, (ob gleich die Härte hindert, daß man ſelbige „nicht leicht heraus bringen kann, wie es denn ſchwer „iſt, ein Eiſenglas zu reduciren,) ferner, daß dieſer „Bolus oder Thon, mit einigen andern Theilen, z. E. „mit dem Kalke, in eine Maſſe, die nach einer vor„hergehenden Auflöſung, durch ein gewiſſes Scheid„ungsmittel, das wir nicht beſtimmen können, einge„drungen, Kieſel hatte werden ſollen; endlich, daß „der überflüſſige Bolus davon abgeſondert worden, „und ſich an die Oberfläche oder die Stellen, wo er „ſich abgeſondert hat, angeſetzt habe“? Baumgärtner (52) meldet, daß man darum, weil der Jaspiß ſchon

(51) Verſuch einer neuen Mineral. S. 69.

(52) In einer Anmerk. zu ſeinem überſetzten Theophraſt, S. 133.

ſchon anfängt körnicht zu werden, behaupten wolle, daß er aus einer märgelhaften Erde ſeinen Urſprung haben müſſe. Man könnte dieſes einräumen, wenn man dabey einen thonigen Märgel annimmt. Linné (53) entſcheidet hier gar nichts; wenn er aber gleichwohl ſagt: Hic argillam margam induratam perfecte refert, ſo kann man leicht merken, zu welcher Seite er ſich lenkt.

Die Entſtehung der ſo verſchiedenen Farben der Jaspiſſe, und ihrer mannigfaltigen Veränderungen, iſt nicht ſchwer zu erklären. Man nehme nur an, daß der Thon, woraus der Jaspiß entſtand, oder das Waſſer, mit welchen dieſer Thon ſich vereinigte, oder beydes, gefärbt waren, ſo wird man den Umſtand begreifen können. Alle Farben der Steine entſtehen aus mineraliſchen oder martialiſchen Dünſten. War die Maſſe, woraus der Jaspiß entſtand, von einerley Farbe geſättigt, ſo entſtand daraus einfarbiger Jaspiß, welcher, nach Beſchaffenheit der urſprünglichen Farbe, weiß, grün, roth, braun 2c. ſeyn kann. Bey den mehrfarbigen Jaspiſſen muß man ſich die Sache alſo vorſtellen. Der weiche Thon war bereits gefärbt, und der machte bey dem Jaspiß, welcher daraus entſtand, die Grundfarbe aus; auf dieſen Thon fiel ein gefärbtes Waſſer entweder tropfenweiſe, oder nicht. Im erſten Falle entſtand der gefleckte Jaspiß; im andern Falle wurde dieſes Waſſer mit dem Thone in unordentlichen Lagen hin und her gemiſchet, oder es konnte ſich mit dem Thone in ordentlichen Strichen und Gängen vereinigen. Im erſten Falle entſtanden allerley bunte Figuren, die ſich durch das Anſchleifen am erſten offenbaren; im andern Falle aber entweder runde Zirkel, oder gerade Streifen, und auf dieſe Art iſt der eigentlich ſo genannte Bänder-

(53) Syſt. naturæ, S. 71.

derjaſpiß entſtanden. Einige leiten den Urſprung der Farben der Jaſpiſſe vom Eiſen her. Nun kann zwar das Eiſen einige Farben in dieſem Steine erzeugen; allein, die Farben der Jaſpiſſe ſind allzu ſehr verſchieden, als daß ſie von einerley Metall herrühren könnten.

Bey dieſer Gelegenheit iſt die Frage zu unterſuchen: ob der Jaſpiß verwittern könne? und ob ſeine Farbe, wenn wir die künſtlichen Mittel ausnehmen, unbezwinglich ſey? Man ſollte glauben, daß die große Härte, welche dem Jaſpiß eigen iſt, keines von beyden zulaſſen werde; allein, verſchiedene Schriftſteller verſichern das Gegentheil. Hr. Brückmann widerſpricht dem Wallerius, welcher die Verwitterung der Jaſpiſſe an der Luft und unter freyem Himmel läugnete. „Allein," ſagt er: „dieſes iſt wider die Erfahrung; denn man findet, daß „der Jaſpiß, vornehmlich der grüne und rothe, in „freyer Luft von der Witterung nicht nur aus einander falle, ſondern auch ſeine Farbe verliere. Dieſes „geſchieht am erſten, wenn er auf einem vitrioliſchen „Boden liegt, oder ſelbſt eiſenhaltig iſt." Baumer widerſpricht hierin Hrn. Brückmann, welcher dem eigentlichen Jaſpiß die Verwitterung gänzlich abſpricht, und es nur von gröbern Felsſteinen einräumet. Man hat Grund zu glauben, daß Baumer hier die mehreſte Wahrheit auf ſeiner Seite habe; denn, wenn ein Jaſpiß rein, oder wenn es ein eigentlicher Jaſpiß iſt, ſo ſind deſſen Beſtandtheile viel zu zuſammenhängend, als daß man eine Verwitterung annehmen dürfe; iſt er aber eiſenhaltig, oder mit fremden Theilen vermiſcht, ſo können vielleicht dieſe fremdartige Theile verwittern, die dem Jaſpiß eine andere Geſtalt geben, wenn auch gleich die Verwitterung keins von den Jaſpißtheilchen

getroffen hat. Schütte (54) bezeugt dieſes in Abſicht auf die Farbe, daß ſie nähmlich einiger Verwitterung fähig ſey. Die blutrothe Farbe wird, nach ſeiner Anzeige, durch die Sonnenſtrahlen, und durch die Gewalt der Luft, röthlich, gelb, oder milchfarbig. Er führt zugleich ein Beyſpiel aus Becher's Phyſica ſubterr. L. 1, Sect. 3, C. 4, an, welcher durch das chemiſche Feuer die blutrothe Farbe des Jaspiſſes in Milch-Farbe veränderte. Ob man aber von der Gewalt eines chemiſchen Feuers auf eine natürliche Verwitterung oder Ausbleichung der Farbe ſchließen dürfe, daran iſt faſt zu zweifeln.

Im Feuer verhält ſich der Jaspiß verſchiedentlich. Im Glühefeuer bleiben die Jaspißarten, ſowohl der Farbe als auch größten Theils der Härte nach, unverändert, ohne daß ſie zerſpringen, oder Riſſe bekommen. Bringt man ihn aber in ein ſtarkes Schmelz-Feuer, ſo zeigt ſich bey einigen Arten ebenfalls eine Veränderung; andere ſchmelzen zu einem, gemeiniglich ſchwarzen, Glaſe, welches von den dabey befindlichen Eiſentheilchen herrührt, indem die davon befreyte glasartige Erde der Schmelzung gänzlich widerſteht. Wenn, nach des Hr. geh. O. B. R. Gerhard (55) Anzeige, der Jaspiß mit 3 Theilen eines feuerbeſtändigen, beſonders mineraliſchen, Laugenſalzes geſchmolzen wird, ſo erhält man einen wirklichen Kieſelſtein-Saft, in dem Filtrum aber bleiben allezeit Eiſentheile und zuweilen etwas Thonerde, übrig, welches aber bey Stücken, die an einem Orte gebrochen, ſich abändert, ſo, daß dieſe letztere Beymiſchung in einigen vorhanden iſt, in andern aber fehlt, und woraus deren Zufälligkeit erhellet. Wenn die glasartige Erde aus dem

(54) Oryctogr. Jenenſ. Cap. 5, §. 14, S. 89, der Ausgabe des Hrn. D. Merkel.

(55) Beytr. zur Chymie, Th. 1, S. 150.

dem Jaſpiß rein geſchieden, und mit Laugenſalz eingeſchmolzen wird, gibt ſie ein vollkommenes Glas.

Hr. v. Cronſted hat angemerkt, daß einige Jaſpißarten Waſſer einſaugen. Nach Hrn. Bruckmann's Erfahrungen thun dieſes nur diejenigen, welche noch nicht gänzlich verhärtet ſind, welche vielen Thon, und, nach deſſen Verhältniß, wenig Kieſelerde enthalten. Es finden ſich dergleichen Jaſpißarten auf Island und den Inſeln Färöer, in Norwegen.

Verſteinerungen in Jaspiß verwandelt, oder wo die Mutter Jaspiß iſt, ſind eine große Seltenheit, ſo, daß man noch vor einigen Jahren ihre Exiſtenz, und gar ihre Möglichkeit läugnete. In unſern Tagen ſind Beyſpiele davon bekannt geworden. Hr. Prof. Ferber (56) hat zuerſt verſchiedene Conchylien und einen Belemniten in Jaspiß bekannt gemacht. Hr. Prof. Gmelin (57) nennet uns eine Cacadumuſchel vom heiligen Damm unweit Roſtock, und einen ſtrohgelben Stein bey Leſſa in Böheim, in welchem ſich verſteinte Zähne finden, und der vermuthlich ein wahrer Jaspiß iſt (58). Hr. Diac. Schröter beſitzt in ſeiner Sammlung einen jaspißartigen Nucleus eines Nautiliten, und einen braunrothen Jaspiß von Altdorf, auf welchem ein Ammonit und ein Alcyonium liegen, welche beyde ebenfalls in Jaspiß verwandelt ſind. Die neueſten Entdeckungen davon hat Hr. Pagenhofmeiſter Fuchs (59) in Potsdam gemacht, welcher

(56) Briefe aus Welſchland, S. 16, 29, 91.

(57) In ſeinem linnäiſchen Naturſyſtem des Mineralr. Th 1, S. 586

(58) S. auch Walchs Beobachtung von verſteinerten Conchylien in Jaspiß, im 4 St. des Naturforſchers, Halle, 1774, gr. 8. S. 202, fgg.

(59) Beſchäftigungen der berl. naturforſch Geſellſch. Th. 4, S. 518; und 13 St. des Naturforſchers, S. 100, 198.

cher in ſeiner Gegend Jaspiß mit Trochiten und Entrochiten, welche ſo gar noch ihre kalkartige Natur behalten haben, gefunden hat. Eben Derſelbe fand auch in ſeiner Gegend einen Jaspiß mit Korallen, welche mit Scheidewaſſer brauſen; zwey Kettenſteine, davon der eine durch und durch feiner Jaspiß war; eine Herzmuſchel, welche roth- und weißbunter Jaspiß iſt; ein Stück ſchwarzbraunen Jaspiß mit einer Kammmuſchel; bey Berlin, Jaspachat mit Trochiten und Entrochiten u. d. gl.

Ob gleich in dem Jaspiß ſelten Verſteinerungen liegen, ſo können doch verſchiedene Körper eine jaspißartige Natur in der Verſteinerung annehmen. Daß in dem Jaspiß keine Verſteinerungen wie in einer Mutter liegen können, beweiſet Walch (60) daher, weil der eigentliche Jaspiß nicht lager- ſondern neſterweiſe bricht; folglich ſinken die Körper, welche auf eine ſolche Maſſe zu liegen kommen, eher unter, als daß ſie ſich mit derſelben vereinigen ſollten. Aber das iſt wohl möglich, daß ein Körper jaspißartig werden kann, und das geſchieht ſo oft, als ſich ſolche Theilchen in einen Körper ziehen, aus welchem der Jaspiß entſteht. Das gewöhnlichſte Petrefact dieſer Art, ſind die jaspißartigen Hölzer, welche bey Coburg, in Böheim, in Heſſen und im ſächſiſchen Erzgebirge ſehr ſchön gefunden werden (61). Man redet auch von jaspißartigen Muſcheln und Schnecken (62), dieſe aber dürften doch wohl ſehr ſparſam vorkommen; denn die Maſſe, daraus ein Jaspiß wird, iſt viel zu dick,

(60) Naturgeſch. des Mineralr. Th. 1, S. 15, Th. 2, Abſchn. 1, S. 10.

(61) Walchs Naturgeſch. der Verſteiner. Th. 3, S. 20. Brückmanns Abh. von Edelſteinen, S. 97. Baumers Naturgeſch des Mineralr. Th. 1, S. 256. Vogels pract Mineralſyſtem, S. 126.

(62) Baumer und Brückmann, a. ang. O. Gerhard, S. 152.

dick, als daß eine Muſchel oder Schnecke durch die Calcination ſo weite Oeffnungen bekommen könnte, als zum Eindringen einer ſolchen Maſſe erfordert werden; doch iſt, wie auch einige der vorher angeführten Beyſpiele beweiſen, ein jaspißartiger Steinkern einer Muſchel allerdings möglich. Bey dem Holze iſt dieſes noch eher möglich, weil es nicht nur an und vor ſich ſelbſt viel weicher, als eine Conchylie, iſt, ſondern weil auch die Pori des Holzes im Waſſer vergrößert, und dadurch nachgebender werden. Kräuter im Jaspiß läugnet Wach, und vermöge des obigen Grundes, warum der Jaspiß keine Mutter der Verſteinerungen ſeyn kann, würden wir es ebenfalls mit ihm läugnen, wenn uns nicht die oben angeführten Blätterabdrücke in einem wahren Jaspiß vom Gegentheile überzeugten. Sonſt ſagt Hr. Brückmann: „Alle dieſe Verſteinerungen trifft man niemahls in den Gängen und Klüften des wahren Jaspiß an, welcher auch jederzeit um „ein merkliches ſchwerer iſt, als die jaspißartigen „Verſteinerungen, und kann man dieſes unter andern „an den jaspißartigen Hölzern deutlich wahrnehmen.“

Das Verhältniß des Jaspiß in Rückſicht auf die Minern lehret uns, daß er, obgleich nur ſelten, eine wahre Metallmutter iſt. Hr. Prof. Gmelin hat, a. ang. O. S. 583, f., folgende Beyſpiele geſammelt. „Man trifft bey Olomos in Siebenbürgen, „und bey Schemnitz in Nieder-Ungarn, bey der letztern Bergſtadt, Silberglaserz und Bleyglanz, bey „Riednobanya in Ober-Ungarn gediegenes Kupfer, „bey Claustḥal Rothgülden, bey Freyberg in Sachſen „Bleyglanz, in den caucaſiſchen Gebirgen andere „Bleyerze darin an. Bey St. Georgenſtadt fand „man ehemahls einen Jaspiß, welcher mit Silber „durchwachſen war. Zuweilen iſt Kies, Blende und „Bleyglanz darin eingeſprengt; und nicht ſelten findet

„man ihn mit Glaskopf, oder einem andern Eiſen„Steine. Vielleicht gehört auch die Bergart, welche „zu Villach in Kärnthen bricht, vom eingemiſchten „Zinnober eine ſchöne rothe Farbe hat, und ſich wie „der ſchönſte Jaſpiß ſchleifen und polieren läſſet, und „der jäſpißartige Hornſtein von Schneeberg in Sach„ſen, welcher mit gediegenem baumartigen Wismuth „durch und durch durchwachſen iſt, und ſich ſehr ſchön „ſchleifen und polieren läſſet, ebenfalls hieher.“

Der eiſenhaltige Jaſpiß, Jaſpis martialis, Ferrum jaſpioides, wird insgemein Sinopel, oder Zinnopel, Sinopis, Fr. Jaſpe Sinople, Jaſpe martial, genannt. Hr. v. Cronſted verſichert, daß man aus dem Centner 12 bis 15 Pfund Eiſen erhalten könne. Baumer, welcher dieſen Stein zwiſchen den Jaſpiß und Laſurſtein ſetzt, ſagt davon folgendes: „Der Si„nopel iſt theils grob- theils feinkörnig, und von ver„ſchiedener, z. B. gelber, röthlicher, rother, hochro„ther, brauner und leberbrauner Farbe. Er wird in „Sachſen, Böheim, Ungarn, Schweden und Nor„wegen, gefunden. Bruchſteine davon ſind auch in „unſern Grieslagen und ſandigen Aeckern unter den „Kieſelſteinen vorhanden.“ Hr. v. Cronſted nimmt drey Gattungen an: 1. Den grobkörnigen; dieſer iſt roth und röthlich braun, und wird in den ungariſchen Goldgruben gefunden. 2. Den ſtahlderben oder feinkörnigen; dieſer iſt röthlich braun, und wird in Altenburg, in Sachſen, gefunden. 3. Den ſchlackendichten, im Bruche glänzenden; dieſer iſt entweder leberbraun, oder hochroth, oder gelb; die erſten beyden Arten findet man in Longbanshütte, in Wermeland, und in Spånwick, in Norwegen, die dritte aber in Böheim. Nach Hrn. Brünichs Verſicherung macht der Sinopel in den ungariſchen Goldgruben mächtige Gänge aus, und wird mit Nutzen auf Gold verarbeitet. Hrn. Rinman und Scopoli Beſchreibung des

Sinopels, habe ich im Art. Eiſen, im X Th. S. 562, f. angeführt.

Bisweilen wird der Jaspiß die Mutter anderer Edelſteine. Ich will zwar jetzt nicht unterſuchen, ob Theophraſt Recht habe, wenn er behauptet, daß der Schmaragd aus dem Jaspiß zu entſtehen ſcheine; allein das gab doch dem gelehrten Engländer Hill Gelegenheit zu folgender Anmerkung: „Der Jaspiß iſt „oft die Mutter des Praſers, ſo wie es dieſer letztere „vom Schmaragd iſt; man nennt ihn daher die Wurzel oder die Mutter des Schmaragdes, denn man findet dieſen Edelſtein zuweilen an ihn angewachſen, „und in dem Praſer ſelbſt gibt es Theile, die von dem „echten Schmaragde ſchwer zu unterſcheiden ſind. „Der Jaspiß kommt in der Farbe, und dem Scheine „nach, dem Präſer und dem Schmaragde oftmahls „ſehr nahe; und wenn man erwäget, was wir ſchon „in Anſehung der urſprünglichen Entſtehung der Edel„Steine beobachtet haben, ſo darf man ſich gar nicht „verwundern, wenn ſie ſich zuweilen in einer andern „Subſtanz enden, und ſich gleichſam in ſelbige einzu„pflanzen ſcheinen, oder wenn man ſie noch öfter an „einander angewachſen und in ſich einverleibet an„trifft.“ Wenn wir demnach den Jaspiß als eine Mutter anderer Edelſteine betrachten dürfen, ſo wird es hingegen nicht leicht geſchehen, daß er eine Mutter von Erzen ſey. Denn geſetzt auch, er habe, wie der vorbeſchriebene Sinopel, Eiſentheilchen in ſich, ſo iſt er darum noch kein Eiſenerz; doch will Baumer (63) in verſchiedenen Jaspiſſen Erzäderchen angetroffen haben, und ich habe vorher aus Hrn. Gmelin mehrere Beyſpiele angeführt. An den geſchliffenen Jaspiſſen ſieht man zuweilen kleine Flecken oder Aederchen, welche wie Bley oder Silber ausſehen; ſie ſind es aber dar=

(63) Naturgeſch. des Mineralr. Th. 2, S. 160.

darum nicht, ſondern bloß Ueberbleibſel und Spuren von der Bleyſcheibe, welche man zu ſeiner Politur gebrauchte. Hr. Bergr. Lehmann (64) hat eine gleiche Beobachtung von einem angeſchliffenen Hornſteine gemacht.

Daß der Jaspiß zuweilen auch eine Mutter von dem Asbeſt abgebe, davon dient der oben beſchriebene Asbeſtjaspiß zu einem Beweiſe.

Die Alten ſchrieben dem Jaspiß große Heilungs-Kräfte zu. Boot erzählt von dem rothen Jaspiß, daß er das Blut ſtille, daß ein jeder Jaspiß den Abortus verhindere, wider die Epilepſie gut ſey, die Gedanken ſtärke und in Ordnung erhalte, und den Stein verhindere, wenn man zu der Zeit, wenn die Sonne in den Scorpion tritt, auf den Jaspiß einen Scorpion ſchneidet. Doch macht Boot hierbey ſogleich die Anmerkung, daß eine ſolche Meinung abergläubig und thöricht ſey. Leſſer (65) erzählt aus dem Worm, daß der grüne Jaspiß, wenn er in Silber gefaßt, und 24 Stunden an der Bruſt, wo inwendig das Mundloch des Magens iſt, getragen wird, wider die fallende Sucht helfe. Und Baumgärtner meldet, daß die Alten ihn gegen das allzu ſtarke Bluten gebraucht haben (66), und daß man ihm die Kraft beylegte, das zu befürchtende Mißgebären zu verhindern. Der grüne mit weißen Streifen, inſonderheit wenn ſie ſich durch-

(64) Abh. von den Metallmüttern, S. 241, f.

(65) In der Lithotheologie, S. 1325, §. 682.

(66) Dieſes galt, wie ich bereits gemeldet habe, nur von einer, nähmlich der rothen Jaspißart. Man gab dieſer daher den Nahmen des Blutſteines, weil er, wie Aldrovand, in ſeinem Muſeo metallico, S. 884, ſagt, das Blut aufhält, es mag von welchen Theilen des Körpers fließen, als es will. Alioquin lapis ſanguinalis ab effectu cognominatur, quoniam ſanguinem a quacunque humani corporis parte manantem, cohibe

durchkreuzen, ſoll dem Gifte wehren. In Spanien wird der grüne Jaſpiß, welcher in einer Ravine, el Barranco de San Juan genannt, in dem Theile der Sierra novada, durch welchen der Fluß Grenil nach Granada geht, gefunden wird, als ein allgemeines Hülfsmittel wider allerley Beſchwerden gebraucht, indem er beſondere Wirkungen äuſſern ſoll, wenn er über den Magen getragen, oder auf den Theil des Körpers, wo ſeine Kräfte erfordert werden, gebunden wird. Einige haben rothe Adern und ſind ſehr hart, andere haben weiße Adern, und ſind nicht ſo hart; aber die Kraft von beyden ſoll gleich ſeyn.

Alle ſeine vermeinte Tugenden finden ſich in einem gedruckten Blatt, welches ohne Jahrzahl zu Granada gedruckt iſt, und den Titel führt: Maraviloſas virtudes de la piedra Jaſpe verde ſacadas de muchos autores y confirmadas con muchas experiencias. Er wird nicht nur, wie oben angezeigt iſt, gebraucht, ſondern auch gepülvert, heilt er, mit Milch vermiſcht, alte Wunden, Schlangenbiſſe, goldene Ader, und iſt gut für das Geſicht; aber, was das beſte von allem, er iſt ein vortreffliches Mittel wider Bezauberung und Hexerey. Johann Fragoſa in ſeiner Cirurgia univerſal redet, in ſeinem Verzeichniß einfacher Heil-Mittel, davon, unter dem Worte Jaspiß, und beruft ſich auf den h. Epiphanius. Auch *Morales* in ſeiner Hiſtoria medecinal de lo que ſe trahe de Indias, S. 18, ingl. *Galenus*, L. 9. de facultat. ſimplic. *Plinius*, L. 36, c. 7, und L. 37, c. 9. *Dioſcorides*, L. 5, c. 117, und ſein Commentator *Laguna*. Zufolge der erſt genannten Schrift, iſt ſeit 1772 viel Begehr darnach geweſen.

Dillon Reiſe durch Spanien. Th. 2. Lpz. 1782, 8. S. 134.

Wenn aber auch gleich der Jaſpiß in der Medicin gar keinen weſentlichen Nutzen hat, ſo kann er doch ſonſt zu allerley Dingen mit Vortheil angewendet werden. Die feinſten und ſchönſten Jaſpißarten wurden bey den Alten ſehr geachtet. Sie ſchnitten nicht nur darauf, wie auf andern Edelſteinen, ſondern ſchnitten auch aus denſelben Bilder, verſchiedene Ge-

 fäße,

ſätze, Prachtſtücke u. d. gl. wovon noch jetzt viele Ueberbleibſel aus dem Alterthume vorhanden ſind. Sonſt aber läſſet ſich der Jaſpiß, weil er, oben gedachter Maßen, vielmahls in großen Stücken gefunden wird, auch zu Altären, Säulen, Taufſteinen, Kaminen, Tiſchblättern, Petſchaften, Meſſerheften, Degen-Griffen, Knöpfen, Bildern und andern Sachen, verarbeiten. Man ſchneidet ihn in dieſer Abſicht, mit einer kupfernen Säge, und bedient ſich dabey des Schmergels, da er denn eben ſo, wie der Achat, bearbeitet wird. In einigen Gegenden werden die Jaſpiſſe zu Flintenſteinen geſchliffen, dergleichen viele nach der Türkey gehen. Unweit Dresden gegen Plauen war, wie Keyßler (67) meldet, nach des berühmten Hrn. v. Tſchirnhauſen Angeben, eine Jaſpiß-Schneide- und Poliermühle angelegt, welche durch Böttichern verbeſſert worden. In dem Hofplatze dieſer Mühle liegen noch etliche Fuder von ſächſiſchem Jaſpiß, der damahls dahin gebracht worden; das Werk aber iſt ganz eingegangen, und in eine Poliermühle für Spiegel verwandelt worden. Den weißen Jaſpiß brauchen die Künſtler, wenn ſie verſchiedene Metalle polieren wollen; inſonderheit werden die mit Blattgold vergoldeten Körper damit poliert, wodurch das Gold nicht allein glänzend gemacht, ſondern auch feſter an den Körper angedrückt wird. Eine grobe Art Jaſpiß wenden die walachiſchen Bauern in Pochwerken, ſtatt des Pocheiſens, zur Zerkleinerung milderer Steinarten an (68). Man kann auch den Jaſpiß, eben ſo wie den Kieſel, zum Glasmachen (nur nicht zum weißen Glaſe) gebrauchen. Hieraus iſt zugleich der Werth des Jaſpiſſes zu erkennen; und er würde theurer ſeyn, wenn

(67) Reiſen rc. 2 B. Hannov. 1776, 4. S. 1322, f.

(68) Brünnich Mineralogie, St. Petersb. 1781, 8. S. 61.

wenn er nicht ſo häufig wäre. Dem ungeachtet wird er durch Kunſt nachgemachet.

Dieſer künſtliche oder nachgemachte Jaſpiß kann inſonderheit auf folgende Art überaus ſchön zuwege gebracht werden. Man nimmt ungelöſchten Kalk, weicht ihn in Eyweiß und Leinöhl ein, und macht daraus verſchiedene Kugeln; in deren ein thut man fein gepülverten Lack, ſie roth zu machen; in die andere Indig, ſie blau zu machen; in eine andere Grünſpan, ſie grün zu machen, und in die andern andere Farben; eine aber, oder zwey davon behält man weiß auf. Nachdem man alle dieſe Kugeln, eine nach der andern ſo flach wie den Teig zu einer Paſtete gemacht, und ſie alle zuſammen ſchichtweiſe über einander her, und die weißen mitten hinein gelegt hat, ſchneidet man mit einem Meſſer von dieſen Scheiben, die ganze Länge hindurch, große Schnitte, und miſchet dieſelben, nachdem man ſie alle zerſchnitten hat, in einem Mörſer unter einander, um ſie darin vollends recht klein zu zerſtoßen, da man denn einen ſchönen Jaſpiß haben wird, welchen man hernach mit einer Mauerkelle, oder auch mit den bloßen Händen, auf die Säule oder Tafel, welche man damit überziehen will, auftragen, und mit der Kelle ſo lange überſtreichen und polieren kann, bis man ſieht, daß er darauf hängen bleibt. Wenn nun alles poliert iſt, und man etwann aus Verſehen kein Oehl, ſondern bloß Eyweiß dazu genommen hätte, ſo darf man das letztere nur noch kochen laſſen, und ſo ſiedend heiß über die Materie her gießen, und es ſo lange darüber her rinnen laſſen, bis es eintrocknet. Dieſes Oehl zieht ſich alsdann hinein, und gibt dieſem Jaſpiß einen vortrefflichen Glanz. Iſt aber gleich anfangs Leinöhl dazu genommen, und ungelöſchter Kalk darein geweichet worden, ſo iſt es nicht nöthig, etwas weiter hinzu zu thun. Wenn ſolches alles geſchehen iſt, läſſet man das damit überzogene Stück vollends im Schatten trocknen. Von dieſem Jaſpiß kann man auch Roſenkränze machen, wenn man die Kügelchen dazu in einer Form abdruckt, und ſie hernach in Leinöhl wirft, darin abzutrocknen und gleichſam überfirniſſet zu werden.

Will man dergleichen ſchwarzen Jaſpiß haben, ſo nimmt man Waſſer, worin lebendiger Kalk abgelöſcht worden, nebſt Scheidewaſſer und grünen Nußſchalen, läſſet dieſe darin weichen, und vermiſcht alles mit einander. Als-

Alsdann nimmt man dieſe Schwärze, und ſtreicht ſie mit einer Bürſte auf eine Säule, Tafel, oder dasjenige, was man auf Jaspißart zurichten will. Wenn dieſes geſchehen iſt, ſteckt man die Säule, Tafel ꝛc. alſo ſchwarz in einen Miſthaufen, und vermiſchet jede von dieſen Farben mit gebachtem Teige, nach dem man die Züge davon ſtark oder ſchwach von Farbe haben will; auch miſcht man wohl noch etwas gemeines Honig und Waſſer von arabiſchem Gummi darunter. Hierbey iſt zu merken, daß man von jeder Farbe, welche man ſtärker, als andere, haben will, ein mehreres dazu nehmen muß, um eine recht gute Schattierung zu bekommen. Hierauf nimmt man jede Sorte von dieſem Teige beſonders, und macht daraus kleine, einen Finger oder Daumen dicke, Röllchen, und rollet ſie zwiſchen zwey wohl auf einander paſſenden Bretern, um ſie zu der Dicke zu bringen, wie man ſie zum beſtimmten Gebrauche haben will. Hernach legt man ſie auf ein reines Bret, oder auf Papier, und läſſet ſie zwey Tage lang, aber ohne Feuer und ohne Sonne, austrocknen; zuletzt aber muß man ſie, um ſie vollends recht trocken zu bekommen, an die Sonne oder an das Feuer legen, da ſie denn, wenn ſie ſolcher Geſtalt getrocknet worden, in ihrer gehörigen Vollkommenheit ſind, ſich ihrer zu bedienen.

So werth man auch noch jetzt, inſonderheit den ſchwarzen und den Bänder-Jaspiß, inſonderheit aber die italiäniſchen Jaspißarten, halten mag, ſo wird man dieſen Stein doch nicht, wie die Alten gethan haben, über das Gold ſetzen. Der Vers der Alten iſt bekannt:

Auro quid melius? Jaſpis. Quid Jaſpide? Virtus.

Warum ihn aber die Alten dem Golde vorzogen, davon lag der Grund vielleicht in den großen Heils-Kräften, welche ſie dem Jaspiß beylegten.

Es gibt auch, erwähnter Maßen, Jaspiſſe, welche mit Achat, Onyx, oder Kryſtall durchwachſen ſind, und daher Jaspachat, Jasponyx und Kryſtalljaspiß, Cryſtallojaſpis, genannt werden.

Der

Der Jaspachat hat daher ſeinen Nahmen, weil Achat und Jaspiß in einer Steinart vereinigt ſind. Die lateiniſchen Nahmen Jaspachates und Jaspiachates haben eben dieſen Urſprung. Beym Bomare kommt der Nahme Petroſilex ſemipellucidus vor, weil er von ihm und von verſchiedenen andern unter die Felsſteine gerechnet, und, wenigſtens zum Theil, nähmlich ſo weit er Achat iſt, unter die halbdurchſichtigen Steine gehört. Der Ritter v. Linné nennt ihn, in ſeinem Naturſyſtem, Silex rupeſtris cortice lacteo ſubdiaphanus, und Silex marmoreus rupeſtris; in dem Muſeo Teſſiniano aber Silex pſeudo-Achates. Beym Wallerius wird er Silex ſemipellucidus intrinſece compactus mollior genannt. Die Franzoſen nennen ihn Jaſpagathe, Jaſpe-Agathe, Jaſpiachate, und die Holländer Jaſpis-Agaat. Er gehört unter diejenigen Steine, von welchen bey den Schriftſtellern ſehr viel Widerſprüche vorkommen. Man hält ihn bald für einen unreifen Achat, und nennt ihn Achates immatura, bald für einen mit dem Jaspiß verwandten Stein, bald für einen Stein, welcher an das Geſchlecht der Hornſteine und der Kieſel gar keinen Anſpruch machen kann. Ich nehme das Wort in ſeinem eigentlichen Verſtande, und verſtehe darunter einen Stein, welcher Jaspiß und Achat zugleich iſt, wo ſich alſo halbdurchſichtige Achattheilchen mit undurchſichtigen Jaspißtheilchen vereinigt haben. In manchen Fällen findet man mehr Achat als Jaspiß, und in andern mehr Jaspiß als Achat. Hill (69) hält für Jaspachat, denjenigen Achat, welcher mit dem Jaspiß verwandt zu ſeyn ſcheint; eine Erklärung, welche vielleicht die Meinung derjenigen auszudrucken ſcheint, welche den Jaspachat für einen unreifen Achat erklären. Eben ſol-

(69) In dem Theophraſt, nach Baumgärtners Ueberſetz. S. 188.

ſolche Gedanken häget Wallerius (70); denn bey ihm iſt Jaspachat derjenige Stein, welcher die Farbe eines grünen Jaspiſſes mit rothen Tüpfeln hat. Ueberhaupt ſcheinen beyde Schriftſteller zu behaupten, daß bey dem Jaspachate kein wahrer Jaspiß zum Grunde liege, oder, daß in andern Fällen kein Jaspiß mit dem Achate verbunden ſey. Man kann ihnen hierin unmöglich beypflichten, ſondern es ſind wirkliche Jaspißtheile, die ſich in dem Achate befinden. Es iſt dieſes daher zu beweiſen, weil man wirklich Steine findet, wo die Jaspißadern noch nicht reif genug ſind, und daher die Politur nicht ſo ſchön annehmen, wie der Achat. Dieſes wäre nicht zu begreifen, wenn es auch Achat wäre. Man rechnet daher billig den Jaspachat unter die Achate, und diejenigen Steine, welche mehr Jaspiß als Achat haben, unter die Jaspiſſe. Eben daher kommt es auch vermuthlich, daß einige Schrift-Steller den Jaspachat unter die Achate, andere aber unter die Jaspiſſe zählen. Hr. v. Bomare (71) nennt ihn einen Jaspiß. Er ſagt: „Dieſe Jaspißart, „welche eine ſchöne Politut annimmt, theilt ſich in „kleine ungleiche Stücke von unbeſtimmter Figur. „Seine Theile ſind ſchuppicht, wie vom Kalkſteine. „Er iſt mit weißen Strichen, und kleinen halbdurch„ſichtig ſcheinenden Adern durchzogen. Der Grund „ſeiner Farbe iſt dunkel, und faſt gänzlich undurch„ſichtig.“ Man ſieht aus dieſer Beſchreibung, daß Hr. v. Bomare ſie nur nach einigen vor ihm gelegenen einzeln Stücken verfertigt habe; denn es gibt ſehr viel Beyſpiele, worauf dieſe Beſchreibung nicht paſſet.

Nicht

(70) Im Mineralreich, S. 119. In dem Syſtema mineralog. To. 1, S. 315, f. ſcheint er ſich für dieſen Stein günſtiger zu erklären, und ihn für wahren Achat und Jaspiß zu halten, und ſagt daher auch, er ſollte eigentlich Achates jaſpideus heiſſen.

(71) In ſeiner Mineralogie, 1 Th. S. 281 der Ueberſetz.

Nicht bey allen Jaspachaten iſt der Grund undurchſichtig; wie wollte man ſonſt die Achate nennen, in die ſich Jaſpiß eingemiſcht hat? Man muß alſo den Unterſchied unter dem Jaspachat, und dem Achat und Jaspiß gar aufheben, oder ſich in ſeiner Beſchreibung ſo ausdrucken, daß es auf alle Fälle paſſe. Auch Wallerius hat, in ſeinem Syſtem, den Jaspachat unter den Jaspiß geſetzt. Er ſagt, daß Jaspiß- und Achat-Theilchen ſeine Beſtandtheile ſeyn, es ſeyn aber mehrentheils Chalcedontheile, ob gleich andere Achat-Theilchen (der Achat iſt beym Wallerius ein Geſchlechtsnahme,) hier beygemiſcht ſeyn könnten. Deswegen ſetzt er vom Jaspachat folgende Arten: 1. Jaſpachates nebuloſus; Capnias *Plinii*; darunter verſteht er den mehrentheils rothen Jaspiß, wenn er vom Achat dergeſtalt überzogen, oder damit verſetzt iſt, daß man den Jaspiß durch den Achat, wie durch einen Nebel ſieht. 2. Jaſpachates venoſus; Jaſpis leucochloros; der Jaspiß, wenn er Achatadern hat; die Farbe iſt bey ſolchen Jaspachaten verſchieden. 3. Jaſpachates maculoſus; Jaſpis chalcidica *Plin.* Jaſpis chalcedonica; der Chalcedon, welcher Flecken und Adern von Jaspiß hat. Dieſe Flecken oder Adern können verſchiedene Farben haben; ſind ſie aber gelb und roth, und ſo geordnet, daß ſie die Haut eines Leoparden oder Pantertbieres vorſtellen können, ſo heißt ein ſolcher Stein Jaſpis pantherina; ſ. oben S. 222. 4. Jaſpachates punctatus; Onychipuncta *Plin.* Der bunte Jaspiß mit weißen Puncten, wie mit Schneeflocken durchſetzt. 5. Jaſpachates ſtratoſus, welches der Jasponyx iſt. Beym Ritter v. Linné (72) ſteht unſer Jaspachat unmittelbar bey dem Achat, und iſt von dem Jaspiß ausdrücklich getrennet. Er hat ihn unter denjenigen Steinen, denen er den Geſchlechts-Nah-

(72) Syſtema nat. S. 70, der neueſten Ausgabe.

Nahmen Petrosilex gegeben hat, und beſchreibt ihn als einen halbdurchſichtigen Stein, welcher verſchiedene Farbe, aber eingeſprengte undurchſichtige Theilchen habe; adſperſis ſquamulis ſ. atomis vagis, opacioribus. Da er ihn in der Beſchreibung der Teſſiniſchen Naturalienſammlung (73) für einen unechten Achat erklärt, ſo gibt er doch wenigſtens die nahe Verwandtſchaft unſers Steines mit dem Achate zu. Iſt er aber auch ein unechter Achat? Wenn man, wie viele Schriftſteller thun, unter dem Hornſteine und den Kieſel keinen weſentlichen Unterſchied annehmen will, läſſet es ſich entſchuldigen, im gegenſeitigen Falle aber, den man noch immer für den richtigſten zu halten hat, iſt dieſe Beſchreibung nicht hinreichend, denn man kann ſich unreife Achate gedenken, welche gleichwohl keine Jaspachate ſind. Wenn ſich aber der Ritter, am angeführten Orte ſeines Naturſyſtems, auf Hrn. Baumer und Cronſted beruft, und vorgibt, daß der erſte den Jaspachat unter dem Nahmen Petroſilex jaſpideus, der letztere aber unter dem Nahmen Petroſilex beſchrieben habe, ſo irret er; denn beyde reden bloß vom Jaspiß, und gedenken des Jaspachates mit keiner Sylbe (74).

Der Jaspachat zeigt ſich in ſehr vielen Abänderungen, welche aber bloß zufällig ſind, und daher kaum beſchrieben werden können. Iſt der Grund davon Achat, ſo hat er alle mögliche Farben, die dem Achate zukommen, der Jaspiß aber zeigt ſich bald in einzelnen oder mehrern, größern oder kleinern Flecken oder Strichen. Iſt der Grund davon, oder der größte Theil, undurchſichtig, und alſo Jaspiß, ſo iſt ſeine Farbenmiſchung ebenfalls ſehr verſchieden, und von den

(73) Muſ. Teſſinian. 8, n. 5.

(74) S. Baumers Naturg. des Mineralr. Th. 1, S. 255. Cronſted Verſuch einer neuen Mineräl. S. 66, f. der erſten deutſchen Ausgabe.

den halbdurchſichtigen Achattheilchen muß man ein gleiches ſagen. Dabey iſt nicht zu läugnen, daß ſich bisweilen in den Achat, oder Jaspiß, eine ganz fremde Materie gemiſcht hat, welche weder hornſtein= noch kieſelartig iſt; alsdann aber ſollte man den Stein nicht unter die Jaspachate zählen, ſondern ihn lieber einen unreinen Achat oder Jaspiß nennen. So findet man z. B. im Jaspiß bisweilen Quarzflecken, welche aber darum keine Achattheile ſind, wenn ſie auch wegen beygemiſchter fremder Materie trübe ſeyn ſollten; das iſt alſo kein Jaspachat, ſondern bloßer Jaspiß.

Der Jaspachat gehört unter diejenigen Steine, welche durch eine Congelation entſtehen, und man muß ſich ſeine Erzeugung folgender Geſtalt vorſtellen. Wenn das Waſſer in der Congelation der Steine durch eine beygemiſchte Thonerde trübe wird, ſo entſteht daraus der Achat. Wenn nun dieſes Waſſer, aus welchem der Achat entſpringt, an manchen Orten ſo ſtark mit zarten Erdtheilchen geſchwängert iſt, daß es durch dieſen Zuſatz ſeine Durchſichtigkeit verliert, an andern Orten aber, wo wenigere Erdtheilchen beygemiſcht ſind, halbdurchſichtig bleibt, ſo entſteht daher ein Stein, welcher halb Achat und halb Jaspiß iſt; und das iſt der Jaspachat. Linné gibt dieſen Stein für ein Product aus einem marmorartigen Kalke aus, (natus e calce marmorea aut Gur,) und ſagt, daß er mit ſauern Geiſtern aufbrauſe. Von dem eigentlichen Jaspachate kann man dieſes nicht ſagen, da weder der Achat noch der Jaspiß brauſen; er muß alſo eine andere Steinart vor ſich gehabt haben, von welcher ich oben ſagte, daß man ſie lieber unreinen Achat oder Jaspiß nennen ſollte; wenigſtens gibt es viele Jasp=Achate, welche mit ſauern Geiſtern nicht aufbrauſen.

Es gibt Jaspachate, welche in ihrer Miſchung überaus wenig Achat haben, zuweilen nur einige ganz kleine Flecken, die man vielleicht kaum bemerkt, wenn nicht der Stein zu

einem Täfelchen geſchnitten und bearbeitet iſt. Hingegen hat man auch Beyſpiele, wo es ſich mit dem Jaſpiß alſo verhält, ſo, daß im Achat nur einzelne Stückchen Jaſpiß liegen. Hierbey iſt merkwürdig, daß ſich in Gegenden, wo nur Jaſpiß bricht, nur ſelten Jaſpachat finden läſſet; hingegen da, wo die Achate zu Hauſe ſind, wird man die Jaſp-Achate nur ſelten vermiſſen. Dieſes ſcheint denen das Wort zu reden, welche den Jaſpachat lieber unter den Achat, als unter den Jaſpiß, ſetzen wollen.

Der wahre Jaſpachat nimmt eine ſehr ſchöne Politur an; daher behauptet er auch in den Sammlungen der edlern Steine allemahl ſeinen Platz. In ſo fern hat er auch ſeinen beſtimmten Werth, welcher höher oder niedriger iſt, nach dem ſeine Politur ſchöner oder ſchlechter iſt. Nach Linné Berichte wird er in Schweden zu Sahlberg und Dannemora gefunden. Hr. v. Bomare meldet, daß er auch in Provence, und an unterſchiedenen andern Orten, gefunden werde, vielleicht da, wo Achat und Jaſpiß in Menge liegt.

Iſt der Jaſpiß mit Onyx vermiſcht oder verwachſen, ſo wird er **Jaſponyx** genannt, L. Jaſponyx, Jaſpis onychite mixta *Waller*. Bey dem Plinius wird er Onychipuncta genannt, weil man vermuthlich zu ſeiner Zeit einen Jaſpiß kannte, welcher nur Puncte vom Onyx hatte. Im Franzöſ. heißt er Jaſpe-Onyce, Jaſpe-Onyx, oder Jaſponyce. Dieſer Begriff, daß der Jaſponyx ein ſolcher Stein iſt, wo im Jaſpiß Onyx anzutreffen iſt, und zwar dergeſtalt, daß beyde Steine auf das genaueſte mit einander verbunden ſind, wird von manchen Schriftſtellern beybehalten, von andern aber anders beſtimmet. Hr. Brückmann (75) behält dieſen Begriff bey; „im Jaſponyx,“ ſagt er: „iſt Jaſpiß von allerley Farbe, welcher mit „Onyx vermiſcht und zuſammen gewachſen iſt.“ Er ſetzt

(75) Abh. von Edelſteinen, S. 104.

ſetzt aber hinzu: „Andere rechnen auch den Feuerſtein, „Achat und Kryſtalle hieher, und nennen deren Ver„bindung mit Jaspiß, gleichfalls Jasponyx.“ Das thut zuvörderſt Wallerius (76). „Wenn ein Jaspiß,“ ſagt er: „mit Feuerſtein, oder mit Achatadern oder „Flecken vermengt iſt, heißt er Jasponyx“; und bald darauf fährt er in einer Anmerkung fort: „Da mei„ſtentheils ſolche Kieſel und Achatarten, welche bleich„roth von Farbe, und den Nägeln auf den Fingern „gleich ſind, im Jaspißſteine angetroffen werden, ſo „iſt dieſer daher Jasponyx genennet worden.“ Auch Vogel (77) iſt hieher zu rechnen; denn bey ihm iſt Jasponyx derjenige Jaspiß, unter den ſich etwas achatiſches gemiſcht hat. Endlich gehört auch Hr. v. Bomare (78) hieher, welcher vom Jasponyx folgendes ſagt: „Wenn der halbdurchſichtige Kieſel oder „Achat ſich im Jaspiß in durchſcheinenden Adern ver„räth, und ihm das Anſehen des Onyx gibt, nennt „man einen ſolchen Stein Jasponyx.“ Das iſt auch die Urſache, warum Verſchiedene, unter denen ich nur noch den Wallerius, in ſeinem Syſt. min. To. I, S. 315, anführe, den Jasponyx und den Jaspachat ganz für einerley halten; es ſind aber ſolche Schriftſteller, welche den Achat für einen Geſchlechtsnahmen halten, worunter nun der Onyx Geſchlechtsgattung iſt. Da aber doch im Jaspachat ſehr oft Chalcedon liegt, wie Wallerius ſelbſt ſagt, und ſo gar ſagt, der mehreſte Jaspachat habe in ſeiner Miſchung Chalcedon: ſo wäre es doch wohl beſſer, den Jasponyx von dem Jaspachate zu trennen; ſonſt müßte auch der Achatonyx wegfallen. Hr. v. Juſti (79) hält die im

(76) Mineralreich, S. 133, f.

(77) Pract. Mineralſyſt. S. 126.

(78) Mineralogie, Th. 1, S. 281.

(79) Grundriß des Mineralr. S. 215.

Jaspiß befindlichen fremdartigen Theilchen für Chalcedon; denn bey ihm iſt Jaspонyx derjenige Jaspiß, der halbdurchſichtige Flecken hat, welche aus Chalcedon beſtehen. Endlich gibt es noch Andere, welche in Abſicht auf die Beſtandtheile des Jasponyx gar nichts beſtimmen. Hieher gehört Leſſer (80), denn er nennt diejenige Sorte von Jaspiß, welche mit einer weißen Wolke umfangen iſt, Jasponyx. Vielleicht gehört auch Dioscorides hieher, welcher vom Jasp=Onyx anmerkt, daß er gleichſam ſchleimicht ausſehen müſſe.

Wir haben demnach eine vierfache Meinung der Gelehrten vom Jasponyx. Einige nehmen bey ihm wahren Onyx an; Andere machen die fremden Theilchen zu Achat; noch Andere zu Chalcedon; und noch Andere beſtimmen hierin gar nichts. Können dieſe Meinungen zugleich beſtehen? Dieſe Frage hat nicht den Sinn: ob es Jaspißarten gibt, welche Onyx; andere, die Achat, und noch andere, welche Chalcedon in ſich haben; denn das wird niemand läugnen. Die Frage geht vielmehr dahin: ob der Jaspiß, Jasponyx genannt werden müſſe, er möge nun Onyx oder nicht, und im letztern Falle Achat oder Chalcedon in ſich haben. Dieſe Frage wird wohl ein Jeder läugnen, welcher bedenkt, daß ein Stein, in welchem nicht Onyx iſt, kein Jasponyx ſeyn könne. Der lateiniſche Begriff des Wallerius: Jaſpis onychite mixta, iſt richtiger, als ſeine Beſchreibung von dieſem Steine. Er beruft ſich zwar auf den Redegebrauch bey den Schriftſtellern, aber dieſes mußte ihm zugleich eine Gelegenheit werden, wider ſich ſelbſt zu ſprechen. Er ſagt: „Dies muß auch hier erinnert werden, daß die meiſten „Steinbeſchreiber den Stein Jasponyx genannt haben, ſo „bald eine Jaspißart eine Vermiſchung von der Farbe, die „den Nägeln an den Fingern gleicht, gehabt hat, ohne dar„nach zu fragen, ob die eingemengten Tüpfel oder Flecken „von einer andern Steinart, oder nicht, wären. Es „ſcheint, daß dieſes Henkel (81) zum Theil gethan habe. „Auf ſolche Art bleibt zwiſchen geſprenkelten Jaspiß und „Jasp=

(80) Lithotheologie, S. 411, §. 260.

(81) In Ephem. Nat. Cur. To. V. S. 340.

„Jaſponyx kein Unterſchied. Sprenklicher Jaſpiß hat „wohl bleichrothe Flecken, iſt aber deswegen kein Jaſp„Onyx, weil die Flecken in dem ſprenklichen Jaſpiß von „keiner Achatart ſind.“ Durch die letztere Anmerkung ſcheint Wallerius dasjenige ſelbſt zu beſtätigen, was ich oben wider ſeinen Begriff erinnert habe. Achat iſt auch kein Onyx, folglich iſt der mit Achat vermiſchte Jaſpiß kein Jaſponyx. Ueberdies hat Wallerius, und v. Bomare, der ihm folgt, unter den Jaſponyx eine Art geſetzt, welche auf der einen Seite Jaſpiß, auf der andern Onyx iſt. Lauter Beweiſe, daß bey dem Jaſponyx wahrer Onyx gegenwärtig ſeyn müſſe.

Alle diejenige Schriftſteller, welche des Jaſponyx Erwähnung thun, haben ihn als eine Gattung des Jaſpiß betrachtet, und unter den Jaſpiß geſetzt. Wo demnach der Jaſpiß unter dieſes oder jenes Geſchlecht geſetzt iſt, da hat der Jaſponyx gleiches Schickſal. Ich habe hiervon bey dem Jaſpiß ausführlicher gehandelt. Das iſt aber beynahe ganz unverantwortlich, daß Hr. v. Bomare ihn unter die Felsſteine und Wacken ſetzt. Denn, da er das Wort Felsſtein anders, als Linné, nimmt, bey dem der Jaſpiß auch unter den Felsſteinen ſteht, bey ihm aber Felsſteine diejenigen Steine ſind, deren Aeuſſeres und Inneres ſehr ungleichartig ſind, oder die aus mehrern Steinarten zuſammen geſetzt ſind, ſo kann der Jaſpiß kein Fels-Stein ſeyn, weil er nicht aus ungleichartigen Theilen beſteht, noch weniger aus mehrern Steinarten zuſammen geſetzt, ſondern ein Kieſel iſt, mit ihm einerley Entſtehungsart hat, und bloß durch die Feinheit der Theilchen und der Farbe von ihm unterſchieden werden kann.

Der Jaſponyx entſteht, wie der Jaſpiß und Jaſp-Achat, durch eine Congelation. Wenn ſich zu einer dickern Maſſe, woraus nach der Verhärtung ein Jaſpiß wird, eine dünnere geſellet, welche bey der Verhärtung halbdurchſichtig bleibt, und dieſe die Farbe vom

vom Onyx annimmt, und eben dadurch zum Onyx wird: ſo entſteht ein Stein, welcher Jaspiß und Onyx in einer vereinigten Maſſe iſt, und dieſen Stein nennt man Jasponyx.

Wallerius und v. Bomare führen folgende Gattungen vom Jasponyx an. 1. Trüber Jasponyx, Jaſponyx onyche tectus, Capnias, Fr. Jaſpe-onyx trouble. Es iſt dieſes, nach Bomare Beſchreibung, ein blaßrother, undurchſichtiger Jaspiß, in welchem ſich Wellen von räucherigem Achat leichter unterſcheiden laſſen, indem ſie wie ein dicker Nebel darin liegen. Auf einer Seite ſieht man reinen Jaspiß, und auf der andern eine Art Onyx oder Achat. 2. Gefleckter oder ſprenklicher Jasponyx, Jasponyx mit Flecken, Jaſponyx punctis onychinis diſtinctus, Onychipuncta *Plinii*, Fr. Jaſpe onyx moucheté. Dieſes iſt ein grünlich oder röthlicher Jaspiß, in welchem Achattheile von blaſſer Sarder- oder Carneol-Farbe, wie Puncte eingeſtreut ſind. Dieſe Flecken oder Tüpfelchen formiren ſowohl Streifen, als Lagen. 3. Chalcedon-Jaspiß, chalcedoniſcher Jaspiß, Jaſponyx chalcedonio mixtus, Jaſpis chalcedonica, Jaſpis chalcidica *Plin.* Fr. Jaſpe-Calcedoine. Er iſt, nach Wallerius, von grüner oder rother Farbe, und hat Flecken von Chalcedon in ſich, welche mehrentheils dem Schnee oder Speichel gleichen. Bomare hingegen ſagt, es ſeyn weißliche, ſchneeartige Flecken von milchichtem Quarze, welche die Jaspißſtücke bedecken.

Der Jasponyx wird überhaupt an Orten, wo der Jaspiß häufig bricht, ob wohl nicht ſehr oft, gefunden; inſonderheit zu Jlefeld, zu Cambaya, auf der Jnſel Jsland, zu Mainz, auf dem thüringiſchen hohen Gebirge, zu Walkenried und Zweybrücken.

Jaspiß, (Asbeſt-) ſ. oben, S. 236, f.
— — (Bänder-) ſ. oben, S. 233, f.
— — (blauer) ſ. oben, S. 219.

Jaspiß, (bläulicher) ſ. oben, S. 219.
— — (Blut=) ſ. oben, S. 218.
— — (brauner) ſ. oben, S. 220.
— — (braungeſprenkelter) ſ. oben, S. 223
— — (bunter) ſ. oben, S. 221.
— — (Chalcedon=) ſ. oben, S. 223, und 262.
— — (dendritiſcher) ſ. oben, S. 238.
— — (einfarbiger) } ſ. oben, S. 217.
— — (eiſengrauer) }
— — (eiſenhaltiger) ſ. oben, S. 246, f.
— — (Feld=) ſ. oben, S. 212.
— — (gelber) ſ. oben, S. 218.
— — (gelbgeſprenkelter) ſ. oben, S. 222.
— — (geſprenkelter) ſ. oben, S. 221.
— — (grauer) ſ. oben, S. 217.
— — (graugeſprenkelter) ſ. oben, S. 222.
— — (Griesſtein=) ſ. oben, S. 220.
— — (grüner) ſ. oben, S. 219.
— — (grüngeſprenkelter) ſ. oben, S. 222.
— — (grünlicher) ſ. oben, S. 217.
— — (Korallen=) ſ. oben, S. 237.
— — (Kreutz=) ſ. oben, S. 224, und 234, und Kreutz=Stein.
— — (Kryſtall=) ſ. oben, S. 252.
— — (künſtlicher) ſ. oben, S. 251, f.
— — (Kupfer=) ſ. oben, S. 219.
— — (mehrfarbiger) ſ. oben, S. 221.
— — (Milch=) ſ. oben, S. 217.
— — (morgenländiſcher) ſ. oben, S. 224.
— — (nachgemachter) ſ. oben, S. 251, f.
— — (orientaliſcher) ſ. oben, S. 224.
— — (phosphorescirender) ſ. oben, S. 220.
— — (rother) ſ. oben, S. 218.
— — (rothgeſprenkelter) } ſ. oben, S. 222.
— — (Schrift=) }
— — (ſchwarzer) ſ. oben, S. 220.

Jaspiß, (ſchwärzlicher) ſ. oben, S. 221.
— — (Sonnenwende=) ſ. oben, S. 224.
— — (ſprenklicher) } ſ. oben, S. 221.
— — (Thracier)
— — (vielfarbiger)
— — (weißer) ſ. oben, S. 217.
— — (weißgrauer) ſ. oben, S. 218.
— — (weißſprenklicher) ſ. oben, S. 222.
Jaspißartige Etamine, ſ. oben, S. 203.
Jaspißartiges Holz, ſ. oben, S. 244.
Jaspißartige Kieſel, ſ. oben, S. 212.
Jaspißartige Muſcheln u. Schnecken, ſ. ob., S. 244.
Jaspißartiger Nierenſtein, ſ. oben, S. 220.
Jaspißartige Verſteinerungen, ſ. oben, S. 243, fgg.
Jasponyx, ſ. oben, S. 258, fgg.
Jäten, ſ. Gäten.
Jatropha, die Brechnuß, oder Purgiernuß; ſ. in P.
Jatte, ſ. Mulde, Spühlkumm.
Jauch, ein Feldmaß; ſ. Jauchert.
Jauch, ein Narr; ſ. Gauch 2, im XVI Th. S. 481.
Jauche, ſ. Gauche, im XVI Th. S. 488.

Jauchert, (das) ein Wort, welches im Oberdeutſchen am üblichſten iſt, wo es auch Jauch, Juch, Jauchart, Juchart, und Juchert, lautet, obgleich in andern Gegenden ein Jauch oder Jeuch von einem Jauchart noch verſchieden iſt. Es iſt ein Feldmaß, welches ungefähr mit unſern Morgen überein kommt, aber nicht an allen Orten gleich iſt, und bald von Aeckern allein, bald aber auch von Wieſen, Weinbergen, Holzungen u. ſ. f. gebraucht wird. Am Rheinſtrohme hält ein Juchart 300 rheinl. Quadrat=Ruthen; in Baſel aber 140 baſeler Quadrat=Ruthen, oder, nach rheinl. Maß, 287 Ruthen, 72 Schuh, 92 Zoll, 54 Gran und 40 Scrupel ins Gevierte. Im Ober=Elſaß hat ein Jeuch oder Mannwerk 180 Quadrat=Ruthen, jede von 15 Fuß; anderthalb Jeuch aber ma=

machen daſelbſt ein Juchart oder ein Thauen. Zu Mömpelgard hat das Juchart 300 Quadrat-Ruthen, jede von 10 Schuh; im Durlachiſchen aber, wo Acker, Juchart und Morgen ohne Unterſchied gebraucht werden, 116 Quadrat-Ruthen. Ein Juchart Reben oder Weinberge hält in Zürich 320 Quadrat-Ruthen; in Bern, an Aeckern und Wieſen 31250 berner Quadrat-Fuß; ein Waldjuchart aber 45000; und in Bayern an Waldungen 400 Quadrat-Ruthen, die Ruthe zu 10 Fuß und den Fuß zu 12 Z.

An einigen Orten iſt es männliches Geſchlechtes, der Juchart. Es ſcheint zunächſt aus dem Lat. Jugerum entlehnt zu ſeyn, welches eben dieſelbe Bedeutung hat, aber mit Jeuch, von Joch abſtammet, und eigentlich ſo viel Acker bedeutet, als ein Mann mit einem Joch Ochſen des Tages über pflügen kann. Juchart, ein Morgen, was ein Zug des Tages eeren mag, Pictor. Jugerum, ſecundum quod communiter accipitur, eſt ſpatium terrae, quod vnum aratrum poteſt arare in die, Balbus im Catholico. S. Haken, Morgen, Pflug u. ſ. f. welche auf ähnliche Art gebraucht werden. Das Niederſ. und Holſteiniſche Juk, Jück oder Juck, welches hin und wieder gleichfalls als ein Feldmaß für Morgen gebraucht wird, iſt auch nichts anders als das Niederſ. Juk, ein Joch; ſiehe Joch.

Jauchzen, ſeine Freude durch ein lautes Freudengeſchrey an den Tag legen, und in weiterer Bedeutung, beſonders in der edlen Schreibart, den höchſten Grad der Freude empfinden und äuſſern. Da nun Joſua hörete des Volkes Geſchrey, daß ſie jauchzeten, 2 Moſ. 32, 17. Da jauchzete alles Volk und ſprach, Glück zu dem Könige, 1 Sam. 10, 24. Die Völker freuen ſich und jauchzen, daß du die Leute recht richteſt, Pſ. 67, 5. In der höhern Schreibart auch mit der dritten Perſon des perſönlichen Gegenſtandes. Jauchzet dem Herren alle Welt, Pſ. 98, 4. Jngl. mit der zweyten Endung der Sache; des Sieges jauchzen.

Dieſes Zeitwort, welches in unſern alten Denkmählern nicht vorkommt, iſt ein Frequentativum von dem im Hoch-Deutſchen unbekannten jauchen, welches noch in den niedrigen Sprecharten juchen lautet, griech. ἰαχειν, und mit demſelben von dem Zwiſchenworte juch, im Oberd. jauch, griech. ἰω, ἰου, Lat io, dem natürlichen Ausbruche der lauten ausgelaſſenen Freude, abſtammet. Mit dem ey oder hey verlängert lautet dieſes Zwiſchenwort auch juch hey! wovon man im Niederſ. ſagt, ſein Vermögen verjuchheyen, mit Freuden durchbringen, daher ein ſolcher Verſchwender auch ein Juchheyer genannt wird. So wie unſer jauchzen, von dem Oberd jauch! herſtammet, ſo hat man von juch! in den niedrigen Sprecharten juchzen, welches daſelbſt aber nur von der ausgelaſſenen, mit Schreyen begleiteten Freude des großen Haufens, beſonders betrunkener Leute, üblich iſt, dagegen jauchzen auch in der edlen, beſonders dichteriſchen Schreibart gebraucht wird. Das griech. ιακχαζειν, kommt damit ſelbſt in der Form überein.

Jauchzer, der Ausruf juch! als ein Ausbruch der wilden Freude betrachtet; ein Ausdruck, welcher ſo niedrig iſt, als dieſer Ausruf ſelbſt, ob ihn gleich Günther in die Dichtkunſt aufgenommen hat: Laß die freyen Jauchzer klingen. Im gem. Leben Juchzer.

Jauer, Jawer, L. Ducatus Jauravienſis, eins der größten und volkreichſten Fürſtenthümer in Nieder-Schleſien, welches gegen Morgen an die Fürſtenthümer Ligniß und Schweidniß, gegen Mittag an Böheim, davon es durch einen Strich des ſudetiſchen Gebirges geſchieden wird, gegen Abend auch an Böheim und an die Ober-Lauſiß, gegen Mitternacht an die Fürſtenthümer Glogau und Sagan, gränzet, und ſeit 1742 dem Könige von Preußen gehört. Es iſt mehrentheils bergig. Der Strich des ſudetiſchen Gebirges, welcher daſſelbe gegen Süden und Weſten von Böheim ſcheidet, begreift den Flinsberg oder die Abendburg, die Iſerwieſe, und das Rieſengebirge, zu welchem der Seifenberg, der Krumhübel, der Bornberg, die Schneekoppe und andere, gehören.

Die

Die Schnee= oder Rieſenkoppe iſt der höchſte Berg des Rieſengebirges und in Schleſien, ja, einer der höchſten Berge in Europa. Es raget, als ein Rieſe, unter den benachbarten auch hohen Bergen hervor, und iſt die meiſte Zeit des Jahres mit Schnee bedeckt. Diejenigen, welche ihn beſtiegen haben, berechnen den Weg, von ſeinem Fuße an bis zu ſeinem höchſten Gipfel, auf 3 deutſche Meilen; und Eph. Schilling, ehemahliger Rector zu Hirſchberg, ſoll durch mathe=matiſche Werkzeuge ausfündig gemacht haben, daß ſeine ſenkrechre Höhe 30 Stadia, oder 22500 rheinl. Schuh betrage. Wenn dieſe Höhe gewiß wäre, ſo wäre dieſer Berg der allerhöchſte in Europa; allein, es iſt an der Richtigkeit der Meſſung ſehr zu zweifeln. Denn wenn der Berg dieſe Höhe hätte, ſo würde ſein Gipfel nicht nur die meiſte Jahrszeit, ſondern beſtänd=ig mit Schnee und Eis bedeckt, und die Kälte auf dem=ſelben weit heftiger und unerträglicher ſeyn, als ſie wirklich befunden wird. Der höchſte Gipfel iſt ein ſteiniger, ſteiler und hoher Fels von weitem Umfange, auf welchen Chriſtoph Leopold Graf von Schafgotſch (deſſen Familie dieſer Berg gehört,) 1668 eine Capelle erbauen laſſen, welche 1681 eingeweihet, und dem heil. Lorenz gewidmet worden iſt, und in welcher jähr=lich fünf Mahl römiſchkatholiſcher Gottesdienſt gehal=ten wird, nähmlich am Feſte der h. Dreyeinigkeit, an Mariä Heimſuchung, am Tage des h. Lorenz, an Ma=riä Himmelfahrt und Geburt. Von dieſem höchſten Gipfel ſagt man, er ſey 4500 rheinl. Schuh über die umliegenden hohen Berge erhaben; der Weg an dem=ſelben hinan, werde, von dem ſogenannten Kamm an, eine kleine deutſche Viertelmeile geſchätzet; und der ſteinernen Stufen, auf welchen man hinan ſteige, wä=ren 11 bis 12000.

Das Fürſtenthum bringt zwar nicht ſo viel Getrei=de hervor, als zum Unterhalte ſeiner zahlreichen Ein=

woh=

wohner erforderlich iſt, (ob gleich der lembergiſche Kreis, und zum Theil auch der bunzlauiſche, einen Ueberfluß daran haben,) es hat aber andere natürliche Vortheile und Nahrungsmittel. Die Berge ſind mit Holze reichlich bewachſen; inſonderheit hat der bunzlauiſche Kreis die größten Wälder in Nieder-Schleſien. Es ſind Steinkohlen und Mühlſteine vorhanden. In den Bergen liegen viele Erze verborgen; Eiſen- und Kupfer-Bergwerke werden auch wirklich bearbeitet. Ueber Hirſchberg am Rieſengebirge findet man Topaſe, Amethyſte, Chalcedone, Opale, Carneole, und andere Edelſteine. Man hat einen Sauer-Brunnen und berühmte warme Bäder; ſ. Th. XXIII, S. 755, fgg. Der hirſchbergiſche Kreis iſt ein Schauplatz unzähliger natürlicher Merkwürdigkeiten. Von den Manufacturen und Fabriken werde ich hernach handeln.

Die Elbe hat hier am Rieſengebirge ihre Quellen. Die Iſer hat ſie hier ebenfalls und zwar auf der Iſer-Wieſe unter dem Rieſengebirge, tritt aber bald in Böheim ein. Der vornehmſte Fluß, welcher das ganze Fürſtenthum, der Länge nach, d. i. von Mittag gegen Mitternacht, durchfließt, iſt der Bober, welcher aus dem Fürſtenthume Schweidnitz kommt, unweit Kupferberg in das Fürſtenthum Jauer eintritt, und unter Leſchen daſſelbe wieder verläſſet, indem er in das Glogauiſche tritt. Der Queis, Quiſſus, welcher hier ſeinen Anfang nimmt, hat eine doppelte Quelle: eine auf der Iſerwieſe, welche nach Fegebeutel, Queiſe und Friedberg fließt; die andere über dem Dorfe Giehren oder gar über Egelsdorf, welche nach Steinau und Queisbach fließt, und ſich bey Friedberg mit der erſten vereiniget. Bald darauf macht der Queis die Gränze zwiſchen dem Fürſtenthume Jauer und der Ober-Lauſitz, und vermiſcht ſich endlich im Fürſtenthume Sagan mit dem Bober. Die wüthende

Neyße

Neyße oder das jaueriſche Waſſer fließt zwar als ein mäßiger Bach bey der Stadt Jauer vorüber, läuft aber bisweilen vom Regen und Schneewaſſer ſo ſtark an, daß er durch ſeine Ueberſchwemmungen Schaden anrichtet. Der Zaken entſpringt auf dem Rieſengebirge, und entſteht aus 3 Bächen, einer, welchen der gemeine Mann den Zakala nennt, kommt vom Zakel-Berge, von welchem er auf 100 Ellen tief herab ſtürzt, und von der Kranichwieſe; der zweyte oder der große Zaken entſpringt nicht weit vom Katzenſtein bey der Pumpelwieſe; und der dritte, oder der kleine Zaken kommt von der greifenſteiniſchen Gränze her, geht durch den Münchward, und fällt bey Ober-Petersdorf in den großen Zaken. Der vereinigte Fluß geht über Warmbrunn nach Hirſchberg, und nahe dabey in den Bober. In eben dieſen Fluß ergießt ſich auch die vom Rieſengebirge kommende Lomnitz. Die Katzbach entſteht im hirſchbergiſchen Kreiſe über Ketſchdorf, und geht in das Fürſtenthum Lignitz.

Man zählet im Fürſtenthume Jauer 13 Städte, als: Jauer, Hirſchberg, Schmiedeberg, Schönau, Warmbrunn, Kupferberg, Löwenberg (gemeiniglich Lemberg genannt,) Greifenberg, Friedberg am Queis, Liebenthal (Lübenthal, oder Löwenthal), Lähn, Bunzlau, Naumburg am Queis. Es gibt hier Meilen-lange Dörfer, ja überhaupt die größten und längſten Dörfer Schleſiens, inſonderheit im hirſchbergiſchen Kreiſe. In einem Dorfe ſind bisweilen 200 und mehrere Familien; und ſie werden nicht allein von Bauern, ſondern auch von Handwerkern, inſonderheit von Leinwand- und Schleyer-Webern bewohnet, deren Waaren weit und breit ausgeführet werden. Die Leinwand hat ſich auch ſo gar in Holland ſo berühmt gemacht, daß daſelbſt insgemein alle ſchleſiſche Leinwand nur jaueriſche Leinwand genannt wird.

Das

Das bunzlauer irdene Geſchirr iſt auch bekannt und beliebt.

Dieſes Fürſtenthum ſteht unter der Oberamts-Regierung zu Breslau, und unter der Kriegs- und Domänen-Kammer zu Glogau, und iſt in 4 Kreiſe oder Weichbilder, als: den jaueriſchen, hirſchbergiſchen, löwenbergiſchen und bunzlauiſchen Kreis abgetheilt. Die Hauptſtadt heißt gleichfalls:

Jauer, Jauravia, Jauravium, Javoria, Javorium, und liegt an der ſo genannten wüthenden Neyß oder dem jaueriſchen Waſſer. Sie hat ein altes Schloß, welches den ehemahligen Fürſten zur Wohnung gedient hat, 1648 zwar abgebrannt, aber von den Ständen der Fürſtenthümer Jauer und Schweidnitz wieder hergeſteüet worden iſt. Die Häuſer, welche den Markt-Platz umgeben, ſind mit Lauben verſehen, unter welchen man im Regenwetter trocken gehen kann; allein, ſie verunzieren die Häuſer und Stadt, und machen das unterſte Stockwerk der Häuſer vorn heraus faſt unbrauchbar.

Jauge, ſ. Draht-Maß, Viſier-Maß.

Jaune, ſ. Gelb.

Jauner, ſ. Gauner.

Jauniſſe, ſ. Gelbſucht.

Jauva, ſ. Juva.

Java, Fr. Jave, l'Iſle de Java, Ital. Giava, insgemein Groß-Java, zum Unterſchiede von Klein-Java oder Baly, genannt, iſt eine große, etwann 300 Meilen im Umfange habende, aſiatiſche Inſel auf dem indianiſchen Meere. Sie liegt nahe bey der Inſel Sumatra, welche ſich ihr gegen Nordweſten befindet, und von der ſie durch einen Arm des Meeres, welcher die Meerenge von Sonda oder Sunda genannt wird, abgeſondert iſt. Gegen Norden hat ſie die Inſeln Banca und Borneo; gegen Nordoſten, die Inſel Mandura; gegen Oſten, die Inſel Baly, und gegen Süden

das

das indianiſche Meer, welches dieſelbe von dem Lande der Eintracht abſondert.

Die natürlichſte Eintheilung dieſer Inſel iſt die, da ſie in die Küſten, und in das Innere des Landes, eingetheilet wird. Die Küſte gegen Norden, welche die beſte, und wegen ihrer Fruchtbarkeit ſowohl, als auch der Bequemlichkeit zur Handlung, die volkreichſte iſt, ſteht unter der Bothmäßigkeit der holländiſchen oſtindiſchen Compagnie, welche daſelbſt verſchiedene Städte und Forts beſitzt, und Beſatzungen darin unterhält, nach dem es die Sicherheit der Handlung erfordert. Und eben daher wird dieſe ſüdliche Küſte von Java, welche ſonſt das Königreich Jacatra in ſich begriff, jetzt das Compagnieland genannt. Die öſtliche und ſüdliche Küſte beſitzen einige noch unbezwungene Könige oder Prinzen, welche ſich hinter eine lange Reihe von Gebirgen, welche von Abend gegen Morgen quer durch die Inſel läuft, und hinter ein Geſtade begeben haben, welches ſehr gefährlich, und voll Felſen und Klippen iſt, daher man dieſe ſüdliche Küſte als höchſt gefährlich für die europäiſchen Schiffe anſieht, weswegen auch die holländiſche oſtindiſche Compagnie, aus Furcht vor dem Schiffbruche, ihren Schiffen dieſen Weg zu nehmen verbiethet. Das Innere des Landes ſteht unter der Bothmäßigkeit verſchiedener Könige und kleinerer Fürſten, indem faſt eine jede Stadt ihren eigenen Fürſten oder König hat. Es ſind aber von denſelben vornehmlich nur folgende drey Könige und deren Reiche zu merken: der von Mataran, der von Bantam, und der von Cheribon, oder Tſieribon. Dieſe drey Könige ſind von einander unabhängig und völlig ſouverän, da hingegen die andern Könige und Fürſten von ihnen, und zwar die mehreſten von dem Könige von Materan, Vaſallen ſind, als welcher ſie bey Gelegenheit einiger Kriege, durch Hülfe der holländiſchen oſtindiſchen Compagnie,

un-

unter ſeine Bothmäßigkeit gebracht hat, indem dieſe Compagnie ihm dieſe Prinzen zu unterwerfen für gut befunden hat. Gewiſſer Maßen aber ſind dieſe Könige Vaſallen von der holl. oſtindiſchen Compagnie, indem ſie ihre Macht und ihr Anſehen nicht länger behaupten können, als die Compagnie will, welche ſie unterſtützt, daher ſie denn die Freundſchaft dieſer Compagnie beyzubehalten ſuchen müſſen, und ſich auch wirklich nach deren Sinne richten. Damit die holl. Compagnie ſich dieſer Könige und Fürſten deſto mehr verſichern möge, hält ſie denſelben eigene Garden, ſie läſſet aber denſelben Gewalt über die Unterthanen und Einkünfte.

Was die **Beſchaffenheit des Landes** betrifft, ſo iſt dieſe Inſel eine der ſchönſten und fruchtbarſten auf der Welt. Alles kommt daſelbſt leicht fort, und vermehrt ſich ungemein. Die Tage und Nächte ſind beſtändig von gleicher Länge; die Wärme iſt daſelbſt gemäßigt, und immer gleich. Von Bächen und Ströhmen iſt das Land nicht allein überflüſſig, ſondern auch ſo gleichförmig und bequem durchſchnitten, daß man ſie nicht beſſer vertheilt ſehen kann, wodurch nicht nur der Ueberfluß und die Fruchtbarkeit des Landes, ſondern auch die Bequemlichkeit der Einwohner und der Schiffahrt gar ſehr befördert wird, indem die meiſten derſelben ſchiffbar ſind. Dieſe Inſel hat eine überaus große **Menge von Einwohnern**, ſo, daß es in allen Straßen auf dem Lande und in den Städten beſtändig davon wimmelt, worüber man ſich um ſo weniger verwundern wird, wenn man die ausnehmende Fruchtbarkeit dieſer Inſel erwäget, welche ſehr viele Leute aus andern Ländern, inſonderheit die Chineſer, dahin zieht, als welche ſehr geneigt ſind, ſich daſelbſt niederzulaſſen, wie ſich denn auch jährlich viele dahin begeben. Eben dieſe Chineſer ſind es auch, welche ſowohl durch ihren Fleiß im Feld- und Gartenbau die

Fruchtbarkeit der Inſel, als auch durch ihre Handlung den Abgang des Ueberfluſſes, den dieſelbe hervor bringt, ungemein vermehren, indem ſie zu beyden beſſer aufgelegt ſind, als die Javaner, welche mehr betriegeriſch, als arbeitſam, ſind.

Die Naturproducte, welche dieſes Land hervor bringt, beſtehen hauptſächlich in Reiß, welcher vornehmlich den Reichthum dieſer Inſel ausmacht. Er wächſt daſelbſt in unbeſchreiblicher Menge und von vorzüglicher Güte. Einiger Maßen kann man die in Java wachſende Menge dieſer Feldfrucht daraus abnehmen, daß die holl. oſtindiſche Compagnie, von Java aus, alle ihre Schiffe, die moluckiſchen Inſeln, und das Vorgebirge der guten Hoffnung, mit Reiß verſieht, und nach jedem von dieſen Orten jährlich ein damit völlig beladenes Schiff abſendet. Hiernächſt bringt dieſe Inſel Gerſte in Menge, wie auch verſchiedene vortreffliche Gewürz- Spezerey- Droguerey- und Arzeney-Waaren, inſonderheit Pfeffer, Ingber, Cardamomen, Zuckerrohr, (welches, wenn es reif iſt, eine doppelte Mannslänge hat,) Cocosnüſſe, Oehl, Indig (den die Chineſer daſelbſt bauen), Opium, Arek, Vogelneſter, Manguas, Citronen, Bananes, Gold-Aepfel, und kurz, alle diejenige Gattungen von Früchten, die in andern indianiſchen Ländern wachſen, hervor. Es gibt ſehr viel Wälder in Java, vornehmlich auf den Gebirgen, welche damit ſehr dick beſetzt ſind, wovon das viele Bauholz ein Beweis iſt, welches man von daher zum Schiffbau hohlet, nebſt anderm Holze, wie man denn unter andern Bäumen auch Cedern daſelbſt findet. Die gemeinſten aber ſind die Cocosbäume und der Bambou. Weinberge ſind nicht in Java, wohl aber um Batavia, als welche die Holländer angelegt, und zu einer ſolchen Fruchtbarkeit gebracht haben, daß ſie in zwey Jahren drey Mahl Frucht tragen; denn ſo bald die Traube abgebrochen

iſt, beſchneidet man den Weinſtock von neuem, und innerhalb 15 bis 16 Wochen kann man abermahl reiſe Trauben leſen. Zu Ende des vorigen Jahrhundertes wurde aus Arabien der Kaffebaum hingebracht, welcher ſehr wohl angeſchlagen iſt. Ueberdies gibt es auch in Java heilſame Bäume, von welchen das beſte Benzoe geſammelt wird. Von zahmen Thieren gibt es Rindvieh, Büffel, Schweine, Böcke, Ziegen und Schafe, welche letztere von auswärts hinein gebracht werden, aber nicht ſo gut fortkommen, als in kalten Ländern; ingleichem Pferde, die zwar klein, aber ſehr ſtark und munter ſind, und beſtändig einen ſehr hurtigen Paß gehen. Die Wälder, Gebirge und unbewohnten Oerter ſind ein Aufenthalt der Tieger, Rhinoceros, wilden Büffel, Hirſche und Schweine, Marder, wilden Katzen, Zibethkatzen, und einer großen Menge Affen, deren etliche faſt Menſchengeſtalt haben. Sonſt ſind auch in dem Gewäſſer vielerley Arten von Fiſchen, wie auch Auſtern. Aus dem Mineralreiche findet man in Java Kupfer, ja ſo gar Gold.

Was die Handlung von und nach Java betrifft, ſo haben wir bey derſelben inſonderheit drey Nationen zu betrachten, von denen die Handlung getrieben wird, nähmlich die Europäer, die Javaner, und die Chineſer, welche ſich in Java niedergelaſſen haben. Unter den Europäern ſind die Engländer die erſten geweſen, welche gegen das Ende des 16ten Jahrhundertes ſich auf der Inſel Java feſt geſetzt haben, welches anfänglich durch öffentliche Gewalt, und endlich durch Tractaten mit den Königen von Java zu Jacatra und Bantam geſchehen iſt. Im J. 1617 kamen die Holländer nach Java, und bemächtigten ſich des Forts und Contoirs der Engländer zu Jacatra, worauf dieſe ihre Handlung vollends nach Bantam zogen, und ſo lange fortſetzten, bis ihnen im J. 1680 auch dieſe Stadt von den Holländern abgenommen wurde, von welcher Zeit

an die Holländer unter allen Europäern die einzigen geblieben ſind, welche auf Java Etabliſſements haben, und dahin Handlung treiben. Ehe noch die Holländer von Bantam Meiſter wurden, trieben die Javaner, ihrer Neigung zur Handlung zu Folge, ſchon eine anſehnliche Handlung ſowohl in den verſchiedenen Häfen ihrer Inſel, als auch in den entfernteſten Orten Indiens. Ungeachtet nun dieſe Handlung ſehr abgenommen hat, und die Holländer ſich alle nur erſinnliche Mühe gegeben haben, ſie gänzlich zu ruiniren, ſo wird ſie doch noch immer fortgeſetzt, wegen der vielen Flüſſe und Häfen der Inſel, wo die Holländer nichts zu befehlen haben. Die Orte, wo ſie ihre meiſte Handlung treiben, ſind die Häfen von Groß- und Klein-Java, Sumatra, Siam, Malacca, Borneo, Celebes, Bouton, die moluckiſchen Inſeln, Banda, Solor und Timor; doch müſſen ſie für die moluckiſchen und andere davon dependirende Inſeln, als von welchen die Holländer ganz allein Meiſter ſind, von der Compagnie Erlaubniß und Päſſe haben, welche aber dieſelbe nicht anders, als mit ſchweren Koſten, ertheilt. Sie handeln auch über das Meer nach Batavia; und dieſes iſt ihr größter Handel, wegen der daſelbſt zuſammen kommenden verſchiedenen Nationen, die aus allen Theilen Aſiens ſich daſelbſt einfinden. Die vornehmſte Waare ihres Handels iſt Reiß, den ſie entweder andern zuführen, oder bey andern abhohlen. Es gibt aber auch einige unter ihnen, die mit allem demjenigen, was in der Inſel wächſt und erzeuget wird, inſonderheit mit Pfeffer, Cocosnüſſen, Oehl, Zucker, Cardamomen, Opium, Indig, Vogelneſtern, Pferden, Arek, Benzoe (welches man aber auch von der Inſel Borneo häufig dahin bringt), Ingber, Kupfer und Gold ꝛc. handeln; wofür ſie vielerley Arten ſeidene Stoffe von der Küſte aus Coromandel und Bengala, und vornehmlich Patoles von Surate, Foras, Lack,

durchſichtiges Harz, Schildkrötenſchalen, Zinn, Bley, Porzellan, Thee, Sandelholz, Elfenbein ꝛc. zurück bringen. Sie erhandeln auch allerley europäiſche Waaren, ingleichem Zimmet, Muskatennüſſe und Gewürznelken. Ihre Handlung im Kleinen beſteht in allerley europäiſchen und aſiatiſchen, und inſonderheit in den auf der Inſel Java ſelbſt erzeugten Waaren, mit welchen ſie ihre Kramläden und Gewölbe ſehr ordentlich und nett auszuzieren wiſſen. Eben dieſes, was ich bisher von der Handlung der Javaner geſagt habe, gilt auch von den Chineſern, welche ſich unter den Javanern in großer Menge niedergelaſſen haben, und mit den Eingebornen des Landes die Handlung theilen, wiewohl die Holländer ſeit 1740, da die Chineſer ſich wider ſie empöreten, und ſich ſchon der Vorſtädte von Batavia bemächtigt hatten, dieſe Chineſer ziemlich ausgerottet haben.

Javaris, eine Art wilder Schweine auf der amerikaniſchen Inſel Anguille; ſ. unter Schwein. (Wildes)

Javart, ein Geſchwür an der Feſſel oder Köthe eines Pferdes; ſ. unter Köthe.

Javelle, ſ. Reisbund, Schwaden.

Javelot, Schießſchlange; ſ. unter Schlange.

Jawort, ſ. Th. XXVIII, S. 6.

Jawer, ſ. Jauer.

Jay, ſ. Elſter.

Jayama eine indianiſche Benennung der im II Th. S. 32, fgg. beſchriebenen Ananas.

Jayet ſ. Gagath.

Jazyger, (von den Ungarn eigentlich Jaizi, Bogen-Schützen, und daher in lat. Urkunden des Mittelalters Baliſtarii, Baliſtæi, und verderbt Philiſtæi, Philiſteer, genannt,) ein Volk, ſlaviſchen Urſprunges in Ober-Ungarn, bewohnt ein Land, welches nord- und oſtwärts von der Heveſer, ſüdwärts von der Sſolnoker, und weſtwärts von der Peſther Geſpannſchaft ein-

eingeſchloſſen iſt, und ſich ungefähr 4 Meilen in die Länge, und 2 bis 3 in die Breite erſtreckt, und guten Ackerbau und Viehzucht hat. Das Volk macht etwas über 80000 Seelen aus, und zahlt an Contribution 57173 Fl. 6 Kreutzer. Das Land der Jazyger enthält 5 privilegierte Marktflecken und 8 Dörfer. Ihre Sprache iſt die ungariſche. Sie ſtehen nebſt den Cumaniern unter dem Großgrafen (Palatine) von Ungarn, oder, in deſſen Ermangelung, unter dem königl. Statthalter, welche auch den Titel eines Grafen und Richters der Jazyger führen.

Ibametara, eine Art von indianiſchen Pflaumenbaum; ſ. *Acaja*, im I Th. S. 218.

Ibe, der Ibenbaum; ſ. Taxbaum.

Ibéixuma, ein braſilianiſcher Baum, welcher runde Früchte von der Größe eines Spielballes trägt, die, wenn ſie reif ſind, ſchwarz ausſehen. Dieſe Früchte ſind auswendig mit braunen Höckern beſetzt, und enthalten eine kleberige Subſtanz, welche in fünf gleiche Abſchnitte zertheilt iſt, in deren jedem eine Anzahl brauner, länglich runder Samen, von der Größe der Senfkörner, liegen. Die Rinde dieſes Baumes iſt ebenfalls kleberig, und thut den Einwohnern eben dieſelben Dienſte, wie die ſpaniſche Seife.

Ibenhauſen, ein Dorf ½ Meile von Göppingen im Würtembergiſchen, iſt wegen des dortigen Sauer-Brunnens berühmt. Man hält das dort fließende Waſſer für mineraliſcher, als das Göppinger; ſ. Th. XIX, S. 272. Es brauſet ſtark mit ſauern Dingen, woraus nach der Evaporation ein bitteres Mittelſalz erſcheint. Von alkaliſchen Flüſſigkeiten wird es trübe, und es ſetzt ſich ein weißes Sediment; von der Solution des Bleyzuckers wird es milchicht, und ſetzt ſich weiß. Hieraus erhellet, daß ein ſtarkes erdiges Principium darin ſeyn müſſe. Es ſetzt auch im Brunnen ein ſtarkes Concretum an, welches mit ſauern Din-

gen heftig ſtreitet, und auf der Zunge einen ſubtilen penetranten Geſchmack erreget; wie denn auch aus demſelben, wenn es calcinirt worden iſt, der Magnet Eiſentheilchen auszieht. Ueber dem Waſſer ſpielt eine bunte Haut, und am Rande ſoll ein grünliches Salz gerinnen. Die Galläpfel färben das Waſſer blutroth.

Brebiſii neueſte Beſchreibung des Sauerbrunnen zu Ibenhauſen. Rotenburg, 1723, 8.

Zückerts Geſundbrunnen und Bäder Deutſchlands, 2te Aufl. Königsb. 1776, gr. 8. S. 585, f.

Iberis, ſ. den folgenden Artikel.

Iberpflanze, Baſtard-Bauernſenf, Iberis *Dill.* & *Linn.* Thlaſpidium *Rivin.* & *Tourn.* ein Pflanzengeſchlecht, welches ſich von allen nahe verwandten, aus der Familie der Kreſſe, oder derjenigen, welche vier abfallende Kelch- und vier kreuzweiſe geſtellte Blumenblätter, nebſt vier langen und zwey kurzen Staubfäden, und einen Griffel haben, durch die ungleiche Größe der vier Blumenblätter unterſcheiden läſſet. Es ſtehen nähmlich die beyden äuſſerlichen der Blume näher an einander, und ſind viel größer, als die beyden innern. Da auch dieſe viel kleinere Blättchen ſich bey manchen Arten rückwärts biegen, hat Planer darin eine Aehnlichkeit mit einer Schleiſe finden wollen, und daher dieſes Geſchlecht Schleifenblume genannt. Die faſt rundliche, platte, vorwärts eingekerbte, und gleichſam mit einem ſcharfen Rande eingefaßte, kurze Schote öffnet ſich mit ſchifförmigen Klappen, und die eyförmigen Samen ſitzen an der ſpitzigen Scheidewand. Linné ſetzt dieſes Pflanzengeſchlecht in die erſte Abtheilung ſeiner 15ten Claſſe, die er Tetradynamia ſiliculoſa nennet, worin diejenigen Pflanzen beyſammen ſtehen, deren Blumen vier lange und zwey kurze Staubfäden haben, die Samen aber in kurzen Schoten wachſen. Er hat folgende 12 Arten.

1. Staud-

1. **Staudige immerblühende Iberpflanze,** mit keilförmigen, glatträndigen und zugeſtumpften Blättern, insgemein der **canadiſche** oder **immerblühende cretiſche Federbaum** genannt, Iberis ſemperflorens frutescens, foliis cuneiformibus integerrimis obtuſis *Linn.* Thlaſpi latifolium polycarpon, leucoji foliis *Bocc.* Leucojum fruticoſum vmbellatum perſicum, foliis leucoji inſtar ſempervirentibus *Moriſ.* Thlaſpi perſicum *Riv.* Thlaſpi fruticoſum, folio leucoji, ſemperflorens *Seb.* Engl. ſhrubby Thlaſpidium. Dieſer kleine, weiche, immergrünende Strauch wächſt in Sicilien und Perſien wild. Er wird ſelten über 1½ Schuh hoch, und hat viele zarte Zweige, welche ſich ausbreiten, und, wenn ſie nicht unterſtützet werden, auf die Erde fallen. Dieſe Zweige ſind, gegen ihr Ende zu, mit Blättern beſetzt, welche das ganze Jahr über grün bleiben. Im Sommer kommen die Blumen, welche weiß ſind, und in einer Dolde wachſen, am Ende der Schößlinge heraus. Dieſe Blumen erhalten ihre Schönheit ſehr lange, und auf ſie folgen immer andere, ſo daß die Pflanzen faſt 8 Monathe lang, vom Sept. bis zu Anfange des Jun., nicht ohne Blumen ſind, welches die Pflanze zu einer ſchätzbaren Zierde der Gärten macht. Die Pflanze iſt etwas zart, daher wird ſie im Winter insgemein in den Gewächshäuſern gehalten. Setzt man ſie daſelbſt vorn unter andere niedrige Pflanzen, ſo macht ſie eine ſchöne Abwechſelung, indem ſie den ganzen Winter hindurch blühet. Ungeachtet ſie aber insgemein alſo behandelt wird, ſo kommt ſie doch in gemäßigten Wintern auch in der freyen Luft fort, wenn ſie in einer warmen Lage, und auf einem trocknen Boden ſteht. Wenn man ſie bey ſtarkem Froſt mit Matten, Erbſen- oder anderm Stroh bedeckt, kann man ſie ſehr wohl erhalten. Diejenigen Pflanzen, welche in dem freyen Felde ſtehen, kommen auch weit beſſer fort, und brin-

gen mehrere Blumen, als diejenigen, welche man in Töpfen hält. Doch muß der Boden, in den man ſie ſetzt, nicht zu fett, auch nicht zu naß ſeyn; denn ſonſt würden ſie im Sommer zu frech werden, und folglich die Kälte im Winter ſo leicht nicht ausſtehen können. Wachſen ſie aber auf einem trocknen kieſigen Boden, oder auf Schutt, ſo werden ihre Triebe kurz, und nicht ſo ſtark mit Säften angefüllt ſeyn, folglich werden ſie auch der Kälte beſſer widerſtehen können. Dieſe Pflanze bringt in unſern Gegenden ſelten Samen, daher muß man ſie aus den abgeſchnittenen Zweiglein ziehen. Wenn man dieſelben in einem der Sommermonathe einſetzt, und ſie vor der Sonne im Schatten erhält, auch gehörig begießt, ſo werden ſie in zwey Monathen Wurzeln bekommen; hernach kann man ſie entweder in Töpfe, oder in die Rabatten, wo ſie bleiben ſollen, ſetzen.

Man hat von derſelben eine Varietät mit ſcheckigen gelbgeſtreiften Blättern, die in einigen Gärten ſolcher Liebhaber, die an dergleichen Pflanzen ein Vergnügen haben, gezogen wird. Dieſe iſt nicht ſo dauerhaft als die einfarbige Sorte, daher man ſie auch im Winter etwas zarter behandeln muß. Man kann ſie ebenfalls aus abgeſchnittenen Zweiglein ziehen.

2. **Immergrüne ſtaudige Iberpflanze, mit gleichbreiten, ſpitzigen und glatträndigen Blättern,** Iberis ſempervirens frutescens, foliis linearibus acutis integerrimis *Linn.* Thlaſpi montanum ſempervirens *C. Bauh.* Thlaſpi montanum candidum *Dalech.* Thlaſpi creticum perenne, flore albo *Barrel.* Engl. evergreen mountain Candy Tuft. Man findet ſie in Candia an Felſen wild. Sie hat einen niedrigern Wuchs, als die erſte; ſie wird ſelten über 6 bis 8 Zoll hoch, auch werden die Zweige nicht ſo holzig, ſondern ſind vielmehr grasartig. Die Blätter bleiben das ganze Jahr hindurch grün, und die Blumen dauern eben ſo lange,

als

als der erſten Sorte ihre. Sie bringt bey uns ſelten Samen, ſondern wird aus den Zweiglein fortgepflanzt, welche im Sommer leicht Wurzeln bekommen. Die Pflanzen müſſen eben ſo, wie die erſte Sorte, behandelt werden, und kommen in der freyen Luft fort.

3. **Doldenförmige krautartige Iberpflanze, mit lanzettförmigen und ſcharf zugeſpitzten Blättern, wovon die untern einen ſägenartig gezahnten, die obern aber einen glatten Rand haben,** Iberis vmbellata herbacea, foliis lanceolatis acuminatis; inferioribus ſerratis, ſuperioribus integerrimis *Linn.* Thlaſpi vmbellatum creticum, iberidis folio *Bauh.* Draba, ſ. Arabis, ſ. Thlaſpi Candiæ *Dod.* Thlaſpidium creticum *Riv.* wächſt in Spanien, im Florentiniſchen, und auf der Inſel Creta, wild, und iſt eine niedrige jährige Pflanze. Sie wird ſelten über 5 bis 6 Z. hoch, und treibt, wenn ſie Platz hat, auf allen Seiten Aeſte; ſtehen ſie aber zu dicht beyſammen, ſo werden ſie lang und ſchwach. Ihre Frucht bildet flache halbkugelrunde Sträuße. Man kann ſie aus dem Samen ziehen, den man dünn, zu verſchiedenen Zeiten, in die Rabatten der Blumengärten ſäet. Man hat ſie auch vormahls zum Einfaſſen der Rabatten gebraucht, wozu aber alle niedrige jährige Pflanzen ſehr unſchicklich ſind, weil ſie der Abſicht nicht gemäß ſind, welche darin beſteht, daß ſie verhindern ſollen, daß die Erde nicht in die Wege falle, welches aber dieſe Pflanzen niemahls hindern können; und ob ſie gleich, ſo lange ſie blühen, ein ſchönes Anſehen geben, ſo währt dieſes doch nur ungefähr 2 oder 3 Wochen, und ſie werden nachher ſehr unſcheinbar. Daher muß man alle dieſe Sorten von Blumen auf kleine Plätze in die Rabatten der Blumengärten ſäen, wo ſie unter andern Blumen ein gutes Anſehen haben werden; und wenn man ſie zu zwey bis drey verſchiedenen Mahlen ausſäet, werden immer neue Blumen

auf die alten, bis in den Herbſt, folgen. Man hat von dieſer Sorte zwey verſchiedene Varietäten; eine mit rothen oder bläulichen, und eine andere mit weißen Blumen; die weiße aber iſt in den Gärten nicht gemein, ſondern man verkauft insgemein den Samen der ſechsten Sorte dafür; man kann ſie auch ſchwer unterſcheiden. Da dieſe Pflanzen das Verſetzen nicht wohl vertragen, ſo muß man, wie geſagt, den Samen dünn auf gewiſſe Flecke ſäen, und muß die Pflanzen, wenn ſie ziemlich erſtarkt ſind, verdünnern, und etwann nur 6 bis 8 zum blühen beyſammen ſtehen laſſen. Werden ſie ſolcher Geſtalt behandelt, ſo werden ſie Nebenzweige treiben, und viel ſtärker blühen, und ihre Schönheit länger behalten, als wenn ſie zu dick beyſammen ſtehen. Dieſe Pflanzen erfordern weiter keine Cultur, als daß man ſie vom Unkraute reinige.

4. **Wohlriechende krautartige Iberpflanze, mit gleichbreiten, nach oben zu erweiterten, und ſägenförmig gezahnten Blättern; wahrer cretiſcher Senf mit einer rothen und weißen Blüthe,** Iberis odorata herbacea, foliis linearibus ſuperne dilatatis ſerratis *Linn.* Thlaſpi vmbellatum creticum, flore albo odoro, minus *C. Bauh.* Sie iſt jährig, und wächſt auf den ſchweitzeriſchen und allobrogiſchen Alpen wild, und wird in den Gärten um der Varietät willen gezogen. Sie iſt niedriger und hat kleinere Blumen, als die doldenförmige, aber einen angenehmen Geruch. Sie kann übrigens, wie dieſe, fortgepflanzet, und muß eben ſo behandelt werden.

5. **Iberpflanze mit ausgeſchweiften Blättern, und einem krautartigen, nackenden und einfachen Stängel; Felſenkreſſe, Heidekreſſe, Sandkreſſe, Steinkreſſe; kleines Täſchelkraut, mit eingeſchnittenen Blättern,** Iberis nudicaulis herbacea, foliis ſinuatis, caule nudo ſimplici *Linn.* Iberis foliis pinnatis

natis caule nudo non ramoſo *Hall.* Naſturtium petræum *Tabern.* Burſa paſtoris minor, foliis inciſis *Bauh.* Burſa paſtoris minor *Dod.* Man findet ſie in ganz Europa, auf ſandigen unfruchtbaren Hügeln, und an andern Orten, und ſie kommt alſo ſelten in die Gärten. Die Blätter derſelben ſind klein, und bis an die Mittelrippe in viele Lappen zerſchnitten; ſie breiten ſich auf der Erde aus, und zwiſchen ihnen kommt ein nackender Stiel heraus, welcher 2 bis 3 Z. lang iſt, und oben kleine Dolden weißer Blumen hat. Es iſt dieſes eine jährige Pflanze, deren Same im Herbſte an diejenigen Orte geſäet werden muß, wo die Pflanzen bleiben ſollen. Sie erfordern keine andere Cultur, als daß man ſie fleißig vom Unkraute reinige. Dieſes jährige Pflänzchen findet ſich öfters zwey Mahl im Jahre, im Frühlinge und auch noch ſpät im Herbſte, und wird von den Schafen begierig aufgeſuchet.

6. **Bittere krautartige Iberpflanze, deren Blumen an Traubenkämmen ſtehen, und deren Blätter lanzenförmig, geſpitzt und ziemlich gezahnt ſind; bitterer doldentragender Feldſenf,** Iberis amara herbacea, foliis lanceolatis acutis ſubdentatis, floribus racemoſis *Lin.* Iberis foliis obuerſe lanceolatis, floribus vmbellatis *Guettard.* Iberis foliis dilatatis dentatis, floribus vmbellatis *Hall.* Thlaſpi vmbellatum aruenſe, iberidis folio *C. Bauh.* Thlaſpi vmbellatum aruenſe amarum *J. Bauh.* Thlaſpidium folio iberidis *Riv.* Thlaſpi amarum *Tabern.* Dieſe Sorte iſt in der Schweitz zu Hauſe, und hat viel ähnliches mit der dritten, iſt aber in der Geſtalt der Blätter davon unterſchieden. Ihre Wurzel iſt jährig. Ihr Stängel iſt aufrecht, und treibt nach oben zu Aeſte. Die Blätter ſind ſaftig; die Blumen ſind weiß, und machen alſo mit den rothen eine ſchöne Abwechſelung.

7. Iberpflanze mit eyrunden Blättern, wovon die an dem Stängel glatt und ſaftig ſind, und den Stängel umfaſſen, Iberis rotundifolia herbacea, foliis ouatis: caulinis amplexicaulibus laeuibus ſucceſis *Linn.* Iberis rotundifolia, foliis ſubrotundis crenatis *Royen.* Thlaſpi alpinum, folio rotundiore carnoſo, flore purpurascente *Tourn.* Sie wächſt auf den Alpen wild. Ihre Wurzel iſt bleibend, und läuft tief in die Erde. Ihre Blätter ſind glatt und weich; diejenigen, welche unmittelbar aus der Wurzel kommen, ſind oval, fleiſchicht, am Rande gekerbt, und ſitzen auf eigenen Stielen. Der Stängel wird 4 bis 5 Z. hoch, und iſt mit kleinen länglichen Blättern beſetzt, welche die Stängel mit ihrer Baſis halb umfaſſen. Die Blumen ſtehen am Ende des Stängels in einer runden, enge beyſammen ſtehenden Dolde; ſie haben eine purpurrothe Farbe, gleichen den Blumen der Wieſenkreſſe, und kommen im Junius zum Vorſchein; es folgt aber bey uns ſelten ein Same auf dieſelben. Man kann dieſe Sorte aus dem Samen ziehen, den man im Herbſte auf eine ſchattige Rabatte ſäet. Wenn die Pflanzen ſtark genug geworden ſind, daß ſie zum Verſetzen taugen, müſſen ſie wieder in eine ſchattige Rabatte, wo ſie bleiben ſollen, geſetzet, und fleißig vom Unkraute gereiniget werden.

8. Staudenartige Iberpflanze mit ſchmahlen ſpitzigen Blättern, und halbkugelrunden Blumen-Büſcheln; Iberis linifolia frutescens, foliis linearibus acutis, corymbis hemiſphæricis *Linn.* Thlaſpi luſitanicum vmbellatum, gramineo folio, purpurascente flore *Tourn.* Dieſe Sorte wächſt in Spanien und Portugal wild. Sie hat eine große Aehnlichkeit mit der zweyten, die Stängel aber breiten ſich nicht ſo weit aus. Sie wachſen gerade, werden ungefähr 7 bis 8 Z. hoch, ſind holzig und bleibend. Die Blätter ſind ſehr ſchmahl, und werden ſelten über 1 Z. lang,

ſte-

ſtehen dünn an den Stängeln, und haben keine Stiele. Die Blumen wachſen in halbrunden Dolden oben an dem Gipfel des Stängels, und ſind purpurroth. Sie blühet im May und Jun., bringt aber hier ſelten guten Samen. Man kann dieſe Sorte aus den abgeſchnittenen Zweiglein ziehen, die man eben ſo behandeln muß, wie bey der erſten Sorte angezeigt worden iſt. Einige von den Pflanzen kann man in eine warme Rabatte in einen trocknen Boden ſetzen, wo ſie die Kälte unſerer gewöhnlichen Winter ſehr wohl vertragen können. Man wird aber wohl thun, wenn man 2 bis 3 Pflanzen in Töpfen hält, die man im Winter unter einen Glastrog ſetzen kann, um die Sorte zu erhalten, im Fall diejenigen, welche in der freyen Luft ſtehen, von der ſtrengen Kälte zu Grunde gerichtet würden.

9. **Stein-Iberpflanze, mit lanzettförmigen, gleichbreiten, fleiſchigen, ſpitzigen, glatträndigen und mit Haaren eingefaßten Blättern,** Iberis ſaxatilis ſuffrutescens, foliis lanceolato-linearibus carnoſis acutis integerrimis ciliatis *Lin.* Thlaſpi ſaxatile, vermiculato folio *Bauh.* Lithonthlaſpi tertium fruticoſius, vermiculato acuto folio *Columu.* wächſt in Italien und dem mittägigen Frankreich, an trocknen ſandigen Orten, wild.

10. **Staudige Iberpflanze, deren Blätter an ihrer Spitze gezahnt ſind,** Iberis gibraltarica frutescens, foliis apice dentatis *Lin.* wächſt bey Gibraltar wild, und hat dicke, große Blätter.

11. **Arabiſche krautartige Iberpflanze, deren Schötchen an ihrer Grundfläche und Spitze in zwey Lappen getheilt, und deren Blätter eyrund und glatt ſind, und einen glatten Rand, aber keine Adern haben,** Iberis arabica herbacea, foliis ouatis glabris aveniis integerrimis, ſiliculis baſi apiceque bilobis *L.* kommt aus Arabien und Cappadocien. Ihre Wurzel iſt jährig; ihr Stängel iſt niedrig, und ihre Blumen ſind purpurroth.

12. Gefiederte krautartige Iberpflanze, mit gleichbreiten und in Querſtücke zertheilten Blättern, Iberis pinnata herbacea, foliis linearibus pinnatifidis *L.* wächſt in dem mittägigen Europa an den Küſten wild. Ihre Blumen und Schoten formiren flache Sträuße.

Ibex, ſ. Steinbock.

Ibibiraba, heißt in Braſilien ein Baum, welcher roſenförmige Blüthen, und Früchte von der Größe der Kirſchen trägt, worin verſchiedene Kerne ſitzen, die man mit dem ſüßen, und etwas harzig und ſcharf ſchmeckenden Fleiſche der Frucht ißt. Man gebraucht in Braſilien die Blätter und Blumen, mit Camara (einer Art Lantana) vermiſcht, zum Fußwaſſer bey Kopfſchmerzen, die Blumen allein aber zur Zubereitung eines Augenwaſſers.

Ibipitanga, heißt beym Marcgrave und Piſo der braſilianiſche Kirſchbaum, welcher die rothe Plinie iſt, Plinia rubra *Lin.*; ſ. Plinie.

Ibis, ägyptiſcher Kropfvogel, ehemahls der Nilreiher genannt, ein großer ägyptiſcher Vogel, welchen viele Schriftſteller mit dem Storche verwechſelt, und ägypiſchen Storch genannt haben. Aber der Ibis iſt kleiner als der Storch, und hat, nach Proportion, einen längern Hals und längere Beine. Man findet ſie weiß, und auch ſchwarz, und Aegypten nebſt der afrikaniſchen Küſte iſt ihr vornehmſter Aufenthalt; doch hat man auch einen lange Jahre zu Verſailles gehalten, davon Perrault nachher die anatomiſche Beſchreibung in den Schriften der pariſer Academie der Wiſſenſch. geliefert hat. Der weiße Vogel wird vom Ritter Linné zum Geſchlechte des Brachvogels oder Nimmerſatt (Tantalus) gerechnet, und unter der Benennung Tantalus Ibis, alſo bezeichnet: facie rubra, roſtro luteo, pedibus gryſeis, remigibus nigris, corpore rufeſcenti-albido. In der 10ten Ausgabe des lin-

linnäiſchen Syſtems heißt er noch Ardea capite laeui corpore albido, roſtro flauescente apice pedibusque nigris; beym Haſſelquiſt Ardea Ibis tota alba, pedibus atris, vnguibus arcuatis maximis; beym Dodart und Briſſon Ibis candida, Fr. l'Ibis blanc. Die Farbe ſeines Gefieders über den ganzen Körper iſt ein ſchmutziges Weiß, welches einiger Maßen in das Röthliche ſpielt; die großen Flügelfedern aber ſind ſchwarz. Der Kopf iſt rings herum von Federn entblößt, aber mit einer rothen runzeligen Haut bekleidet. Der glatte Schnabel iſt an ſeiner Wurzel dick und fahlgelb, vorn aber aurorfarbig und abgeſtumpft; übrigens ſeiner ganzen Länge nach, etwas unterwärts gekrümmt; die Spitze des Schnabels ſchließt ſich vorn nicht, indem dieſer Vogel die Schlangen und Eidechſen, die ſeine gewöhnliche Nahrung ſind, nicht mit der Spitze, ſondern mit der Seitenſchärfe des Schnabels wie mit einem Schermeſſer entzwey ſchneidet. Die Beine ſind unten roth und ſchuppig; die Klauen ſchmahl, ſpitzig und ſchwärzlich. Er klappert mit ſeinem Schnabel, beynahe wie die Störche. Sein Fleiſch iſt röthlich, wie am Lachs, und ſoll, wenn gleich der Vogel ſchon lange Zeit todt iſt, weit ſpäter, als das Fleiſch anderer Vögel, der Fäulniß unterworfen ſeyn. Dieſer Vogel iſt für Aegypten äuſſerſt nützlich, weil er, nach der Zurücktretung des ausgetretenen Niles, die Felder von den in ungeheurer Menge zurück gebliebenen Schlangen, Fröſchen, Eidechſen, Fiſchen u. ſ. w. befreyet. Die alten Aegypter bètheten ihn als eine Gottheit an, und balſamierten ihn nach ſeinem Tode, weil ſie ehemahls dadurch, vermittelſt der Iſis, von einer fürchterlichen Menge geflügelter Schlangen, welche der Wind aus Libyen nach Aegypten getrieben haben ſoll, waren befreyet worden. Es ſtand daher das Leben darauf, wenn jemand einen Ibis tödtete. Und weil man

man glaubte, daß dieſer Vogel auch aus keinem gifti-gen oder unreinen Waſſer ſaufe, reinigten ſich auch die ägyptiſchen Prieſter nur mit demjenigen, aus welchem ſie einen Ibis trinken geſehen hatten. Ueberhaupt hat dieſer Vogel gegen alle Schlangen, welche dem Menſchen oder den Früchten einigen Schaden zufügen, einen ſehr großen Haß, und verzehrt ſie nicht nur lebendig, ſondern auch, wenn ſie ſchon todt und ſtinkend ſind, und eben dadurch wendet er die Peſt von Aegypten ab (*). Man erzählt von ihm, daß er, wenn er Verſtopfung hat, mit ſeinem Schnabel ſich das Waſſer in den After ſprütze; daher Einige dieſem Vogel die Ehre anthun, ihn für den Erfinder der Klyſtiere auszugeben (**). So will man auch, daß man von ſeiner Geſtalt die meiſten Buchſtaben, von ſeinen mannichfaltigen Stellungen und Wirkungen aber die Geometrie erfunden habe. Daß er ſeine Eyer durch den Schnabel lege, und nur allein in Aegypten leben könne, und anderes Wunderbares mehr, was die Alten von dieſem Vogel behauptet haben, hat Gesner bey ſeinem Ibis zuſammen getragen.

Bey der Verſammlung der königl. Acad. d. Wiſſ. zu Berlin, am 28 Oct. 1773, zeigte Hr. Prof. Sulzer den gegenwärtigen Mitgliedern einen Vogel aus dem Geſchlechte der Störche, welcher, nach Haſſelquiſt's Beſchreibung, in ſeiner ägyptiſchen Reiſe der wahre Ibis der Aegypter zu ſeyn ſchien. Er war von der Spitze des Schnabels bis zur Spitze der Klauen 4 Fuß lang, und von der Erde nur 1 F. hoch, hatte ganz weiße Federn, und, bis an die ſchwarze Spitze, durchaus einen gelben Schnabel. Seine Zehen und Klauen ſind ebenfalls ſchwarz. Er war von dem

(*) Auertunt peſtem ab Aegypto, cum volucres angues ex vaſtitate Libyæ vento africo inuectas interficiunt atque conſumunt; ex quo fit, vt illæ nec morſu viuae noceant, nec odore mortuæ. CICERO *de nat. deor.* L. I §. 36.

(**) PLIN. *hiſt. nat.* Lib. 8, c. 27.

dem oranienburger Jäger Weinreich, an einem See, nicht weit von einem Trupp gemeiner Reiher, welche ihn verfolgten, geſchoſſen worden, und iſt jetzt in dem academiſchen Cabinete zu ſehen.

Gazette litter. de Berl. 1773, S. 355.
Berlin. Sammlungen, 6 B. 3 St. S. 269, f.

Nach dem Plinius, Belon und Ray, gibt es auch einen ſchwarzen Ibis, welcher aber weit ſeltener, als der weiße, iſt. Die Aegypter ſollen ihn Jeheras nennen. Klein nennt ihn Numenius holoſericus, den Seidenbracher, wegen des Seidenglanzes ſeiner ſchwarzen Farbe. Schenkel und Füße ſind braunroth, und die Zehen ſchwarz.

Ibiſch, Ibiſchpappel, Ibiſchwurz, *Ibiscus*; ſiehe *Althæa*, im I Th. S. 589.

Icaco. Unter dieſem Nahmen hat Plümier ein eigenes amerikaniſches Pflanzengeſchlecht beſchrieben, welches Marcgrav Guajera, Linné Chryſobalanus, und Dietrich Cacaopflaume, Andere Cocoapflaume, Coccopflaume, die ſchwarze Pflaume, oder amerikaniſche Pflaume, genannt haben, und welches mit unſern Pflaumen und Aprikoſen viele Aehnlichkeit, und einen glockenförmigen, fünffach getheilten Kelch, fünf längliche, ausgebreitete Blumenblätter, 10 Staubfäden und einen dreyfachen kurzen Griffel mit ſtumpfen Staubwegen hat, und eine große, eyförmige, ſaftige Frucht trägt, deren Nuß mit fünf Furchen durchzogen iſt, und ſich mit fünf Klappen öffnet. Engl. Cocoa plum, Maiden-plum.

Die Sorten ſind:

1. Gewöhnliche Cacaopflaume, Chryſobalanus Icaco *Linn.* Chryſobalanus frutex, Cotini fere folio, in ſummitate deliquium patiente, fructu ouali cæruleo, oſſiculum angulosum continente *Catesb.* Chryſobalanus fruticoſus, foliis orbicularis alternis, floribus laxe racemoſis *Brown.* Chryſobalanus Icaco, foliis ouatis emarginatis, floribus racemoſis, caule fruticoſo

 Miller.

Miller. Dieſe Sorte wächſt in Süd-Amerika und Weſt-Indien, inſonderheit aber nahe an dem Meere, auf der Bay von Honduras, und den bahamiſchen und caraibiſchen Inſeln, wild. Sie macht einen ſtaudenartigen, von 3 bis höchſtens 10 Schuh hohen Stängel, welcher verſchiedene Seitenzweige treibt, die mit einer dunkelbraunen, weißgefleckten Rinde bedeckt ſind. Die Zweige ſind mit wechſelsweiſe ſtehenden, kurzſtieligen Blättern beſetzt, welche ungefähr 2 Z. lang, ziemlich rund, ſtumpf, ungekerbt, glatt und glänzend, und von einer dicken lederartigen Subſtanz ſind. Aus den Flügeln der Blätter, ingleichem aus der Abtheilung der Zweige, kommen die Blumen heraus, welche in lockern Büſcheln wachſen, klein, weißlich und ohne Geruch ſind, und viele Staubfäden haben, die mit den Blumenblättern zuſammen hangen, und ſich mit gelben Kölbchen endigen. Auf die Blüthen folgen eyrunde Früchte oder Pflaumen, welche ungefähr 1 Z., oder etwas darüber, dick, zuweilen ganz glatt, zuweilen aber der Länge nach mit 5 bis 7 Furchen geſtreift ſind. Die Farbe ihrer Haut iſt, nach Beſchaffenheit des Bodens, bald hellroth, bald dunkelroth oder ſchwarz, bald blau, bald gelb, bald weißlich, bald aus allen dieſen Farben gemiſcht. Das unter dieſer Haut befindliche wenige Fleiſch iſt weiß, und hat die Conſiſtenz eines gekochten Apfels, und einen, zugleich etwas zuſammenziehenden, nicht unangenehmen Geſchmack. Der Stein dieſer Früchte iſt von verſchiedener Figur, allemahl aber oval zugeſpitzt, runzelig, und zuweilen mit 5 bis 7 Ecken verſehen; er enthält einen hohlen, ſüßen, eßbaren Kern von gleicher Geſtalt. Man genießt die Früchte entweder roh, oder mit Eſſig eingelegt. Die Spanier auf der Inſel Cuba machen eine Conſerve daraus.

2. Purpurrothe Cacaopflaume, Icaco fructu purpureo *Plum.* Chryſobalanus purpurea, foliis decom

compoſitis, foliolis ouatis integerrimis *Mill.* Die Blätter ſtehen einander gegen über, und beſtehen aus 6 bis 7 Paren gefiederter Lappen.

Da dieſe Bäume in den warmen Gegenden von Amerika einheimiſch ſind, ſo kommen ſie in unſern kältern Gegenden nicht fort, wenn ſie nicht in einem warmen Glashauſe gehalten werden. Man kann ſie aus dem Samen ziehen, den man aus ihrem Vaterlande verſchreiben muß. Dieſelben ſäet man im Frühlinge in kleine, mit leichter ſandiger Erde angefüllte Töpfe, welche man in ein Lohbeet gräbt, und öfters, aber nicht zu viel auf einmahl, begießt. In 6 Wochen werden die Pflanzen aufgehen; und 4 Wochen hernach muß man ſie, ſorgfältig von einander abgeſondert, einzeln in beſondere, mit leichter Gartenerde angefüllte Töpfe ſetzen, wieder in ein Lohbeet graben, und ſo lange im Schatten erhalten, bis ſie aufs neue eingewurzelt ſind, bey warmem Wetter mit Luft erfriſchen, und ſie im Sommer öfters, aber ſparſam, begießen. Im Herbſte muß man die Pflanzen in das Glashaus bringen, und in das Lohbeet eingraben. Im Winter darf man ſie nicht viel begießen, weil ſonſt ihre Blätter abfallen würden.

Jcan, eine Wurzel; ſ. Jkan.

Jch, das perſönliche Fürwort der erſten Perſon.

In Briefen hat man es lange für eine Art von Ehrerbiethung gehalten, das Fürwort ich, ſo viel als möglich iſt, zu verſchweigen. Nachdem Ew. — Hrn. Bruder geſtern geſehen, habe von demſelben vernommen u. ſ. f. Der gute Geſchmack hat dieſe gezwungene Höflichkeit größten Theils wieder verdränget; allein gegen einen Höhern, von deſſen Geſchmack man noch nicht überzeuget iſt, muß man ſich derſelben immer noch oft genug unterwerfen.

Im Oberdeutſchen von dem 7ten Jahrh. an ih, in den gemeinen Mundarten nur i und ei, im Angelſ. ik, im Dän. jeg, im Schwed. jag, im Isländ. eg, bey dem Ulphilas ik, bey den krimmiſchen

Tatarn ich, bey den Griechen ἐγώ, im Böotiſchen ἰώγα, ἰώγι, im Lat. ego, im Ital. io, im Franz. je, im Engl. I, im Span. y, bey den Slavoniern ia, ga, bey den kraineriſchen Wenden jeſt, im Lettiſchen es, ſelbſt bey den Hebräern, wenigſtens als ein Suffixum der Zeitwörter, י. Man wird ſich um dieſe allgemeine Uebereinſtimmung faſt aller bekannten Sprachen, welche ſelbſt in der Deklination dieſes Fürwortes ſichtbar iſt, nicht verwundern, wenn man erwäget, daß ſchon die Natur uns lehret, durch die mit dem ich verbundene Einziehung des Athems, ſein eigenes Individuum zu bezeichnen.

Da nun dieſes ich der natürliche Ausdruck ſeines eigenen Individui iſt, ſo legt ſich auch die ganze Vorſtellung, welche ein jeder von ſeiner Perſon hat, durch den Ton an den Tag, mit welchem er das ich ausſpricht, und man wird ſchon durch deſſen Hülfe ſehr tiefe Blicke in das Herz eines Jeden thun können.

Wenn ich hier eine Verſchiedenheit des Tones der Ausſprache des Wortes Ich behaupte, ſo verſtehe ich unter dem verſchiedenen Tone, nicht den beſondern Accent, welcher in einer Rede oder auch im Geſpräche auf das Ich geleget wird, um den Gegenſatz gegen eine oder mehr andere Perſonen, oder auch ſonſt eine Nüance der Rede auszudrucken; ſondern ich verſtehe hier darunter den Ton, mit welchem alle Menſchen, nach ihrem verſchiedenen Character, auch nicht ſelten nach ihrem verſchiedenen Stande, Vermögen und Anſehen, das Ich verſchieden ausſprechen. Jener Ton gehört zur Declamation im Reden; dieſer aber, von dem ich hier rede, zu der Characteriſtik der Menſchen.

Es iſt ſehr ſchwer, von bloßen Tönen ſo zu ſchreiben, daß man ſich verſtändlich macht. Ich werde alſo nur die am ſtärkſten von einander abſtechenden Beyſpiele von Tönen, womit das Ich ſo verſchieden ausgeſprochen wird, hier anführen können, um meine Leſer in den Stand zu ſetzen, dieſe Beobachtungen, wenn ſie Luſt dazu haben, in feineren Nüancen ſelbſt anzuſtellen.

Dem aufmerkſamen Beobachter entdeckt ſich der Character der Menſchen eben ſowohl in dem Tone der Sprache, als in den Minen. Das Wort Ich iſt unſtreitig einem jeden das intereſſanteſte unter allen Wörtern. Der bloße Ton der Ausſprache dieſes Wortes, allein genommen, gibt ſchon einen nicht ganz unſichern Maßſtab ab, wie groß die Begriffe ſeyn, die ein jeder von ſich ſelbſt hat, und wie groß

das

das Zutrauen ſey, welches er auf ſeine Kräfte, ſeine Fähigkeiten, ſeinen Stand, ſein Vermögen, auch auf ſeine Verwandtſchaften, ſetze; hinzugefügt aber zu andern Umſtänden, aus denen man von dem Aeuſſerlichen eines Menſchen auf ſeinen Character ſchließen kann, keine geringe Vermehrung der Größe der Wahrſcheinlichkeit mache. Wie weit iſt das Ich eines aufgeblaſenen jungen Magiſters, von dem Ich eines wahrhaftig großen Gelehrten, welcher ſo viel gelernt hat, daß er in jeder Wiſſenſchaft ſieht, wie viel wir Menſchen nicht wiſſen, ſelbſt im Tone unterſchieden! Das Ich eines honigſüßen jungen Herren, von dem Ich eines alten grämlichen Geitzhalſes; das Ich einer Bethſchweſter, von dem Ich einer Coquette; das Ich des Windbeutels, von dem Ich des beſcheidenen Mannes; das Ich des muthigen, heitern Menſchenfreundes, von dem Ich des kleinen hinterliſtigen, der nur immer auf ſeinen Vortheil ſieht; das Ich des Beherzten und des Furchtſamen, des Stolzen und des Demüthigen, des Wollüſtlinges und des Stoikers — Welch eine große Verſchiedenheit in der Ausſprache aller dieſer Ich! In dem Ich des jungen Herren, etwas anſchmiegendes, ſüßes, gezogenes; in dem Ich des grämlichen Geitzigen etwas knurrendes, welches mit dem Knurren eines am Knochen nagenden Hundes nicht wenig Aehnlichkeit hat. Das Heulende, dem Tone einer Nachteule gleichende in dem Ich der Bethſchweſter: das ſchreyende, hoch und dennoch ſtumpf tönende in dem Ich des Windbeutels; das tiefe, ſich immer gleiche Ich des beſcheidenen Mannes; das faſt unhörbare, ganz an das folgende Wort hinan gezogene, und dennoch mit einigem Stammeln hervorgebrachte Ich des Furchtſamen; der ſcharfe Ton in dem Ich des Beherzten; der ſcharfe, aber weit tiefere Ton, und die kleine Pauſe, welche der Stolze nach der Ausſprache eines ſo hochachtungswürdigen Wortes, um den ganzen Werth der großen Idee fühlen zu können, macht; alles dieſes, (nur das Ich der Coquette ausgenommen, als welches, wegen ſeiner großen Veränderlichkeit, beſonders ſtudiert werden muß,) fällt ſo ſehr in das Ohr, und kann von Jedem ſo leicht bemerket werden, daß ich eine ſehr überflüſſige Arbeit thun würde, wenn ich mich bey der Beſchreibung dieſer Töne länger aufhalten wollte.

Bey denjenigen, welche ſchwach genug dazu ſind, ihren Character vou äuſſern Umſtänden, z. B. von ihrem Stande, von ihrem Vermögen, von ihrer Schönheit, und oft von noch größern Kleinigkeiten, einrichten zu laſſen, hat auch alles dieſes einen großen Einfluß auf den Ton der Ausſprache des Ich, und macht es ſehr veränderlich. Wie ſehr iſt der Ton der Ausſprache des Ich eines Edelmannes, von dem Ich des Bauern; das Ich des Poſtmeiſters, von dem Ich des Poſtilliones; das Ich des Kirchenrathes, von dem Ich des demüthigen Candidaten; wie ſehr ſind überhaupt alle die Ich der verſchiedenen Stände, bey allen denen Leuten, welche, erwähnter Maßen, keinen Character und kein Herz, welches über ihren Stand erhaben iſt, beſitzen, von einander unterſchieden! Dieſer Unterſchied iſt vorzüglich alsdann leicht zu bemerken, wenn dieſe Perſonen mit einander in Geſellſchaft ſind, und ſich mit einander unterreden. Wenn das geendigt iſt, ſo nimmt jeder gemeiniglich den Ton des Ich, welcher ihm eigenthümlich iſt, wieder an, und die Veränderung wird oft ſo groß, daß ſie gerade das Gegentheil von dem vorigen ausmacht.

Dieſe Verſchiedenheit des Tones in der Ausſprache des Wortes Ich, erſtreckt ſich, im Ganzen genommen, ſo gar auf verſchiedene Länder und Städte. Das Ich in den demokratiſchen Cantons der Schweitz, klingt anders, als das Ich in den ariſtokratiſchen; das Ich des Spaniers anders, als das Ich des Holländers; das Ich des Franzoſen macht einen ganz andern Ton, als das Ich des Engländers. Das Ich des Deutſchen — Doch das iſt ſo verſchieden, als die Charactere der verſchiedenen Bewohner ſeiner Kreiſe ſind. Das Ich des Brandenburgers, iſt von dem Ich des Sachſen ſehr verſchieden. Mit den großen Städten iſt es eben ſo. In einigen, wo die Menſchen zur Verſchönerung der natürlichen Ordnung, und um ſich deſto mehr von den Wilden zu unterſcheiden, in Claſſen vertheilt ſind, hat ſogar jede Claſſe ein eigenes Ich, und iſt ſehr eiferſüchtig darauf, daß ja keine andere Claſſe den ihr gehörigen Ton des Ich annehmen möge. Das Ich einiger Städte iſt den Fremden verhaßt; das Ich anderer gefällt ihnen.

Noch eine Art von Leuten muß ich anführen, die einen ſehr veränderlichen Ton des Ich haben, die bey dem beſten Cha-

Character oft den häßlichſten Ton des Ich annehmen; deren Ich gemeiniglich vor der Mahlzeit ganz anders klingt, als nachher; die oft in einer Woche, alle Verſchiedenheiten der Töne, womit das Ich nur immer ausgeſprochen werden kann, durchgehen, und doch im Grunde, ſo bald es auf die Tugend und Rechtſchaffenheit ankommt, einen ſehr gleichen und beſtändigen Character haben können. Das ſind die Hypochondriſten, bey denen der Ton des Ich, mehr von ihrem Magen, als von allen andern Umſtänden, herrührt. Gemeiniglich haben ſie den Ton des beſcheidenen Ich; oft den furchtſamen, vornehmlich im Winter bey ſchlechtem und feuchtem Wetter; zuweilen bey recht heitern Tagen auch wohl den beherzten Ton.

Diejenigen, die es in der Kunſt, ſich zu verſtellen, ſehr weit gebracht haben, und Geberden annehmen können, welche ſich zu dem, was ſie ſagen, gar nicht paſſen, bringen das Ich in ſo verſchiedenen und mannigfaltigen Tönen hervor, daß man daraus auf ihren wahren Character im geringſten nicht ſchließen kann. Es iſt ihnen aber dem ungeachtet beyzukommen. Man darf nur auf den Ton des folgenden Wortes Achtung geben. Gemeiniglich legen ſie das, was ſie dem Ich genommen hatten, darauf. Ein Menſch, der ſehr von ſeinem werthen Selbſt eingenommen iſt, und einen Hang zur Prahlerey hat, wird in einer Geſellſchaft, wo er beydes nicht zeigen darf, ſo bald er von ſich, oder von dem was er gethan hat, ſpricht, zwar das Ich nicht in dem eigentlichen Tone der Prahlerey hervor bringen; das folgende Wort aber wird ſicher den Accent haben, welcher eigentlich auf dem Ich hätte liegen ſollen. Vorzüglich bey den Ausdrücken: ich drohte ihm; ich befahl ihm; ich überzeugte ihn u. ſ. w.

Die Phyſiognomie ſcheint jetzt wieder Mode zu werden. Sollte es nicht eine beträchtliche Verbeſſerung derſelben ſeyn, wenn man ihr auch eine Tonognomie hinzu fügte?

91 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1769.

Ichien, Ichin, Inck, oder Tattamy, heißt in Japan ein gewiſſes Längenmaß, womit die daſelbſt fabricirten ſeidenen und andere Zeuge gemeſſen werden. Dieſes Maß iſt auf allen Inſeln, aus welchen dieſes Reich beſteht, von gleicher Größe. Jeder Kaufmann hat nicht nur dergleichen Ichins, nach welchen er

die Waaren abmißt und verkauft, in ſeinem Laden, ſondern man ſieht auch faſt an jeder Straßen-Ecke öffentliche Ichins hängen, wo der Käufer hingehen kann, um zu ſehen, ob man ihm ein falſches Ellen-Maß gegeben habe, oder nicht. Eine ſolche Elle iſt ungefähr 6 Fuß lang, in 6 Theile, und jeder Theil wieder in 10 andere, eingetheilt, daß alſo der ganze Ichien 60 Eintheilungen hat, und beynahe 3 holländ. Ellen macht.

Ichnevmon. Dieſe griechiſche Benennung, welche wörtlich: der Nachſpürer oder Aufſucher, Inveſtigator, heißt, (von ἰχνευειν, nachſpüren,) wird von den Zoologen einer Art vierfüßiger Thiere, und einem Inſectengeſchlechte, beygeleget.

I. Unter den vierfüßigen Thieren, heißt Ichnevmon die ſogenannte Pharaonis-Raze, Pharaonis-Maus, ägyptiſche Raze, Schweinratze (wegen der ſpitzigen Schnautze, indianiſche Maus, Mauſehund der Holländer, Fr. Rat de Pharaon, welches Thier von Klein und einigen andern Naturforſchern unter die Wieſeln gerechnet, und die ägyptiſche Wieſel, oder das ägyptiſche Spurwieſelchen, genannt, weil man es ſehr häufig in Aegypten antrifft, wiewohl es auch in Indien und dem ganzen ſüdlichen Aſien, wie auch in Afrika bis an das Vorgebirge der guten Hoffnung, keine Seltenheit iſt,) von Andern aber zum Geſchlechte des Frettchens oder der Frettwieſel (Viuerra) gerechnet, und vom Ritter Linné, unter dem Nahmen Viuerra Ichnevmon, alſo bezeichnet wird: cauda e baſi incraſſata ſenſim attenuata, pollicibus remotiuſculis; Ichnevmon, Mus Pharaonis *Ariſt. Plin. Aelian. Oppian. Belon. Geſn. Aldrov. Jonſt. Charlet.* Mus indicus & Lutra Aegypti *Jonſt.* Meles digitis mediis longioribus, lateralibus æqualibus, vnguibus ſubuniformibus *Haſſelq.* l'Ichnevmon ou la Mangouſte *Briſſ.* Muſtela Ichnevmon, Mus Pharaonis vulgo, pilis ex albido & nigricante

cante variegatis veſtita *Eiusd.* la Mangouſte *de Buffon & Bomare.* Muſtela ægyptiaca, Mus Ægypti, Damulo, Donola, Lutra Ægypti *Klein.* Muſtela glauca *Rumph.* Serpenticida ſ. Muncos *Alpin.* Muſtela ſ. Viuerra Indis Mangutia *Garc.* Ichnevmon indicus ſ. orientalis; the indian Ichnevmon; l'Ichnevmon des Indes *Sebae.* Dieſes Thier iſt ungefähr ſo groß wie der Buchmarder, dem es auch in der Bildung ſehr nahe kommt; denn es hat einen kleinen Kopf, eine ſpitzige Schnautze, kurze und runde Ohren, einen kurzen Hals, welcher mit dem Kopfe beynahe von einerley Dicke iſt, einen länglichen Leib, kurze Füße und einen langen Schwanz, welcher aber nicht ſo haarig iſt, wie bey dem Buchmarder. Zwiſchen den längern ſteifen Haaren, welche theils ſchwärzlich oder aſchgrau, theils weißlich oder gelblich ſind, findet man noch auf dem ganzen Körper ein kürzeres wollichtes Haar, welches eine röthliche Farbe hat. Bey dem Männchen ſowohl, als auch bey dem Weibchen, bemerkt man nahe bey dem After eine beſondere Oeffnung, welche mit den zwey gewöhnlichen Gängen der Natur nichts gemeinſchaftliches hat, und eine Art von Beutel, worin eine ſtark riechende Feuchtigkeit enthalten iſt. Man ſagt, daß der Ichnevmon, wenn es ſehr heiß iſt, dieſen Beutel öffne, um ſich abzukühlen.

Der Ichnevmon hält ſich ſehr gern an den Ufern des Waſſers auf. Er begibt ſich bey großen Ueberſchwemmungen in hoch gelegene Gegenden, und nähert ſich oft bewohnten Gegenden, um ſeinen Raub aufzuſuchen. Er ſchleicht ſich ganz ſtille fort, und läſſet ſich in Nothfalle keinen Umweg verdrießen. Zuweilen trägt er den Kopf in die Höhe, zieht den Leib kurz zuſammen, und erhebt ſich, ſo hoch er kann, auf ſeine Beine. Zuweilen ſcheint er zu kriechen, und ſich, wie eine Schlange, auszudehnen. Oft ſetzt er ſich auf ſei-

ſeine Hinterpfoten; noch öfters ſchießt er, wie ein Pfeil, auf ſeine Beute los.

Dieſe Thiere halten ſich vornehmlich in großer Menge an dem Ufer des Niles und anderer Flüſſe auf, wo ſie den Schlangen, Eidechſen, Fröſchen, Schnecken, Inſecten, Ratzen, Mäuſen, Vögeln, Wieſeln, und andern Thieren nachſtellen; denn ſie freſſen ohne Unterſchied alles Fleiſch von lebendigen Thieren. Wegen ihrer ſehr kurzen Schnautze und ihres engen Maules wird es ihnen zwar unmöglich, große Sachen zu faſſen, und mit ihren Zähnen darauf einzubeiſſen; ſie wiſſen ſich aber für den Mangel der Waffen und Stärke durch Behendigkeit und Muth ſchadlos zu halten. Eine Katze, welche weit größer und ſtärker, als der Ichnevmon ſelbſt iſt, erwürgt er ohne viele Umſtände. Die größten Hunde fällt er an, und macht ſie entweder zu einem Angriff ſchüchtern, oder zur Gegenwehr unfähig. Er fürchtet ſich weder vor einem erboßten Hunde, oder einer heimtückiſchen Katze, noch vor dem Biſſe einer Schlange, ſondern verfolgt ſie alle mit einer wahren Blutbegierde, bis er ſie faſſen und tödten kann. Er frißt ſo gar die allergiftigſte Schlange, die Brillenſchlange, ohne Schaden; denn er kennt ein allgemeines Gegengift. So bald er die Wirkung irgend eines Giftes fühlt, eilt er ſogleich, ſein Rettungsmittel, beſonders aber eine gewiſſe Wurzel, welche die Indianer Chiri (*) nennen, und welcher ſie die Eigenſchaft eines der ſicherſten und kräftigſten Gegenmittel wider den Biß der Schlangen und Ottern zuſchreiben, aufzuſuchen. Man will ſo gar bemerkt haben, daß er die erwähnte Wurzel zu vergraben pflege, um ſich entweder dadurch wider alles Gift vorher in Sicherheit zu ſetzen, oder ſich dadurch

zu

(*) Kämpfer gibt hiervon in ſeinen *Amoenitat. exot.* S. 574, und Hr. v. Büffon im XI Th. ſeiner *Hiſt. nat.* à Par. 1769, 8. S. 135, in der Anm. c), ausführliche Nachricht.

zu heilen. Die Krokodillen-Eyer ſind für ihn ein eben ſo leckeres Eſſen, als die Hühner- und Vogel-Eyer. Er tödtet und verzehrt ſo gar die jungen Krokodille, ob dieſe gleich, wenn ſie aus dem Eye gekrochen ſind, gar bald eine merkliche Stärke beſitzen. Daß er aber, wie man erzählt hat, dem Krokodille, wenn dieſer mit offenem Maule ſchläft, in den Rachen ſpringe, ihm die Leber, und anderes Eingeweide zerfreſſe, und ſich alsdann durch den Bauch dieſes Thieres ſeinen Weg durchnage, dieſer Umſtand iſt von den neuern Naturforſchern, welche in Aegypten geweſen ſind, für ganz falſch befunden worden.

Die Naturkundigen haben zwar in der Meinung geſtanden, daß es mehrere Arten ſolcher Jchnevmons oder Pharaonis-Ratzen gebe, weil man bald größere, bald kleinere, bald verſchieden gezeichnete einzelne Thiere dieſer Art geſehen hat. Wenn man aber erwäget, daß viele in Häuſern aufgezogen worden ſind, und, wie andere zahme Hausthiere, mancherley Abänderungen erlitten haben, ſo wird man gar leicht begreifen, daß hier die Verſchiedenheit ſowohl der Farbe, als der Größe, weiter nichts, als Abänderungen, ankündigen, aber keine beſondere Gattungen vorſtellen können; um ſo viel weniger, da Hr. Graf v. Büffon ſelbſt, an zwey lebendigen, und vielen andern ausgeſtopften ägyptiſchen Ratzen, die zwiſchen ihrer Größe und ihren Farben vorfallenden Mittelarten geſehen, und bemerkt hat, daß keine von der andern durch ein deutliches und beſtändiges Merkmahl unterſchieden war. Es hat bloß das Anſehen, als ob die Pharaonis-Ratzen in Aegypten, wo ſie gleichſam unter die Hausthiere gehören, etwas größer, als in Jndien, wären, weil ſie hier nie die Freyheit verlieren, oder zahm gemacht werden.

Seba beſchreibt im 1 B. ſeines Theſaur. S. 66, Tab. 41, einen kleinen Jchnevmon, den er ſelbſt leben-

bendig beſeſſen, und von Ceylon erhalten hatte, als ein ſehr unreinliches Thier, welches auf keine Weiſe zu bändigen oder zahm zu machen war. Dagegen hielt ſich der Präſid. v. Robien in Frankreich ein ſolches kleines Thier, welches mit ſeinem Herren ſo vertraut lebte, daß dieſer, aus wahrer Zuneigung, es beſtändig in ſeinem Hute bey ſich trug, und ſowohl die Artigkeit als auch Reinlichkeit ſeines Thierchens rühmte.

Die Stimme des Thieres iſt ſchwach und ſanft, gleich einem Gemurmel. Nur alsdann läſſet es ein durchdringend helles Geſchrey hören, wenn man es ſchlägt oder böſe macht. Uebrigens erwieſen die Aegypter ihrem Ichnevmon alle Merkmahle der Verehrung; und er verdiente noch jetzt, häufiger gezogen und beſſer geſchonet zu werden, indem er, gedachter Maßen, eine große Menge ſchädlicher Thiere, beſonders die Krokodille, vertilget, und ihre Eyer ſo gar unter dem Sande zu finden weiß. Die Krokodille pflegen eine ſolche Menge Eyer zu legen, daß man vor ihrer Vermehrung zittern müßte, wenn der Ichnevmon ſie nicht ſchon im Keimen ausrottete; dieſer aber nöthigt den Krokodill, um von den 400 Eyern, welche er auf einmahl zu legen pflegt, nur einige zu retten, ſolche, ſo bald der Nil wieder in ſeine Ufer getreten iſt, auf eine kleine Inſel zu tragen.

Der Ichnevmon hat ein ſchnelles Wachsthum, aber nur ein kurzes Leben. Ariſtoteles behauptet, die Katzen und Ichnevmons brächten ſo viele Junge zur Welt, als die Hunde; ſie fräßen dieſelben oft lebendig auf, und lebten ungefähr 6 Jahre. In gemäßigten Erdſtrichen, und noch weniger in unſern kältern, kann der Ichnevmon nicht wohl auferzogen oder lange am Leben erhalten werden, wenn man ſich die Erhaltung deſſelben auch noch ſo ſehr angelegen ſeyn lieſſe. Der Wind iſt ihm gefährlich, und die Kälte tödlich. Um beyden Uebeln auszuweichen,

und ſeine Wärme nicht einzubüßen, legt er ſich rund zuſammen, und verbirgt ſeinen Kopf zwiſchen den Schenkeln.

Weil dieſe Thiere Scheuern und Häuſer von Mäuſen reinigen, haben ſie bey den Aegyptern, wie bey uns die Katzen, einen Rang unter den Hausthieren bekommen, und werden in dieſer Abſicht zahm gemacht; da ſie ſich aber in den Häuſern nicht vermehren, ſo bringt das Landvolk die Jungen nach den Städten zum Verkauf.

Das Fleiſch dieſes Thieres wird, wie Niebuhr (*) verſichert, von den Arabern gegeſſen.

Auſſer dieſer eigentlich ſo genannten Pharaonis-Ratze, gibt es noch von dieſer Art verſchiedene Varietäten; nähmlich:

Der ſogenannte ceyloniſche Fuchs, Ichnevmon ſ. Vulpecula zeylanica *Sebæ*, ſonſt auch Quil und Quirpele, von den Holländern aber Kwaſje genannt, Fr. Renard de Ceylon, Engl. the Fox of Ceylon. Er iſt kein eigentlicher Fuchs, ob er gleich, in Anſehung des Körpers, dem Fuchſe gleich kommt. In dem linnäiſchen Syſtem ſteht er unter den Frettwieſeln, und zwar als eine Unterart von der Pharaonis-Ratze. Klein ſetzt ihn unter das Wieſelgeſchlecht, und nennt ihn die ceyloniſche Wieſel, Muſtela ceylonica. Dieſes Thier hat auch wirklich einen Kopf wie die Wieſel, große, helle und lebhafte Augen, und kurze runde Ohren. Der untere Kiefer iſt viel kürzer als der obere, und beyde ſind mit ſcharfen Zähnen beſetzt. Der Hals iſt lang, die Füße aber ſind kurz, und mit 5 dicken Nägeln bewaffnet. Der Schwanz iſt rauch und dick. Die Haare ſind ziemlich lang, röthlich, mit Grau untermengt. In Anſehung der Größe gleicht

(*) Beſchreibung von Arabien, S. 167.

gleicht dieſes Thier, welches ziemlich wild und unreinlich iſt, einer Katze. Es durchwühlet gern die Erde, naget alles Holzwerk und weiche Sachen entzwey, klettert auch gern auf die Bäume. Seine Nahrung beſteht in Wurzeln, Pflanzen, Spinnen, und andern Inſecten und Würmern.

2. Der Mungo, Mungos, oder Schlangentödter, Serpenticida ſ. Muncos *Rumph.* Muſtela glauca *Linn.*; ſiehe unter Mungos.

3. Einige rechnen auch den Muffet, den Stinkfuchs, oder das Stinkthier in Neu-Spanien und Surinam, Viuerra Mephitis *L.* hieher; ſiehe Stink-Thier.

II. Unter den Inſecten, rechnet man zum Ichnevmon-Geſchlechte ſowohl die ſo genannten Raupentödter, Mouches-Ichneumones, als auch die Schlupffliegen oder Schlupfweſpen, Guêpes-Ichneumones, wovon an ſeinem Orte gehandelt wird.

Ichnographie, (wörtlich: die Beſchreibung der Fußſtapfen einer Sache, von ἴχνος, veſtigium.) der Grundriß eines Gebäudes; ein Riß, welcher die Eintheilung eines Gebäudes im Grunde deſſelben nach einem horizontalen Durchſchnitt darſtellt; Fr. le plan oder plan ichnographique d'un édifice. Siehe Abriß, Plan.

Icho, ein Staudengewächs auf den Gebirgen in Peru, welches dienen ſoll, das Queckſilber aus ſeinem Erze zu ſchmelzen, wozu ſonſt viel Holz erfordert wurde. Es ſoll ſolches ein Hüttenmeiſter daſelbſt Rodrigo de Torres erfunden haben.

Ichoglan, ſ. Itſchoglan.

Ichthyocolla, Fiſchleim, Hauſenblaſe; ſ. Th. XXII, S. 469.

Icicariba, iſt beym Marcgrav und Piſo der braſilianiſche Nahme des dortigen Elemiharzbaumes; ſiehe Th. X, S. 705.

Icog-

Jcoglan, ſ. Itſchoglan.

Jconographie, eine Beſchreibung der Bilder, die Kenntniß alles deſſen, was die Bildhauerkunſt und Mahlerey betrifft; inſonderheit die Kenntniß alter Bilder, alter Statüen, und anderer Denkmähler des Alterthumes.

Jconologie, die Erklärung der alten Monumente. Inſonderheit heißt in der Mahlerey und Bildhauer-Kunſt Jconologie ein Unterricht, wie man die Götter und Helden der Fabel, oder die Handlungen und Leidenſchaften berühmter Menſchen, nebſt den Attributen, welche ſie characteriſiren, gehörig vorſtellen ſoll.

Icterus, Fr. Ictere; ſ. Gelbſucht.

Ictis, die Kaninchenwieſel, Muſtela Furo *Linn.*; ſiehe Wieſel.

Idæa, Vaccinium Vitis Idæa Linn.; ſ. Preiſelbeere.

Idæa *bacca*, *Idæus rubus*; ſ. Himbeere.

Idealiſche Schönheit, bey den Mahlern; ſiehe Schönheit.

Idem; dieſes Ausdruckes bedient man ſich, um die Perſon, oder die Sache, die man ſchon vorher genannt hat, nicht noch einmahl nennen zu dürfen; eben derſelbe, oder eben daſſelbe.

Idemiſt, Fr. Idémiſte, nennt man, im familiären Scherz, eine Perſon, die in einer Verſammlung allemahl der Meinung der Andern beypflichtet, es ſey nun aus Gemächlichkeit, oder aus Schwäche des Geiſtes, oder aus Menſchenfurcht u. ſ. w.; ein Ja-Herr, ein Jabruder; ſ. Th. XXVIII, S. 6.

Ides, ſ. *Idus*.

Idis, eine Art Glasperlen; ſiehe unter Perle.

Idioſynkraſie, eigene Beſchaffenheit. Man verſteht darunter die einem jeden menſchlichen und thieriſchen Körper beſonders eigene Beſchaffenheit, ſowohl in Anſehung der Miſchung ſeiner flüſſigen Theile, als

auch

auch in der Einrichtung ſeines Nerven-Syſtemes, vermöge welcher mancher Menſch, oder manches Thier, ſich gegen gewiſſe äuſſere Dinge ganz anders verhält, als andere Menſchen oder Thiere zu thun pflegen. Daß z. B. einige Menſchen vom Anblick oder von der Gegenwart einer Katze, einer Spinne, einer Maus, oder eines Froſches, ohnmächtig werden, daß Andere einen Abſcheu vor Wein, oder vor Käſe, haben, und daß die Katzen, wenn ſie *Marum verum* riechen, lächerliche Sprünge machen, u. ſ. w. iſt eine Idyoſynkraſie.

Iditiot, nennen die Blumiſten eine braune Nelkenſorte mit milchfarbigen Streifen.

Idria, Ydria, oder **Hydria**, eine kleine Stadt im öſtreichiſchen Friaul, zwiſchen Krain und der Grafſchaft Görz, welche unmittelbar unter der inner-öſtreichiſchen Hofkammer zu Grätz ſteht. Sie liegt in einem tiefen Thale zwiſchen hohen Bergen und unfruchtbaren Hügeln, an dem Flüßchen Yderſcheza oder Idria, enthält ein Schloß, und ungefähr 270 zerſtreut liegende Häuſer. Was dieſen Ort hauptſächlich berühmt macht, iſt das herrliche und reiche Queckſilberbergwerk, welches wegen der reichen Ausbeute, die es gibt, eine der ergiebigſten Quellen der Einkünfte der kaiſerlichen und königlichen Kammer iſt, und wovon ich an ſeinem Orte ausführlicher handeln werde.

Idus, oder wie einige auch ſchreiben, *Eidus* (*), war bey den alten Römern der Nahme, den ſie 8 Tagen in jedem Monathe beylegten, ſo, daß ſie dieſelben rückwärts zählten, und zwar machten ſie im März, May, Jul. und October am achten, in den übrigen Monathen

(*) Vom hetruſciſchen Worte iduo, ich theile, weil ſolcher Tag den Monath gleichſam theilet, und macht, daß die nach ihm folgenden Tage ihren Nahmen von dem folgenden Monathe bekommen.

then aber am ſechsten Tage des Monathes den Anfang damit; d. i. in den gedachten vieren fielen die Idus auf den 15ten, in den andern allen aber auf den 13ten Tag des Monathes. Denn den erſten Tag in jedem Monathe nannten ſie Calendæ; darauf folgten im März, May, Jul. und Oct. ſechs, in den übrigen Monathen aber nur 4 Nonæ; auf ſolche kamen hernach die 8 Idus, und ſodann die Calendæ des folgenden Monathes.

Die Idus kommen 8 Tage nach den Nonis, es mögen nun die Nonæ am 5ten oder am 7ten Tage kommen; d. i. die Idus ſind allemahl entweder der 13te oder der 15te Monathstag; der 13te, wenn die Nonæ der 5te ſind, und der 15te, wenn die Nonæ der 7te ſind. Nach dem Tage der Nonarum und gleich am folgenden Tage, welches der 6te oder 9te iſt, ſagt man octavo Idus, oder nono Idus, und ſo weiter bis zum 12ten und 14ten Tag, welchen man durch pridie Idus bezeichnet. Am 13 oder 15ten Tage der Iduum ſchreibt man Idibus. Dieſe Art, die Tage zu rechnen, iſt noch jetzt in der römiſchen Kanzelley und im Kalender des Breviarii gebräuchlich.

Der Tag der Iduum ſelbſt war durchaus dem Jupiter heilig, daher ihm auch an demſelben allemahl ein Schaf geopfert wurde, und es gingen an demſelben andere Solennitäten mehr vor. Denn an den Idibus Januariis war den Tibicinibus erlaubt, Frauenkleider anzuziehen, und alſo durch die Stadt zu ſchwärmen. An den Idibus Februariis wurde auf der Inſel Tiberina dem Faunus ein feyerliches Opfer gebracht. An den Idibus Martiis ſtattete man einer gewiſſen Göttinn, Anna Perenna ihren Dienſt ab, wobey man allerley Gaſtereyen anſtellte, ſonderlich aber ſich am grünen Graſe an der Tiber beluſtigte, ſich einander fleißig zutrank, und wünſchte, vt annare & perennare commode liceret (daß die Göttinn einen Jeden das Jahr glücklich wolle zurück legen laſſen). Seit dem aber Cäſar an dieſem Tage war ermordet worden, hielt man ihn für einen unglücklichen Tag. An den Idibus Aprilis feyerte man das Feſt der Einweihung des Tempels, welchen Q. Fabius dem Joui Victori gelobet hatte. An den Idibus Majis feyerten die Kaufleute das Feſt des Merkur, und wuſchen ſich aus

deſſen Brunnen vor der Porta Capena; und die veſtaliſchen Jungfern warfen an dieſem Tage gewiſſe gemachte Bilderchen von dem Ponte ſublicio in die Tiber. An den Idibus Juniis ſchwärmten die Tibicines abermahls in Weibskleidern durch die Stadt, und kamen dabey in dem Tempel der Minerva zuſammen. An den Idibus Quinctilibus oder Juliis verſammelten ſich die römiſchen Ritter auf dem Campo Martio, zogen zu Pferde, in ihren Trabeis, und mit Oehl-Zweig-Kränzen auf den Häuptern, zum Tempel der Ehre, und von da auf das Capitolium, zum Andenken eines erhaltenen wichtigen Sieges über die Völker in dem Latio. Sonſt war dieſer Tag beſonders dem Caſtor und Pollux gewidmet. An den Idibus Sextilibus oder Auguſtis feyerte man das Feſt der Diana, woran die Frauen mit brennenden Fackeln in den Wald der Diana Aricina gingen, und die Diana verehrten, desgleichen auch die Jäger thaten. Auch ſchienen an dieſem Tage Herr und Knecht einerley zu ſeyn, und es war inſonderheit für die Sclaven ein Tag der Fröhlichkeit, an dem ſie ſich luſtig machen durften, weil an demſelben ehemahls Servius Tullius auch nur von einer Sclavinn geboren worden war. An den Idibus Septembribus ſchlug der oberſte Prätor den gewöhnlichen Jahr-Nagel ein, und war der Tempel des Jupiter Capitolinus eingeweihet worden. An den Idibus Octobribus wurde dem Mars auf dem Campo Martio ein Pferd geopfert. An den Idibus Nouembribus wurde ein ſolennes Gaſtmahl dem Jupiter gehalten. An den Idibus Decembribus wurde ein Wett-Rennen mit den Wägen angeſtellet, und das Pferd, welches ſich am beſten gehalten hatte, alsdann dem Mars geopfert.

Sonſt mußten an den Idibus auch die geborgten Gelder wieder bezahlet werden (*), und die Schulknaben ihr Schul-Geld an 8 Aſſibus mit bringen (**), welches 2 Gr. 3½ Pf. de-

(*) Hæc vbi loqvutus foenerator Alphius
Jamiam futurus ruſticus,
Omnem relegit Idibus pecuniam:
Quærit Kalendis ponere.
HORAT. *Epod.* II.

(**) — — — qui macro pauper agello
Noluit in Flavi ludum me mittere, magni

Quo

beträgt, und für die großen Römer auf einen ganzen Monath gewiß nicht viel heiſſen kann; wiewohl doch Einige es nicht für das Schulgeld annehmen wollen, was der Dichter ſagt, ſondern von einem Exempel, welches ihnen aufgegeben worden, zu Hauſe nachzurechnen, was von einem Capitale auf ſo oder ſo lange Intereſſen müßte gegeben werden, weil das Schulgeld nicht monathlich, ſondern jährlich, abgetragen worden ſey.

1. Je! in den gemeinen Mundarten, beſonders Nieder-Sachſens, der verkürzte Nahme Jeſus, ſo fern er in Ausrufungen gebraucht wird. Herr Je! o Je! Die ähnlichen Herr Jemi! Herr Jemini! O Jemini! ſcheinen ähnliche Verdrehungen dieſes Nahmens zu ſeyn. Siehe Jemini.

2. Je, das in Niederſachſen und im gem. Leben der Ober-Sachſen veränderte Zwiſchenwort ey! welches oft auch nur ie und i lautet, und von Einigen auch alſo geſchrieben wird. Je nun, ſo ſey es. Je, machen Sie doch keine Umſtände. Da das ſeine Jünger hörten, entſatzten ſie ſich und ſprachen: Je wer kann denn ſelig werden! Matth. 19, 25.

3. Je, eine Partikel, welche überhaupt eine Allgemeinheit bedeutet, ſowohl der Zeit, als der Sache.

I. Der Zeit.

1. Sowohl eine beſtändige ununterbrochene Fortdauer zu bezeichnen, als auch für immer, zu allen vorkommenden Zeiten und Gelegenheiten. Es iſt je einer reicher als der andere, immer. Es betrügt je einer den andern, immer. Wo man es zur Verſtärkung der Bedeutung auch wohl zu wiederhohlen pflegte; je und je, zu allen Zeiten. Wie ich je und

Quo pueri magnis è centurionibus orti,
Lævo ſuſpenſi loculos tabulamque lacerto,
Ibant octonis referentes idibus æra.

HORAT. *Sermon.* L. 1. Sat. 6.

je nicht wohl beredt geweſen, 2 Moſ. 4, 10. Ich habe dich je und je geliebt, Jer. 31, 3. Je zuweilen, je zu Zeiten, je bisweilen, für zuweilen, bisweilen, zu Zeiten, kommen auch noch zuweilen im gem. Leben der Hochdeutſchen vor.

In dieſer ganzen Bedeutung iſt es im Hochdeutſchen für ſich allein veraltet, wo man es in derſelben nur noch in der R. A. von je her kennet, d. i. von allen Zeiten, oder doch von einer ſehr langen Zeit her, von Anfange an. Er hat von je her nichts getaugt. Das iſt von je her ſeine Lieblingsmeinung geweſen.

Auch der Gebrauch dieſes Wörtchens, da es eine austheilende oder diſtributive Eigenſchaft hat, ſcheint ein Ueberbleibſel dieſer Bedeutung zu ſeyn. Sie gingen je zwey und zwey, es gingen ihrer zwey zuſammen. Sie gingen je vier, je acht. Von den allen ſoll je ein Par zu dir hinein gehen, 1 Moſ. 6, 20. Aus allerley reinem Vieh nimm zu dir je ſieben und ſieben, Cap. 7, 2. Wofür man auch mit Auslaſſung des je ſagt, ſie gingen zwey und zwey.

2. Für jemahls, zu irgend einer vergangenen oder zukünftigen Zeit, im Gegenſatze des nie, im Oberdeutſchen ie. Wer hat ſolches je geſehen und je gehöret? Eſ. 66, 8. Wer hat Gott je gelehret, Sir. 1, 3. Habt ihr auch je Mangel gehabt? Luc. 22, 35. Die Aufrichtigkeit iſt die letzte Tugend, von der wir uns je trennen ſollten. Nach andern verneinenden Wörtern, als: kein, niemand, iſt es überflüſſig und widrig; z. B. nie iſt das je erhöret worden.

II. Der Sache, für jeder, wo es im eigentlichen Verſtande doch nur noch in den Zuſammenſetzungen jeder, jeglich, jedweder, jemand u. ſ. f. üblich iſt. Indeſſen ſcheint noch ein gedoppelter Gebrauch dieſes Wörtchens davon abzuſtammen.

1. Da es eine austheilende oder diſtributive Bedeutung in Anſehung ganzer Sätze hat, in Verbindung

ung mit dem nachdem. Es iſt gleichgültig, ob dieſes oder das geſchieht, je nachdem die Umſtände es erfordern.

2. Vor zwey auf einander folgenden Comparativis, wo es eine Vertheilung eines gleichen Maßes oder Verhältniſſes über beyde bezeichnet, und jedem derſelben vorgeſetzet wird. Es wird je länger, je ſchlimmer, d. i. nach dem Maße, wie die Zeit wächſet, nach eben demſelben Maße nimmt auch der ſchlimme Zuſtand an innerer Stärke zu. Je höher du biſt, je mehr dich demüthige, Sir. 3, 20. Je länger hier je ſpäter dort. Je größer Schelm, je beſſer Glück.

Je! es ſchlägt! ein Ausruf des Bergjungen, wenn er im Horchhäuschen (ſ. Th. XXV, S. 215,) hört 10 und 4 ſchlagen; da denn die Jungen bey der erſten die Beth- und Aufſetz-Stunde halten, und bey der andern Schicht machen.

Je länger je lieber, eine Benennung verſchiedener Gewächſe, theils wegen des angenehmen Geruches der Blüthen, theils wegen des Geſchmackes der Wurzeln, je länger man dieſelben käuet, je ſüßer ſie ſchmecken; als:

1. Des Solanum Dulcamara *Linn.*; ſ. Nacht-Schatten.

2. Der Lonicera Caprifolium, und der Lonicera Periclymenum *L.*; ſ. Geiß-Blatt.

3. Des Chamæpitys *L.* oder der Feldcypreſſe; ſ. Th. VIII, S. 513.

4. Der Myoſotis ſcorpioides arvenſis; ſ. Mäuſe-Ohr.

Jean, Jeanne; ſ. Johann.

Jean blanc, (*Meſſire*) der weiße Hans, eine Art Birn; ſ. Th. V, S. 455.

Jean gris, (*Meſſire*) der graue Hans, eine Art Birn; ſ. eben daſelbſt.

St. Jean, Sanct Johannis-Inſel, iſt der Nahme einer großen und einiger kleinen, dem Könige von Frankreich gehörigen Inſeln in Nord-Amerika, in dem Meerbuſen St. Laurentii, Acadien gegen Norden. Die große Inſel St. Jean iſt nicht viel über 25 bis 30 franzöſ. Meilen lang, und in der Mitte nur 1 M. breit. Sie hat beynahe die Geſtalt eines Kreutzes, und auf beyden Seiten Spitzen. Die Seite nach dem feſten Lande zu, iſt mit Felſen verſehen, und macht zwey Meerbuſen. Das Land iſt gut, hat viel und ſchönes Gehölz, gute Weide, und einen Ueberfluß an Wildbret. Der Stockfiſchfang iſt bey dieſer Inſel allezeit gut geweſen, und der Stockfiſch, welcher daſelbſt gefangen wird, iſt eben ſo gut und groß, als derjenige, welcher bey Terreneuf und auf der großen Bank gefangen wird. Im J. 1758 eroberten die Engländer dieſe Inſel.

St. Jean de Portorico, ſ. Portorico.

Jecutu, iſt der braſilianiſche Nahme der Pflanze, von welcher die Mechoacanne oder weiße Rhabarber kommt; ſ. Mechoacanne.

Jedo, Jeddo, Jendo, Jedum, Yedo und Yendo, eine Stadt in Japan, auf der Inſel Niphon, von welcher ſie ſowohl, als von dem Reiche Japan, die Hauptſtadt und die Reſidenz des weltlichen Kaiſers iſt. Sie iſt eine von den fünf großen Handelsſtädten, welche zu den Kammergütern des Kaiſers, oder zu den Ländern der Krone gehören, und wird für die erſte, anſehnlichſte und größte im ganzen Reiche gehalten, weil die Menge ihrer Einwohner überaus groß iſt. Sie liegt in der großen Landſchaft Tookaido, in einer großen Ebene, unten an einer fiſchreichen Bay, die aber im übrigen ſehr niedrig iſt, und einen ſchlammigen Grund oder dergleichen Lehm hat; daher die Schiffe, welche eine etwas beträchtliche Ladung haben, nicht bis zur Stadt gehen können, ſondern 1

oder 2 Meilen unterhalb ausgeladen werden müſſen. Ein großer Fluß, welcher auf der weſtlichen Seite der Stadt ſeine Quelle hat, und von Einigen Tonkato oder Tonkon genennet wird, geht durch dieſelbe, und ſtürzet ſich durch fünf Mündungen in den Hafen. Jede hat ihren beſondern Nahmen und eine prächtige Brücke. Die vornehmſte dieſer Brücken, welche zugleich wegen ihrer Größe und Bauart die berühmteſte iſt, wird Niponbas, oder Hafen von Japon, genennet. Er hat 42 Klafter in die Länge. Von gedachter Brücke werden, als von einem allgemeinen Mittelpuncte, alle Entfernungen der Oerter im ganzen Reiche abgemeſſen und gerechnet. Die Stadt iſt ein Pflanzgarten von Künſtlern, Handwerkern und Kauf-Leuten; inzwiſchen wird doch, wegen der Menge müßiger Mönche und Hofleute, wie auch wegen der ſchweren Zufuhre der Lebensmittel und anderer Bequemlichkeiten, alles daſelbſt theurer, als an irgend einem andern Orte des Reiches, verkauft. Die vornehmſten Straßen dieſer Stadt, deren ſehr viele, und die meiſten 180 Ellen lang ſind, haben auf beyden Seiten eine Menge wohlverwahrter Läden von Kaufleuten, Künſtlern, Zeug- und Seidenhändlern, Materialiſten, Götzenverkäufern, Buchhändlern, Schmelzwerkhändlern, Apothekern, und andern. Ein aufgehangenes ſchwarzes Tuch bedeckt die eine Hälfte des Ladens. Die Werkſtätte gehen auf der Seite der Straße etwas hervor, und man ſieht daſelbſt ſchöne Muſter oder Zeuge von demjenigen ausgelegt, was man verkauft und in den Läden machet.

Jedſo, ſ. unter Kamtſchatka.

Jehova- oder Jehovah-Thaler, nennt man diejenigen Münzen, worauf der ſtrahlende hebräiſche Nahme Gottes vorkommt. Dahin gehören:

1. Ein rarer, im Interregno geſchlagener, Thaler der ſchwediſchen Reichsſtände, da ſie Sigismund III.

 den

den Gehorſam aufgekündigt hatten. Auf einer Seite zeigt ſich der hebräiſche Nahme Gottes JEHOVAH, um und um mit Strahlen umgeben. *Moneta Nova.* Auf dem Revers, das gekrönte ſchwediſche Wapen, in deſſen Mittelſchilde die Korngarbe, als das Stamm-Wapen des königl. Hauſes Waſa zu ſehen iſt. *Regni Sueciæ.* 1600. Man hat dergleichen auch mit den Jahrzahlen 98 und 99, welche neben dem Wapen ſtehen.

2. Ein um die Zeit, da Sigismund noch ſtarke Prätenſion an Schweden machte, geſchlagener Thaler. Av. CAROLVS. D. G. HÆRE. PRIN. SVECIÆ. Des Prinzen geharniſchtes Bruſtbild, mit dem Regimentsſtabe, das Wapen vor ſich haltend. Inwendig: DEVS. SOLATIVM. MEVM. Rev. Der ſtrahlende Nahme Gottes Jehovah: *Moneta. Nova. Stockholm.* Um den äuſſerſten Rand: FORTITVDO. MEA.‖JEHOVA. 1601. Man hat ihn auch von 1602.

3. Dergleichen. Av. GVSTAVVS. ADOLF. D. G. DESIGN. REX. SVECIÆ. Z. PRINCEPS. HÆR. Des jungen Königes geharniſchtes und belorbertes Bruſtbild, mit der Feldbinde und dem Regiments-Stabe in der rechten Hand. Ueber dem Haupte der Nahme JEHOVAH. Die innere Umſchrift: GLORIA. ALTISSIMO. SVORVM. REFVGIO. Rev. Der Heiland, und zu deſſen Rechten drey Wapen unter einer Krone. SALVATOR. MVNDI. SALVA. NOS. 1615. auch von 1616, und 17.

4. Dergleichen. Av. GVSTAVVS. ADOLF. D. G. DESIGN. REX. SVECIÆ. Z. PRINCEpS. HÆRE. Belorbertes Bruſtbild im Harniſche, und darüber der ſtrahlende Nahme Jehovah. Die innere Umſchrift: GLORIA. ALTISSIMO. SVORVM. REFVGIO. Rev. Unter einer Krone drey Wapenſchilde: VIII. SVENSKE. MARK. 1617. Iſt auch zu IIII Mark.

5. Ein münſteriſcher Friedensthaler. Av. MONASTERIVM WESTPHALIÆ. Dieſe Stadt im Proſpect, darüber die ſtrahlende Sonne, und eine Hand aus den Wolken, einen Palm- und Oehlzweig haltend; unten zur Rechten: E. K. Rev. Der Nahme Jehova in Strahlen, darunter zwey aus den Wolken hervor ragende zuſammen gefügte Hände, und in einem Kranze von Palm- und Oehlzweigen folgende Schrift in ſechs Zeilen: GEDACHTNVS DES ALLGEMEINEN FRIEDEN - SCHLVSSes IN MÜNSTER. 1648. 24. 8bris.

6. Ein nürnberger Thaler. Av. MONETA. ARGENTEA. REIP: NORIMBERGENSIS. Die in ein Dreyeck geſtellten drey nürnbergiſchen Wapen, zwiſchen Oehl- und Palmzweigen. Rev. Die Stadt, und darüber der ſtrahlende Nahme Jehovah: SVB VMBRA ALARVM TVARVM. Unten: MDCLXXX. in einer Cartouche. Iſt von verſchiedenen Stämpeln und Jahren.

Jelle, ein Fahrzeug; ſiehe Gölle 2. im XIX Th. S. 256.

Jemini! ein in Deutſchland an vielen Orten, in der Sprechart des Pöbels gebräuchlicher Ausruf. In den **Erzählungen zur Kenntniß des nordiſchen Heidenthums, aus dem Dän. Hamb. u. Kiel,** 1778 und aus dieſen, im 48 St. der **nützl. Beytr. zu den neuen Strelitz. Anzeig. v. J.** 1778, und im 88 St. der **gel. Beytr. zu den Braunſchw. Anz. v. e. d. J.** findet man folgende Erläuterung über den Ausruf: O Jemini!

„Der Ausruf: O Jemini! welcher dem Alterthume ſeinen Urſprung zu danken hat, wird verſchiedentlich gebraucht. Haben durch Verſetzung einiger, Zuſammenziehung und gänzliche Verwerfung anderer Buchſtaben viele Wörter und Redensarten aus dem Alterthume verſtümmelt zu uns kommen können, ſo iſt nichts leichter, als daß aus O Gemini, O Jemini, (O Jemine) hat ent-

ſtehen können. Ueberdies iſt die Verwechſelung des G mit dem Jod ſehr leicht wegen der ähnlichen Ausſprache, ſo wie auch das G von dem Oberſachſen ſo weich wie das Jod oft ausgeſprochen wird, daß man kaum einen Unterſchied unter beyden, dem Klange nach, bemerkt. Dieſe Gemini der Römer waren die beyden Zwillings-Brüder, Caſtor und Pollux, welche ſie bey verſchiedenen Gelegenheiten als Schutzgötter erkannten, und vorzüglich als Seegötter und Beſchützer gegen die Seeräuber göttlich verehrten. Catull widmet in dem Gedichte, worin er das Schiff lobt, womit er ein Par Reiſen nach Aſien und wieder nach Italien zurück gehan hatte, daſſelbe auf das feyerlichſte dem Caſtor und Pollux. Der häufige Gebrauch unter den Deutſchen mag vielleicht noch von den alten heidniſchen Cimbriern herrſchen, welche ſchon vor Chriſti Geburt in Geſellſchaft der Teutonen in Ober-Italien eindrangen, die Stadt Rom ſelbſt in Schrecken ſetzten, und die benachbarten Länder durch ihre häufige Seeräubereyen ſo ſehr beunruhigten, oder da die Römer tiefer in Germanien eindrangen, und bey den ſpätern Völkerwanderungen, vorzüglich in dem mittlern Zeitalter, da die Völker aus Scandinavien die fränkiſchen, engliſchen und italiäniſchen Küſten ſo häufig von der See her anfielen, worauf ſich nachher eine Nation in die andere gleichſam verlor, und durch häufige Kriege mit den verſchiedenen Sitten und Religionen anderer Nationen bekannt wurden. Wenn dem Tacitus zu trauen wäre, ſo müßte die Verehrung des Caſtor und Pollux ſehr alt unter den Deutſchen ſeyn, indem er berichtet, daß bey den Naharvalen ein dieſen Göttern geweiheter Hain geheiliget wurde, deſſen Gottheit Alcis hieſſe, worin Dithmar die Nahmen Alf, Alff, Elf, Berggötter oder gewiſſe Geiſter der nordiſchen Völker hat finden wollen, die wohl ſchwerlich den Deutſchen haben bekannt ſeyn können. So gewiß es alſo wohl iſt, daß dieſer Wunſch der Römer bey ſolchen Gelegenheiten unter unſern Vorfahren gebräuchlich und bis auf unſere Zeiten fortgepflanzet worden iſt, ſo paſſend war er auch in heidniſchen Zeitaltern bey dergleichen Gefahren. Der Ausruf: O Jemine! O Jemine! bedeutet alſo: Hilf Caſtor und Pollux, ſtehe uns bey!"

Dieſe

Dieſe Ableitung ſetzt, nach des gelehrten Hrn. Hofpr. Stoſch Urtheile, verſchiedene Dinge voraus, welche ſchwer zu erweiſen ſeyn möchten. Erſtlich, daß der Ausruf O! Gemini, als ein Verwunderungs- oder Hülfs-Ausruf, bey den Römern, und beſonders den Seefahrenden, gebräuchlich geweſen, weil ihn die Deutſchen von ihnen ſollen angenommen haben. Allein, obgleich die Römer Me Caſtor, Aedepol, als Schwur-Wörter gebrauchten, ſo wird man doch O! Gemini bey keinem einzigen Schriftſteller finden. Zweytens: die alten Cimbrier ſollen dieſen Ausruf von den Römern gelernet und nach Deutſchland gebracht haben. Aber, wenn man nicht beweiſen kann, daß er wirklich unter den Römern gebräuchlich geweſen iſt, ſo fällt auch dieſe Muthmaßung von ſelbſt hinweg. Drittens, daß der Ausruf O! Jemini, von den ſcandinaviſchen Völkern, welche die fränkiſchen, engliſchen und italiäniſchen Küſten von der See her anfielen, ſollte ausgebreitet worden ſeyn, hat ebenfalls keine Wahrſcheinlichkeit; denn von wem ſollten ihn dieſe gehört haben? Auf den fränkiſchen und engliſchen Küſten iſt er nicht gebräuchlich, und in Italien findet man ebenfalls keine Spur davon. So iſt es auch gar nicht glaublich, daß man ſolchen heidniſchen Ausruf werde angenommen haben, in dieſen Zeiten, da man alles, was nur irgend aus dem Heidenthume herſtammete, zu vertilgen ſuchte, und die Mönche mit vieler Heftigkeit dagegen eiferten. Was aus dem Tacitus, de mor. Germ. Cap. 43, erwähnet wird, daß bey den Naharvalen dem Caſtor und Pollux ein beſonderer Hain geheiligt geweſen, gehört ganz ſicher unter die Irrthümer dieſes und anderer römiſchen Schriftſteller, die ſo gern ihre eigene Gottheiten auch bey andern Völkern finden wollten.

Man hört noch an verſchiedenen Orten in Nieder-Deutſchland, unter dem Pöbel, den Ausruf Herr Jeſ! oder

oder Herr Je! welcher ohne Zweifel einen Mißbrauch des Nahmens Jeſus zum Grunde hat; und von eben ſolchem Mißbrauche ſoll, nach Einiger Meinung, das Wort Herr Jemini! entſtanden ſeyn, und ſo viel heiſſen, als: Herr Jeſu mich nicht, oder mir nie, nähmlich ſtrafe mich nicht, laß mir nie dergleichen begegnen! Dieſe Ableitung iſt, ob ſie gleich nicht ſo gelehrt iſt, doch viel wahrſcheinlicher, beſonders weil das Wort Herr, damit verknüpfet wird, welches ſich zu dem lateiniſchen Gemini gar nicht ſchicken würde.

Jempteland, Jempterland, Jemtland; ſ. Jämtland, im XXVIII Th. S. 816, fgg.

Jena, eine oberſächſiſche Stadt im Fürſtenthume Eiſenach unweit der Saale, welche an ihrer Oſt- und Südſeite fließt, in einem angenehmen Thale zwiſchen Hügeln und Bergen, auf und an welchen viel Wein wächſt. Die vornehmſte Nahrung hat dieſe Stadt von der dortigen, 1548 von Churf. Johann Friederich zuerſt geſtifteten und nach ſeinem Tode 1558 eingeweiheten berühmten Univerſität, welche der Sächſiſch-Erneſtiniſchen Linie gemeinſchaftlich zugehört. Die durch C. G. Buder's vortreffliche Sammlung hiſtoriſcher und juriſtiſcher Bücher verſtärkte, und an und für ſich ſchon ſehr beträchtliche Univerſitäts-Bibliothek, und durch die Freygebigkeit des jetzt regierenden Herzoges von Weimar und Eiſenach neu errichtete Anſtalt zum Accouchement (ſ. Th. XXII, S. 550, fgg.), und das erkaufte Walchiſche Naturalien-Cabinet, wie auch der ſchöne botaniſche Garten, verdienen vorzüglich bemerket zu werden. Es wird auch hier eine beſondere Art baumwollener Mützen gewirket, welche mit einer Art wie von Felbel aufgeſchlagen ſind, und weit debitiret werden. Ingleichem iſt das jenaiſche Bier (ſ. Th. V, S. 26,) berühmt, und die jenaiſche Seife, beliebt. Die daſigen Jahrmärkte fallen: 1)

Can-

Cantate; 2) zwey Tage vor Aegidiii, und 2) Sonnt. vor Simon Juda.

Unweit der Stadt, geht von dem Dorfe Wölnitz ein Thal an, welches von beyden Seiten mit ziemlich hohen Bergen eingeſchloſſen iſt. In demſelben iſt ein Brunnen, welcher aus einem Berge quillt, und von dem Churf. Johann Friedrich, der ſich hier nach einer Jagd vor Müdigkeit niedergeſetzt hat, der Fürſtenbrunnen genennet wird. Sein Waſſer iſt hell und klar, und wo es aus der Quelle kommt, führt es noch nicht die geringſte tophſteinartige Materie mit ſich; aber einige Büchſenſchüſſe weiter hin, nachdem es über einen Boden von feſtem Tophſteine gefloſſen iſt, überzieht es Holz, Wurzeln, Kräuter, Steine, Schnecken, und andere hinein gelegte Sachen, ungefähr innerhalb 3 Monathen mit einem weißlichen Tophſteine.

Jenipan, oder Jenipapan, eine Art indianiſcher Kürbiſſe, welche lichtgrau von Farbe, etwas länglich, und ſo groß wie ein Aenten-Ey ſind. Die Schale iſt nicht ſo hart, wie an den gemeinen Kürbiſſen, und enthält ein weißliches Fleiſch, welches mit vielen kleinen platten Körnern vermengt iſt. Dieſes alles zuſammen ſteckt man in den Mund, ſauget den Saft heraus, und ſpeyet die Körner weg. Der Geſchmack iſt etwas ſcharf, doch annehmlich, und nicht ungeſund. Der Stamm des Baumes gleicht einer Aeſche, geht gerade in die Höhe, und wird ziemlich hoch; er hat gar keine Aeſte, bis an den Gipfel, wo ſie auf einem Büſchel hervor brechen. Die Rinde iſt hellgrau, wie auch die Frucht ſelbſt. Das Holz dient zu Axthelmen und andern dergleichen Dingen.

Jenner, ſ. oben, S. 15, Jänner.

Jennet, ſ. unter Narziſſe.

Jequitinguacu, ſ. Seifenbaum.

Jerbuah, oder Gerbua, iſt der arabiſche Nahme eines kleinen vierfüßigen Thieres, welches von Einigen un-

ter

ter die Haſen gerechnet, und mit dem im XXII Th. S. 182, f. beſchriebenen Erd- oder Springhaſen verwechſelt, von Andern den Kaninchen, von Ritter Linné aber den Mäuſen beygezählet, und unter dem Trivialnahmen Mus Jaculus (der Springer) alſo bezeichnet wird: Mus cauda elongata floccoſa, palmis ſubpentadactylis, femoribus longiſſimis, brachiis breuiſſimis, d. i. eine Art Mäuſe, mit einem ſehr langen flockigen Schwanze, ſehr kurzen Vorderfüßen, welche vier Zehen und den Anſatz zu einer fünften Zehe ohne Nagel haben, aber ſehr langen Hinterfüßen; Mus ægyptius pedibus poſticis longiſſimis, cauda extremo villoſa *Haſſelquiſt*; Mus ægyptius (die ägyptiſche Maus) *Plin.* & *Geſn.* Agnus filiorum Iſrael *Alpin.* Mus montanus, Rat de montagne, (ägyptiſche Berg-Ratze oder Bergmaus) der in Aegypten wohnenden Franzoſen; Cuniculus pumilio ſaliens, cauda longiſſima *Gmel.* Erdhaſe Ejusd. fliegender Haſe Strahlenb. Cuniculus minor caudatus dauricus *Muſ. petrop.* Cuniculus ſ. Lepus indicus, Urias dictus (indianiſches Kaninchen, indianiſcher Haſe) *Aldrov.* in Aegypten Djarbua; in Arabien Jerbua oder Gerbua nach Shaw, woraus le Brün Gerbo, und Hr. v. Büffon, um dem Worte ein franzöſiſches Anſehen zu geben, Gerboiſe gemacht hat; in Sibirien und bey den Mungalen Alagtaga oder Alactacha und Olachtacha; in Rußland Semijanoi Saiz oder Babuk. Dieſes Thierchen iſt von der Größe einer Ratze, in Anſehung ſeiner Geſtalt aber weicht es in vielen Stücken von den Ratzen ab. Der Kopf iſt faſt eben ſo gebildet, wie bey den Kaninchen, nur ſind die hervorſtehenden ſchwarzen Augen größer. Der obere Kinnbacken iſt viel größer, als der untere, und ragt über dieſen hervor. Das Maul iſt mit einem Knebelbarte von langen, ſchwarzen und weißen Haaren eingefaßt. Der Schwanz iſt drey Mahl ſo lang als der Körper, und überall mit kurzen,

dicken, an der Spitze aber mit langen, ſanften Haaren beſetzt. Die fünftehalbzehigen Vorderfüße ſind kaum 1 Zoll lang, und dienen dem Thiere gar nicht zum Gehen, ſondern nur um ſich feſt zu halten, und die Speiſen an den Mund zu bringen. Die dreyzehigen Hinterfüße aber ſind weit länger als der ganze Körper, und bloß auf ihnen geht und ſteht das Thier; ſein Gang aber beſteht aus lauter ſchnellen Sprüngen; es kann auf einmahl 5 bis 6 F. weit ſpringen. Ohren und Füße ſind fleiſchfarbig. Der Obertheil des Kopfes und der Rücken ſind mit röthlichen oder fahlen, der Unterleib aber, die Seiten und die Schwanzſpitze mit weißlichen Haaren bedeckt.

Jeremiade, ſ. das Folgende.

Jeremias, Fr. Jérémie, ein Mannsnahme, inſonderheit eines von den ſo genannten vier großen Propheten.

In Beziehung auf die Klagelieder Jeremiä, ſagt man figürlich von jemanden, der immer wehklagt, jammert, wimmert, winſelt, nichts als Unglück und Böſes prophezeyet: er ſingt Klagelieder wie Jeremias, (vulgo: er klagt, wie ein altes Weib). Daher nennt man auch zuweilen im familiären Styl, ein wimmerndes und anhaltendes Wehklagen, womit man Andern beſchwerlich fällt, eine Jeremiade.

Jericho=Roſe, Anaſtatica *L.*; ſ. unter Roſe.

Jerislaw, Jeroslaw; ſ. Jaroslow.

Jerken, Yarken, die Hauptſtadt und Reſidenz des Cantaiſch oder oberſten Chans, in dem Königreiche oder Lande Kashgaar, in der freyen Tatarey, an den Ufern des kleinen Fluſſes Jlac. Sie iſt ziemlich groß, ſehr volkreich, und die Niederlage derjenigen Waaren, welche die Handlung zwiſchen Indien und dem nördlichen Theile von Aſien, ingleichem zwiſchen Tangut und Sibirien, wie auch der großen Bucharey und China, ausmachen. Es werden daſelbſt auch allerley

ley baumwollene und ſeidene Zeuge gemacht und verhandelt.

Jerſey, Jarſey, Engl. Gearſey, L. Garneſeja und vor Alters Cæſarea, eine Inſel an dem britanniſchen Meere, in der großen Bay, welche man Mont St. Michel nennt, zwiſchen den Vorgebirgen la Hogue in der Normandie, und Terebelle in Bretagne, iſt, nebſt der Inſel Garnſey (Guernſay), der Ueberreſt des Herzogthumes Normandie und der erblichen normänniſchen Länder, welche von Wilhelm, dem Eroberer, der Krone von England zufielen. Sie liegt 20 Meilen ſüdoſtwärts von Garnſey, 14 Meilen von der franzöſiſchen Küſte, und 72 von der engliſchen. Sie iſt 12 engl. Meilen lang, 6 bis 7 breit, und hat 30 im Umfange. Sie wird durch Klippen und Triebſand beſchützt, welche die Schifffahrt herum gefährlich machen. Auf der nördlichen Seite ſind die Klippen ſo hoch, daß ihre Gipfel 40 bis 50 Faden ſenkrecht von der See aufſteigen, welches ſie auf dieſer Seite unzugänglich macht; auf der Mittagſeite aber ſind die Klippen faſt mit dem Waſſer gleich. Der weſtliche Theil der Inſel war ehemahls ſehr gutes Land, jetzt aber iſt er durch die Winde, welche aus der Tiefe bis zum Gipfel der höchſten Klippen Sand aufwerfen, zu einer Wüſte geworden. Einige von den höchſten Gegenden haben gutes und ſchönes Land, da hingegen andere ſandig, kieſig oder felſig ſind. Die niedern Gegenden haben ein fruchtbares Erdreich. Der mittlere Theil iſt etwas bergig, aber mit Hecken und Obſt-Gärten ſo bepflanzt, daß er in einer gewiſſen Entfernung wie ein zuſammen hängender Wald ausſieht. Die Thäler unter den Bergen werden von ſchönen Bächen bewäſſert, welche außer einer ziemlichen Anzahl Walkmühlen, auch 40 Mahlmühlen treiben. Das Rindvieh und die Schafe ſind klein; die letztern aber geben ſchöne Wolle, und ihr Fleiſch hat einen an-

genehmen Geſchmack, welches man dem kurzen Graſe zuſchreibt. Die Pferde taugen, wie in Garnſey, nur zum Ziehen. Das einzige Wildbret ſind Haſen und Kaninchen. Die Inſel bringt allerley Bäume, Wurzeln und Kräuter, wie auch Korn, hervor; von letzterm aber nicht ſo viel, als die Einwohner brauchen, weil ſie ſich hauptſächlich auf die Strumpf-Manufactur, auf Handlung und Schiffſahrt, auf ſtarken Anbau der Obſtbäume zum Cyder, und auf Vermehrung der Hecken und Gänge legen. Ihre Felder ſind gemeiniglich mit großen Erdwällen, von 6, 8 bis 10 Fuß hoch, und von verhältnißmäßiger Dicke, umgeben, welche mit lebendigen Hecken und Bäumen bepflanzt, und deren viele mit Steinen ausgefüttert ſind. In manchen Jahren verfertigen ſie 24000 Oxhoft Cyder, doch führen ſie wenig aus, daher ſie auch, wie auch wegen des wohlfeilen Preiſes der Weine und des Branntweines, der Malzgetränke wenig bedürfen. Im Winter düngen ſie das Land mit Meergras (Vraie), und im Sommer bedienen ſie ſich deſſelben zur Feuerung; auch die Aſche davon iſt zur Verbeſſerung des Landes ſehr gut. Die Butter und das Honig ſind vortrefflich, daher ſie vier Mahl ſo theuer, als die franzöſiſchen, verkauft werden. Hummer, Krebſe, Auſtern, Meerbutten, Platteiſſen, Makrelen, ſind hier in Menge, ingleichem in den Teichen auf der Inſel Karpfen und Aale. Die Luft iſt ſowohl hier, als in Garnſey, ſehr geſund. Man iſt aber hier den Stürmen von den Abendwinden ausgeſetzt, und die Ebbe und Fluth iſt zwiſchen der großen Kette von Klippen, welche dieſe Inſel umringen, dermaßen reiſſend, daß die Schiffſahrt für diejenigen, welche nicht mit dieſer Küſte bekannt ſind, ſehr gefährlich wird. Man redet hier ſowohl engliſch, als franzöſiſch, doch das letztere am gewöhnlichſten.

Die vornehmſten Oerter auf der Inſel ſind St. Helier und St. Aubin. St. Helier, die Hauptſtadt, liegt ſehr bequem und angenehm in der Bay von St. Aubin, denn es hat das Meer gegen Südweſt, und wird gegen Mitternacht durch Berge geſchützet. Es hat ein ſteinernes Bollwerk und einen guten Hafen, beſteht aus etwann 400 Häuſern, und hat an 2000 Einwohner. St. Aubin, iſt der beſte Hafen auf der Inſel, welcher am meiſten beſucht wird. Der Ort iſt nach dem neuern Geſchmack wohl gebauet, und wird vornehmlich von Kaufleuten und Eigenthümern der Schiffe bewohnet. Der Hafen wird durch ein mit Baſtionen verſehenes Fort, und durch ein Bollwerk, welches mit dem Fort zuſammen hängt, und eben ſo, wie das zu Garnſey, in die See läuft, beſchützet. Kein Schiff kann, ohne unter den Kanonen vorbey zu ſegeln, in denſelben einlaufen. Ein Kriegsſchiff von der ſechsten Linie kann hier zur Zeit der Ebbe, und ein Schiff von 200 Tonnen zu allen Zeiten Waſſer genug haben. Ein Fahrzeug von 130 Tonnen kann mit der halben Fluth einlaufen; größere und Kriegs-Schiffe aber müſſen auf der Reede bleiben, wo ein guter Ankergrund iſt.

In Kriegszeiten handeln die Einwohner nach England und Neu-Foundland, und rüſten Kaper aus, welche gemeiniglich eine Menge Priſen aufbringen; in Friedenszeiten aber treiben ſie ein ziemliches Verkehr nach Frankreich, Spanien und Portugal. Ihre vornehmſte Manufacturen ſind geſtrickte Strümpfe, welche man Jerſey-Stockes nennt, und noch einige Wollarbeiten, zu deren Unterhaltung ihnen jährlich 2000 Stein Wolle aus England zu ziehen verſtattet wird.

Die Anzahl der Einwohner in Jerſey rechnet man auf 20000 Seelen. Ihre Sitten ſind eine Miſchung von engliſchen und franzöſiſchen; der franzöſiſchen

Spra-

Sprache aber geben ſie auf der Kanzel und vor Gerichten den Vorzug, und ſie ſprechen dieſelbe beſſer, als die Einwohner der ſüdlichen Provinzen von Frankreich.

Die Regierung der Inſel wird durch einen Gouverneur verwaltet; dieſer darf zwar nicht in den bürgerlichen Gerichten erkennen, doch wird, wegen ſeines Amtes, ſeine Gegenwart oft im Gericht erfordert, wenn entweder Acten, die den Dienſt des Königs, oder die öffentliche Ruhe und Sicherheit betreffen, paſſieren ſollen. Kein Einwohner darf ohne des Gouverneurs Erlaubniß aus der Inſel wegziehen, und kein Fremder ſich darauf niederlaſſen. Endlich iſt ſein unmittelbares Amt die Aufſicht über die königlichen Caſtelle, über die Beſatzungen, und über die Land-Militz. Dieſe letztere iſt in der Kleidung und Kriegs-Zucht den regulären Truppen ähnlich, beſteht aus 5 Regimentern zu Fuße und 2 Compagnien zu Pferde. Ueber dieß ſind in ſolchen Gegenden auf der Küſte der Inſel, wo der Feind landen könnte, Wachthäuſer errichtet, und verſchiedene Batterien von etwann 50 Achtzehnpfündern angelegt.

Die Einwohner ſind durch königliche Freybriefe für ein freyes Volk erklärt worden, welches als eingeborne Engländer behandelt wird. Sie ſind, als ein Eigenthum der Krone, von allen parlamentariſchen Hülfsgeldern (Subſidien) befreyet.

Dieſe Inſel iſt, ſo nahe unter den Augen der Franzoſen, immer ein unangenehmer Anblick für ſie, und beſonders im Kriege, wegen der vielen Kapereyen, der Kauffahrdey-Marine ſehr läſtig und nachtheilig. Der Beſitz dieſer Inſel würde Frankreich auch wegen ſeiner Lage ſehr nützlich ſeyn, da ſie nur 25 engl. Meilen von der Küſte Englands entfernt liegt, und zur Beobachtung des Einganges am Canal dienen könnte. Sie iſt aber, eben dieſer Urſache wegen, der Krone Groß-Britannien, zumahl da ſie nur 12 engl. Meilen von der normandiſchen Küſte entfernt iſt, ſehr

 werth,

werth, und daher ſind die Befeſtigungen, welche die Inſel von der Natur hat, noch durch die Kunſt vermehrt, und immer mit hinlänglichen Truppen beſetzt worden. Die Nordſeite der Inſel iſt, erwähnter Maßen, ſteil und unzugänglich, die Südſeite aber niedriger und faſt dem Meere gleich. Die Zugänge ſind überhaupt wegen der vielen Felſen, Sandbänke, und der hin und wieder angelegten Schanzen, beſchwerlich. Auſſer den zwey guten Städten, St. Helier, und St. Aubin, hat die Inſel zwey Caſtelle, deren eines Fort Eliſabeth, von der Königinn dieſes Nahmens, unter deren Regierung es angelegt iſt, den Nahmen führt, nachher unter Carl I. ſehr erweitert und zu unſern Zeiten noch feſter geworden iſt. Ein anderes gutes Caſtell, Mont Orgueil, beſchützt das Land auf einer andern Seite. Die Beſatzung zu Jerſey beſteht aus dem 78, 83 und 95 Regimente, welche etwann 100 Mann Invaliden, und 2280 Mann reguläre Truppen ausmachen; dazu kommt aber die Land-Militz, welche 3000 Mann ſtark iſt, und im Nothfalle ſind faſt alle Mannsperſonen zur Vertheidigung bewaffnet. Die ſämmtlichen Einwohner ſind der engländiſchen Regierung ſehr getreu und ergeben. Alle dieſe Umſtände machen eine Eroberung der Inſel ſehr ſchwer, und der Nutzen würde vielleicht demjenigen, was darauf verwendet werden müßte, nicht das Gleichgewicht halten. Indeſſen hatte das franzöſiſche Miniſterium doch im J. 1778, da der Marſchall von Broglio mit einem Corps an der normandiſchen Küſte ſtand, einen Anſchlag mit auf dieſe Inſel gemacht; allein, der Marſchall verlangte zur Eroberung von Jerſey 15000 Mann, und man unterließ das Project. Im J. 1779 wagte der wegen ſeines lebhaften Geiſtes ſo bekannte Prinz von Naſſau mit einer von ihm angeworbenen Legion einen Verſuch, konnte aber nicht zur Landung kommen, und ging ſogleich unverrichteter Sache wieder zurück. Er dankte ſeine Soldaten ab, und dachte nicht mehr an Jerſey.

Der Anführer der Legion von Naſſau, Bar. von Rüllecourt, wurde nebſt dem größten Theile der abgedankten Legion von dem Ritter von Luxemburg wieder in Dienſt genommen. Der Ritter, ein Günſtling des Königs und expſpectivirter Hauptmann der Leibwache, ließ ſich durch den Bar. von Rüllecourt zu einer neuen Expedition gegen Jerſey, auf welche man in der Stille die größten Zu-

rüſt-

rüſtungen machte, bereden. Rüllecourt, ein kühner Mann, der in Frankreich, wo man ihn zwar als einen tapfern Officier kannte, aber keiner beſondern Achtung würdigte, ſein Glück nicht hatte finden können, und deswegen bey der ehemahligen barer Conföderation in Dienſte gegangen war, und ſich in Polen diſtinguirt hatte, nach der Vertilgung der polniſchen Conföderation aber wieder nach Frankreich zurück gekommen, und von dem Prinzen von Naſſau, der ſein ihm ähnliches beherztes Temperament liebte, als Oberſt-Lieutenant ſeiner vorerwähnten Legion angeſetzt war, konnte bey dem Ritter v. Luxemburg deſto leichter Eingang finden, da er als Anführer bey dem verunglückten erſten Verſuche auf Jerſey, die beſte Kenntniß haben mußte. Er verſprach dem Ritter, Jerſey einzunehmen; dieſer machte dazu ein ganzes Jahr hindurch Anſtalten, die ihn auf 100,000 Livres koſteten, und hatte endlich eine Legion von beynahe 1400 Mann dazu angeworben, und mit allem Nöthigen verſehen. Den 5 Jan. 1781 wurde die Inſel von dem Bar. v. Rüllecourt mit franzöſiſchen Völkern überfallen; allein, da er zu ſchwach war, konnte er ſie nicht behaupten, und verlor ſelbſt das Leben. Eine umſtändliche Geſchichte dieſer letztern franzöſiſchen Unternehmung auf Jerſey, welche viel Sonderbares und gewiſſer Maßen Romantiſches hat, (indem ſich bey der Legion ein Officier des Groß-Moguls aus Indien, Emir Suad, einfand, welcher nach Europa gekommen war, um ſeine Kenntniſſe zu erweitern, und, mit orientaliſcher Hitze, durchaus Engländer tödten wollte,) und welche die Engländer ſelbſt eine auſſerordentliche Begebenheit, eine Begebenheit ohne Beyſpiel, nennen, findet man unter andern, im 2 St. des 1 Jahrg. des polit. Journals, v. Febr. 1781, S. 154 — 167.

Von Neu-Jerſey, einer ehemahligen engliſchen Colonie in Nord-Amerika, welche jetzt zu den 13 vereinigten nordamerikaniſchen Staaten gehört; ſ. in N.

Jerun-Crochen, eine Münze, welche in den Ländern des türkiſchen Kaiſers geſchlagen wird, und daſelbſt für einen halben Ducaten gangbar iſt.

Jeruſalem, die Hauptſtadt in Paläſtina, auf dem Berge Zion. Das alte, aus der bibliſchen Geſchichte bekannte, Jeruſalem hieß zu Abrahams Zeiten Salem, hernach Jebus. Das heutige Jeruſalem ſteht in der Mitte und auf dem beſten Platze der alten Stadt, welche von Titus Veſpaſianus, 70 Jahre nach Chriſti Geburt, zerſtöret wurde, nimmt aber nicht den ganzen Umfang derſelben ein. Was damahls übrig blieb oder wieder aufgerichtet wurde, ließ Kaiſer Aelius Hadrianus, bey einer Empörung der Juden, im J. 136, völlig ſchleifen, und auf der Stelle, wo die Stadt geweſen war, eine neue aufbauen, welche mit römiſchen Bürgern beſetzt wurde, und den Nahmen Aelia Capitolina bekam. Indeſſen wurde doch der alte Nahme Jeruſalem, unter den chriſtlichen Kaiſern, der neuen Stadt wieder gewöhnlich beygelegt. Die Juden, denen K. Hadrian den Zugang zu dieſer Stadt, bey Todesſtrafe, verbothen hatte, erlangten von K. Julian, im 4ten Jahrhundert, die Erlaubniß, ihren Tempel wieder herzuſtellen, wozu er ſelbſt die Koſten hergeben wollte. Allein, da zu verſchiedenen Mahlen Feuer aus der Erde brach und die Bauleute verbrannte, ſo unterblieb dieſes Vorhaben, welches nachher nie wieder verſucht wurde.

Nachdem Jeruſalem eine Zeit lang unter der Herrſchaft der morgenländiſchen Kaiſer geſtanden hatte, gerieth es nach und nach in die Gewalt der mittlern perſiſchen Könige, der muhamedaniſchen Araber, der ſeldſchukiſchen Osmanen, und der abendländiſchen Chriſten, die bey ihrem erſten Kreutzzuge, 1098, Jeruſalem eroberten, und ein chriſtliches Königreich daſelbſt errichteten, welches aber durch die ägyptiſchen Sultane bald zernichtet wurde. Hierauf herrſchten abwechſelnd die Sultane von Damaſcus und von Bagdad über dieſe Stadt, bis ſie wieder den Sultanen von Aegypten unterwürfig wurde. Seit 1517, da der

tür-

türkiſche Sultan Selim I. Herr über Aegypten wurde, ſteht nun Jeruſalem unter den türkiſchen Kaiſern, die ſich, in ihrem Titel, **Diener und Herren dieſer heiligen Stadt** nennen.

Auf der Oſt- und Weſt-Seite ſteht die jetzige Mauer, welche 1534 erbauet wurde, auf der Stelle der alten; gegen Süden und Norden aber hat die heutige Stadt einen engern Umfang, ſo, daß der eigentliche Berg Zion nun auſſerhalb derſelben iſt. Falſch iſt es aber, daß **Golgatha** oder der Calvarienberg innerhalb der Mauern iſt, ob man ihn gleich den Pilgrimmen betrieglicher Weiſe darin zeigt. Der **Davidsthurm** iſt ein verfallenes Caſtell, welches von den Piſanern, in der Periode der Kreutzzüge, ſoll erbauet worden ſeyn.

Die Straßen und Häuſer des heutigen Jeruſalems ſind ſchlecht, und man hat kein anderes, als Regen-Waſſer, welches man in Ciſternen für das ganze Jahr ſammelt. Die Einwohner ſind theils muhamedaniſche Türken und Araber, theils Juden, (und zwar ſowohl Karaiten, als Talmudiſten,) welche daſelbſt 7 Synagogen haben, theils griechiſche, armeniſche, ſyriſche, koptiſche ꝛc. und römiſch-katholiſche Chriſten. Dieſe letztern haben, nebſt den Griechen, Armeniern und Kopten, Antheil an der **Kirche des heil. Grabes**, wofür ſie den Türken viel bezahlen müſſen. Die Katholiken dürfen allein Meſſe bey dem vermeinten h. Grabe leſen; doch iſt allen Chriſten verſtattet, ihre Andacht bey demſelben zu verrichten, wie denn auch jede chriſtliche Secte ihre Mönche bey dieſer Kirche hat. Die Griechen beſitzen das Chor derſelben. Die Katholiken haben auch das **Kloſter zum heil. Erlöſer**, welches den Vätern vom h. Lande, einem Zweige des Franciscaner-Ordens, gehört, und mit Mönchen aus allerley Nationen beſetzt iſt. Der Guardian deſſelben iſt päpſtlicher Commiſſarius im ganzen Orient,

und ertheilt den Ritterorden des heil. Grabes. Er wird alle 3 Jahre abgelöſet. Die europäiſchen Pilgrimme werden, ohne Rückſicht auf ihre Secte, in dieſem Kloſter ſehr wohl verpfleget. Die Apotheke deſſelben iſt vortrefflich verſehen, und in derſelben wird der Balſam von Jeruſalem verfertiget. Die armeniſchen, koptiſchen, ſyriſchen Chriſten haben auch ihre Kirchen und Klöſter; am meiſten aber die Griechen. In demjenigen, welches an die Kirche des heil. Grabes ſtößt, wohnt ihr Patriarch von Jeruſalem und ganz Paläſtina, Syrien und Arabien, unter dem die Biſchöfe von Bethlehem und von Nazareth ſtehen.

An der Stelle des ehemahligen jüdiſchen Tempels ſteht die muhamedaniſche Haupt-Moſchee, welche, nach denen von Mecca und Medina, für die heiligſte gehalten wird. Der ſo genannte Pallaſt des Pilatus iſt die Wohnung des türkiſchen Muſelim, oder Befehlshabers von Jeruſalem und dem dazu gehörigen Diſtricte.

Der Oehlberg, welcher von den Olivenbäumen den Nahmen hat, womit er noch jetzt zum Theil bewachſen iſt, liegt ¼ Stunde von Jeruſalem, gegen Morgen, und iſt der höchſte unter den Bergen, welche Jeruſalem umgeben. Zwiſchen demſelben, und dem Berge, worauf Jeruſalem ſteht, iſt das Thal Joſaphat, durch welchen der Regenbach Kidron fließt.

Figürlich nennt man den Himmel und die Herrlichkeit der Seligen, das neue Jeruſalem, das himmliſche Jeruſalem ꝛc.

In der Andachtsſprache heißt zuweilen Jeruſalem, eine Verſammlung von Perſonen, welche Geſchmack an geiſtlichen Betrachtungen und heiligen Geſprächen finden, im Gegenſatz Aegyptens, d. i. der Weltkinder.

Jeruſalems=Apfel, ſiehe unter *Malum.*

Jeruſalems=Artiſchocke, eine Benennung der in Niederſachſen ſo genannten Erdäpfel, oder Erdartiſchocken, Helianthus tuberoſus *Linn.*; ſ. Th. XI, S. 223, fgg.

Jeruſalems=Blume, Lychnis chalcedonica; ſ. unter Lychnis.

Jeruſalems=Korn, Hordeum cæleſte *Linn.*; ſ. Th. XVII, S. 434, f.

Jeruſalems=Kreutz, Lychnis chalcedonica; ſ. unter Lychnis.

Jeruſalems=Salbey, ſ. unter Salbey.

Jeſche, in einigen oberdeutſchen Gegenden die Geiß, oder das Weibchen des Steinbockes; ſ. Steinbock.

Jeſe, Jeſen, Jeſesfiſch, Jeſſen, Jäſe; ſ. Alant, und Aloſe.

Jesmin, ſ. Jasmin.

Jeſſen, ſ. Jeſe.

Jeſuaten, ein Mönchs= und Nonnen=Orden, welcher vom heil. Johannes Colombini, einem Edlen aus Siena, um das J. 1365 geſtiftet, und vom Papſt Urban V. im J. 1367 beſtätigt wurde. Den Nahmen Jeſuaten bekamen die Mönche dieſes Ordens deswegen, weil ihr heiliger Stifter beſtändig den Nahmen Jeſus im Munde führte. Man nannte ſie auch Clericos apoſtolicos conuentus S. Hieronymi, Fr. Clercs apoſtoliques de S. Jérôme, weil ſie für den h. Hieronymus eine ausnehmende Verehrung bezeigten, und ihm ihre mehreſten Kirchen und Bethhäuſer widmeten. Sie folgten übrigens der Regel des heil. Auguſtinus. Papſt Clemens IX. hob 1668 dieſen Mönchsorden auf; Nonnenklöſter dieſes Inſtitutes aber findet man noch hin und wieder in Italien. Die Jeſuaterinnen führen eine ſehr ſtrenge Lebensart; gehen in weißem Tuch gekleidet, mit einem ledernen Gürtel, lohfarbigem Mantel, und einem weißen Schleyer.

Jeſuit, der Nahme eines vom heil. Ignatius von Loyola, unter dem Nahmen der Geſellſchaft Jeſu, L. Societas Jeſu, Fr. la Compagnie ou Société de Jéſus, geſtifteten, vom Papſt Paul III. im J. 1540 und 1543 beſtätigten, ſeit einigen Jahren aber in den mehreſten Staaten aufgehobenen, doch zum Theil auch wieder errichteten, geiſtlichen Ordens, welche das tridentiniſche Concilium Clericos regulares nennt; nach dem Lat. Jeſuita, Fr. Jéſuite.

Gerade um die Zeit, als Luther und Calvin durch ihre Trennung von der römiſchen Kirche, die Grund-Feſte des päpſtlichen Stuhles erſchütterten, fand derſelbe an dem neu errichteten Orden der Geſellſchaft Jeſu eine kräftige Stütze; und was ihm von den Reformatoren auf einer Seite entriſſen wurde, das gewann dieſe Kriegs-Schaar Jeſu und des Papſtes auf der andern Seite doppelt wieder, indem ſie durch ihre Miſſionen einen großen Theil der übrigen Welt zum chriſtlichen Glauben brachte, und Feuer und Schwert zu Hülfe nahm, wo freundliche Ueberredung und Gründe nichts fruchten wollten. Keine Ordensgeſellſchaft hat ſich ſo weit ausgebreitet, und einen ſo großen Einfluß in die politiſche Verfaſſung der Staaten gehabt, als dieſe. Es verdient daher eine kurze Geſchichte der Errichtung, des Geiſtes, der Geſetze, der Regierung, und der Schickſale dieſes ſo berühmten Ordens, in gegenwärtigem Werke in aller Abſicht eine Stelle.

Wenn man die geſchwinden Schritte, mit welchen dieſe Geſellſchaft ſich dem Reichthume und der Macht genähert hat, die bewundernswürdige Klugheit, mit welcher ſie regiert iſt, und den unermüdeten ſyſtematiſchen Geiſt, mit dem alle ihre Plane ausgeführt ſind, überdenkt: ſo könnte man leicht dazu gebracht werden, dem Erfinder dieſer beſondern Einrichtung einen auſſerordentlichen Verſtand zuzuſchreiben, und voraus zu ſetzen,

ſetzen, daß er den Plan mit der tiefſten Politik angelegt und verfertigt habe. Gleichwohl aber haben die Jeſuiten, eben ſo wie andere Mönchs-Orden, das Daſeyn des ihrigen, nicht dem großen Verſtande des Stifters, ſondern ſeinem Enthuſiasmus, zu danken.

Ignatius, der Sohn eines ſpaniſchen Edelmannes und der Stifter des Jeſuiter-Ordens, wurde im J. 1491, in Biscaya, auf dem ſeinem Vater zugehörigen Schloſſe Loyola geboren. Er war das jüngſte von eilf Kindern, welche ſeine Mutter Donna Marina, eine Edle aus dem Hauſe Baldi, welches mit dem Grafen von Puebla nahe verwandt war, ſeinem Vater, dem Don Bertrand, Herrn von Ognez und Loyola zur Welt brachte. Seine Aeltern, die bey einer ſo zahlreichen Familie und geringen Einkünften, nicht viel auf die Erziehung ihrer Kinder wenden konnten, beſtimmten ihn anfänglich zum Hofleben, und erhielten für ihn eine Stelle unter den Pagen des katholiſchen Königes Ferdinand V. Er hatte aber mehr Neigung zum Soldatenſtande, den er auch wählte. Sein erſter Feldzug war bey der Belagerung von Najara, einer kleinen Stadt auf der biscayiſchen Gränze, deren Eroberung zum Theil ſeiner Tapferkeit zugeſchrieben wurde. Er begnügte ſich mit dem Ruhme, und nahm an der Plünderung der Stadt keinen Antheil. Bey der Vertheidigung des Schloſſes zu Pampelona, der Hauptſtadt in Navarra, wider die Franzoſen, welche es im J. 1521 belagerten, wurde er durch ein abgeſprungenes Stück Stein an dem rechten, und durch eine Stückkugel an dem linken Beine verwundet, und gerieth in Gefangenſchaft. Die Feinde verpflegten ihn auf das beſte, und brachten ihn endlich zu den Seinigen, nach dem nicht weit davon entfernten Schloſſe Loyola. Als er wieder geheilet war, fand ſich, aller angewandten Mittel ungeachtet, das rechte

Bein

Bein kürzer als das linke; ein Umſtand, welcher einem jungen Manne, dem es nicht an Eitelkeit fehlte, äuſſerſt empfindlich ſeyn mußte. Wahrſcheinlicher Weiſe hatte auch dieſer Zufall im Grunde mehr zu dem Entſchluß ſeiner Bekehrung beygetragen, als das Leſen der Lebensbeſchreibung der Heiligen, womit er ſich währender Cur, in Ermangelung eines Romanes, die Zeit vertrieb. Die Folge der Geſchichte zeigt, daß Ignatius ein feuriger Kopf war, welcher leicht durch eine lebhafte Einbildungskraft erhitzet werden konnte. Nimmt man nun den Geiſt des damahligen ſchwärmeriſchen Jahrhundertes dazu, ſo läſſet ſich leicht begreifen, wie aus einem jungen Kriegsmanne auf einmahl ein Pilgrim hat werden können. Er ſtahl ſich im J. 1522, von dem Schloſſe zu Loyola weg, und ging nach Montſerrate, wo ein berühmtes Gnadenbild der heil. Jungfrau war. Hier wollte er ſich zu einer Reiſe nach dem gelobten Lande vorbereiten. Als er in Montſerrate angekommen war, bereitete er ſich durch eine allgemeine Beichte drey Tage lang, warf ſich darauf vor dem Gnadenbilde andächtig nieder, hielt die ſo genannte Waffenwache, indem er eine ganze Nacht vor demſelben in voller Rüſtung wachte, und nachdem er ſeine Kleidung gegen die von einem Bettler vertauſcht, ſein Maulthier dem dortigen Kloſter geſchenkt, und ſeinen Degen an einen Pfeiler neben dem Altare gehängt hatte, ſetzte er in dem damahls gewöhnlichen Aufzuge eines Pilgrims, mit dem Stabe in der Hand, der Kürbißflaſche an der Seite, mit bloßem Haupte und einem bloßen Fuße, weil er den andern Fuß wegen der Wunde noch verbunden halten mußte, ſeinen Weg nach Barcelona fort, wo er ſich zu einer Reiſe nach dem heil. Lande einzuſchiffen gedachte. Weil aber damahls die Peſt zu Barcelona herrſchte, entſchloß er ſich, ſo lange zu Manreſa, einer Stadt in Catalonien, zu bleiben, bis die anſteckende Seuche vorüber wäre.

Er

Er begab ſich in das für Pilger und Kranke befindliche Hoſpital dieſer Stadt, wo er den Kranken aufwartete, und ſich ſelbſt fleißig kaſteyete. Als er aber merkte, daß man ihn für eine wichtigere Perſon hielt, als wofür er angeſehen ſeyn wollte, indem ſich das Gerücht verbreitete, daß unter dem Pilgerkleide eine vornehme Standesperſon verborgen ſey, welche unerkannt Buße thun wolle, ſo verließ er das Hoſpital, und verbarg ſich in eine Höhle oder Einöde nicht weit von Manreſa. Die äusserſte Strenge, womit er hier ſeinen Körper durch Faſten und Kaſteyen behandelte, mattete ihn dermaßen ab, daß er endlich von allen Kräften kam, und dem Tode nahe war. In dieſem elenden Zuſtande fand man ihn eines Tages vor der Höhle liegend, und ſchleppte ihn wider ſeinen Willen in das Lucien-Spital zurück. Er erhohlte ſich wieder, und entſchloß ſich nun, nicht nur an ſeinem eigenen, ſondern auch an Anderer Seelenheil zu arbeiten, und öffentlich Buße zu predigen. In dieſer Abſicht ging er am Palmſonntage 1523, nach Venedig, wo er auf einem Schiffe nach Cypern, und von da aus nach dem Hafen Jaffa fuhr, wo er am letzten Auguſt deſſ. J. ankam, und zu Lande nach Jeruſalem ging, um die Muhamedaner zu bekehren. Der dortige Franciscaner-Provincial wollte das nicht leiden; und da Ignatius auſſerdem bemerkte, daß er weder die Sprache der Türken, noch auch ihre Religion und Sitten kenne, und daß es ihm über dieß auch an den zu einem geiſtlichen Redner erforderlichen Grundwiſſenſchaften gänzlich mangelte, weil er in ſeiner Jugend weder Sprachen, noch Philoſophie, noch Logik, gelernt hatte, ſo hielt er es für das beſte, nach Europa zurück zu kehren, und ordentlich zu ſtudieren. Zu Ende des Jänners 1524, kam er, nach einer Schifffahrt von mehr als 2 Monathen, wieder glücklich zu Venedig an. Er fing alſo in ſeinem 33ſten Jahre zu Barcelo-

na

na an, das nachzuhohlen, was er in ſeiner Jugend verſäumt hatte, und erlernte daſelbſt erſt die lateiniſche Sprache; beſuchte nach zwey Jahren die hohen Schulen zu Alcala und zu Salamanca, und legte ſich daſelbſt auf die Philoſophie; von da ging er nach Paris, wo er auch die Theologie trieb, und im J. 1534 die Magiſterwürde erhielt.

Während ſeiner Studien ſetzte er aber, nebſt ſeinem Bekehrungsgeſchäfte, auch ſeine übrige gute Werke und gottſelige Uebungen fort, und zog einige Leute an ſich, die gewiſſer Maßen als ſeine Schüler anzuſehen waren. Er hatte ſchon zu Alcala vier Anhänger, die mit ihm ſolche gute Werke trieben, und ſich durch gleichförmige Kleidung auszeichneten, indem ſie graue Röcke und Hüte trugen, und mehrentheils barfuß gingen, weswegen man ſie nur die Friesröcke zu nennen pflegte. Dieſes ſowohl, als ihre Predigten und öffentliches Catechiſiren, machte das Ketzergericht aufmerkſam, und ehe man ſichs verſahe, ſaßen die fünf Bekehrer gefangen, und kamen nur unter dem ſcharfen Verbothe, ſich alles Predigens, Catechiſirens und Bekehrens, auch der uniformen Kleidung und des Barfußgehens zu enthalten, mit genauer Noth davon, und ſeine Schüler verlieſſen ihn nach und nach ganz. In Paris war er glücklicher; er ſiegte nicht nur über den dortigen Ketzerrichter, ſondern er bekam auch ſechs neue Gefährten, welche ihm beſtändig treu geblieben, und in der Folge merkwürdig geworden ſind. Es vereinigten ſich nähmlich daſelbſt mit ihm, Peter le Fevre, Franz Xaver, Jacob Lainez von Almazan, Alphonſus Salmeron, Nicolaus Alphonſus, mit dem Zunahmen Bobadilla von ſeinem Geburtsorte, und Simon Rodriguez von Azendo. Während der Reiſe des Ignatius nach Spanien regierte ſie le Fevre, welcher noch drey Andere, Claudius le Jai von Anneſſi, Johann Codure und Paguier Brouet, zu Schülern machte.

machte. Die ſechs Erſtern von dieſen führte Ignatius am Tage Mariä Himmelfahrt, d. 15 Aug. 1534 in die Kirche der Abtey Montmartre bey Paris, wo le Fevre ihnen in der unterirdiſchen Capelle Meſſe las; und nachdem ſie zuſammen communiciret hatten, ſo thaten ſie alle ſieben mit lauter und vernehmlicher Stimme ein Gelübde, eine Wallfahrt nach dem heil. Lande zur Bekehrung der Ungläubigen in der Levante zu thun; alles dasjenige zu verlaſſen, was ſie auf der Welt hatten, auſſer dem, was ſie brauchten, nach dem gelobten Lande zu kommen; und im Falle ſie nicht hinein kommen oder daſelbſt bleiben könnten, nach Rom zu gehen, ſich dem Papſte zu Füßen zu werfen, und ihm ihre Dienſte anzubiethen, und zwar ganz uneingeſchränkt zu irgend einem Auftrage, Geſchäfte oder Sendung, wie und wohin er wolle. Sie verabredeten dabey, daß ſolches Gelübde erſt im dritten Jahre hernach, nähmlich zu Anfange des Jahres 1537, ins Werk gerichtet, die Zwiſchenzeit aber zu Vollendung ihrer theologiſchen Studien verwendet werden ſolle. Dieſes Bündniß erneuerten ſie jährlich d. 15 Aug., und man kann dieſe Begebenheit mit Recht als die erſte eigentliche Grundlage des Jeſuiter-Ordens anſehen. Die drey letztern thaten nachher zu Montmartre eben dieſes Gelübde, welches die übrigen erneuerten. Zu Venedig, wo Ignatius mit ſeinen Schülern 1537 zuſammen kam, trat auch Jacob Hozez zu ihrer Geſellſchaft als das eilfte Mitglied, welcher aber bald ſtarb, und deſſen Verluſt durch den Franz Strada gleich darauf wieder erſetzt wurde.

Nun ſollte alſo der Zug in das heilige Land vor ſich gehen; man hielt aber für dienlich, zuvor in Rom des heil. Vaters, Paul III. apoſtoliſchen Segen und Almoſen zu einer ſolchen Reiſe zu ſuchen. Ignatius ſelbſt getrauete ſich aber nicht nach Rom zu gehen, weil er Feinde am päpſtlichen Hofe hatte. Er blieb

alſo in Venedig, und ſeine ſämmtliche Schüler gingen nach Rom, wo ſie, über ihre Erwartung, wohl aufgenommen wurden, und von wannen ſie nicht nur mit reichem apoſtoliſchen Seegen, ſondern auch mit einem anſehnlichen Zehrgelde, zu ihrer Wallfahrt ausgerüſtet, zurück kamen. Nun legten ſie alle das Gelübde der Armuth und Keuſchheit in die Hände des dortigen päpſtlichen Nuntius Veralli ab; diejenigen unter ihnen, welche noch nicht Prieſter waren, worunter ſich Ignatius ſelbſt befand, lieſſen ſich die Weihe geben, und bereiteten ſich zu ihrem neuen apoſtoliſchen Stande durch eine vierzigtägige Buße in Einöden, und predigten nunmehr auf allen Straßen und Marktplätzen. Ihre Reiſe nach dem heil. Lande, welches die urſprüngliche erſte Abſicht ihrer Verbindung war, wurde aber durch den Krieg, in welchem die Republik Venedig damahls mit den Türken verwickelt war, vereitelt; und ſie entſchloſſen ſich daher, eine Deputation nach Rom zu ſchicken, und dem h. Vater ihre Dienſte anzubiethen. Ignatius nahm, in Begleitung zweyer ſeiner Schüler, des le Fevre und Lainez, dieſes Geſchäft ſelbſt über ſich, und wurde von dem Papſte ſehr gnädig empfangen; erhielt auch gleich für ſich die Erlaubniß in Rom zu predigen und ſein Bekehrungsgeſchäft fortzuſetzen, ſeine beyde Gefährten aber erhielten Lehrſtellen in dem Collegio della Sapienza. Er rief nunmehr ſeine ſämmtliche Schüler zu ſich nach Rom, und ſetzte einen Entwurf zur förmlichen Einrichtung ſeiner Geſellſchaft auf, den er vermittelſt des Cardinales, Caſpar Contarini, dem Papſte überreichen ließ. Der Haupt-Inhalt deſſelben beſtand darin: daß die Geſellſchaft, auſſer den beyden Gelübden der Armuth und Keuſchheit, ſich auch noch zu einem unbedingten blinden Gehorſam gegen den Papſt, zu Miſſionen und andern Aufträgen deſſelben, verbinden ſolle. Er beſtimmte darin ferner die Rechte und Macht eines unter

ſich

ſich zu wählenden Oberhauptes oder General-Superiors, dem die ſämmtlichen Mitglieder gleichfalls ſtrengen Gehorſam aus Demuth leiſten ſollten. Weder die einzelnen Glieder, noch die ganze Geſellſchaft, ausgenommen was die Collegia für Studierende beträfe, ſollten einige Einkünfte oder liegende Gründe beſitzen, u. ſ. w. Dieſer Plan, welchen Ignatius von der Einrichtung und den Geſetzen ſeiner Geſellſchaft machte, wurde ihm, wie er ſagte, und wie ſeine Nachfolger noch immer lehren, unmittelbar von dem heil. Geiſte eingegeben. Dieſes hohen Urſprunges ungeachtet aber, fand ſein Vorſatz im Anfange ſehr große Hinderniſſe. Der Papſt, an den er ſich gewandt hatte, um ſeine Ordensſtiftung von ihm autoriſirt zu ſehen, übergab die Sache einer Commiſſion von drey Cardinälen. Dieſe machten allerley Einwendungen, und ſtellten vor, die Errichtung ſey eben ſo unnöthig als gefährlich; und aus dieſer Urſache wollte der Papſt ſeine Genehmigung nicht dazu geben. Als die Cardinäle aber ſahen, daß Luther's und Calvin's Lehren ſich überall ausbreiteten, ſo riethen ſie ſelbſt, ſie zu deren Widerlegung zu gebrauchen. Der Papſt entſchloß ſich daher, den Plan zu billigen, und d. 27 Sept. 1540 erſchien die förmliche Beſtätigungs-Bulle des Papſtes, worin er dieſem neuen Orden den Nahmen der Geſellſchaft Jeſu beylegte, und dem Ignatius und ſeinen Gefährten, deren Anzahl er auf 60 Profeſſen ſetzte, erlaubte, Statuten zu machen, ſo wie ſie ſolche für dienlich erachten würden.

So bald die Geſellſchaft vom Papſte beſtätigt war, veranſtaltete Ignatius, daß ſie auch ein Haupt bekäme. Die Wahl fiel auf Ignatius, welcher aber dieſe Würde ausſchlug. Bey der zweyten Wahl bekam er abermahl alle Stimmen; da er ſie dann auf Zureden ſeines Beichtvaters, eines Franciſcaners, des P. Theodor, annahm. Er übernahm alſo als erſter General

neral die Regierung der Geſellſchaft Jeſu, am Oſter-Tage 1541; und am folgenden Freytage, d. 27 Apr., thaten alle diejenigen von ſeinen Schülern, welche zu Rom waren, in der Hauptkirche zu St. Paul, auſſer den Mauern der Stadt, ihre feyerliche Profeß, (d. h. ſie legten ihr feyerliches Ordens-Bekenntniß ab,) wodurch ſie ſich insgeſammt anheiſchig machten, eine beſtändige Armuth, Keuſchheit und beſtändigen Gehorſam, nach der in ihrer Stiftungsbulle enthaltenen Lebensart, zu beobachten. Gleichfalls gelobeten ſie dem Papſte einen beſondern Gehorſam in Anſehung der Glaubensbothſchaften, und verbanden ſich, die Kinder in dem Chriſtenthume zu unterrichten. Unter des Stifters ſeiner Profeß, und der Andern ihrer, war der Unterſchied, daß er ſein Verſprechen unmittelbar dem Papſte that, ſeine Gefährten aber das ihrige ihm, als ihrem Generale und Haupte, thaten.

Da dieſer Orden vielen Beyfall in Publicum fand, indem im J. 1542 das erſte Collegium der Geſellſchaft Jeſu zu Coimbra, von Johann III., Könige in Portugal geſtiftet wurde, welches im folgenden 1543ſten Jahre aus 25 Perſonen beſtand, die ganze Geſellſchaft aber 80 Glieder enthielt, welche in der ganzen Welt zerſtreut waren, mithin ſchon im zweyten Jahre die Anzahl der Profeſſen größer war, als ſie nach der Stiftungsbulle ſeyn ſollte: ſo erlaubte Paul III. in einer zweyten Bulle, vom 15 März 1543, daß der Orden ſich ohne Einſchränkung der Perſonen und der Zeit ausbreiten könnte, und verſtattete dem Stifter deſſelben ein eben ſo unbegränztes Recht der Geſetzgebung, Errichtung, Aenderung oder Aufhebung der Conſtitutionen dieſes neuen Ordens. Nun fing die Geſellſchaft an, ſich mit aller Macht in Italien auszubreiten. Schon in den erſten fünf Jahren erhielten ſie auch Collegia in Portugal, Spanien, in Deutſchland, und in den Niederlanden; und da ſie ſich haupt-

ſächlich auf Sprachen und Wiſſenſchaften legten, und den Schulunterricht zu einer ihrer Hauptbeſchäftigungen machten, ſo gab nicht nur der Papſt in eben dem Jahre dieſen Religioſen die Kirche zu St. Andreas de Phraeta, ſondern ſie legten auch in dem nähmlichen Jahre den Grund zu ihrem Profeßhauſe, welches ſchon im folgenden Jahre bewohnet werden konnte; und die Kirche, mit Nahmen Jeſus, wurde mit vieler Pracht durch des Cardinals Alexander Farneſe Freygebigkeit erbauet, welcher 1568 den Grund dazu hatte legen laſſen. Auch in Venedig, Florenz, Neapel und Bologna nahm man ſie auf, und gab ihnen eigene Collegia; und zu Loretto erhielten ſie das einträgliche Kloſter, welches vorher die Carmeliter beſeſſen hatten. Franciscus von Borgia, Herzog von Gandia, nahm im J. 1551, nachdem er ſein Herzogthum Gandia ſeinem älteſten Sohne abgetreten hatte, die Kleidung der Jeſuiten in dem Collegio zu Ognato, 4 Meilen von Loyola, an. Beſonders aber that ſich dieſe Geſellſchaft gleich anfangs durch Miſſionen hervor. Franz Xaver, ein Edelmann aus Navarra, und einer von Ignazens erſten Anhängern, ging ſchon gleich im erſten Jahre nach Oſt-Indien; und in Coimbra und zu Goa wurden anſehnliche Seminaria für die Miſſionen angelegt. Im J. 1555, ſandten ſie eine anſehnliche Geſellſchaft von 13 Perſonen als Miſſionarien nach Aethiopien und Abyſſinien, und ſo breiteten ſie ſich in kurzer Zeit faſt über den ganzen Erdboden aus. Die Geſellſchaft war in 4 Provinzen eingetheilt, nähmlich Italien, Spanien, Portugal und Indien. Die Provinz Spanien wurde im J. 1552 in zwey, und 1554 in drey, abgetheilet. Nur in Frankreich hatten die Jeſuiten noch kein Haus, obgleich ihr Orden daſelbſt ſeinen Urſprung genommen hatte.

Nachdem Ignatius ſeine Stiftung überall ausgebreitet ſah; Collegia und Häuſer zu Rom, zu Loretto,

zu Neapel, zu Florenz, zu Bologna, zu Venedig, zu Peruſa, zu Modena und an andern Orten erbauet worden, und er ſelbſt das deutſche Collegium zu Rom zu Erziehung der Kinder armer fremder Edelleute, und zwey Klöſter für weltliche Weiber und Mädchen, nähmlich der heil. Martha, und der h. Catharina delli Funari, zu Stande gebracht hatte: ſo ſtarb er d. 31 Jul. 1556, im 65ſten Jahre ſeines Alters, 35 Jahre nach ſeiner Bekehrung, und 16 nach Stiftung ſeiner Geſellſchaft. Er hinterließ den Orden in einem blühenden Zuſtande, indem derſelbe damahls ſchon aus 12 Provinzen beſtand, und über 100 Collegia zählte. Der Leichnam des Stifters wurde in der Kirche des Profeßhauſes zu Rom, an dem Fuße des hohen Altares, an der Evangelienſeite, begraben, wo er bis 1568 blieb, da man ihn heraus nahm, um den Grund zu der neuen prächtigen Jeſuiterkirche zu legen, welche der Cardinal Farneſe bauen ließ, und wurde inzwiſchen an einen andern Ort der alten Kirche gebracht. Als die neue völlig erbauet war, verſetzte der P. Aquaviva, General, im J. 1587 denſelben in ſolche; und nachdem ihn der Papſt Gregorius XV. im J. 1622 zum Heiligen erklärt hatte, errichtete man ihm zu Ehren eine Capelle, welche zu Ende des vorigen Jahrhundertes mit vieler Pracht ausgeſchmücket, und in welcher er nachher, ſo lange der Orden noch exiſtirte, beſonders verehret wurde.

Nach des Ignatius Tode wartete man zwey Jahre, ehe man ihm einen Nachfolger gab. Der Krieg, welcher zwiſchen dem Papſte Paul IV., und Philipp II. Könige in Spanien, entſtand, war die Urſache, daß man keine General-Zuſammenkunft halten konnte. Die Wälſchen wählten unter dieſer Zeit den P. Jacob Lainez zum General-Vicar; und die Spanier, welche nicht wußten, was die Wälſchen gethan hatten, erwählten ihrer Seits den P. Natal. Dieſer aber trat

dem

dem P. Lainez die Superior-Würde ab, nachdem dieſer im J. 1558 in der allgemeinen Zuſammenkunft zum General erwählt worden war. Pius V. nöthigte ſie durch ein Decret vom J. 1567, im Chore das Amt herzuſagen, und verboth ihnen, einen von ihren Patribus, der nicht Profeß gethan und ſein feyerliches Gelübde nicht abgelegt hätte, zum Prieſterthum zu erheben. Gregorius XIII. ſtellte aber durch eine Bulle v. J. 1573, die Geſellſchaft wieder in ihren erſten Stand. Unter des P. Lainez Regierung erhielt endlich der Orden, im J. 1561, die Erlaubniß, ſich in Frankreich in dem Clermonts-Collegio niederzulaſſen. Dieſes Collegium iſt nachher durch die Freygebigkeit der Könige in Frankreich, Heinrich's IV. Ludwig's XIII. und vornehmlich Ludwig's XIV. ſehr erweitert worden, welcher im J. 1683 dieſes Collegium für eine königliche Stiftung erklärte. Zur Erkenntlichkeit für die großen Wohlthaten dieſes Herren gab man ihm ſeinen Nahmen. Nachdem der P. Lainez dieſen Orden 8 Jahre lang regiert hatte, ſtarb er 1564, und hatte den heil. Franciscus von Borgia zum Nachfolger.

Die Geſellſchaft beſaß damahls 130 Häuſer oder Collegien, welche in 18 Provinzen abgetheilt waren, die durch dieſes Generales Sorgfalt noch vermehrt wurden, welcher viele Häuſer, ſowohl in Europa, als Amerika, anlegte. Die Jeſuiten hatten ſchon 5 Häuſer zu Rom, als: das Profeßhaus, das Novitiat, das römiſche Collegium, das deutſche Collegium, und das römiſche Seminarium, als Franciscus von Borgia, im J. 1570, von dem Papſte Pius V. das Collegium der Büßer zu St. Peter erhielt. Die Collegia der Griechen, Maroniten, Engländer, Scoten und Irländer, ſind ihnen nachher noch gegeben worden.

Nach dem Tode des h. Franciſc. von Borgia, im J. 1572, wurde der P. Mercurian, ein Flamänder, zum General dieſes Ordens erwählet. Er hatte im

im J. 1581 den P. Aquaviva, aus dem Hauſe der Herzoge von Atri im Königreiche Neapel, zum Nachfolger, welcher dieſe Stelle bis 1615 bekleidete, da man ihm nach ſeinem Tode den P. Vitelleſchi zum Nachfolger gab, welcher im J. 1645 ſtarb.

Unter dem General Vitelleſchi feyerte man mit vieler Pracht zu Rom, in Deutſchland und vielen andern Ländern, das hundertjährige Jubelfeſt des Ordens. Dieſe Solennität fing anfänglich zu Rom 1639, in dem römiſchen Collegio, d. 25 Sept. am Feſte der heil. Märterer Cosmus und Damian an, als an welchem Tage der Orden vor 100 Jahren die erſte Billigung mündlich von dem Papſte Paul III. erhalten hatte. Zu feyerlicher Begehung dieſes Jubelfeſtes gab das damahls in großem Anſehen, Würden und Reichthum ſtehende Barberiniſche Haus allen Anlaß und Vorſchub. Die auf dieſes von der Geſellſchaft Jeſu begangene erſte Jubelfeſt geprägte Gedächtniß-Münze, findet man Fig. 1642 abgebildet. Die erſte Seite zeigt des Papſtes Urban's VIII. Bruſt-Bild im Profil, mit vorgewandter rechter Geſichts-Seite, bloßen Haupte mit der Prieſter-Krone, ſtarken Barte, und angethan mit dem Pluvial. Umher ſteht der Titel: VRBANVS. VIII. PON.tifex. MAX.imus. A.nno. XVII. (d. i. Urban der achte, Papſt, im 17. Jahre der Regierung). Die andere Seite enthält zwiſchen zweyen Engel-Köpfchen, folgende Inſchrift in 7 Zeilen: MVNIFICENTIA ANT. BARBERINI S. R. E. CARD. CAM. SOCIET. JESV ANN. C. PIE. CELEBRATO S. CIƆIƆCXXXIX V. KAL. OCT. (d. h. Bey dem durch die Mildigkeit Antonii Barberini, der h. röm. Kirche Cardinals und Kämmerers, der Geſellſchaft Jeſu gottſelig gefeyerten hunderten Jahre, im J. des Heils 1639. d. 27 Tag des Sept.

Das Buch, welches den Titel führt: Imago primi Seculi Societatis *Jeſu* à provincia Flandro-Belgica eiusdem ſocietatis

tatis repræſentata, und zu Antwerpen ex officina Plantiniana Balthaſaris Moreti Anno ſocietatis ſeculari 1640. in fol. gedruckt worden iſt, iſt das ſchönſte Denkmahl von dieſer jeſuitiſchen Jubel-Feyer. Es wird darin der Urſprung, das Wachsthum und die Beſchaffenheit der Geſellſchaft Jeſu vorgeſtellt, und es beſteht aus 6 Büchern, in welchen alle Handlungen Jeſu mit den Handlungen dieſer Geſellſchaft verglichen werden. Das 6te Buch beſchreibt, was ſich in den Niederlanden mit den Jeſuiten zugetragen hat; daher dieſes Werk auch meiſtentheils unterdrückt worden iſt. Es iſt überaus prächtig gedruckt, und enthält 118 zu Ehren der Geſellſchaft in Kupfer geſtochene Sinnbilder. Das größte Frohlocken wird unter andern in Prolegomenis, S. 49, darüber bezeigt, daß in dem Zunahmen des Stifters die hunderte Zahl enthalten iſt:

Adſpicis? en centum LoyoLa amplectitur annos.

So mangelt es auch nicht an bibliſchen Chronoſtichis, als: aus dem 32 Pſalm: eXVLtate, eXVLtate IVstI In DoMIno.

Und aus Luc. 1. eXVLtaVIt spIrItVs MeVs In Deo saLVtarI.

Der Orden hatte ſich damahls ſchon in allen Theilen der Welt dermaßen vermehret, daß es, nach dem Verzeichniſſe, welches herausgegeben wurde, ihrer über 800, ſowohl Collegia, Profeßhäuſer und Probehäuſer, als auch Reſidenzen, gab, welche insgeſammt in 36 Provinzen abgetheilt waren, worin ſich über 15000 Jeſuiten befanden. Die Geſellſchaft hat nach der Zeit unter den Generalen, welche dem P. Vitelleſchi gefolget ſind, nähmlich P. P. Nicolaus, Oliva, Gonzalez und Tamburin, neuen Fortgang gehabt.

Die Statuten, welche Ignatius für ſeine Geſellſchaft aufſetzte, ſind in 10 Abſchnitte abgetheilt, vor welchen eine Prüfung vorher geht, die man mit denen anſtellen ſoll, welche ſich angeben, in die Geſellſchaft aufgenommen zu werden. Er will, man ſolle ſie nach ihrer Aufnahme einen Monath lang in dem Hauſe prüfen, und ſie die geiſtlichen Uebungen anſtellen und eine all-

allgemeine Beichte ablegen laſſen, worauf ſie die or=dentliche Kleidung der Geſellſchaft annehmen ſollen. Das Novitiat ſoll zwey Jahre dauern, und ſie ſollen täglich etwas auswendig lernen, ihr Gedächtniß zu ſtärken, ohne jedoch ihnen das Studieren zu erlauben. Ueber dieß verordnet er, ſie ſollen den Kranken einen Monath lang in dem Hoſpitale dienen, und einen an=dern Monath eine Wallfahrt zu Fuße thun, ohne Zehrpfennig, und Almoſen betteln. Nach den zwey Probejahren ſollen die jungen Leute der Geſellſchaft zum Studieren angehalten werden; und er beſtimmte die Wiſſenſchaften, welche ſie ſtudieren ſollen; und aus Furcht, die Liebe zu den Wiſſenſchaften möchte nach und nach den Geiſt der Frömmigkeit ſchwächen, hat er die Uebungen vorgeſchrieben, welche man zur Zeit des Studierens beobachten ſoll. Nach ſolcher befahl er ein zweytes Noviziat von einem Jahre, wo man ſich nur der Uebungen des geiſtlichen Lebens befleißi=get, damit man dasjenige ausüben lerne, was man andere lehren ſoll.

Ignatius machte in ſeinem Orden drey verſchie=dene Grade; der erſte war von Profeſſen, der zweyte von ſchon gebildeten Mitarbeitern, und der dritte von ſchon gebilligten Schülern, auſſer den Novitien. Un=ter den Profeſſen gab es wieder zweyerley Arten; die einen hatten 4, die andern nur 3 Gelübde. Es gab auch zweyerley Mitarbeiter, geiſtliche und weltliche. Die Gelübde der Profeſſen waren feyerlich, der Mit=Arbeiter ihre öffentlich, aber nur geringe. Der Schü=ler ihre waren ganz geringe; ſie geſchahen nur in Ge=genwart der Hausgenoſſen; es wurde niemand von dem Generale abgeordnet, ſie anzunehmen; da hinge=gen der Profeſſen und der Mitarbeiter ihre in ſeine oder in die Hände derjenigen, die er dazu abgeordnet hatte, abgeleget wurden.

Die

Die Formel der Gelübde der Profeſſen iſt dieſe: „Ich N. gelobe und verſpreche dem allmächtigen Gott, „in Gegenwart der heiligſten Jungfrau, der ganzen „himmliſchen Hofſtatt und aller Umſtehenden; und Euch, „Ehrwürdiger Vater General der Geſellſchaft Jeſu, an „Gottes Statt; und Euern Nachfolgern, Armuth, „Keuſchheit und Gehorſam, und nach dieſem Gehor- „ſame, beſondere Sorge für dasjenige zu tragen, was „man junge Leute, nach der in den apoſtoliſchen Brie- „fen der Geſellſchaft Jeſu und in ihren Satzungen ent- „haltenen Lebensart lehren ſoll." Geſchehen 2c.

Diejenigen, welche die vier Gelübde thun, ſetzen hinzu: „Und auſſerdem verſpreche ich ins beſondre dem Papſte „Gehorſam in Anſehung deſſen, was die Miſſionen be- „trifft; wie es in eben den apoſtoliſchen Briefen und „Satzungen enthalten iſt."

Die Mitarbeiter ſagen nicht: ich gelobe, ſondern nur: ich verſpreche; und die weltlichen Mitarbeiter laſſen das- jenige weg, was die Unterweiſung der Jugend betrifft.

Die gebilligten Schüler, welche nur geringe Gelübde thun, verbinden ſich der Geſellſchaft, und verſprechen, bey ihr in der Beobachtung der Gelübde der Armuth, der Keuſchheit, und des Gehorſams, zu leben und zu ſterben, und verbinden ſich ausdrücklich durch ein Gelübde, den Grad anzunehmen, den man nachher für ſie am bequemſten finden wird.

Die Profeſſen müſſen, ehe ſie Profeß thun, und die Mitarbeiter, ehe ſie ihre Gelübde ablegen, drey Tage lang von Thüre zu Thüre gehen, und Almoſen betteln.

Ihre **Kleidung** beſteht in einem Leibrocke und ei- nem langen Mantel, wie der Geiſtlichen; ſie haben aber kein Ueberſchlägelchen, weil die Geiſtlichen zu der Zeit, da der Orden entſtand, keines trugen. Die ge- billigten Schüler tragen in Frankreich auch den langen Mantel; in Italien aber haben ſie ſtatt des Mantels einen Rock. Die Abſicht, welche Ignatius hatte, alle Menſchen zu bekehren, wenn es möglich wäre, verurſachte, daß er befahl, es ſollte die Geſellſchaft, weil ſie doch öfters mit Ketzern und Freygeiſtern, wel- che ſich über die Religioſen-Kleidung nur aufhalten,

zu thun hätte, keine beſondere Tracht annehmen, damit ſie überall mehr Zutritt hätte. In den Ländern der Ungläubigen, wo die Miſſionarien der Jeſuiten das Evangelium verkündigten, kleideten ſie ſich mehrentheils nach der Landestracht, um auf dieſe Art weniger Aufſehen bey dem Volke zu machen, und ſich den Eintritt in ihre Geſellſchaften zu erleichten; und da ſie ſich in China auf die mathematiſchen und aſtronomiſchen Wiſſenſchaften vorzüglich legten, und deshalb bey den Chineſern in beſonderm Anſehen ſtanden, ſo erhielten ſie die Erlaubniß, in der gewöhnlichen Kleidung der Mandarinen zu erſcheinen. Die Academien der Wiſſenſchaften in Petersburg und Paris haben den Miſſionarien der Jeſuiten ſehr wichtige Beobachtungen in dieſem Fache zu verdanken.

Dieſe Geſellſchaft hatte auſſerordentlich viele berühmte Perſonen in allerley Wiſſenſchaften. Sie würde auch eine große Anzahl Prälaten der Kirche gegeben haben, wofern nicht Ignaz ſeine Religioſen durch ein Gelübde verbunden hätte, den Prälaturen zu entſagen, und ſie auszuſchlagen, wenn ſie ihnen angebothen würden. Gleichwohl hat es einige Cardinäle von dieſem Orden gegeben, als: die Cardinäle Tolet, Bellarmin, von Lugo, Palavicin, Paſmanni, welcher auch Erzbiſchof von Gran geweſen, Nitard, Ptolomäi, und Alexander von Urſini; doch haben ſie vom Papſte einen Befehl erhalten müſſen, den Hut anzunehmen.

Der Orden hat drey Heilige, als: den Ignaz, den Franz Xaver, und den Franciſc. von Borgia. Drey Andere ſind ſelig geſprochen worden, als: Stanisl. Koske, Ludw. von Gonzaga, und Joh. Franz Regis. Drey ſind von der Kirche für Märterer erkannt worden, als: Paul Michi, Joh. von Goto, und Jac. Chiſai. Der Pater Lorenz Ricci iſt dadurch vorzüglich berühmt geworden, weil er der letzte General

ral des nun aufgehobenen Jeſuiter-Ordens war, und bis an ſein Ende auf der Engelsburg in Rom gefangen ſaß, wo er im J. 1775 ſtarb.

Zum Wapen führt der Orden einen goldenen Nahmen Jeſus, mit Strahlen umgeben, in blauem Felde, nebſt dem Wahlſpruche: ad majorem Dei gloriam (d. h. zur Ausbreitung der Ehre Gottes).

Die Einrichtung und die Geſetze der Geſellſchaft, wurden von Lainez und Aquaviva, welche, erwähnter Maßen, nach dem Ignaz Generale des Ordens waren, und ihren Vorgänger an Fähigkeit und Regierungskunſt weit übertrafen, vollkommen gemacht. Dieſe baueten das Syſtem von tiefer und künſtlicher Politik, welches den Orden characteriſirt. Die ſtarke Doſis von Schwärmerey, womit jene Einrichtungen verſetzt ſind, gehört allein dem Stifter Ignatius. Es kamen verſchiedene Urſachen zuſammen, welche dieſem Orden einen ſo beſondern Character gaben, und die Mitglieder deſſelben lehrten, nicht nur einen größern Antheil an den weltlichen Geſchäften zu nehmen, als alle andere Mönchs-Geſellſchaften, ſondern auch den wichtigſten Einfluß in die Führung derſelben zu haben. Einer der Haupt-Gegenſtände aller Mönchs-Orden iſt, die Menſchen von der Welt und von aller Verbindung mit ihren Geſchäften zu trennen. In der Einſamkeit und Stille des Kloſters, iſt ein ſolcher Menſch beſtimmt, ſeine Seligkeit durch auſſerordentliche Werke der Reue und Frömmigkeit zu ſchaffen. Er iſt todt für die Welt, und hat mit ihren Sachen nichts zu thun. Er kann dem menſchlichen Geſchlechte nur durch ſein Beyſpiel und Gebeth nützlich werden. Die Jeſuiten hingegen müſſen ſich, als Männer betrachten, welche zur Wirkſamkeit gemacht ſind. Sie ſind erwählte Streiter, und verbunden, immer für den Dienſt Gottes, und ſeines Statthalters auf Erden,

des Papſtes, zu fechten (*). Alles was den Unterricht der Unwiſſenden betrifft, alles, womit man den Feind angreifen, oder was man ihm entgegen ſetzen kann, gehört für ſie. Damit ſie zu dieſen thätigen Dienſten Zeit genug haben, ſind ſie von allen denen Amtspflichten, deren Ausübung die vornehmſte Beſchäftigung der übrigen Mönche ausmacht, gänzlich befreyet. Sie erſcheinen bey keiner Proceſſion; ſie üben keine harte Züchtigungen gegen ſich aus; ſie verwenden nicht, wie die übrigen, die Hälfte ihrer Zeit auf die Wiederhohlung langwieriger Meſſen; aber ihre Pflicht iſt, auf alles, was in der Welt vorgeht, Achtung zu geben, unter dem Vorwande des Einfluſſes, den dieſes in die Religion haben könnte; ſie ſind angewieſen, die Denkungsart der Leute vom Range auszuſpähen, und ſich um deren Freundſchaft zu bewerben. Ueberhaupt iſt durch die ganze Einrichtung, durch das ganze Genie des Ordens, ein gewiſſer Geiſt der Activität und der Intrigue unter alle Mitglieder deſſelben verbreitet.

So ſehr die Geſellſchaft der Jeſuiten in dieſen Stücken von den andern Mönchs-Orden verſchieden iſt, eben ſo ſehr iſt ſie es auch in der Art, wie ſie regiert wird. Die andern Orden können als freywillige Verſammlungen betrachtet werden, in welchen alles, was das Ganze betrifft, durch die gemeinſchaftlichen Stimmen aller Mitglieder beſtimmet und geordnet wird. Die ausübende Macht gehört dem ganzen Kloſter, oder der Haupt-Perſon darin; die geſetzgebende Macht, der ganzen Geſellſchaft. Wichtige Sachen, welche einzelne Klöſter betreffen, werden in den Capiteln der Conventualen; die, welche den ganzen Orden angehen, in allgemeinen Congregationen abgehandelt. Ignatius, welcher noch von dem unein-ge-

(*) Papſt Benedict XIV. nannte ſie die Janitſcharen des heiligen Stuhles; ein ſchwer in Zaum zu haltendes, gefährliches Corps, welches aber ſehr gut dient.

geſchränkten Gehorſam, den er im Soldatenſtande gelernt hatte, voll war, ſetzte feſt, daß die Regierung ſeines Ordens gänzlich monarchiſch ſeyn ſolle. Ein General welcher von den Deputierten der verſchiedenen Provinzen auf Lebenszeit erwählet werden ſollte, bekam die oberſte und unabhängige Gewalt, die ſich auf jede Perſon und jeden Fall erſtreckte. Dieſer ſollte allein durch ſeine Autorität, die Provinzialen, die Superioren der Profeß- und Probe-Häuſer, die Rectoren der Collegien, und alle übrige Regierungs-Bediente der Geſellſchaft, ernennen und nach Gefallen abſetzen. Ihm ſollte die oberſte Adminiſtration der Einkünfte und liegenden Gründe des Ordens zuſtehen. Jedes Mitglied des Ordens ſollte gänzlich ſeiner Diſpoſition unterworfen ſeyn. Durch ſeinen unwiderſprechlichen Befehl, ſollte er Jedem nach Gutdünken ein Geſchäft aufgeben, und zu dieſen oder jenen Dienſten brauchen können. Dieſen Befehlen ſollte ein Jeder nicht allein äuſſerlichen Gehorſam leiſten, ſondern ihnen auch die Neigungen ſeines eigenen Willens, und die Schlüſſe ſeines eigenen Verſtandes aufopfern. Jeder ſollte auf des Generales Gebothe horchen, als wenn Chriſtus ſelbſt ſie ihm gäbe. Unter ſeiner Direction ſollten ſie bloß leidende Werkzeuge ſeyn, gleich dem Thone in der Hand des Töpfers, und den Skeletten, die keinen Widerſtand leiſten können. Dieſe beſondere Regierungsform mußte nothwendig einen ſtarken Eindruck auf die Geſinnung eines jeden Mitgliedes des Ordens machen, und allen ſeinen Unternehmungen eine beſondere Stärke ertheilen. In den Jahr-Büchern des menſchlichen Geſchlechtes hat man kein Beyſpiel eines ſo vollkommenen Deſpotismus, welcher noch dazu nicht etwann über Mönche, welche in die Zellen ihres Kloſters eingeſchloſſen ſind, ſondern über Männer, die ſich unter allen Nationen des Erdbodens ausgebreitet haben, ausgeübet worden iſt.

Da

Da die Geſetze des Ordens dem Generale eine ſo uneingeſchränkte Gewalt über alle Mitglieder deſſelben zugeſtehen, ſo wird mit der größten Sorgfalt darauf geſehen, daß er von dem Character und den Fähigkeiten eines jeden ſeiner Unterthanen völlig unterrichtet ſey. Ein jeder, der ſich zu einen Candidaten des Ordens angibt, iſt verbunden, dem Superior des Hauſes, oder einer von ihm beſtellten Perſon, ſein Gewiſſen zu beichten (conſcientiam manifeſtare) und dabey muß er nicht allein ſeine Sünden und Mängel bekennen, ſondern auch ſeine Neigungen, Leidenſchaften, und dasjenige, wozu ſeine Seele den ſtärkſten Hang hat, entdecken. Dieſe Beichte muß alle ſechs Monathe wiederhohlt werden. Doch iſt die Geſellſchaft noch nicht damit zufrieden, auf dieſe Art das ganze Herz kennen zu lernen; jedes Mitglied iſt noch auſſer dem angewieſen, die Worte und Handlungen deſſen, der im Novitiate ſteht, zu beobachten; ein jeder iſt verbunden, ein Kundſchafter deſſelben zu ſeyn, und jede Sache von Wichtigkeit, die ihn betrifft, dem Superior zu entdecken. Damit dieſe Erforſchung ihres Characters ſo vollkommen, als möglich, werden möge, müſſen ſie, wie ich bereits erwähnt habe, ein langes Novitiat ausſtehen, während deſſen ſie durch verſchiedene Stufen des Ranges, welche in der Geſellſchaft feſtgeſetzt ſind, höher ſteigen. Ein jeder muß das 33ſte Jahr zurück gelegt haben, ehe er das letzte Gelübde thun kann, wodurch er eines von denen Mitgliedern, welche Profeſſen genannt werden, wird. Auf dieſe Art erlangen die Superioren, unter deren unmittelbaren Aufſicht die Novitien ſtehen, eine vollkommene Kenntniß von den Neigungen und Talenten derſelben. Damit aber der General, der die Seele iſt, welche die ganze Geſellſchaft belebt und bewegt, alles vor Augen haben könne, was nöthig iſt, ihn zu unterrichten und zu leiten, ſo müſſen die Provinzialen aus ganz Europa mo-

monathlich einmahl; die Rectoren, Superioren der Häuſer und Novitien-Meiſter alle 3 Monathe an ihn ſchreiben; die in Indien aber geben ihm, wenn ſich eine bequeme Gelegenheit bey dem Abgange der Schiffe darbiethet, überhaupt Nachricht von ihren Untergebenen. Man ſchickt dem Generale, alle 3 Jahre das Verzeichniß von einer jeden Provinz, in welchem alles, was den Character eines jeden Religioſen, ſeine natürliche oder erworbene Geſchicklichkeiten, ſein Temperament, ſeine Erfahrung in Geſchäften, und das beſondere Departement, für welches er ſich am beſten ſchicken würde, betrifft, genau und mit allen Umſtänden angezeiget wird. Dieſe Berichte werden zuſammen gezogen, in Ordnung gebracht und regiſtriert, damit der General auf Einen Blick den ganzen Zuſtand der Geſellſchaft in jedem Winkel der Erde überſehen, die Beſchaffenheit und Talente eines jeden Mitgliedes beobachten, und alſo die Werkzeuge wählen könne, welche er nach ſeiner uneingeſchränkten Macht für jeden Dienſt beſtimmt hat. Hr. v. Chalotais hat eine Berechnung gemacht, von der Anzahl dieſer Berichte, welche der General der Jeſuiten jährlich nach den Geſetzen der Geſellſchaft erhalten mußte. Sie beliefen ſich in allem auf 6584. Wenn man dieſe Summe mit 37, als der Anzahl der Provinzen des Ordens theilt, ſo kommen etwann 177 ſolcher Berichte heraus, die den Zuſtand eines jeden Landes betreffen, und jährlich nach Rom geſandt wurden. Auſſer dieſen konnten noch viele auſſerordentliche Briefe geſchrieben werden, wozu auch diejenigen gehörten, welche der Kundſchafter, den der General oder Provinzial in jedem Hauſe hielt, abſandten. Die Provinzialen und Superioren der Häuſer berichteten nicht nur dasjenige, was die Mitglieder der Geſellſchaft betraf, ſondern ſie waren auch verbunden, dem Generale Nachricht von den weltlichen Geſchäften zu geben, die in dem Lande,

worin ſie ſich niedergelaſſen hatten, vorgenommen wurden, ſo weit ſie nähmlich zum Beſten der Religion gereichen konnten. Dieſe Bedingung aber konnte auf jede Particularität ausgebreitet werden, ſo, daß der General von allem, was jeder Landesherr und jeder Staat in der Welt vornahm, unterrichtet ſeyn konnte. Waren die Sachen, von denen die Provinzialen oder Rectoren ſchrieben, von großer Wichtigkeit, ſo mußten ſie ſich der Geheimſchrift bedienen, und jede Provinz hatte ihre beſondere Chiffer (d. i. Art, mit verabredeten Characteren oder Zahlen einander geheime Dinge zu ſchreiben), von dem Generale. Ignatius gab dem Generale vier Aſſiſtenten (Beyſtände), welche gleichſam ſeine Staatsbedienten ſind; man hat aber nach der Zeit noch einen fünften für Frankreich hinzu geſetzt. Auſſer dieſen Aſſiſtenten hatte er auch noch einen Erinnerer bey ſich, welcher das Recht hatte, dem Generale dasjenige vorzuſtellen, was er oder die Aſſiſtenten in ſeiner Regierung, oder an ſeiner Perſon, unordentliches bemerkt hatten.

Da es die erklärte Abſicht des Ordens der Jeſuiten war, mit unermüdetem Eifer zur Beförderung des ewigen Heils der Menſchen zu arbeiten, ſo wurden ſie dadurch natürlicher Weiſe zu manchen thätigen Beſchäftigungen gebraucht. Von ihrer erſten Errichtung an, betrachteten ſie die Erziehung der Jugend, als ihr beſonderes Amt. Sie ſuchten geiſtliche Führer und Beicht-Väter zu werden. Sie predigten oft, um das Volk zu unterrichten. Sie reiſeten als Miſſionarien in fremde Länder zur Bekehrung der Ungläubigen. Die Neuheit der Errichtung ſowohl, als die Beſonderheit des Gegenſtandes, verſchafften dem Orden viele Bewunderer und Gönner. Die Häupter der Geſellſchaft hatten die Geſchicklichkeit, von jedem Umſtande, der ihr vortheilhaft ſeyn konnte, Gebrauch zu machen; und in kurzer Zeit war die Anzahl der Mitglieder und ihr

ihr Einfluß bewundernswürdig ſtark geworden. Noch vor dem Ausgange des 16ten Jahrhundertes hatten die Jeſuiten die Aufſicht über die Erziehung der Jugend in jedem römiſch=katholiſchen Lande von Europa. Sie waren die Räthe von dem größten Theile der Monarchen, und die geiſtlichen Führer eines jeden, der durch ſeinen Rang oder ſeine Macht erhaben war. Zwiſchen ihnen und dem päpſtlichen Hofe herrſchte der höchſte Grad des Vertrauens und des wechſelſeitigen Intereſſe, weil ſie die eifrigſten und geſchickteſten Streiter für deſſen Anſehen waren.

Die Vortheile, welche eine ſo thätige und unternehmende Geſellſchaft von allen dieſen Umſtänden ziehen konnte, fallen leicht in die Augen. Sie bildeten die Denkungsart der Leute in der Jugend, und behielten eine gewiſſe Autorität über ſie in den reifern Jahren. Sie regierten zu verſchiedenen Zeiten die wichtigſten Höfe von Europa. Sie mengten ſich in alle Sachen, und nahmen Theil an jeder Staatsliſt, und an jeder Revolution. Der General konnte durch die ausführlichen Nachrichten, welche er erhielt, alle Unternehmungen des Ordens mit der vollkommenſten Klugheit regieren, und durch ſeine uneingeſchränkte Gewalt, ſie mit der äuſſerſten Lebhaftigkeit und Nachdruck ausführen laſſen.

Als Ignatius, im J. 1540, den Papſt um die Autoriſirung des Ordens erſuchte, hatte er 10 Schüler.

Im J. 1608, und alſo 60 Jahre nach der Errichtung, war die Anzahl der Jeſuiten bis auf 10581 angewachſen.

Im J. 1710, beſaß der Orden 24 Profeßhäuſer, 59 Probationshäuſer, 340 Reſidenzen, 612 Collegia, 200 Miſſionen, 150 Seminarien und Penſionsſchulen, und beſtand aus 19989 Jeſuiten.

Im J. 1762 war der Orden in 5 Aſſiſtenzen eingetheilt; dieſe begriffen in ſich 39 Provinzen, 24 Profeßhäuſer, 669 Collegia, 61 Novitiate, 176 Seminarien, 335 Reſidenzen,

223 Miſſionen, 22787 Jeſuiten, worunter 11010 Prieſter waren.

Der Reichthum des Ordens nahm zu, ſo wie deſſen Macht zugenommen hatte. Man erfand verſchiedene Mittel, der Verbindlichkeit des Gelübdes der Armuth zu entgehen. Der Orden bekam große Güter in jedem katholiſchen Lande, und konnte es, in Anſehung der Menge und Pracht ſeiner öffentlichen Gebäude, und des Werthes ſeines beweglichen und unbeweglichen Vermögens, mit den reichſten Mönchsorden aufnehmen. Auſſer den Quellen der Reichthümer, welche der geſammten regulären Geiſtlichkeit gemein ſind, beſaßen die Jeſuiten noch eine, welche ihnen allein gehörte. Unter dem Vorwande, den Fortgang der Miſſionen zu befördern, und die Erhaltung derſelben zu erleichtern, erhielten ſie von dem römiſchen Hofe eine beſondere Erlaubniß, mit denen Nationen, an deren Bekehrung ſie arbeiteten, handeln zu dürfen. Dieſem zu Folge lieſſen ſie ſich in eine weitläuftige und höchſt vortheilhafte Handlung in Oſt- und Weſt-Indien ein. Sie eröffneten Niederlagen in verſchiedenen Theilen von Europa, in welchen ſie ihre Waaren verkauften. Nicht zufrieden mit der Handlung allein, ſuchten ſie, nach dem Beyſpiele der andern Handlungs-Geſellſchaften, auch Beſitzungen zu erhalten. Sie nahmen alſo von einem großen und fruchtbaren Striche Landes in dem ſüdlichen feſten Lande von Amerika Beſitz, und regierten als ſouveräne Herren über einige hundert tauſend Unterthanen.

Zum Unglück für das menſchliche Geſchlecht, hat dieſer große Einfluß, den der Orden der Jeſuiten durch die jetzt erzählten Mittel ſich erwarb, oft die verderblichſten Wirkungen hervor gebracht. Die Abſicht der Disciplin, welche die Geſellſchaft bey der Bildung ihrer Mitglieder gebrauchte, und die Grund-Geſetze ihrer Verfaſſung waren, daß jeder Jeſuit das

Intereſſe des Ordens als den Haupt-Gegenſtand, dem alle übrige Betrachtungen aufgeopfert werden müßten, anzuſehen habe. Dieſer Geiſt der Anhänglichkeit an den Orden, vielleicht der eifrigſte, welcher jemahls eine menſchliche Geſellſchaft regiert hat, iſt der characteriſtiſche Grundſatz der Jeſuiten, und der Schlüſſel zu ihrer politiſchen Verfaſſung und ihren beſondern Meinungen und Betragen.

Da es zur Ehre und zum Vortheil der Geſellſchaft nothwendig war, daß ihre Mitglieder bey Perſonen von hohem Range und großer Macht, eine gewiſſe Autorität beſitzen mußten: ſo verleitete ſie die Begierde, eine ſolche Aufſicht deſto leichter zu bekommen und zu erhalten, dahin, daß ſie ein Syſtem einer wenig ſtrengen und ſehr nachgebenden Moral, welche ſich beſſer mit den Leidenſchaften der Menſchen paßte, ausbreiteten; eine Moral, welche ihre Fehler rechtfertigte, ihre Unvollkommenheiten duldete, und jede Handlung, welche die kühnſte oder liſtigſte Politik zu unternehmen wünſchte, in Schutz nahm. Da auch der Wohlſtand des Ordens, mit der Erhaltung der päpſtlichen Autorität auf das genaueſte verbunden war, ſo ſind die Jeſuiten, aus eben dieſem Grundſatze der Anhänglichkeit an das Intereſſe ihrer Geſellſchaft, allezeit die eifrigſten Vertheidiger der Lehrſätze geweſen, welche die geiſtliche Gewalt über die Ruinen des weltlichen Regimentes zu erheben trachten. Sie haben dem Stuhle zu Rom eine ſo ausgebreitete und uneingeſchränkte Gerichtbarkeit beyzulegen geſucht, als nur immer ein herrſchſüchtiger Papſt in den Jahrhunderten der Unwiſſenheit hätte verlangen können. Sie ſtritten eifrig für die gänzliche Unabhängigkeit der Geiſtlichen von der weltlichen Obrigkeit, und machten Lehrſätze von der Pflicht, ſich einem Fürſten, der ein Feind von dem römiſchen Glauben iſt, zu widerſetzen, bekannt, welche die ſchwärzeſten Laſter beſchönigen,

und auf die Zerreiſſung aller Verbindungen zwiſchen den Unterthanen und dem Landesherren abzielen.

Das Buch de aſſertionibus, welches 1762 durch ein Arrêt des Parlamentes von Paris bekannt gemacht wurde, ſoll die gefährlichſten Grundſätze enthalten, die zum Verderben der menſchlichen Geſellſchaft erdacht werden können, vornehmlich da, wo von dem Meineide, dem falſchen Zeugniſſe, der Richtung der Abſicht, der geheimen Compenſation, dem Todſchlage, und dem Königsmorde gehandelt wird.

Ihre Moral läſſet ſich in folgende Sätze zuſammen ziehen.

Gott und ſein Geſetz nicht wiſſen, iſt die größte himmliſche Wohlthat.

Wenn man alles natürliche Licht, alle Gewiſſens-Biſſe und Empfindung der Religion in ſich erſtickt hat, kann man nicht mehr ſündigen.

Laſterthaten ohne Nachdenken begehen, macht ſie zu Schwachheitsſünden.

Gott fürchten, ohne ihn zu lieben, iſt hinreichend, Vergebung ſeiner Sünden zu erhalten.

Gott nicht haſſen, heißt ſchon, ihn lieben.

Bethen, ohne daran zu gedenken, was man ſagt, dem Gottesdienſte ohne Aufmerkſamkeit beywohnen, iſt ſchon Gott gefällig.

Schwören und Gottes Nahmen mißbrauchen, weil man es gewohnt, oder weil es jetzt Mode iſt, iſt nichts ſtrafbares.

Seinem Vater und Mutter den Tod wünſchen, um zum Beſitz ihrer Güter zu gelangen, iſt etwas unſchuldiges.

Man kann ohne Bedenken denjenigen tödten, der uns Schaden am Leibe oder an der Ehre zufügen will.

Man kann verſprechen, ja mit einem Eide zuſagen, ohne daß man ſein Wort zu halten gezwungen ſey.

Scham-

Schamloſigkeit, Unzucht, Unmäßigkeit, Rauſch und Trunkenheit, ſind leichte Verſehen.

Trunkenheit entſchuldiget alles.

Unbillige Regenten kann man mit Recht umbringen.

Das ſind die entſetzlichen Lehrſätze, deren jeder, allein genommen, bey jedem Moraliſten, der den Einfluß tugendhafter Geſinnungen auf das Wohl des Staates kennt, noch mehr aber bey einem chriſtlichen Sittenlehrer, den tiefſten Abſcheu vor demjenigen, der ihn vorträgt, erregen muß.

Da der Orden von dem Eifer, womit er die römiſche Kirche gegen die Angriffe der Reformatoren verfocht, Ruhm und Anſehen erhielt, ſo dachten die Mit-Glieder, welche auf dieſen Vorzug ſtolz waren, es ſey ihr vornehmſtes Geſchäft, gegen die Meinungen der Proteſtanten zu ſtreiten, und ihren Fortgang zu hemmen. Gegen dieſe haben ſie jede Liſt und alle Waffen gebraucht, ſich allen ſanften und duldenden Maßregeln beſtändig widerſetzt, und unaufhörlich die ganze Wuth der geiſt- und weltlichen Verfolgungen wider ſie erregt. Andere Mönche haben es zwar ebenfalls verſucht, dergleichen verderbliche Lehrſätze auf die Bahn zu bringen, und Meinungen gehäget, welche eben ſo wenig mit der Ordnung und Glückſeligkeit der bürgerlichen Geſellſchaft beſtehen können; aber ſie haben dieſelben, aus leicht abzuſehenden Urſachen, entweder mit größerer Zurückhaltung gelehrt, oder mit wenigerm Erfolge ausgebreitet. Wer ſich an die wichtigſten Begebenheiten von Europa ſeit zwey Jahrhunderten erinnert, wird finden, daß die meiſten verderblichen Wirkungen, welche aus der verſtellten und gefährlichen Caſuiſterey, und den ausſchweifenden die geiſtliche Gewalt betreffenden Lehrſätzen entſtanden ſind, mit Grunde auf die Rechnung der Jeſuiten geſetzt, und aus dem Geiſte der Intoleranz, welcher das ſchlimme Schickſal der römiſchen Kirche veranlaßt und

ſo viel Unglück über die bürgerliche Geſellſchaft gebracht hat, hergeleitet werden können.

So viel nachtheilige Folgen auch aus der Errichtung dieſes Ordens entſtanden ſind, ſo muß man doch geſtehen, daß dem menſchlichen Geſchlechte einige wichtige Vortheile daraus zugewachſen ſind. Da die Jeſuiten die Erziehung der Jugend zum Hauptgegenſtand ihrer Aufmerkſamkeit machten, und ihr erſter Verſuch, Schulen zur Aufnahme der Studierenden anzulegen, von Seiten der Univerſitäten, in vielen Ländern ſehr heftigen Widerſpruch und Widerſtand fand: ſo mußten ſie nothwendig den ſicherſten Weg einſchlagen, ſich die Gunſt des Publicum zu erwerben; ſie mußten nähmlich ſuchen, ihre Nebenbuhler an Fleiß und Wiſſenſchaften zu übertreffen. Dieſes trieb ſie an, ſich mit großem Eifer auf das Studium der alten Litteratur zu legen. Dieſes brachte ſie auf verſchiedene Methoden, den Unterricht der Jugend zu erleichtern. Durch die Verbeſſerungen, welche ſie darin machten, haben ſie nicht wenig zu der Aufnahme der ſchönen Wiſſenſchaften beygetragen, und ſich alſo von dieſer Seite um die menſchliche Geſellſchaft ſehr verdient gemacht. Aber nicht allein in dem Unterrichte in den Grundſätzen der Litteratur iſt der Orden ſehr glücklich geweſen; er hat auch in allen Zweigen der Gelehrſamkeit große Männer hervor gebracht, und kann ſich einer größern Menze ſcharfſinniger Schriftſteller rühmen, als alle übrige Mönchsorden zuſammen genommen.

Gleichwohl hat d'Alembert bemerkt, daß, obgleich die Jeſuiten auſſerordentliche Progreſſe in jeder Gattung von Gelehrſamkeit gemacht, und ob ſie gleich unter ihren Brüdern verſchiedene große Mathematiker, Alterthums-Kenner und Kritiker angeben können, und einige berühmte Redner gebildet haben, der Orden doch keinen Mann hervor gebracht habe, deſſen Geiſt von gründlichen Kenntniſſen ſo aufgeklärt geweſen wäre, daß er den Nahmen eines

Phi-

Philoſophen verdient hätte. Es ſcheint eine unvermeidliche Wirkung der mönchiſchen Erziehung zu ſeyn, daß ſie den Geiſt einſchränkt und feſſelt. Die beſondere Anhänglichkeit des Mönches an das Intereſſe ſeines Ordens, welches oft mit dem Intereſſe der übrigen Bürger des Staates ganz und gar nicht zutrifft; die Gewohnheit an den uneingeſchränkten Gehorſam gegen den Willen der Superioren, und die ewige Wiederhohlung der langweiligen und albernen Kloſterpflichten, unterdrücken ſeine Fähigkeit, und erſticken den Edelmuth der Empfindungen und des Geiſtes, welcher den Menſchen geſchickt macht, von dem, was in dem Umgange mit der Welt und in dem Betragen recht iſt, richtig zu denken und zu urtheilen. Der Pater Paul von Venedig, iſt vielleicht der einzige von den im Kloſter Erzogenen, welcher über ſeine eigene Vorurtheile erhaben, die Handlungen der Menſchen und die Verbindung der Geſellſchaft, mit den ausgebreiteten Kenntniſſen eines Philoſophen, mit der Klugheit eines Staatskundigen, welcher ſelbſt in wichtigen Sachen arbeitet, und mit dem Anſtande eines Mannes von Lebensart, betrachtete und beurtheilte.

Vorzüglich in der neuen Welt, haben die Jeſuiten den bewundernswürdigſten Beweis ihrer Fähigkeiten gegeben, und das meiſte zum Beſten des menſchlichen Geſchlechtes beygetragen. Die Eroberer dieſes unglücklichen Erdtheiles hatten keine andere Abſicht, als die Einwohner deſſelben zu plündern, zu Sclaven zu machen, und auszurotten. Die Jeſuiten allein, haben die Menſchlichkeit vor Augen gehabt, als ſie ſich dort niederließen. Zu Anfange des vorigen Jahrhundertes wurden ſie in der fruchtbaren Provinz Paraguay, welche das ſüdliche feſte Land von Amerika, von dem Fuße des Berges Potoſi an, bis an die Gränzen der ſpaniſchen und portugieſiſchen Beſitzungen an dem Ufer des Fluſſes de la Plata, durchſchneidet, aufgenommen. Sie fanden die Einwohner in einem Zuſtande, der von demjenigen, in dem die Menſchen zuerſt anfangen, ſich in eine Geſellſchaft zu vereinigen, nicht ſehr verſchieden war; mit allen Künſten unbe-

kannt, von der Jagd und dem Fiſchfange auf gutes Glück lebend, und gänzlich unwiſſend in allen Grund Sätzen der Regierung und Subordination. Die Jeſuiten unternahmen es, dieſe Wilden zu unterrichten und geſittet zu machen. Sie lehrten ſie den Ackerbau, die Viehzucht, und die Kunſt Häuſer zu bauen. Sie brachten ſie zu einem geſellſchaftlichen Leben in den Dörfern. Sie machten ihnen Luſt zu Künſten und Manufacturen. Durch ſie, fand das Volk Geſchmack an den Freuden der Geſellſchaft, und gewöhnte ſich an die großen Vorzüge derſelben, an Sicherheit und Ordnung. Dieſe Leute wurden die Unterthanen ihrer Wohlthäter, und von ihnen mit der zärtlichen Aufmerkſamkeit eines Vaters, welcher ſeine Kinder unterweiſet, regiert. Bis zur Anbethung geehrt und geliebt, herrſchten einige wenige Jeſuiten über einige hundert tauſend Indianer. Sie erhielten eine vollkommene Gleichheit unter allen Mitgliedern der Geſellſchaft. Ein jeder von ihnen war verbunden zu arbeiten, nicht für ſich ſelbſt, ſondern für das Ganze. Die Früchte ihrer Felder und ihrer Induſtrie von jeder Art, wurden in gemeinſchaftlichen Vorrathshäuſern niedergeleget, aus denen jedermann alles erhielt, deſſen er bedurfte. Durch dieſe Einrichtung waren faſt alle Leidenſchaften, welche den Frieden der Geſellſchaft ſtören, und ihre Mitglieder unglücklich machen, erſtickt. Wenige Magiſtratsperſonen, welche von den Indianern ſelbſt erwählt waren, wachten über die öffentliche Ruhe und über die Befolgung der Geſetze. Blutige Strafen, welche unter andern Regierungen ſo häufig ſind, waren gänzlich unbekannt. Eine Ermahnung von einem Jeſuiten, eine geringe Beſchimpfung, und, bey einigen beſondern Umſtänden, einige Hiebe mit der Peitſche, waren hinlänglich, die Ordnung unter dieſem unſchuldigen und glücklichen Volke zu erhalten.

Allein,

Allein, ſelbſt in dieſe verdienſtliche Bemühungen für das Beſte der Menſchen, hat ſich der Geiſt des Ordens gemengt; ſelbſt in dieſen iſt er ſichtbar. Sie hatten offenbar den Endzweck, in Paraguay ein unabhängiges Reich zu ſtiften, welches der Geſellſchaft allein unterworfen ſeyn ſollte, und welches durch ſeine vortreffliche Einrichtung und Polizey, ohne Zweifel ſeine Herrſchaft über das ganze ſüdliche Amerika würde verbreitet haben. In dieſer Abſicht, und um allem Einfluſſe der Spanier und Portugieſen, aus den benachbarten Beſitzungen, zuvor zu kommen, bemühten ſie ſich, den Indianern, welche ſie beherrſchten, Haß und Verachtung gegen dieſe Nationen einzuflößen. Sie hoben allen Umgang ihrer Unterthanen mit den Spaniern und Portugieſen auf. Sie unterſagten es jedem einzelnen Handelsmanne von dieſen beyden Nationen, in ihr Gebieth zu kommen. Wenn ſie zuweilen einen Abgeſandten von benachbarten Regierungen annehmen mußten, ſo erlaubten ſie ihm nicht den geringſten Umgang mit ihren Unterthanen, und kein Indianer durfte in das Haus, worin der Fremde ſich aufhielt, kommen, auſſer in Gegenwart eines Jeſuiten. Um alle Arten des Umganges zwiſchen ihnen ſo ſchwer als möglich zu machen, verhüteten ſie ſorgfältig, daß kein Indianer die geringſte Kenntniß von der ſpaniſchen oder einer andern europäiſchen Sprache erlangte. Sie munterten vielmehr die verſchiedenen kleinen Völkerſchaften, welche ſie geſittet gemacht hatten, auf, einen gewiſſen Dialect der indianiſchen Sprache zu gewinnen, und bemühten ſich, daraus die allgemeine Landes-Sprache in ihrem Gebiethe zu machen. Da aber alle dieſe Vorſicht dennoch nicht hinlänglich geweſen wäre, ihrem Reiche ohne eine Kriegsmacht Sicherheit und Dauer zu verſprechen, ſo unterrichteten ſie ihre Unterthanen in allen europäiſchen Kriegskünſten. Sie errichteten ein Corps von Cavallerie und Infanterie,

welches vollkommen bewaffnet und regelmäßig disciplinirt war. Sie ſorgten für einen guten Zug von Artillerie, und für Magazine, die mit allen Kriegsbedürfniſſen angefüllt waren. Solcher Geſtalt brachten ſie eine Armee auf die Beine, welche ſo zahlreich und gut beſtellt war, daß ſie ſich in einem Lande, wo die ganze Kriegsmacht der Spanier und Portugieſen in einigen wenigen invaliden und ſchlecht disciplinirten Bataillonen beſtand, allerdings fürchterlich machen konnte.

Europa hat, ſeit einigen Jahrhunderten, die ſtolzen Abſichten und die Macht des Ordens bemerkt; allein, ſelbſt indem es oft die ſchädlichen Wirkungen von beyden empfand, doch die wahren Urſachen davon nicht deutlich eingeſehen. Es war noch unbekannt mit den beſondern Einrichtungen in der politiſchen Verfaſſung und der Regierung der Jeſuiten, woraus dieſer Geiſt der Intrigue und der Unternehmung, welcher die Mitglieder der Geſellſchaft characteriſiert, und den Orden ſelbſt zu einer ſo großen Macht erhoben hat, entſtand. Es war ein Hauptgrundſatz der Jeſuiten, von der erſten Errichtung ihres Ordens an, ihre Geſetze nicht bekannt zu machen. Dieſe verbargen ſie als ein undurchdringliches Geheimniß. Dieſe kamen nicht aus dem Orden. Selbſt der größte Theil der Mitglieder kannte ſie nicht. Die Bekanntmachung derſelben wurde von einigen Gerichtshöfen verlangt, aber abgeſchlagen. Dem ungeachtet autoriſierte die weltliche Macht in vielen Ländern, durch einen beſondern politiſchen Solöcismus, die Niederlaſſung einer Geſellſchaft von Leuten, deren Verfaſſung und Geſetze ſorgfältig verborgen wurden. Ein Umſtand, welcher allein einen hinlänglichen Grund, ſie abzuweiſen, ausgemacht hätte! Während der letztern Verfolgung der Jeſuiten in Portugal und Frankreich, wovon ich weiter unten ſprechen werde, waren ſie ſo unbehutſam,

und gaben ihr geheimnißvolles Statutenbuch heraus. Durch Hülfe dieſer avthentiſchen Nachrichten, können nunmehr die Grundſätze ihrer Regierung beſtimmet, und die Quellen ihrer Macht mit einem Grade der Gewißheit und Genauigkeit erforſchet werden, den man vordem unmöglich erreichen konnte.

Uebrigens iſt keine Claſſe der regulären Geiſtlichkeit der römiſchen Kirche, wegen der Behauptung einer anſtändigen Würde, und ſelbſt wegen der Reinigkeit der Sitten, ſo berühmt geweſen, als der größte Theil der Mitglieder dieſes Ordens. Die Maximen einer ſtaatsliſtigen, ſtolzen, intereſſirten Politik, können ihren Einfluß auf diejenigen, welche die Geſellſchaft regierten, gehabt, und das Herz und die Aufführung einiger Mitglieder verdorben haben; allein der größte Theil ſtellte unterdeſſen gelehrte Unterſuchungen an, beſchäftigte ſich mit Religionsübungen, und folgte den allgemeinen Grundſätzen, welche die Menſchen von den Laſtern zurück halten, und ſie zu dem, was pflichtmäßig und lobenswürdig iſt, aufmuntern. Man kann, wie ich bereits erwähnt habe, den großen Nutzen, den ſie, als Lehrer der Jugend, durch die Verbeſſerung der Schulen geſtiftet haben, nicht läugnen; und wenn es ihnen ihr Staatsſyſtem erlaubt hätte, ſich neben den gottesdienſtlichen Handlungen bloß darauf einzuſchränken, ſo würde dieſen Orden vielleicht nie das widrige Schickſal getroffen haben, worunter deſſen zerſtreute Mitglieder noch ſeufzen, ob ihnen gleich hier und da ein Strahl der Hoffnung leuchtet, welcher ihre gänzliche Vernichtung zu hintertreiben ſcheint.

Dieſer Orden fand von dem erſten Augenblicke ſeiner Entſtehung an, viel Widerſprüche. Der Vorzug und die Vortheile, welche er gleich dadurch erhielt, daß er ſich als eine Kriegsſchar Jeſu und des Papſtes ſo unmittelbar an dem römiſchen Stuhl anſchloß, und

das

das Intereſſe und die Gewalt des päpſtlichen Hofes zu ſeinem eigenen Intereſſe machte, gab ihm bald einen Vorzug und das Uebergewicht über alle andere Orden. Die Unterweiſung des edelſten Theiles der Jugend in den Sprachen und ſchönen Wiſſenſchaften, worin die Jeſuiten ſich ſo unendlich weit über alle übrige Mönchsorden hervor thaten, verſchaffte ihnen Gelegenheit, mit den vornehmſten Häuſern und angeſehenſten Familien in eine vertrauliche Verbindung zu treten, und den jungen Leuten ſelbſt die beſten Geſinnungen gegen ihren Orden einzuflößen, und ſich in jedem derſelben einen künftigen Gönner und Beſchützer zu erziehen. Dieſes erregte natürlicher Weiſe den Neid der übrigen Mönche, die es ſehr oft durch allerley Wege verſuchten, den Orden zu ſtürzen, um ſo mehr, da ihnen auch durch die Jeſuiten manche Vortheile, die ſie vorhin genoſſen hatten, entzogen wurden. Man beſchuldigte ſie zu Rom, ſie zielten auf nichts geringeres ab, als auf eine Univerſal-Monarchie über die ganze Kirche, und unter dem äuſſern Vorwande, die Macht und die Gewalt des Papſtes zu unterſtützen, arbeiteten und trachteten ſie im Grunde heimlich nur dahin, dieſelbe einzuſchränken, und hingegen ſich ſelbſt ſolche Macht zuzueignen.

Zu Venedig beſchuldigte man die Jeſuiten, ſie trieben mit der Beichte und Abſolution einen ordentlichen Handel; ſie machten von dem Beichtſtuhle den ſchändlichen Mißbrauch, daß ſie dadurch von dem Vermögen einzelner Privatperſonen, von den häuslichen Verbindungen der Bürger, wie auch von der Stärke und Schwäche der Republik, und von den Schlüſſen des Senates insgeheim Erkundigung einzögen, um dieſelben demnächſt ihrem Ordens-General zu hinterbringen. Man klagte ſie als Empörer, Aufrührer und Störer der öffentlichen Ruhe an, indem ſie den Papſt gegen die Signoria eingenommen, und ihn dahin gebracht hät-

hätten, den Bannſtrahl über die Republik ergehen zu laſſen. Und aus dieſen angeblichen Urſachen wurden die Jeſuiten, im J. 1607, aus dem ganzen venetianiſchen Gebiethe verbannet.

In England ſtand die katholiſche Geiſtlichkeit gegen ſie auf, und beſchwerte ſich bey dem Papſte, die Jeſuiten wären nicht als Apoſtel Chriſti oder Glaubens-Bothen, ſondern vielmehr als Kaufleute des Königreiches, auf die Inſel gekommen; ſie wollten ſich über alle Mönchsorden erheben; ſie ſuchten den guten Nahmen der größten Staatsmänner und Obrigkeiten durch die ſchwärzeſten Verleumdungen zu kränken; ſie unterhielten eine geheime Correſpondenz, fremde Truppen in das Land zu ziehen, und ſich des Reiches zu bemächtigen; alle ihre Worte und Werkzeuge zielten dahin ab, als ob ſie die künftige Thronfolge zu beſtimmen hätten; ſie wären die Anſtifter oder doch Beförderer aller der Verſchwörungen wider die Königinn Eliſabeth und den König Jacob I., und die Römiſch-Katholiſchen hätten überhaupt von den Jeſuiten in kurzer Zeit mehr üble Begegnung erdulden müſſen, als von den Ketzern in vielen Jahren. Dieſe Anklagen wirkten ſo viel, daß der Papſt Clemens VIII. den Jeſuiten durchaus alle und jede Inſpection über die Cleriſey dieſer Inſel völlig unterſagte, und endlich mußten ſie dieſelbe gänzlich räumen.

In Polen hatten ſich die Jeſuiten kaum niedergelaſſen, als ſie auch ſchon dem Volke ſowohl, als dem Adel, furchtbar wurden. Man wurde bald argwöhniſch gegen ſie, und betrachtete ſie als gefährliche heimliche Feinde des Staates, und als Urheber und Anſtifter aller der Uebel, welche dieſes Reich ſeit ihrer Ankunft beunruhiget hatten. Sie ſollten es ſeyn, welche Sigismunden gezwungen hätten, das beſchworne Friedensbündniß mit den Türken zu brechen; ſie ſollten ihn in einen ſo unglücklichen Krieg verwickelt; ſie den gan-

ganzen Staat ſo nahe an den Rand des äuſſerſten Verderbens gebracht, und den König vom Throne geſtürzt haben. Ihren Anſchlägen und Rathgebungen maß man die äuſſerſt verzweifelte Entſchließung des unglücklichen Bathoris gegen ſeine eigene Unterthanen bey, daß er Willens war, den ſämmtlichen Adel verrätheriſcher Weiſe ermorden zu laſſen, welches, wie man behauptete, auch wirklich geſchehen ſeyn würde, wenn ſeine Armee dem Rathe der Jeſuiten hätte Folge leiſten wollen. Durch dieſe und andere dergleichen Beſchuldigungen wurden ſie der Gegenſtand des allgemeinen Haſſes der ganzen Nation. Man verboth ihnen aufs ſchärfſte, ſich in Staatsſachen zu miſchen; man ließ ein ſchimpfliches Edict gegen ſie ergehen, und ſie wurden grauſam verfolgt und zum Lande hinaus gewieſen.

Auch aus den Königreichen Böheim und Ungarn, Mähren und Schleſien, und aus ganz Siebenbürgen, wurden ſie damahls ſchimpflich ausgewieſen, und zwar unter dem Vorwande, dieſes ſey ein neuer Orden, eine Geſellſchaft, die einen gränzenloſen Ehrgeitz beſitze, einen übermüthig ſtolzen Nahmen führe, und bey deſſen ganzen Betragen bloß ſeine Politik nach Machiavel's Grundſätzen, keinesweges aber wahre chriſtliche oder evangeliſche Klugheit, zum Grunde liege.

Selbſt in Spanien wurde die Geſellſchaft Jeſu eben ſo ſehr angefochten. Man gab ſie hier für Vorläufer und Emiſſarien des Antichriſtes aus, welchem ſie die Wege bahnen wollten. In dieſem Lande gelang es ihnen aber noch am beſten, ſich gegen die Anfälle ihrer Feinde zu vertheidigen.

Frankreich aber war den Jeſuiten, von dem erſten Augenblicke an, am ungünſtigſten. Die Biſchöfe, die theologiſche Facultät zu Paris, die Univerſität, das Parlament, und ſo gar die Pfarrer und übrigen Geiſtlichen,

lichen, widerſetzten ſich ihrer Aufnahme. Man hielt es für eine ungeziemende Anmaßung und Verwegenheit, daß die Jeſuiten ſich den Nahmen Jeſu allein zueignen wollten, nicht anders, als wenn ſie allein mit der Kirche als ihrer Braut vermählet wären. Man befürchtete, es möchte den Hoſpitälern und andern Communitäten dadurch Schade und Nachtheil entſtehen, weil die Jeſuiten ſich durchaus von aller Macht und Obrigkeit unabhängig zu machen trachteten, und weil ſie allerley widerrechtliche Eingriffe in die Rechte und Amtsverrichtungen der Pfarrer und Biſchöfe zu thun ſich erkühnten. Man warf ihnen vor, daß ſie allen, auch den ärgſten Böſewichtern und berüchtigten Perſonen, ohne alle Wahl und Unterſchied, die Aufnahme in ihre Geſellſchaft verſtatteten; daß ihre Privilegien der Hierarchie zuwider liefen; daß dieſes Inſtitut andern Orden Anlaß und Gelegenheit zur Apoſtaſie gebe, u. ſ. w. Kurz, man behauptete einmüthig in Frankreich, dieſe Geſellſchaft ſcheine in ihrer ganzen Anlage äuſſerſt gefährlich, eine Störerinn des Kirchenfriedens, ein Verderben des geſammten Mönch-Weſens, und überhaupt dienlicher niederzureiſſen als zu bauen, zu ſeyn. Alles dieſes hinderte aber nicht, daß die Geſellſchaft ſich in Frankreich feſtſetzte. Sie fand mächtige Beſchützer bey Hofe, und die damahligen bürgerlichen Kriege in Frankreich waren ihnen günſtig, ſich in der Stille auszubreiten. Dieſe Ruhe dauerte aber nicht lange; denn, als Heinrich IV. dieſes Reich, welches ihm nach dem Rechte der Geburt gehörte, durch die Waffen erobert hatte, und ihn alle Orden des Reiches als den rechtmäßigen König erkannten, und ihm die geſammte Univerſität den Huldigungseid geſchworen hatte, waren die Jeſuiten und ihre damahlige gute Freunde, die Capuziner, die einzigen, die ſich weigerten, ihm als ihrem rechtmäßigen Könige zu huldigen, und für ihn als König die gewöhn-

wöhnlichen Fürbitten zu thun, weil ſie, von der königlichen Jurisdiction eximirt und befreyet zu ſeyn, behaupteten, und Heinrich damahls noch unter dem Kirchenbanne lag. Dazu kam nun noch die Beſchuldigung, daß der Rector des Jeſuiter-Collegii, Varada, dem Peter Barriere, einem gemeinen Kerl, welcher zuerſt Schiffer und nachher Soldat geweſen war, wo nicht die Anſchläge gegeben, ihn wenigſtens doch in dem Vorhaben, den König zu ermorden, unter Verſprechung der ewigen Seligkeit beſtärkt habe.

Mezeray erzählt in ſeiner Hiſtoire d'Henri IV., dieſer Barriere ſey zuerſt an den Pfarrer von St. André, des Arcs, einen der größten Liguiſten gerathen, der ihn zu dieſem Morde aufgemuntert, und ihn weiter an den Rector des Collegii, Varada, geſchickt, welcher ihn denn ſcharf vorgenommen und dazu abgerichtet habe. Der Kerl ſagte bey der gerichtlichen Unterſuchung aus, Varada habe ihn zuvor bey einem Religioſen der Geſellſchaft, der aber von der ganzen Sache nichts gewußt, beichten laſſen, und ihn darauf mit der heil. Communion verſehen, um ihn zu einem ſo wichtigen und gefährlichen Unternehmen gehörig zu ſtärken und auszurüſten; wobey er ihn verſichert habe, daß, wenn er ſo glücklich ſeyn würde, in dieſem heiligen Unternehmen ſein Leben einzubüßen, alsdann ſeine Seele von den Engeln augenblicklich in die ewige Freude und Seligkeit des Himmels würde getragen werden; hingegen hätte man ihm auch auf der andern Seite mit den hölliſchen Flammen gedrohet, wenn er, dafern er ergriffen würde, auf der Tortur irgend einen von denen, die ihm zu dieſem Meuchel-Morde gerathen hätten, nennen oder angeben würde.

Nun nahm der Proceß gegen die Jeſuiten in Frankreich aufs neue ſeinen Anfang. Leſenswürdig iſt in dieſer Sache die öffentliche gerichtliche Anklage des Advocaten Ant. Arnaud (Plaidoyer d'Antoine Arnaud), worin er von den Thaten und Grundſätzen der Geſellſchaft Jeſu ein Gemählde entwirft, welches Furcht und Entſetzen erreget. Ein anderer Advocat, Nahmens Dole, welcher die Sache der Pfarrherren

zu Paris vertheidigte, redete eben ſo heftig gegen die Geſellſchaft. Beyde wurden von Düret, dem Advocaten der Geſellſchaft Jeſu, auf eine ſehr feine und beſcheidene Art widerleget, und ungeachtet der großen Partie, die ſie gegen ſich hatte, glückte es ihr dieſes Mahl doch, den Sieg davon zu tragen, und ihre Feinde und Widerſacher mit Schimpf und Schande zu belegen.

Aber dieſe Freude dauerte nicht lange, und es zog ſich bald ein noch heftigeres Ungewitter über ihre Häupter zuſammen, dem ſie nicht ausweichen konnten, und von welchem ſie endlich zu Boden geworfen wurden. Ein junger Böſewicht von 19 Jahren, Nahmens Johann Chaſtel, der Sohn eines reichen Kaufmannes in Paris, welcher nahe bey dem Thore des königl. Pallaſtes wohnte, hatte den Entſchluß gefaßt, den König zu ermorden. Er fiel ihn an, als er eben in das Louvre treten wollte, verwundete ihn mit ſeinem Meſſer im Geſichte, und ſchlug ihm zwey Zähne aus. Dieſer junge Menſch war in den Schulen der Jeſuiten erzogen worden, und bey den Vätern dieſer Geſellſchaft überaus beliebt, ob er gleich als ein boshafter, in allen Laſtern und Ausſchweifungen geübter Böſewicht bekannt war. Er wurde ſogleich auf der Stelle ergriffen; und als man ſeine Papiere in ſeiner Aeltern Hauſe durchſuchte, fand man einen von ihm ſelbſt geſchriebenen Aufſatz, in welchem er erklärte, von ſeinen Lehrern, den Jeſuiten, mehrmahls gehört zu haben, daß es erlaubt und recht ſey, einen König, der ein bloßer Tyrann, und von dem heil. Stuhle nicht für König erkannt ſey, zu tödten; und daß dieſes die allgemeine und einſtimmige Meinung aller Väter wäre, und daß er ſich in der Abſicht zu dieſem Königsmorde entſchloſſen habe, weil er hoffte, dadurch die mit ſeinen Sünden verdiente Höllenſtrafe zu mildern.

Durch dieſe neue Gefahr, worin ſich das Leben des Königes befunden hatte, äuſſerſt aufgebracht, lief das Volk haufenweiſe, mit den Waffen in der Hand, nach dem Jeſuiter-Collegio, und wollte alles mit Feuer und Schwert verwüſten; es würde auch wirklich Hand angelegt haben, wenn es nicht durch die königlichen Truppen daran gehindert worden wäre. Man ſchickte aber ſogleich eine Wache ab, und ließ alle in dem Collegio befindliche Jeſuiten, 40 an der Zahl, gefangen nehmen, und ihre Zimmer verſiegeln. Unter ihren Papieren fand ſich bey dem Pater Guignard, Prof. der Theologie, ein ſchriftlicher Aufſatz über die durch den Dominicaner verübte Ermordung Heinrich's III., welche er nicht nur billigte, ſondern auch als eine Heldenthat erhob. In dieſer nähmlichen Schrift wurden die Franzoſen ermahnet, Heinrich IV. vom Throne zu ſtoßen, oder ihn, wenn man ſeiner auf keine andere Weiſe los werden könne, zu ermorden. Guignard läugnete dieſen Aufſatz gar nicht, und beharrete bis an ſein unglückliches Ende darauf, daß dieſes ſeine wahre Meinung ſey, wovon er ſich in ſeinem Gewiſſen überzeugt halte. Er wurde, mit brennender Fackel in der Hand und mit einem Stricke um den Hals, vor die Kirche U. L. Frauen geführet, wo er öffentlich, mit der größten Rührung, Gott um Vergebung aller ſeiner Sünden bat; den König aber um Vergebung zu bitten, konnte man ihn auf keine Weiſe bewegen, weil er denſelben nicht beleidiget zu haben behauptete. Als er auf der Leiter ſtand, erklärte er noch öffentlich vor dem Angeſichte des ganzen Volkes, daß er unſchuldig ſterbe, und daß er denjenigen, den die Kirche verdammt hätte, nie König nennen, noch dafür erkennen werde. Sein Körper wurde nebſt ſeinen Schriften verbrannt, und die Aſche in die Luft geworfen. Das Haus, wo Chaſtel geboren war, wurde dem Erdboden gleich gemacht, und auf dem leeren

ren Plaße wurde eine Schandſäule errichtet, mit Inſchriften, welche für den Orden der Geſellſchaft Jeſu nicht ſehr rühmlich waren.

Hierauf erfolgte im J. 1594, die förmliche Verbannung der Jeſuiten aus Frankreich, mit den Worten: *Ordonné, que les Prêtres et écoliers du Collége de Clermont, & tous autres ſoi-diſant de la dite Societé, comme corrupteurs de la jeuneſſe, perturbateurs du repos public, ennemis du Roi & de l'Etat, vuideront dedans trois jours après la ſignification du préſent arrêt, hors de Paris & autres villes & lieux où ſont leurs Colléges, & quinzaine après hors du Royaume, ſur peine, où ils ſeront trouvés, le dit tems paſſé, d'être punis comme criminels & coupables du dit crime de leze-Majeſté.*

Nach einer ſolchen Verabſchiedung hätte man wohl nicht vermuthen ſollen, daß die Jeſuiten wieder jemahls Fuß in Frankreich bekommen würden; und doch waren kaum neun Jahre verfloſſen, als ſie mit allen Ehren wieder in Paris einzogen, und, aller Widerſprüche vieler kluger Staatsmänner ungeachtet, vollkommen in ihre vorige Rechte wieder eingeſeßet wurden. Heinrich IV., an den ſie eine Vertheidigung gegen alle Beſchuldigungen hatten überreichen laſſen, redete ihnen im Parlamente ſelbſt das Wort, ließ die Schandſäule wieder niederreiſſen, bauete ihnen ein prächtiges Collegium, und wählte ſich einen von ihnen zu ſeinem Beichtvater. So ging alſo die Geſellſchaft Jeſu in Frankreich aus der Aſche des unglücklichen Guignard nur deſto glänzender wieder hervor. Man wollte damahls ſchon bemerkt haben, daß mit den Jeſuiten zugleich die Muſen aus Frankreich entwichen ſeyn; daß die Schulen, nach ihrer Verbannung, in Verfall zu gerathen, angefangen haben; daß ſich in dem Reiche der Wiſſenſchaften wieder Barbarey und Finſterniß allmählich verbreitet habe, und was der-

gleichen rühmliche Bemerkungen mehr waren. So viel iſt indeſſen gewiß, daß in einem großen Theile des 17 und 18ten Jahrhundertes, die Jeſuiten faſt für die einzigen Gelehrten unter allen Mönchen gehalten wurden; und man müßte ungerecht oder unwiſſend ſeyn, wenn man läugnen wollte, daß dieſem Orden nicht viel vortreffliche und gelehrte Männer zur auſſerordentlichen Empfehlung und Zierde gedient haben. Sie wetteiferten darin beſonders mit den Benedictinern, vornehmlich denen von der Congregation des heil. Maurus wiewohl ſie es dieſen doch, im Ganzen genommen, nie gleich gethan haben.

Wenn ihre übrige, oben angeführte, Grundſätze und Lehren, welche ſo ganz gegen alle Grundſätze der Staatsverfaſſung, ſelbſt derjenigen Länder und Höfe, wo ſie am meiſten geſchützet wurden, liefen, ihren gänzlichen Untergang nicht befördert hätten, ſo würde es faſt unmöglich geweſen ſeyn, eine Geſellſchaft aufzuheben, welche ſo tiefe Wurzeln gefaßt hatte. Daß ihre geheime Lehren und Regeln, die ſie äuſſerſt geheim zu halten und zu verbergen ſuchten, und deren Kundmachung bey ihnen ſcharf verbothen war, der menſchlichen Geſellſchaft höchſt ſchädlich und verderblich geweſen ſeyn, erhellet ſchon daraus, daß man ſie in keinem Lande ohne große Widerſprüche aufgenommen, und daß man ihnen in jedem Lande, woraus ſie verjaget wurden, das Verzeichniß ihrer aus ihren böſen Grundſätzen folgenden Verbrechen öffentlich vorgehalten hat. So allgemein gehaſſet und verfolgt, war noch kein Orden; und wenn man ihm auch in dieſem oder jenem Falle ſollte zu viel gethan haben, ſo läſſet ſich doch nicht denken, daß ganz Europa bey ihrer Verbannung aus allen Ländern ſich ſollte übereilt und betrogen haben. Und dann waren ja ihre eigene Religionsverwandte, beſonders die Dominicaner, von je her ihre ſchärfſte Ankläger. Indeſſen mögen auch

wohl einige ihrer Gegner aus eigennützigen Abſichten gar zu beredt geweſen ſeyn, um das Häßliche einiger jeſuitiſchen Meinungen zu vergrößern.

Die merkwürdigſte Epoche in der Geſchichte der Jeſuiten, iſt die oben erwähnte Errichtung ihrer Republik in Paraguay, und ihr dadurch veranlaßter Sturz in Portugal und Spanien. Ihre Abſicht ſchien, wie ich gezeigt habe, im Grunde nichts geringeres zu ſeyn, als für den Orden ein eigenes weltliches Reich zu gründen, welches, unabhängig von jedem andern Staate, unter der Regierung eines Jeſuiten, dem man vielleicht mit der Zeit eine Krone aufzuſetzen dachte, ſtehen, Bündniſſe mit andern Reichen ſchließen, und ſich durch ſeine eigene innere Macht gegen alle Angriffe vertheidigen könne. Man könnte hierbey anmerken, daß dieſes ihrem Gelübde der Armuth gerade entgegen ſey. Das Gelübde der Armuth bedeutete aber bey den Jeſuiten weiter nichts, als daß man für ſeine eigene Perſon keine eigene und abgeſonderte Güter haben durfte. Die Profeſſen der vier Gelübde durften keine Güter erwerben, ſondern mußten von Almoſen leben; diejenigen aber, welche nur an die einfachen Gelübde gebunden waren, nahmen Geſchenke an, und durften Reichthümer erwerben. Zuerſt zogen ſie nach und nach den ganzen Handel, welchen Portugal und Spanien dahin führte, an ſich, und verſicherten ſich dadurch des zu einem ſolchen Plane nothwendigen Fonds. Als die Portugieſen und Spanier endlich aufmerkſam wurden, und man von Seiten der Höfe, Commiſſarien und Truppen nach Paraguay ſandte, um die gehörigen Gränzen zu beſtimmen, worin die Jeſuiten ſich halten ſollten, widerſetzten ſich dieſe thätlich, und führten einen blutigen Krieg gegen zwey Könige, welche, von der erſten Stiftung des Ordens an, ihre größte Wohlthäter und Beſchützer geweſen waren. Das war aber noch nicht

alles. Man gab den Jeſuiten in Portugal und Spanien Schuld, und bewies in öffentlichen Schriften, daß ſie die Haupttriebfeder der im J. 1758 verſuchten Ermordung beyder Könige geweſen wären. Das beförderte ihren gänzlichen Untergang in dieſen Staaten.

In Frankreich ging es ihnen einige Jahre darauf nicht beſſer. Die Veranlaſſung dazu war ſonderbar genug, und dem Orden gewiß ſehr unerwartet. Ant. de la Valette, Superior der Jeſuiten in Martinique, hatte eine anſehnliche Partie Waaren an franzöſiſche Kaufleute geſandt, und den Betrag von ungefähr 3 Millionen in Wechſeln auf ſie gezogen, welche auch acceptiret wurden; die Schiffe aber, welche die Waaren geladen hatten, fielen in feindliche Hände, und kamen alſo nicht zur Stelle. Die Wechſel, da ſie einmahl acceptirt waren, mußten bezahlet werden, und die franzöſiſchen Kaufleute griffen die Jeſuiten in Frankreich an, und verlangten, daß dieſe den nöthigen Fond dazu anſchaffen ſollten. Dieſe weigerten ſich, unter dem Vorwande, daß dieſes ein Privatgeſchäft des P. de la Valette ſey, woran die Geſellſchaft keinen Antheil habe. Die Kaufleute wendeten dagegen ein, daß ein einzelnes Mitglied der Geſellſchaft für ſich kein dergleichen Geſchäft machen könne. Es kam zu einem förmlichen Proceß. Die Jeſuiten beſtanden auf ihrem Satze, und das Parlament verlangte, daß ſie ihre Conſtitutionen einliefern ſollten, damit man ſolche durchgehen, und unterſuchen könne, ob, nach dem Inhalte derſelben, ein einzelnes Mitglied der Geſellſchaft wirklich befugt ſey, dergleichen Handel zu treiben. Die Jeſuiten waren dieſes Mahl ſo unvorſichtig, dem Parlamente ihre Conſtitutionen zu überliefern; und da fand man denn alle die gefährlichen Grundſätze, wegen welcher man ſie bisher im Verdacht

dacht gehabt hatte (*). Dieſes veranlaßte eine genaue Unterſuchung, und endlich den gänzlichen Untergang der Geſellſchaft Jeſu in Frankreich.

Im J. 1768 wurden ſie aus dem Königreiche Napoli, und am 7 Febr. eben dieſes Jahres auch aus den Herzogthümern Parma und Piacenza, auch kurz nachher aus der Inſel Malta, vertrieben. Endlich hob Papſt Clemens XIV., auf Veranlaſſung der hohen Mächte, durch ein Breve v. 21 Jun. 1773, den Orden gänzlich auf. Im J. 1781 wurden ihre Güter und Beſitzungen in dem Kirchenſtaate aufgehoben.

Indem die geiſtlichen Orden der römiſch-katholiſchen Kirche in den meiſten Ländern eingeſchränket werden, und durch den Befehl, ohne beſondere Erlaubniß keine neue Mitglieder anzunehmen, ſich ihrer allmählichen Endſchaft nähern, erhebt ſich der vor 10 Jahren durch eine päpſtliche Bulle aufgehobene Jeſuiter-Orden von neuem, und wird in ſeiner ehemahligen Form und Verfaſſung wieder errichtet. Es iſt dieſes ein Wunder mehr der Regierung der großen Catharine zu St. Petersburg. Dieſe Monarchinn erklärte, gleich nach der Aufhebung des Ordens durch die Bulle Clemens XIV., (v. 21 Jun. 1773,) daß die Glieder der Geſellſchaft Jeſu zum Unterricht ihrer katholiſchen Unterthanen, ihrem Reiche zu nothwendig und nützlich wären, um denſelben nicht ihren Schutz angedeihen zu laſſen. Der Orden erhielt ſich alſo im ruſſiſchen Reiche. Es kamen aus Polen und vielen Ländern, viele den Statuten getreue Exjeſuiten in dieſes Reich. Inzwiſchen erhob die Kaiſerinn den Biſchof zu Mohilow in Weiß-Rußland, zu der Wür-

 de

(*) Wer darüber weiter belehrt ſeyn will, der leſe die Lettres patentes du Roi & les Arrêts de la Cour, du Parlement & du Conſeil d'Etat du Roi contre & pour les Jeſuites en France, 1761.

de eines Erzbiſchofes; einen Freund der Jeſuiten, welcher ihr Intereſſe ſich beſtens angelegen ſeyn ließ. Endlich wurde am 17 Oct. 1782 in einer General-Congregation der Jeſuiten, zu Polozk in Weiß-Rußland, ein neuer General-Vicar des Ordens in der Perſon des Pater Czerniewicz erwählet. Dieſes alles geſchah zu Folge einer kaiſerlichen Erlaubniß, und eines in lateiniſcher Sprache abgefaßten, von der Kaiſerinn am 15 Jun. 1782 eigenhändig unterſchriebenen und von dem Reichs-Senate am 4 Jul. deſſ. Jahres ausgefertigten Decretes. Es war natürlich, daß dieſe Begebenheit, durch welche der Jeſuiter-Orden, nach den klaren Worten der kaiſerl. Conceſſion, völlig ſo wie das Inſtitut beſtanden, unverletzt und ohne die geringſte Einſchränkung erhalten werden und beſtehen ſoll, unter ſolchen Umſtänden, der Politik des päpſtlichen Hofes nicht angenehm ſeyn konnte, daher der römiſche Hof ausdrücklich ſeine Mißbilligung darüber zu erkennen gab. Indeſſen begab ſich der neu erwählte General-Vicar des Jeſuiter-Ordens, ſogleich nach ſeiner Wahl, nach St. Petersburg, um die Protection der Kaiſerinn perſönlich zu hohlen. Er hatte bey der Kaiſerinn eine ſehr gnädige Audienz, welche ſich mit ihm über eine halbe Stunde unterhielt, und ihn ihres Schutzes verſicherte. Sie geſtattete ihm mit 4 Pferden zu fahren; ein Vorrecht, welches in St. Petersburg nur Perſonen von hohem Stande zuſteht. Sie ließ ihm 2000 Rubel Reiſekoſten auszahlen. Er hatte 4 Mitglieder ſeines Ordens mitgebracht, von denen 2 zu St. Petersburg, und 2 zu Moſcau, zum kirchlichen Dienſte bey den daſigen Katholiken bleiben, und die Rechte und Qualitäten von Miſſionarien erhalten ſollten. Auſſerdem wurden noch einige Mitglieder der Geſellſchaft zu Miſſionarien in die entferntern Gegenden des ruſſiſchen Reiches beſtimmt. Unter dieſen Umſtänden ließ nun die Kaiſerinn an den

Papſt

Papſt ein Schreiben ergehen, in welchem ſie für den Erzbiſchof zu Mohilow das erzbiſchöfliche Pallium, und die Würde eines Primas, und für den Erjeſuiten Abt Benislawski, die Coadjutor-Stelle zum Erzbisthum, und die Beſtätigung der Wahl des General-Vicars der Jeſuiten und deren Inſtitutes in Weiß-Rußland verlangte. Man kann ſich die Verlegenheit, in welche Pius VI. dadurch gerieth, leicht vorſtellen. Er ergriff die gewöhnliche alte Politik des päpſtlichen Stuhles, durch Zaudern und Weitläuftigkeiten die Sache in die Länge zu ſpielen, und gab dahin lautende Befehle ſeinem Nuntius in Warſchau, welchem dieſe Sache aufgetragen war. Allein, dieſe alte Politik paßt nicht mehr für das 18te Jahrhundert, wie der Papſt auch ſchon durch manche andere Beyſpiele erfahren hatte. Da die Kaiſerinn keine Antwort von dem Papſte erhielt, ſo erklärte ſie ſich in beſondern Schreiben an die päpſtlichen Nuntien zu Warſchau und Wien, Herren Archetti und Garampi, mit Anführung der Bewegungsgründe, und mit Beſchwerde über das Ausbleiben der päpſtlichen Antwort, zur Protectorinn der Jeſuiten, deren Geſellſchaft in ihren Staaten zu erhalten ſie ſich entſchloſſen hätte, und wovon gedachte Nuntien dem Papſte Bericht abſtatten möchten. Die Sache gewann nun einen andern Gang. Der Erjeſuit Abt Benislawski begab ſich ſelbſt nach Rom, mit einem Empfehlungsſchreiben des römiſchen Kaiſers begleitet, und nahm, bey ſeiner Ankunft in Rom, im Febr. 1783, bey dem daſigen kaiſerl. Miniſter, Cardinal Herzan, ſein Quartier. Unterdeſſen hatte der Papſt bey verſchiedenen katholiſchen Höfen um deren Meinung bey dieſen Umſtänden gefragt, und die Verlegenheit vorgeſtellt, in welcher er ſich befände, eine große Menge katholiſcher Seelen in dem ruſſiſchen Reiche (deren Zahl man über 2 Millionen angab,) zu verlieren. Dieſe Höfe hatten ihm geantwortet, daß

er allen billigen und gerechten Forderungen der ruſſiſchen Monarchinn Genüge zu leiſten ſuchen möchte. Hierauf entſchloß ſich Pius VI., durch eine Bulle, oder päpſtliche Conſtitution, das Inſtitut der Geſellſchaft Jeſu im ganzen ruſſiſchen Reiche zu beſtätigen, nach ſicherern Nachrichten aber hat der Papſt, auf Vorſtellung der bourboniſchen Höfe, den Entſchluß wegen des Ordens ändern müſſen. Indeſſen iſt doch die Wiedererrichtung des Ordens beſtehend. Es lebt derſelbe in Weiß-Rußland zu Polotzk völlig wieder, und genießt alle ihm durch das kaiſerliche Edict zugeſtandene Rechte. Er nimmt Novitien an; er nimmt die Ordensbrüder auf, die aus verſchiedenen Ländern, aus Polen, Oeſtreich u. ſ. w. ſich nach Weiß-Rußland begeben, und er exiſtirt alſo förmlich wieder. Gegenwärtig befinden ſich ungefähr 200 Jeſuiten und 20 Novitien in Weiß-Rußland.

Nach den neueſten Nachrichten haben die Katholiken in Scotland und Ireland, (in welchem letztern Lande allein ihre Anzahl über anderthalb Millionen Seelen beträgt,) den Papſt erſucht, die Director-Stellen bey den ſcotiſchen und irländiſchen Seminarien mit keinen andern Subjecten, als den dazu vorzüglich geſchickten Exjeſuiten, zu beſetzen. So hell glänzt auf einmahl der Glücksſtern der Jeſuiten zwiſchen den Wolken, die doch noch immer an dem politiſchen Horizonte um ihn herum ſtehen, und, ſeine Strahlen weit ſchießen zu laſſen, doch immer verhindern werden.

In der Geſchichte der Orden kommen, unter der Regierung des Papſtes Urban VIII, auch Jeſuitinnen vor, die aber nicht lange exiſtirt haben. Sie wurden von eben dieſem Papſte durch ein Breve v. 21 May 1631 unterdrückt, nachdem ſie vorher niemahls von dem römiſchen Stuhle waren anerkannt und beſtätigt worden.

Jeſuiter-Brod, ſ. langes Zuckerbrod, und Zucker-Striezel.

Jeſuiter-Mütze, eine Art von Buttergebackenen, dem man dieſen Nahmen gegeben hat, weil es einer Jeſuitermütze mit drey Hörnern faſt ähnlich ſieht. An einigen Orten wird es auch Talemüze (*) genannt. Man rollet, vermittelſt des Mangelholzes, ein Stück Blätterteig rund und dünn aus, thut in die Mitte deſſelben eine Käſefülle, ſchließt den Teig alsdann oben zu, doch ſo, daß in der Mitte eine kleine Oeffnung bleibe, und von dem herein geſchlagenen Rande gleichſam drey Hörner formiret werden, und läſſet es in dem Ofen fein gelb backen. Dieſe Käſefülle kann eine ſolche ſeyn, dergleichen ich bey dem Käſefladen beſchreiben werde; oder man reibet zwar friſchen, und ganz weißen, aber doch ſchon ziemlich hart, ohne Salz und Kümmel, getrockneten, ſo genannten Rinnenkäſe (Rennekäſe) auf dem Reibeiſen fein und zart, und rührt ihn mit 16 Eyerdottern, 1 Nößel ſüßer Sahne, Zucker, Zimmet und kleinen Roſinen, nebſt etwas feinem Mehle, zuſammen. An ſtatt dieſer Käſefüllen kann man auch eine Fülle von eingemachten Johannisbeeren, Stachel-Beeren, Hagebutten, Himbeeren, Citronat, Citron-Schalen, Kirſch- oder Pflaum-Mus, u. d. gl. nehmen.

Jeſuiter-Pulver, wird die gepülverte Fieber- oder China-Rinde genannt. Die Urſache dieſer Benennung, ſ. Th. VIII, S. 64.

Jeſuiter-Rauſch, im g. L. ein mäßiger Rauſch, ein Rauſch bis zur wohlgeordneten Fröhlichkeit, weil die Jeſuiten einen ſolchen Rauſch in ihrer Sittenlehre für unſündlich erkläret haben; ſ. oben, S. 357.

Jeſuiter-Thee, Chenopodium ambroſioides, Chenopodium Botrys *Linn.*; ſ. Trauben-Kraut.

Je-

(*) Das Wort Talemüſe iſt inſonderheit in Meiſſen üblich, und vermuthlich wendiſchen Urſprunges, von welcher Sprache in Meiſſen noch mehrere Ueberbleibſel vorhanden ſind.

Jeſuiter-Wolle, eine Sorte ſpaniſcher Wolle; ſiehe Wolle

Jeſuitinn, ſ. oben, S. 378.

Jeſus, der bekannte eigenthümliche Amtsnahme des Erlöſers, welcher aus dem Hebr. ישוע entlehnet iſt, und einen Heiland bedeutet.

Im gem. Leben wird der Nahme Jeſus oft ſehr gemißbraucht, eine Verwunderung, ein Erſtaunen, einen Schreck, oder andere ſchnelle Gemüthsbewegungen auszudrücken; in welchen Fällen der deutſche Pöbel auch Herr Jeſ! Herr Je! o Je! Herr Jedigott! Herr Jemini! o Jemini! ꝛc. ſagt; ſ. oben, S. 307, und 315, f.

Den Nahmen Jéſus führen auch verſchiedene franzöſiſche Papierſorten, als: Grand-Jéſus, Petit-Jéſus, und Petit Nom de Jéſus.

Grand-Jéſus, oder Super-Royal, heißt eine franzöſiſche Papierſorte, welche, nach der Verordnung, 26 Zoll breit, 19 Zoll 6 Lin. hoch ſeyn, und im Rieß 53 Pfund und mehr, aber nicht weniger als 48, wiegen ſoll.

Petit-Jéſus, ſoll 13 Z. 3 L. breit, 9 Z. 6 L. hoch ſeyn, und das Rieß 6 Pf. und darüber, aber nicht weniger als $5\frac{1}{2}$, wiegen.

Petit Nom de Jéſus, ſoll 15 Z. 1 L. breit, 11 Z. hoch ſeyn, und im Rieß $7\frac{1}{2}$ Pf. oder mehr, aber nicht unter 7 Pf., wiegen.

Es gibt Münzen, theils mit dem Bildniſſe Jeſu, theils bloß mit dem Nahmen oder Monogramma deſſelben, *J. H. S.*

Zu erſtern gehört zuvörderſt die jüdiſche Jeſus-Schaumünze mit einer hebräiſchen Aufſchrift; Fig. 1643. Die erſte Seite zeigt das Bildniß Jeſu im Profil, die linke Geſichtsſeite vorwendend, in bloßem Haupte und langem Haare, zwiſchen einer hebräiſchen Aufſchrift. Die andere Seite enthält eine hebräiſche Inſchrift von 5 Zeilen.

Das

Das Original dieſer Münze muß ſchon über 200 Jahre alt ſeyn. Caſp. Waſer ſagt L. II. de antiquis nummis Hebræorum, c. 3, f. 62. a. daß *Theſeus Ambroſius* in der introduct. in linguam chaldæam, ſyriacam atque armenicam, & decem alias linguas, bezeuge, zu Zeiten P. Julius II. und Leo X. zu Rom einige Münzen von Kupfer geſehen zu haben, worunter einige mit dem Bildniſſe Jeſu Chriſti, und dem beygeſetzten Nahmen ישו oder Jeſchu, auf der andern Seite ſeyn die hebräiſchen Worte befindlich geweſen: אלה׳ם ארם עשוי משיח מלך בא באשלום, das hieße: Der geſalbte König kommt mit Frieden, Gott iſt Menſch worden. Waſer ſetzt hinzu, er habe eine andere dergleichen Münze geſehen, welche er auch auf der beygefügten Tafel, n. 2. in Kupfer ſtechen laſſen, auf welcher die letzten Worte alſo lauteten: ואור מאדם עשוי חי d. i. Und das Licht vom Menſchen iſt das Leben geworden. Er macht darauf eine weitläuftige Erklärung dieſer Worte aus bibliſchen Stellen, und faſſet dieſelbe kurz in folgendes Diſtichon votivum zuſammen:

> Lux, via, vita, ſalus, verbum Patris, vnica mundi
> Victima, ſit nobis lux, via, vita, ſalus.

Ferner ſagt er: das Bildniß Jeſu ſey nach der Beſchreibung verfertigt, welche der Landpfleger Lentulus dem Kaiſer Tiberius davon ſchriftlich gemacht hätte; nähmlich der Heiland ſey von einem freundlichen, ſchönen und etwas röthlichen Geſichte geweſen, welches die Anſchauenden mehr zur Liebe und Ehrerbiethung, als Furcht und Schrecken, bewogen hätte. Er habe bräunliche Haare gehabt, wie die Farbe der reifen Haſſelnüſſe, die bis auf die Schultern herunter gehangen, etwas lockig, und auf der Scheitel getheilt geweſen, wie ſie die Nazaräer, oder Gott-verlobten, getragen. Die Stirn ſey glatt und glänzend, und die Augen wären blau und funkelnd geweſen, gleichwie auch die Naſe zierlich und ganz untadelhaft. Er habe einen ſtarken und langen Bart getragen, welcher ſich am Kinn geſpalten.

Joh. Heinr. Hottinger hatte auch eine ſolche Münze, wie aus ſeiner diſſ. de Nummis orientalium, die ſeinen Cippis hebraicis beygefügt iſt, zu erſehen iſt. Sie iſt Tab. VI, n. 5, abgebildet.

Bartoloccius macht, in Biblioth. Rabbin. P. 4, und zwar in der diſſ. de Moſe Propheta ſecundum Hebræos, §. 32,

S. 164, wo er bey Gelegenheit einer Münze, worauf Moſes mit gewundenen Hörnern am Kopfe abgebildet iſt, von mehrern hebräiſch- und jüdiſch-chriſtlichen Münzen handelt, eine nähere Beſchreibung davon. Er ſtellt dieſelbe im Holzſchnitte vor, und hält das auf dem Avers bey dem Angeſichte des Heilandes ſtehende Aleph für den Anfangsbuchſtaben des Wortes Adonai. Die Inſchrift der Gegenſeite verdolmetſchet er alſo: Chriſtus Rex venit in pace, & lumen de lumine facta eſt vita, d. i. Chriſtus der König iſt kommen in Frieden, und das Licht vom Lichte iſt das Leben geworden. Er gedenkt auch, daß Andere die 4 letzten Worte alſo leſen wollen: Deus homo factus eſt, d. i. Gott iſt Menſch worden. Es kommt ihm aber dieſe Münze verdächtig vor; und er muthmaßet, daß ſie einen ungläubigen Meiſter zum Urheber habe; denn er habe das Haupt des Heilandes mit keinem Diademate oder Scheine geziert, dergleichen doch in den älteſten Bildern des Heilandes, die er anführt, zu ſehen wäre. Das Aleph könne nach dem böſen Sinne des Feindes Chriſti auch das Wort ארור d. i. verflucht, bedeuten. Er käme auf dieſen Argwohn, weil der Nahme Jeſu geſchrieben ſey, wie ihn die böſen Juden verächtlich zu ſchreiben pflegten, nähmlich ישו. die das ע mit Fleiß weglieſſen, und dann aus jedem Buchſtaben folgende Läſterworte machten: ימח שמו וזכרו d. i. Sein Nahme und Gedächtniß werde vertilget!

Noch weitläuftiger hat von derſelben Wilh. Seyfried, ein nürnbergiſcher Gymnaſiaſt, in einer 1696, unter der Direction des Prof. Eſchenbach in Fol. gedruckten Abſchiedsrede gehandelt, wo ſie auch in Kupfer geſtochen zu ſehen iſt. Er ſagt darin, daß einige Ausleger die 4 Buchſtaben auf der erſten Seite איש erklärten, der Mann, und das Vau für überflüſſig anſähen. Von der Schrift des Revers führt er ſechſerley Auslegungen an. Die erſte heißt: Der Meſſias kommt in Friede, und jeglicher Menſch freue ſich, und kündige es an. Die zweyte: Der Meſſias iſt eingegangen in Salem und Aram oder Syrien, der Menſch freue ſich und verkündige es. Die dritte: Der Meſſias König iſt kommen in Friede, und iſt ein Menſch aus einem Menſchen geworden. Die vierte: Der Meſſias König iſt kommen in Friede, und hat die Blutſchulden am Kreutz erhöhet. Die fünfte: Meſſias, der König iſt kommen in Friede, und iſt ein lebendiges

Licht

Licht von dem Menſchen geworden; und die ſechste, welche ihm am wahrſcheinlichſten dünkt, lautet nach beyden Seiten alſo: Der Mann Meſſias, ein König iſt kommen in Friede, und das Licht aus dem Menſchen iſt das Leben geworden. Dem ungeachtet verfällt er auch auf die Gedanken, daß ein heimtückiſcher beſchnittener Böſewicht dieſe Münze unſerm Heilande nicht zu Ehren, ſondern zu Schimpf und Schande, verfertiget habe. Denn er ſieht das Aleph auf der erſten Seite für ein mit Fleiß verkehrtes lateiniſches großes N an, als den Anfangsbuchſtaben von dem Worte Nummus, und das Wort ישו hält er auch, wie *Bartoloccius*, für die abgekürzte Vermaledeyung, und beweiſet dieſelbe aus Buxtorf's tr. de abbrev. ebr. p. 102, und Lex. talmud. p. 992.

Ein geſchickter und in jüdiſchen Alterthümern wohl erfahrner Rabbiner, welchen Hr. Prof. Köhler erſuchte, ihn wegen dieſer hebräiſchen Jeſus-Münze zu belehren, hält dieſelbe weder für eine abergläubiſche, noch für eine jüdiſche Läſter-Münze, ſondern glaubt, dieſelbe ſey in Italien, da die Medaillen-Kunſt wieder lebendig worden, auf Angeben eines rechtſchaffenen Verehrers und Liebhabers unſers Heilandes, und vielleicht gar des Johann Pico, Fürſten von Mirandola, verfertiget worden; ihr Alter von ſelbiger Zeit bezeuge der Guß; die hebräiſchen Buchſtaben hätten auch eine ſolche alte Geſtalt und Unform, die ſich auf ſelbige Zeit ſchickt. Die Buchſtaben auf der erſten Seite אישו lieſet er: Herr Jeſu! das Ain habe der enge Raum nicht gelitten beyzuſetzen; die Juden verſtänden kein Lateiniſch, und alſo wüßten ſie nicht, was Nummus heißt; das Aleph habe ſeine rechte Form, und könne für kein verkehrtes N angeſehen werden; und warum ſey denn auch die andere Seite nicht mit zweydeutigen Läſterungen angefüllt? Von dem von den Juden vergeblich noch gehofften Meſſias könne der Lobſpruch nicht verſtanden werden. Daß man die Buchſtaben dem Bildniſſe Jeſu gerade vor die Naſe geſetzt habe, ſey für keine Beſchimpfung zu halten; man habe ſie müſſen hinſetzen, wo es der Raum und die Beobachtung der Symmetrie verſtattet. Daß auch der Heiland nicht zur Rechten, ſondern zur Linken, ſieht, welches Seyfried auch für ein Kennzeichen der Verſpottung anſieht, ſey vielmehr ein Kennzeichen des Alterthumes, indem die meiſten italiäniſchen Medaillen das Geſicht alſo gekehrt vorſtellen. Der

Ein-

Einwurf aber, daß Jeſus ohne Schein um das Haupt zu ſehen ſey, ſey von größerer Erheblichkeit; denn dergleichen war ein Zeichen der Gottheit, und kam aus dem Heidenthume her. Indeſſen ſey nicht zu glauben, daß ſolches aus Verachtung weggelaſſen worden, da das Gegentheil aus den Lobſprüchen erhelle, welche auf dieſer Münze zu leſen ſind.

Wagenſeil in ſeinem Comment. über das miſchniſche Buch Sota, C. 4. p. 579, hat ebenfalls ſeine Gedanken von dieſer Münze entdeckt. Er hält dafür, daß entweder ein in der hebräiſchen Sprache erfahrner Chriſt, oder ein bekehrter Jude im Morgenlande, geglaubt habe, es könnte den Wallbrüdern nichts angenehmeres ſeyn, als eine Münze mit dem Bildniſſe des Heilandes aus dem heil. Lande mit zurück zu bringen, welches er in ſeinem Leben bewohnt habe; daher habe er dergleichen Münzen machen, und eine hebr. Aufſchrift darauf ſetzen laſſen, damit ſie von den ungelehrten Leuten deſto eher für alt und in Ehren gehalten werden möchten. Er ſtellt ferner die Abzeichnung von zwey ſolchen Pfennigen vor, davon der erſte kleiner, als der unſrige, iſt. Er hat denſelben bey dem churf. pfälziſchen Geſandten zu Wien, F. P. v. Lohnsdorf, angetroffen. Auf deſſen erſter Seite ſteht das Bild Jeſu im Profil, ohne Beyſchrift. Die andere Seite enthält folgende Inſchrift in 4 Zeilen: יש'ע נצרי סשלה יהוה ואדם יחך. Dieſe legt er alſo aus: Jeſus Nazarenus Meſſias, Deus & Homo ſimul, d. i. Jeſus von Nazareth, der Geſalbte, Gott und Menſch zugleich. Die andere Schaumünze hat ihm ſelbſt gehört, und kommt mit der unſrigen völlig überein. Er ſagt davon, daß der Stämpelſchneider, aus Unwiſſenheit der hebräiſchen Sprache, und in Abweſenheit des Urhebers, ziemliche Fehler ſowohl in Zügen, als in der Abtheilung der Buchſtaben, gemacht habe, daher die darauf ſtehende Schrift etwas ſchwer zu leſen wäre. Nach ſeiner Meinung lautet dieſelbe in der Ueberſetzung alſo: Dominus Jeſus Meſſias Rex venit in pace, & homo ex homine factus eſt. Vivus ſeu Verus.

Jo. Reiske, in ſeinen exercitatt. hiſtor. de imaginibus Jeſu Chriſti, und zwar Exerc. VIII. de imaginibus Chriſti per numiſmata procuſis, §. 5 u. 6, handelt auch von dieſem hebräiſchen Jeſus-Pfennig, und gibt einen Abdruck in Kupfer von einer, welche Herzog Anton Ulrich zu Braunſchweig-Wolfenbüttel in ſeinem Münz-Cabinet gehabt hat.

Die

Die hebräiſche Inſchrift erklärt er alſo: Ego Jeſus (ſum). Sceptrum meum pulchrum & reverentiæ eſt, d. i. Ich bin Jeſus; mein Zepter iſt ſchön, und in Ehren zu halten. Weil es unter den Gelehrten nicht ausgemacht ſey, ob dieſe Pfennige von Juden oder Chriſten herkommen, ſo meldet er, daß es Conringen wahrſcheinlicher vorgekommen ſey, daß dieſelben von chriſtlich gewordenen Juden wären gemacht worden, um ihre Brüder auch damit zum Chriſtenthum zu bringen, weil auch auf Münzen Jeſus für den Meſſias wäre gehalten worden.

Köhlers hiſtor. Münzbeluſtig 6 Th. S 353, fag und 426, fgg.

Das Bildniß unſers Heilandes auf alten und neuen Münzen zu ſehen, iſt gar nichts fremdes. Die griechiſchen Kaiſer fingen an, ſolches auf die ihrigen zu ſetzen, und zwar theils ſtehend, theils ſitzend, öfters mit einem zugemachten Buche, womit man auf die Vorſtellung in der Offenbarung St. Johannis gezielt hat, insgemein mit der erhobenen Hand zum Segnen. Auf einigen krönet Chriſtus die Kaiſer. Auf etlichen befindet ſich neben dem Bildniſſe das dunkle Wort KEBOHΘEI, welches ſo viel heißt, als: KYPIE BOHΘEI d. i. Herr hilf! welches auch die gewöhnliche Loſung der Kriegsleute war. Und wie auch der Mutter Gottes ihr Bildniß auf Münzen zu Conſtantinopel gepräget wurde, ſo findet man auf einigen die Beyworte: ΘKE BOHΘEI, d. h. ΘEOTOKE, O Gottesgebärerinn hilf! Gleichwie auch der Nahme Chriſti durch dieſe abgekürzte Worte darauf zu ſehen war: IC, XC. welches Ἰησȣ̃ς Χριςός bedeutet; alſo ſteht auf den Marien-Pfennigen MP. ΘY. d. i. Μάτηρ Θεȣ̃, die Mutter Gottes.

Sirmondus gedenkt in einem 1650 heraus gegebenen Opuſculo de triplici nummo, welches auch in Opp. To. IV. p. 293, befindlich iſt, eines beſondern zu Rom von einem Weber ausgegrabenen Nummi, welcher auf einer Seite das völlige Bildniß unſers Heilandes gehabt, und auf der andern Seite einen runden Tempel vorgeſtellt hat, zu deſſen beyden Sei-

ten ein gewaffneter Mann ſtand, mit der Ueberſchrift: ANACTACI. Er verſteht dieſes Wort hier nicht von der Auferſtehung, ſondern beweiſet aus etlichen Stellen der Schriften des h. Hieronymus, daß über den vermeintlichen Ort bey Jeruſalem, wo Chriſtus auferſtanden ſeyn ſollte, von K. Conſtantin dem Großen ein Tempel erbauet worden ſey, welcher Anaſtaſis geheiſſen hat. Er beruft ſich ferner wegen dieſes Nahmens auf das Zeugniß des *Eucherius Lugdunenſis*, in libello de Hieroſolymitanæ urbis ſitu ad Fauſtum. Der Canonicus S. Mariæ majoris, *Lælius Paſqualinus*, welcher ein eifriger Münzſammler geweſen, hat für dieſe Münze 5 Ducaten bezahlt, da ſie *Sirmondus* für ein geringeres Geld hätte bekommen können, wenn er ſie bey dem erſten Anbiethen behalten hätte.

Man hat ferner zwey in der Stadt Lucca in Italien, zu des Kaiſers Otto IV. Zeiten, geſchlagene Münzen mit dem Bildniſſe Jeſu.

1. Fig. 1644 [a]. Av. Das gekrönte Bruſtbild des Heilandes, mit der Umſchrift: S. anctus VVLT. us. D. e LVCA. Rev. Ein Thurmgebäude, auf welchem ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln ſteht, mit der Umſchrift: OTTO REX.

2. Fig. 1644 [b]. Av. Das gekrönte Bildniß des Heilandes, mit der Umſchrift: S. VVLT. D. LVCA. Rev. Eine Figur, welche ein gethürmtes Thor vorſtellen ſoll, mit der Umſchrift: OTTO REX. Hier iſt der Adler weggelaſſen, und unter der Figur ſteht eine Lilie, welche zum Zierrath hingeſetzt zu ſeyn ſcheint.

Man kann ohne Bedenken behaupten, daß dieſe Münze nicht zu den Zeiten der ſächſiſchen Kaiſer, welche den Nahmen Otto geführt haben, gepräget worden, ſondern daß dieſelbe viel neuer ſey, und dem Kaiſer Otto IV. aus dem braunſchweigiſchen Hauſe beygeleget werden müſſe, weil nicht nur das Gepräge dieſer Münze ſauber iſt, und in den ältern Zeiten nicht alſo beſchaffen war, ſondern weil auch auf dem Thurme oder Stadtzeichen ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln zu ſehen iſt. Bisher hat man geglaubt, daß der Adler auf den Münzen des Kaiſers Friedrich's II. zuerſt vorkomme; aus gegenwärtiger Münze aber iſt zu erſehen,

daß

daß derſelbe ſchon zu Otto IV. Zeiten auf die Münzen geſetzt worden iſt. Und vielleicht iſt dieſes die älteſte Münze, welche einen Adler hat. Seit dieſer Zeit trifft man bisweilen auf den Münzen der folgenden Kaiſer einen Adler an, bis endlich der zweyköpfige eingeführet wurde. Ferner iſt aus der Umſchrift Otto Rex ſo viel zu erſehen, daß dieſe Münze zu der Zeit geſchlagen worden ſeyn muß, da Otto IV. in Rom noch nicht gekrönt geweſen, welches vor dem J. 1209 geſchehen ſeyn muß. Man legte der päpſtlichen Salbung und Krönung ſo viel Kraft bey, daß man vor deren Vollziehung keinem deutſchen Könige den kaiſerlichen Titel beylegte.

Was das Bildniß Jeſu betrifft, ſo lieſſen, bereits erwähnter Maßen, die alten Kaiſer daſſelbe auf ihre Münzen ſetzen, wie aus den Münzen *Juſtiniani* II. und *Michaelis Rhangabe* erhellet, bis endlich der Kaiſer *Iſaacius Comnenus*, welcher im J. 1057 zur Regierung gelangte, von der bisherigen Gewohnheit abging, das Bildniß Chriſti auf ſeinen Münzen wegließ, und dagegen das ſeinige darauf ſetzen ließ. Daß er daran wohl gethan habe, beweiſet Ludwig, in der Einleit. zum deutſchen Münzweſen. S. 81, f.; *Zonaras* hingegen macht eine recht hämiſche Folgerung daraus, wenn er ſagt: Comnenum adeptionem imperii non Deo, ſed ſibi adſcripſiſſe, eo adparet, quod in numis ſuam imaginem, Seruatoris omiſſa, inſculpendam curauit. In den abendländiſchen Reichen, über welche ſich die geiſtliche Herrſchaft des römiſchen Papſtes ausgebreitet hat, iſt die Verehrung der Bilder weit ſtärker, als in Orient, geweſen. Wie hoch wurden nicht die Gemählde Chriſti und der Jungfrau Mariä gehalten, welche der Evangeliſt Lucas verfertigt haben ſoll! Von andern Bildniſſen Chriſti handelt der Jeſuit *Franc. Vavaſſor*, de forma Chriſti, c. 2. Opp. p. 327. Da ſich nun die Stadt Lucca in Italien ebenfalls eines ſolchen Bildniſſes des Heilandes rühmet, ſo lieſſen ſie daſſelbe auf ihren Münzen vorſtellen.

Des neu-eröffneten Groſchen-Cabinets erſtes Supplem. Lpz. 1749, 8. S. 62, ſgg.

Eine in die mittlere Zeit gehörige Münze mit dem Bildniſſe Jeſu und deſſen Taufe, iſt auch diejenige, welche der ungenannte Verfaſſer eines Buches, welches den Titel führt: Nummus æreus veterum

Chriſtianorum; commentario explicatus, prodit nunc primum ex muſeo Victerio, adjectis ſacris aliquibus monimentis, Romæ, typis Zempelianis MDCCXXXVII. Præſidum Facultate, 14 Bog. in 4to, beſchreibt, und in die Zeit des conſtantinopolitaniſchen Kaiſers *Joannis Zimiſcae* von A. 969 bis 75, ſetzt. Fig. 1645. Die Vorſeite enthält das vorwärts ſtehende Bruſtbild des Heilandes, mit langen Haaren, länglichem Barte, und einem runden Scheine um das Haupt, in welchem drey Stücke vom Kreutze zu ſehen ſind. Die Kehr-Seite zeigt, wie der bis an den halben Leib im Waſſer ſtehende Heiland von dem Johannes getauft oder aus einer Schale mit Waſſer begoſſen wird, und über denſelben der heilige Geiſt in Geſtalt einer Taube ſchwebet, mit der Umſchrift: REDEMTIO FILIIS HOMINVM, d. i. die Erlöſung den Menſchenkindern. Im Abſchnitt ſteht: JORDA. nes.

Der Verf. zeigt in genanntem Buche viele Kenntniß der Alterthümer der Kirchen, und große Beleſenheit in den dahin gehörigen Büchern. Die Abh. iſt in 2 Theile verfaſſet. Der erſte Theil enthält die Erklärung der Vorſeite der Münze, und der andere der Kehrſeite. Der erſte Theil beſteht aus 43 Capiteln. Im 3 Cap. wird behauptet, daß das auf der Münze zu ſehende Bild dem Heilande ſelbſt ähnlich ſey, weil es nach einem gemahlten Original gemacht ſey. Denn da man vor Zeiten ſo viel auf die wahren Bildniſſe der alten Philoſophen gehalten hätte, und Chriſti Bilder auch in der Heiden Händen geweſen wären, ſo ſey ja vielmehr zu glauben, daß dergleichen auch bey den erſten Chriſten anzutreffen geweſen wären. Die Carpocratianer, und Marcellina hätten unter dem K. Hadrian Chriſti Bild dazu gemißbrauchet, daß ſie ſolches den Bildern des Homer's, Pythagoras, Plato und Ariſtoteles beygeſellet, wie Auguſtinus und Epiphanius ſolches bezeugeten. Alexander Severus habe in ſeinem Hausgötzentempel die Bilder Chriſti und Abrahams aufgeſtellet. Dieſer Kaiſer wäre auch auf die Vergötterung des Heilandes zuletzt bedacht geweſen; dabey hätte man allemahl das Bild desjenigen gebraucht, dem dergleichen Ehre wiederfahren ſollen.

Der.

Der Heiland müſſe in ſeinem Leben vielmahls ſowohl mit Farben abgemahlet, oder auf andere Weiſe abgebildet worden ſeyn, weil Methodius, Athanaſius, Euſebius, und viele andere Kirchenlehrer und Geſchichtſchreiber ſolche alte Bilder Chriſti anführten. Inſonderheit berufſt er ſich im 8 Cap. auf das aus Erz gegoſſene Bild Chriſti, welches vor dem Hauſe des von dem vieljährigen Blutfluſſe gereinig en Weibes, in der phöniciſchen Stadt Paneas geſtanden, Euſebius, Biſchof zu Cäſarien, mit ſeinen Augen geſehen, und der abtrünnige Kaiſer Julian, im J. 363 zerbrochen hätte. In der Kirche der Stadt Amida, in Meſopotamien, wäre auch ein uraltes Gemählde des Heilandes, in der Geſtalt eines Galiläers, aufbehalten, vor welchem ſich der König in Perſien Cavades, nach der Eroberung dieſer Stadt, im J. 504, geneigt hätte. Am weitläuftigſten wird vom 13 bis auf das 24ſte Cap. von dem Bilde Chriſti gehandelt, welches in Rom ad Sancta Sanctorum von langer Zeit her zu Verehrung ausgeſtellet wird, und welches ſich wenigſtens vom 8ten Jahrh. nach C. G. in Rom befunden haben ſoll. Es ſoll daſſelbe von dem heil. Lucas, oder gar von den Engeln, gemahlt worden ſeyn; es iſt 7 Querhände hoch, und 3 breit, und von dem Papſte Innocentius III. mit einer kryſtallenen Tafel überzogen, und in einen koſtbaren Rahmen eingefaſſet worden. Das 27 Cap. erklärt den runden, und mit 3 Kreutzſpitzen bezeichneten Schein, welcher das Haupt des Heilandes umgibt, und widerleget den Bonarotti, welcher ſchreibt, daß man zu Ende des 6ten Jahrh. erſtlich das Kreutz in den Schein geſetzt habe, indem in der im J. 545, von dem Bacauda, des Julian's Eidam, zu Ravenna erbaueten Kirche des Erz-Engels Michael, in einem alten Muſivbilde des Heilandes ſchon das Kreutz in dem Scheine zu ſehen wäre. Im 28 Cap. wird behauptet, daß alle Mahler, Bildhauer und andere Künſtler, ihre Zeichnung der Abbildung Jeſu von dem vorgedachten uralten Gemählde Jeſu zu Rom genommen hätten, weil alle Bilder, ob ſie gleich zu verſchiedenen Zeiten wären verfertiget worden, demſelben insgeſammt ähnlich wären. Weil nun auch die Beſchreibung des Nicephorus, hiſt. eccleſiaſt. L. 1. c. 11, mit ſolchen überein trifft, wird dieſelbe im 30 Cap. gegen den Einwurf des Serry vertheidiget; denn Nicephorus meldet, daß er ſolche von den Alten empfangen habe, mithin könnte man ja ihn

ihn nicht beſchuldigen, daß dieſelbe von ihm wäre erdichtet worden. Im 36 Cap. wird wegen der 3 Kreutzesſpitzen angeführt, daß auch daraus abzunehmen ſey, daß das Kreutz, welches wie ein T ausſieht, und das Galgenkreutz genannt wird, ſehr ſelten in alten Bildern vorkomme. Im 27 Cap. wird gemeldet, daß der vom J. 969 bis 75 herrſchende morgenländiſche Kaiſer *Johannes Zimiſces* zuerſt befohlen habe, an ſtatt ſeines Bildniſſes das Bild des Heilandes auf die vordere Seite zu prägen, und auf die andere Seite die Worte: Jeſus Chriſtus der König der Könige. Doch habe auch ſchon der im J. 711 abgeſetzte Juſtinian II. auf einer Münze gleicher Maßen den Weltheiland vorſtellen laſſen, mit der Umſchrift: IhS CRISTVS REX REGNANTIVM, und auf der Gegenſeite ſein Bildniß ſtehend, mit den Beyworten: DN. JVSTINIANVS SERVVS CRISTI 3. Auf einer Münze des Kaiſers *Michael Rhangabe*, welcher von 811 bis 13 regiert hätte, wäre auch das Bruſtbild Chriſti zu ſehen, zwiſchen den beyden abgekürzten Nahmen $\overline{IC}$. $\overline{XC}$. hingegen habe man es dem im J. 1057 zur Regierung gekommenen Kaiſer *Iſ. Comneno* ſehr übel ausgelegt, daß er von der bisherigen Gewohnheit abgegangen wäre, das Bildniß Chriſti auf ſeinen Münzen weggelaſſen, und dagegen das ſeinige mit einem Schwerte in der Hand hätte darauf ſetzen laſſen. Vom 39 bis auf das 43 Cap. wird gezeigt, daß, weil die erſten Chriſten den Vorwurf der Juden und Heiden, daß ſie einen gekreutzigten Heiland anbetheten, für eine Ehre geachtet, ſo hätten ſie daher den Schein um das Haupt des Heilandes mit einem Kreutze verſehen, den Heiland deswegen auch gern unter dem Bilde des Lammes vorgeſtellet, und daſſelbe auch mit gleichförmigen Schein allemahl bezieret. Ihre dabey gehabte fromme Gedanken hätten ſie in folgenden beygeſetzten Verſen ausgedrückt:

† H C AGNVS MVNDVM RESTAVRAT SANGVINE LAPSVM
† MORTVVS ET VIVVS IDEM SVM || PASTOR ET AGNVS.

Ingleichem:

† QVEM PLEBS TVNC CARA CRVCIS | AGNVS FIXIT IN ARA
HOSTIA FIT GENTIS PRIMI PRO LABE PARENTIS.

Der

Der zweyte Theil dieſes Buches erklärt die Rückſeite dieſer Münze, worauf die Taufe Chriſti von Johanne abgebildet iſt, in 19 Capiteln.

Nach des Hrn. Prof. Köhler Urtheile, im 13 Th. ſeiner hiſtor. Münzbeluſtig. S. 349. fgg. kann dieſe Münze nicht für achthalbhundert Jahre alt gehalten werden, ſondern ſie ſcheint weit jünger zu ſeyn. Er hält die von dem Verf. vorgebrachten Beweiſe für unzulänglich, dieſelbe dem Kaiſer *Jo. Zimiſca* zuzueignen. Es hat gar nicht ſeine Richtigkeit, daß von demſelben keine Münze mit deſſen Bildniſſe anzutreffen wäre, und man alſo ſchließen könnte: Auf welcher Münze zu beyden Seiten eines Kaiſers Bildniß nicht zu ſehen iſt, ſondern Chriſtus und eine Handlung oder Lobſpruch deſſelben vorgeſtellt wird, die iſt unter die Münzen zu rechnen, welche der K. Joh. Zimiſces hat prägen laſſen. Die Abbildung Chriſti erſcheint auf dieſes Kaiſers Münzen ganz anders, als auf dieſer. Die Bruſt iſt höher. Keine Münze dieſes Kaiſers hat eine lateiniſche Umſchrift, ſondern dieſelbe iſt allemahl griechiſch. Bibliſche Geſchichte ſind ſonſt gar nicht auf den Münzen der griechiſchen Kaiſer anzutreffen. Hr. Köhler hält demnach die im angeführten Buche mit ganz unverdientem Fleiße erklärte Münze für einen guten Pathen-Pfennig, den man in neuerer Zeit zum Andenken der h. Taufe den Täuflingen geſchenkt hat, und an die Bethſchnuren mit anmachet.

Aus allzu großer Hochachtung der Bilder, hält der Verf. dafür, es hätte allerdings wahre und echte Bilder des Heilandes gegeben, wonach die noch vorhandenen wären abgeſchildert worden. Dieſe Meinung aber iſt ganz irrig. Der Heiland war aus dem königl. Stamme David's entſproſſen; er unterwarf ſich dem moſaiſchen Geſetze in ſeinem ganzen Lebenswandel. Daſſelbe verboth dem jüdiſchen Volke, wegen ſeiner großen Neigung zur Abgötterey, ſich irgend ein Bild zu machen, welches gleich ſey einem Manne oder Weibe, 2 B. Moſ. 20, 4. 5 B. Moſ. 4, 16. Der Heiland, welchem ſeine Feinde den Vorwurf machten, daß er am Sabbathe die Kranken heilete, mit den Zöllnern und Sündern ſpeiſete, das Volk aufwiegelte, ſich zum Gott machen, daß er den Tempel zerbrechen und in dreyen Tagen wieder aufrichten wollte, u. ſ. w. würde auch dieſe Beſchuldigung haben hören müſſen, daß er ſich von

von einem Mahler, Bildhauer, oder Eiſenſchneider, hätte abbilden laſſen. Es iſt alſo unmöglich, daß ein echtes Ur-Gemählde oder Bild des Heilandes nach dem Leben jemahls vorhanden geweſen ſeyn kann.

Weil demnach wahrhafte Urbilder des Heilandes gefehlt haben, ſo iſt die große Zwiſtigkeit von der eigentlichen menſchlichen Geſtalt, ob dieſelbe von vorzüglicher Schönheit, oder von unförmlicher Bildung geweſen ſey, unter den alten Kirchenlehrern entſtanden. Hieronymus, Auguſtinus, Chryſoſtomus und Bernhardus ſagen, es hätten aus der leiblichen Geſtalt des Heilandes die Strahlen ſeiner göttlichen Majeſtät über die Maßen hervor geleuchtet, wodurch er aller Leute Augen auf ſich gezogen hätte; und wie er in ſeinen Thaten und Handlungen wunderbar geweſen, alſo hätte ſich auch in ſeinem äuſſerlichen Anſehen die angenehmſte Lieblichkeit hervor gethan. Seine Stimme wäre wohllautend, und das Angeſicht ſchön geſtaltet geweſen, daher auch um deswillen das Volk ihm mit ſo ungemeinem Zulauf nachgezogen wäre. Alles dieſes Vorgeben gründen ſie auf die Weiſſagung von dem Bräutigam Chriſto und der Kirche ſeiner Braut, Pſ. 45, 3. wo von demſelben geſagt wird: Specioſus forma præ filiis hominum: du biſt der ſchönſte unter den Menſchen-Kindern. Daher macht Auguſtinus hierüber dieſe Auslegung: Nobis credentibus vbique ſponſus pulcher occurrat. Pulcher Deus, verbum apud Deum, pulcher in vtero virginis, vbi non amiſit diuinitatem & ſumpſit humanitatem. Pulcher natus infans verbum &c. Pulcher ergo in coelo, pulcher in terra, pulcher in vtero, pulcher in manibus parentum &c. Tertullianus hingegen hat den Heiland für ſehr ungeſtalt und häßlich, mit harten Redensarten beſchrieben, als: im Libr. *de idololatria* ſchreibt er: Chriſtus fuit vultu & aſpectu inglorius; im Libr. *adv. Judæos*: ne aſpectu quidem honeſtus; im Libr. *de carne Chriſti*: adeo nec humanæ honeſtatis corpus fuit; und eb. daſ. c. 9. Tacentibus apud nos quoque prophetis de ignobili aſpectu eius, ipſæ paſſiones ipſæque contumeliæ leguntur; paſſiones quidem humanam carnem, contumeliæ vero inhoneſtam. An auſus eſſet aliquis vngue ſummo perſtringere corpus nouum? ſputaminibus contaminare faciem, niſi merentem? Clemens Alexandrinus behauptet gleichfalls, daß des Heilandes menſchliche Geſtalt ein ſchlechtes und geringes äuſſerliches An-

Anſehen gehabt hätte, und bezieht ſich deshalb auf die Stelle, Jeſ. 53, 2. Non eſt ſpecies ei, neque decor, & vidimus eum, & non erat aſpectus, d. i. Er hatte keine Geſtalt noch Schöne; wir ſahen ihn, aber da war keine Geſtalt, die uns gefallen hätte. Deſſen Schüler, Origenes, ſchreibt L. VI. *contra Celſum*, es ſey daran gar nicht zu zweifeln, daß der Heiland einen ſehr unförmlichen Leib gehabt habe.

Wäre demnach eine echte Abbildung des Heilandes, auch nur in einer Copie, zur Zeit dieſer Kirchenväter vorhanden geweſen, ſo würde über die Schönheit oder Häßlichkeit des Gottmenſchen nicht geſtritten worden ſeyn. Vavaſſor hält auch die dem Angeben nach älteſten Bilder Chriſti für unzulänglich, die wahre und eigentliche Geſtalt Chriſti vor Augen zu legen, weil die Farbenſtriche der Geſichtszüge darauf faſt alle vor Alter erloſchen ſind. Triplicem eſſe, ſchreibt er in Lib. *de forma Chriſti*, magno in honore intelligo Chriſti effigiem, non manu factam, *Edeſſenam*, *Camuliacenſem*, *Veronicam*, quibus annumeres licet expreſſum, qua mortuus inuolutus eſt ſindone totius corporis ſimulacrum. Quæ quam fide dignæ ſint omnes, non habeo quod affirmem, nec mea refert in præſenti quid liqueat. Tantum dico vel ex iis certe exploratique elici, obſoletis ac fugientibus lineamentis. Dem Vavaſſor iſt wohl bewußt geweſen, daß des edeſſeniſchen Bildes, welches Chriſtus ſelbſt ſollte in ein Schweißtuch abgedruckt haben, der Evagrius im 6ten Jahrh. zuerſt gedenkt; daß ſich wegen des auf gleiche Art beſchaffenen Tuches der Veronica, der *Martianus Scotus* auf den Biſchof zu Tyrus, *Methodius*, berufe, welcher die erſte Meldung davon gethan hat; und was von dem Grabtuche Chriſti vorgegeben wird, gleicher Maßen auf lauter Zeugniſſen neuerer Scribenten beruhe, wie aus *Jo. Chiffletii* tr. de linteis ſepulchralibus zu erſehen iſt. Schon im 5ten Jahrh. hat ein wahrhaftes Bild Chriſti gemangelt. Die 338 Biſchöfe der zu Conſtantinopel im J. 754 gehaltenen allgemeinen Kirchenverſammlung bezeigen einen ſolchen Eifer gegen dergleichen Bilder, daß ſie ſolche für ganz unzuläßlich halten; denn es könnte unmöglich dabey die göttliche Natur Chriſti abgebildet werden, wenn man ſich nicht zugleich des Irrthumes der Anthropomorphiten ſchuldig machen wollte. Chriſtum als einen bloßen Menſchen abzubilden, wäre Neſtorianiſch. Chriſtus

wollte nicht mehr von ſeinen Gläubigen nach dem Fleiſche gekannt ſeyn, wie Paulus anzeige 2 Cor. 5, 6. ſondern habe in dem h. Nachtmahle ein einziges und untriegliches Bild ſeines lebendig machenden Leibes hinterlaſſen, davon er ſelbſt ausgeſprochen: Das iſt mein Leib, das iſt mein Blut, und dieſes nicht unter menſchlicher Geſtalt, ſondern unter dem von ihm dabey eingeſetzten Brod und Wein. Allein, dieſe ehrliche Leute ſind auch in ihrem Eifer zu weit gegangen, und haben das Kind mit dem Bade ausgeſchüttet.

Explication d'une inſcription, qui eſt au bas d'un Tableau de Nôtre Seigneur, qu'on appelle la Veronique, ou la Sainte Face, ſ. im *Supplem. du Journ. d. Scav.* Mars 1707. S. 518 — 527.

De' forma faciei Saluatoris noſtri & reliqua pulchritudine, ſ. JO. FECHTII *noctes chriſtianae*, exercit. 10.

Chriſtus-Köpfe, von C. L. Junker, Bern 1776, 8. 4 u. e. h. B.

An enquiry into the ſhape, the beauty and ſtature of the perſon of Chriſt, and of the Virgin Mary, by THO. LEWIS. Lond. 1736, 8. 7 B.

Num Chriſtus facie auſtera & deformi fuerit? ſ. JO. CASP. LOESCHERI *obſervatt. ſelect. ad Theol. Sacramq. & Eccleſiae Hiſtor. ſpectant. Faſc. II.* Altenb. 1706, 8. obſ 4.

JUSTI GODOFR. RABENER progr. de Chriſti forma & ſtatura, ſt. in Deſſen *Amoenit. hiſtor. philolog. quinque Decadibus*, Lpſ. 1695, 8. n. XLV.

B. von SANDEN diſſ. de pulchritudine Chriſti, occaſione Pſ. XLV, 3. Regiom. 1711.

J. J. STUBEL progr. de puerili Chriſti forma, an pulcher fuerit Seruator, an albus, an ater? 1712.

Münzen mit dem Nahmen oder dem Monogramma Jeſu, kommen unter den Genfer Thalern vor. Z. B. 1. Av. GENEVA. CIVITAS. Der gekrönte Reichsadler über einem die Länge herab getheilten Felde, darin zur Rechten ein halber gekrönter Adler, und zur Linken ein Schlüſſel. Rev. POST. TENEBRAS. LVX. P. Der Nahme oder das Monogramma JHS. (d. i. JESVS) mit Strahlen umgeben, und unter demſelben die Jahrzahl: 1562. Man hat auch dergleichen von 1567.

2. Av. GENEVA. CIVITAS. 1622. Das Stadt-Wapen, nähmlich ein halber Adler und ein Schlüſſel, und darüber der Nahme JHS. in Strahlen. Rev. POST. TENEBRAS. LVX. R. G. Der gekrönte

zwey-

zweyköpfige Reichsadler. Man hat auch dergleichen von 1638, 1722, 1723.

Auch verſchiedene, ſowohl Ritter- als geiſtliche Orden führen von Jeſu den Nahmen, als:

1. Der militäriſche Chriſt-Orden, welcher im J. C. 1205 in Liefland von dem rigaiſchen Biſchofe Albert geſtiftet wurde, um die neuen Chriſten gegen die Verfolgungen der Heiden zu beſchützen. Die Ritter trugen auf ihren Mänteln ein Kreutz, mit einem Schwerte darüber; daher man ſie auch Schwertbrüder (Frères de l'Epée) nannte. Dieſer Orden wurde nachher mit den deutſchen Rittern vereiniget.

2. Die Ritter Jeſu Chriſti, welche *S. Dominicus* im J. 1217 wider die Albigenſer aufbrachte. Es ſetzte ſich nähmlich der h. Dominicus in Spanien, den Albigenſern, welche um Toloſa herum und in der Lombarden ihre Lehre unter dem Volke weit ausbreiteten, entgegen, und überwand viele derſelben durch das Wort Gottes. Weil er aber mit ihnen nicht nach Wunſch fertig werden konnte, nahm er etliche Eiferer zu Hülfe, welche ihm mit Waffen und Gewalt die Albigenſer bekehren, und den katholiſchen Glauben vertheidigen halfen, denen er auch eine beſondere Lebens-Art vorſchrieb, wodurch ſie ſich von den Religioſen und von den Layen unterſchieden. Diejenigen nun, welche ſich darein begaben, wurden Brüder von der Ritterſchaft Jeſu Chriſti und des h. Dominicus genennet. Sie gelobten die eheliche Keuſchheit, und nahmen auch Weiber zu Schweſtern unter ſich auf, welche ihnen mit Bethen ſollten die Ketzer vertreiben helfen. Wenn deren Männer ſtarben, lebten ſie beſtändig im Wittwenſtande; und währendem Eheſtande durften ſie die Männer nie abhalten, wenn dieſe wider die Ketzer zu Felde ziehen wollten. Die Regeln dieſer Buß-Schweſtern und Brüder, wie ſie auch genennet wur-

wurden, haben verſchiedene Päpſte, als: Honorius III., Gregorius IX., Innocentius IV., Honorius IV., Johannes XXII., und Andere, beſtätigt. Sie wählten ihren eigenen Meiſter, dem ſie Gehorſam leiſten mußten. Ihr Ordenszeichen, Fig. 1646, war ein ſchwarz und weißes Lilienkreuz auf einem weißen Rocke und ſchwarzen Mantel. Sie ſind jetzt, nachdem ſie die Waffen abgelegt haben, mehrentheils geiſtlich, wie denn die ſpaniſche Inquiſition dieſes Kreuz, als ihr Wapen, öffentlich führt.

3. **Der portugieſiſche Ritterorden Chriſti**, wurde im J. 1318 vom Könige in Portugal, Dionyſius Perioca, geſtiftet, um den Adel zum Kriege gegen die Mohren zu ermuntern. Die Ritter beſitzen 454 Commenden, und heben den geiſtlichen Zehenden von allen der Krone Portugal unterworfenen Ländern, ſo gar in Indien. Sie folgen der Benedictiner-Regel, tragen einen weißen Ordens-Habit, und an einer dreyfachen goldenen Kette ein roth emaillirtes Patriarchenkreuz auf der Bruſt, in welchem ein weißes Kreuz zu ſehen iſt; Fig. 1647. Der Ordens-Sitz iſt zu Tomar.

Papſt Johannes XXII. ordnete ihnen im J. 1320, die Regel des h. Benedictus zu halten, und danebſt gewiſſe Geſetze, welche nebſt den Ordens-Privilegien, Damianus, Prior des Conventes zu Tomar, und General des ganzen Ordens, in portugieſiſcher Sprache hat drucken laſſen. Sie gelobten die Keuſchheit, die Armuth und den Gehorſam; jetzt geloben ſie nur die eheliche Keuſchheit, aus Vergünſtigung des Papſtes Alexander VI., und ſchwören, daß ſie die Waffen wider die Ungläubigen, ſo oft es nöthig iſt, zur Vertheidigung des katholiſchen Glaubens ergreifen wollen. Anfänglich wurde dem Ordens-Meiſter, Aegidius Martinius, das Caſtell Marin, welches unter die Diöces von Elva gehört, zum Sitz angewieſen, welcher aber hernach nach Tomar verleget wurde; auch wurden den Rittern, damit ſie deſto muthiger gegen die Mohren ſich bezeigen möchten, alle Güter der Tempelherren, mit königl. und päpſtlicher Bewilligung, eingeräumet. Es haben auch dieſe

Ritter mit auſſerordentlicher Tapferkeit die portugieſiſche Herrſchaft in Afrika, Amerika und Indien ausgebreitet. Wenn ein Ordens-Meiſter mit Tode abging, wurde von 13 Rittern ein neuer erwählet. Seit 1550 iſt die höchſte Würde des Ordens, oder das Großmeiſterthum, mit der Krone vereinigt.

4. **Der päpſtliche Ritterorden Jeſu Chriſti.** Die ganze Chriſtenheit war nicht wohl zufrieden, daß Papſt Clemens V. den Orden der Tempelherren durch eine Bulle aufgehoben hatte. Daher wurde Papſt Johannes XXII bewogen, einen andern zur Vertilgung der Feinde des katholiſchen Glaubens, zu ſtiften, wie viele andere Fürſten gethan hatten. Nachdem er nun die Brüderſchaft Jeſu Chriſti in Portugal durch eine Bulle beſtätiget hatte, errichtete er, im J. 1317, eine dergleichen und unter eben demſelben Nahmen auch in Italien. Die Ritter werden zu keinem Gelübde verbunden, und dürfen auch ihren Adel nicht beweiſen, wie doch die Ritter Jeſu Chriſti in Portugal thun müſſen, und werden nur durch eine Breve, nach Belieben des Papſtes, erwählet. Sie haben weder Ordens-Meiſter, noch einen beſondern Habit, ſondern tragen nur ein rothes, und rings um mit Gold bordiertes Kreutz, Fig. 1648.

5. **Der Jeſus-Maria-Orden,** Fr. l'Ordre de Jésus & Marie, hieß ehemahls ein Ritterorden, welcher zu den Zeiten des Papſtes Paulus V. in Rom florirte. Die Ritter trugen ein himmelblaues, mit Gold eingefaßtes Malteſer-Kreutz, in deſſen Mitte auf einer Seite das Monogramma des Nahmens Jeſu, IHS, auf der andern das Monogramma des Nahmens Maria, der Mutter Jeſu, mit goldenen Buchſtaben ſtand, Fig. 1649; daher ſie auch Ritter Jeſu und Mariæ genannt wurden. Sie gingen, bey öffentlichen Functionen, in einem aus Wolle und Seide bereiteten Schamlot einher, an welches das vorerwähnte Kreutz

Kreutz auf der Bruſt angemacht war. Sie ſtanden unter einem Großmeiſter, welcher aus drey Rittern, die der Papſt als die würdigſten vorſchlug, erwählet wurde, und ſich durch ein etwas größeres Kreutz von den übrigen Rittern unterſchied. Jeder, der in dieſen Orden aufgenommen werden wollte, mußte ein Pferd und einen Reiter gegen die Feinde des Kirchen-Staates in Bereitſchaft halten.

Zu den weiblichen Orden, welche von Jeſu den Nahmen führen, gehören:

1. **Die Töchter des Jeſuskindes zu Rom**, Fr. Filles de la congregation de l'enfant Jéſus. Ein armes Mädchen aus Lucca, Nahmens Anna Moroni, welche ihre Aeltern frühzeitig verloren hatte, und, da ſie ohne Vermögen war, ſich in die Nothwendigkeit geſetzt ſahe, bey Herrſchaften Dienſte zu ſuchen, kam nach Rom, und diente dort in verſchiedenen Häuſern bis in ihr vierzigſtes Jahr. Sie hatte ſich während dieſer Zeit ein kleines Capital erſparet, und bekam im J. 1661 den Einfall, eine kleine Geſellſchaft von ledigen Frauensperſonen zu errichten, die ſich gemeinſchaftlich von ihrer Hände Arbeit ernähren, und auch andere junge Mädchen unentgeldlich in allerley weiblicher Arbeit unterrichten ſollten. Dazu wollte nun aber ihr Vermögen, nebſt demjenigen, was ſie allenfalls verdienen konnten, nicht zureichen. Sie mußten ſich alſo von denen, welche ſie in die Koſt nahmen, eine Bey-Steuer zu ihrem Unterhalte bezahlen laſſen, und ſo entſtand daraus fürs erſte eine Art von Koſtſchule. Die gute Ordnung, welche darin beobachtet wurde, und der Vortheil, den das Publicum von dieſem Inſtitute zog, machten daſſelbe allgemein beliebt, und erwarben ihm viele Freunde und Gönner. Beſonders fand dieſe weibliche Geſellſchaft in der Perſon des P. Coſmus Berlintani, eines regulierten Geiſtlichen von der Congregation der Mutter Gottes, der Pfarrer zu

St.

St. Maria in Campitelli, und ihr Gewiſſensführer war, einen thätigen Freund und Beſchützer. Da er ihren Eifer, etwas Gutes zu ſtiften, ſahe, ſo brachte er es durch ſeine Empfehlung und Vorſprache dahin, daß dieſes Inſtitut von dem apoſtoliſchen Stuhle gebilliget und mit öffentlichen Freyheitsbriefen begünſtiget wurde. Er beredete die Stifterinn, ſich nebſt den übrigen Mädchen gänzlich dem Dienſte Gottes und des Nächſten zu widmen, und ſuchte aus vier und zwanzigen, die ihrer damahls waren, zwölf der eifrigſten aus, welche alles, was ſie hatten, zuſammen in Gemeinſchaft legten, ohne die geringſte Abſicht auf ihren beſondern Nutzen, und welche ſich vornahmen, die Keuſchheit, die Armuth und den Gehorſam künftig zu ihrem einzigen unverbrüchlichen Geſetze zu machen. Gleichwohl verbanden ſie ſich durch kein Gelübde dazu, ſondern begnügten ſich nur mit der feyerlichen Angelobung, bis an den Tod ihrem Verſprechen getreu zu bleiben. Dieſes geſchah d. 2 Jul. 1673, an dem von der Kirche geheiligten Tage, Mariä Heimſuchung.

Die Anzahl dieſer Mädchen ſoll nur aus 33 beſtehen, zur Ehre der 33 Jahre, die Chriſtus auf Erden gelebt hat. Nach 3 Prüfungsjahren, und wenn ſie 21 Jahre alt ſind, thun ſie öffentlich die gedachte feyerliche Angelobung. Inzwiſchen ſind ſie nicht verbunden, bis an ihren Tod in dieſer Geſellſchaft zu bleiben, ſondern ſie können entweder heurathen, oder in einen Orden treten; in welchem Falle ſie aber alles dasjenige, was ſie mit zur Geſellſchaft gebracht haben, zurück laſſen müſſen.

Es iſt bey ihnen alles gemein, und keine hat etwas Eigenes. Sie führen ein ſehr eingezogenes Leben, und gehen ſelten aus. Nur an gewiſſen Tagen beſuchen ſie alle zuſammen einige Kirchen. An den Faſt-Tagen, alle Freytage, alle Sonn- und Feſt-Tage, und die ganze Faſtenzeit über, reden ſie mit keinem frem-

fremden Menſchen, und auch ſelbſt mit ihren Verwandten im erſten Grade nicht. Sie bethen alle Tage eine Stunde in Gedanken; und auſſer den mündlichen Gebethen und vielen gottſeligen Uebungen, die ſie gemeinſchaftlich verrichten, ſagen ſie noch an den Feſttagen das große Amt der Kirche her. Alle Jahre verrichten ſie, acht Tage lang, die geiſtlichen Uebungen; alle Monathe halten ſie ſich einen ganzen Tag eingezogen, und an dem Tage, da ſie zum Abendmahl gehen, tragen ſie des Morgens das härene Hemde. Sie geißeln ſich drey Mahl in der Woche, und halten die Fasttage ſehr ſtrenge; an gewiſſen Tagen verrichten ſie ſo gar öffentliche Abtödtungen. Alles dieſes aber gäbe ihnen vor ſo vielen andern Orden, welche eben ſo ſtrenge Faſten halten, viel und fleißig bethen, ſich bis auf das Blut geißeln, und wohl das ganze Jahr hindurch härene Hemden tragen, nicht den geringſten Vorzug, und ſie verdienten deshalb unter der großen Menge ihrer Mitſchweſtern kaum bemerket zu werden; was ſie aber merkwürdig macht, iſt, daß ſie neben allen dieſen gottſeligen Uebungen auch noch etwas nützliches für die menſchliche Geſellſchaft thun. Sie beſchäftigen ſich viel mit Handarbeit, als: mit Nähtereyen und Stickereyen allerley Art, mit Zeichnen, Mahlen, u. d. gl. Sie lernen ſingen, das Clavier und die Orgel ſchlagen, ſpielen allerley muſikaliſche Inſtrumente, und in allen dem unterrichten ſie auch ihre Koſtgängerinnen, deren Anzahl ſich aber nicht über dreyßig belaufen darf. Auſſerdem müſſen ſie auch diejenigen Mädchen umſonſt aufnehmen, welche zum erſten Mahl zum Abendmahle gehen wollen, und verlangen, ſich zu ihnen zu begeben, um ſich gehörig dazu zu bereiten. Auf eben die Art nehmen ſie auch die Mädchen auf, welche in ein Kloſter gehen wollen, damit ſie dieſelben vorher mit den Gebräuchen des Kloſterlebens bekannt machen. Auch erlauben ſie allen Mädchen und Frauensperſonen,

Weibern und Wittwen, welche mit Genehmigung des Cardinal-Vicars und mit Einwilligung ihrer Aeltern, Anverwandten oder Männer, ſich zu ihnen begeben wollen, 8 bis 10 Tage lang die geiſtlichen Uebungen bey ihnen zu verrichten.

2. Man muß dieſe Töchter des Jeſuskindes von einer andern weltlichen Geſellſchaft welche zu Anfange des 16ten Jahrhundertes unter dem Nahmen der Schweſtern des guten Jeſus in Italien geſtiftet wurde, unterſcheiden. Dieſe waren niemahls in einem Hauſe bey einander verſammelt, ſondern lebten unter allerley Ständen in der Welt zerſtreuet, und hatten eine ganz allgemeine Regel, welche ſich bloß auf einen ehrbaren, ſittlichen Lebenswandel bezog. Von dieſer Geſellſchaft iſt bloß das Andenken noch übrig.

3. Auch errichtete man zu eben der Zeit, da die Töchter des Jeſuskindes zu Rom ihre Congregation zu bilden anfingen, in Frankreich eine andere, welche man von der Kindheit unſers Herrn Jeſu Chriſti nannte, und welche die Wittwe eines Parlamentsrathes zu Toulouſe, die Frau von Mondonville, zur Stifterinn hatte. Die erſte Abſicht dieſer gottesfürchtigen Frau ging bloß dahin, einige Lehrmeiſterinnen zur Erziehung der neuen Katholikinnen und anderer armer Mädchen zu beſtellen. Da man aber nach dem Begriff und Geſchmack der damahligen Zeiten, allen Geſellſchaften, die nur irgend aus einer guten Abſicht, oder mit einiger Beziehung auf die Ausübung chriſtlicher Tugenden und guter Werke, geſtiftet wurden, ſogleich das Anſehen einer Congregation gab, Geſetze und Regeln für ſolche aufſetzen ließ, die Mitglieder unter einen gewiſſen kirchlichen Gehorſam zu zwingen ſuchte, und päpſtliche Beſtätigungen darüber zu erhalten trachtete: ſo wollte man auch dieſer Stiftung das Anſehen einer ordentlichen Congregation chriſtlicher Jungfern geben, die jedoch ohne Gelübde und ohne

eine beſondere Kleidung, die Kloſtertugenden ausüben, und ſich Gott und dem Dienſte des Nächſten ganz widmen ſollten. Die Frau von Mondonville kaufte zu dieſem Endzweck, im J. 1661 ein geräumiges Haus in Toulouſe, und nahm darin eine große Anzahl Mädchen auf, welche mit Bewilligung des Erzbiſchofes, unter dem Titel der Kindheit unſers Herrn Jeſu Chriſti, und mit dem einfachen Gelübde der Beharrlichkeit, eine eigene Congregation ausmachen ſollten. Sie wollten ſich hauptſächlich mit der chriſtlichen Erziehung junger Mädchen, und der Unterweiſung derjenigen, die erſt kürzlich zum katholiſchen Glauben bekehrt worden, abgeben, ſich der Hülfe und dem Beyſtande der Kranken widmen, und überhaupt Gutes thun, ſo viel ſie nur könnten. Um aber auch künftig die Mittel zur Fortſetzung dieſes Inſtitutes zu haben, wurde, von der Zeit ihrer öffentlichen Beſtätigung an, keine mehr aufgenommen, die nicht zugleich eine öffentliche Urkunde von einer Schenkung einlieferte, worin dem Hauſe ſo viel, als zum Unterhalt von acht Mädchen erforderlich war, verſichert wurde. Papſt Alexander VII. beſtätigte dieſe Congregation durch ein Breve, und der König von Frankreich durch Patente, die auch bey dem Parlamente zu Toulouſe in die Regiſter getragen wurden.

Der Umſtand wegen der erforderlichen anſehnlichen Schenkung gab natürlicher Weiſe Gelegenheit, daß viele reiche und vornehme Perſonen ſich in dieſe Stiftung begaben; und da weder das Gelübde der Armuth, noch ſonſt ein ſtrenger klöſterlicher Zwang, nöthig waren, ſondern die Jungfern mit der Welt im Umgange blieben, ſo ſchlichen ſich bald Mißbräuche ein, die den Augen der Regierung nicht entgehen konnten. Eine Menge Mädchen, Kammerfrauen und Bediente machten das Haus zu einer Art von Hofhaltung, welche ſich mit der Ausübung der chriſtlichen Lie-

Liebesdienſte nicht wohl zuſammen reimte. Sie hielten Bediente, Kutſchen und Pferde, und eigene Sänften; und ob ihnen gleich in ihrer Regel gewiſſe Schranken in Anſehung der Kleidung vorgeſchrieben waren, ſo verhinderte doch das nicht, daß nicht auch in dieſem Stücke die weibliche Eitelkeit allenthalben durchſchimmerte. Sonderbar lautete der 20ſte Artikel ihrer Regel, worin verordnet war: es ſollte kein Lackey angenommen werden, der ſchon bey andern Frauensperſonen in der Welt gedient hätte, und die Kutſcher ſollten verheurathet ſeyn. Der König fand dieſe ganze Einrichtung dem Endzwecke einer ſolchen Congregation nicht angemeſſen, hob deshalb die Stiftung im J. 1686 wieder auf, und befahl, daß jede ſich wieder zu ihren Anverwandten, oder wohin ſie wolle, begeben ſollte; und die Frau v. Mondonville, ihre Stifterinn, wurde durch eine Lettre de cachet (*) nach Coutances verwieſen, wo ſie ihr Leben beſchloß.

Jeſus-Blümlein, eine Art Viole, Viola tricolor; ſ. unter Viole.

Jeſus-Münzen, ſ. oben, S. 380, fgg.

Jeſus-Orden, ſ. oben, S. 395, fgg.

Jeſuschriſt-Wurzel, ſ. unter Farnkraut, im XII Th. S. 204.

Jet, Jette; ſ. Gagath.

Jet d'eau; ſ. Springbrunnen.

Jet de bierre, Gäſcht; ſ. Bier-Gäſcht.

Jetée, Damm der Häfen; ſ. Th. XXI, S. 3.

Jeton, Jetton, nach dem Franzöſ. Jeton, oder Jetton, ein Rechenpfennig, oder Zahlpfennig, kleine runde Stückchen, die aus Meſſing oder anderm Metall, in Geſtalt der Pfennige, d. i. des Geldes, geſchlagen ſind,

(*) Lettre de cachet, heißt in Frankreich ein königlicher Brief, welcher mit Sr. Majeſtät Siegel, und mit eines Staats-Secretärs Gegenzeichen verſehen iſt, und eine (gemeiniglich mißfällige) Ordre des Königes enthält.

ſind, um vermittelſt derſelben auf dem Rechenbrete oder pythagoriſchen Rechentiſche zu rechnen, oder auch kleine runde Stückchen von Achat, Glas, Bernſtein, Elfenbein, Perlmutter, oder andern leichten und koſtbaren Materien, deren man ſich zu Berechnung gewiſſer Summen, zu Marken beym Spiel, (inſonderheit im Spiele das Geld zu bezeichnen, das einer dem Andern ſchuldig wird,) und zu einigen andern Abſichten bedient. Es gibt aber auch Jetons von Gold, Silber und Kupfer, welche eine Art Schaupfennige oder Gedächtnißmünzen vorſtellen, und auf deren einen Seite gemeiniglich das Bildniß des regierenden Landesherren, auf der andern aber eine Deviſe und Legende geprägt iſt, die das Andenken an eine merkwürdige oder glorreiche Begebenheit ſeiner Regierung, nebſt dem krauſen Rande und der Jahrzahl erhalten. An den meiſten Orten, wo es gelehrte Geſellſchaften, und Societäten oder Academien der Wiſſenſchaften gibt, haben dieſe ihre Jetons, welche die Academiſten auf Koſten des regierenden Herren, und aus den Fonds, die hierzu angewieſen ſind, bekommen. Daher nennet man ein unnützes Mitglied einer gelehrten Geſellſchaft, einer Academie, eines Collegii, eigentlich aber einen, der die Verſammlungen der Geſellſchaft nur um der Jetons willen, welche jedes Mahl dabey ausgetheilet werden, beſucht, übrigens aber nichts zum Nutzen und zur Ehre der Geſellſchaft thun mag, ironiſch einen Jetonnier.

Nach der Ableitung heiſſen Jetons eigentlich Würflinge, oder Werfpfennige. Ehemahls nannte man ſie in Frankreich Jetoirs, Jetoueurs, Jeteurs, Jiets, Jets und Jietons, ſeit mehr als einem Jahrhunderte aber Jetons, oder Jettons. Im Deutſchen heiſſen ſie Zahlpfennige, Rechenpfennige, in einigen oberdeutſchen Gegenden auch nur der Rechen, im Niederſ. Sligte, von ſchlicht, glatt, vermuthlich, ſo fern ſie ehe-

ehedem glatt und ohne alles Gepräge waren; holländ. Legpenning. Das franzöſiſche Wort Jeton läſſet ſich in ſo weitläuftiger Bedeutung nehmen, daß man auch die Steinchen, Muſcheln, Nüſſe, Bohnen, u. d. gl. womit die Alten zu rechnen pflegten, und womit auch noch jetzt die meiſten wilden Völker rechnen, darunter verſtehen kann. Auch der Griechen ψῆφοι, und der Römer Calculi gehören darunter, es mögen dieſe zur Bezeichnung der glücklichen oder unglücklichen Tage, oder zum gerichtlichen Gebrauch, beſtimmt geweſen ſeyn. Mahudel, in ſeiner Abh. de l'origine & l'uſage des Jettons, im 2 Th. der Hiſt. de l'Acad. r. d. bell. lettr. S. 333 — 342, (und im 3 Th. der Gottſched. Ueberſetz. S. 183 — 189,) behauptet, daß ſich ſo gar ſchon die Kinder Noah derſelben bedient haben, um die Vermehrung ihrer Heerden zu berechnen, und ihrem Gedächtniſſe zu Hülfe zu kommen. Wenn wir aber heut zu Tage von Jetons reden, ſo verſtehen wir darunter ein Stückchen Metall, es ſey Gold, Silber, oder ein ſchlechteres, welches ein Mittel zwiſchen Medaillen und ordentlichen Geldmünzen iſt, und bald bloß zum rechnen, bald aber auch als eine Gedächtnißmünze gebraucht und aufgehoben wird.

Die Jetons ſind ſowohl von den Medaillen, als auch von den Currentmünzen, unterſchieden; von den erſtern, weil ſie ein flaches Gepräge haben, und wie Currentmünzen, mit dem Hammer, auf einen Schlag ausgepräget werden; von den letztern, weil ihr Werth im Handel und Wandel, ſo wenig wie der Werth der Medaillen, feſtgeſetzt iſt, und er wird alsdann auſſer dem Preiſe, den der Liebhaber dafür gibt, bloß nach dem Gewichte und nach der Feine des Silbers beſtimmet. Das Gepräge der Medaillen iſt viel erhabener; ſie werden gegoſſen, und mehr als Einmahl unter das Prägewerk gebracht, damit die im Stämpel tief eingeſchnittenen Figuren ſich deſto beſſer ausdrucken. Die

Jetons haben in neuern Zeiten, ſo wie die Medaillen, Bildniſſe, Sinnbilder, Deviſen, u. d. gl. Weil ſie auf einen Schlag gepräget werden, ſo macht man ſie nur klein, und ſelten ſchwerer als ½ Loth; doch werden auch die flach geſchnittenen einlöthigen Medaillen, von den Medailleurs Jetons genannt. Man pflegt ſie Gedächtniß= oder Gedenk=Pfennige zu nennen, wenn ſie nach dem Inhalte des Gepräges, die Stelle der Gedächtnißmünzen (Medaillen) vertreten. Die Jetons ſind, wie geſagt, nach und nach aus den Rechenpfennigen entſtanden. Man brauchte vormahls die Rechenpfennige in der Rechnung auf Linien, oder auf dem Rechentiſche, um dadurch den Anfängern die Arten der Rechnungen und die Eigenſchaften der Zahlen leichter und begreiflicher zu machen. Die Griechen und Römer bedienten ſich kleiner und flacher Steine, daher die Rechenpfennige, welche nachher an deren Stelle genommen wurden, noch jetzt in der lat. Sprache Calculi (*) genannt werden. In den mittlern Zeiten wurden alte, nicht mehr gangbare Münzen, oder auch kleine runde Platten von Metall, dazu gebraucht. Auf letztern ließ man allerley Blumen, und auch Figuren, ſtechen.

Der Urſprung der wahren Rechenpfennige iſt in Frankreich zu ſuchen. Salmaſius hat ſie auch daher, nach dem franzöſiſchen Worte Jeton, Jactos oder Jactones auf lateiniſch genannt. Nach Carl Patin's (**) Meinung, ſollen die geprägten Rechenpfennige in Frankreich erſt zu den Zeiten Königs Franz I., des großen Beförderers der Künſte, aufgekommen ſeyn,

(*) Daß bereits die Alten eine Art von beſondern Münzen zuweilen ſtatt der Steine gebraucht haben, davon iſt *J. F. Gronovius*, de Seſtertiis ſeu ſubſecivorum Pecuniæ veteris Græcæ & Romanæ, Lib. IV, L. B. 1691, 4. S. 237, nachzuſehen.

(**) *Car. Patini* introductio ad hiſtoriam numismatum, Amſt, 1683, 12. S. 94, f.

ſeyn, und es iſt dieſes von allen Münzlehrern, welche darin dem Patin gefolgt ſind, nachgeſchrieben worden. Es hat aber ſchon zu Jobert's (*) Zeiten, der Hr. v. Ganiere, ein beſonderer Liebhaber der Jetons, eine Sammlung von mehr als 3000 Stück zuſammen gebracht, unter welchen die älteſten unter der Regierung Philipp VI., aus dem Hauſe Valois, welcher im J. 1328 auf den Thron kam, gepräget worden ſind. Man findet dergleichen Jetons von Herzog Philipp dem Guten, von Burgund, die auf der einen Seite ſein Wapen und Titel, und auf der andern einen Spruch haben, welcher die richtige Rechnung empfiehlt (**). Sie ſind zum Gebrauch der herzoglichen Rechenkammer gepräget worden, und beynahe um 100 Jahre älter, als die Jetons Franz I., indem Philipp der Gute 1419 die Regierung angetreten hat. Franz van Mieris (***) hat dergleichen Rechenpfennige, welche zum Gebrauch der Münzbedienten in Antwerpen gepräget worden, von Carl, Herzog von Burgund, mit der Jahrzahl 1467, in Kupfer ſtechen laſſen. Auf der einen Seite iſt das burgundiſche Wapen, mit der Umſchrift: VIVE. LE. NOB.le DuC. CHARLES D.e BourG.ogne Z. d. e. BR.abant. Auf der andern Seite iſt das Wapen der Stadt Antwerpen, mit der Umſchrift: JECT.on D.e LA MO.nnoye D.e BRA.bant A. ATVRP. Eben dergleichen haben auch die Münzmeiſter zu Brügge verfertigen laſſen. Der Avers enthält ein Feuereiſen, woraus die Hals-

(*) Einleitung zur Medaillen- oder Münzwiſſenſchaft, Nürnb. 1738, 8. S. 22.

(**) Dergleichen Sprüche einer, der aber ſpäter gebraucht wurde, zielt auf den Nahmen der Jetons: Qui bien jetera, ſon compte trouvera; d. i. wer richtig wirſt, wird ſeine Rechnung finden.

(***) Hiſtori des Nederlandſche Vorſten, 1 Deel, in's Graavenhage 1732, f. S. 95.

Kette des Ritterordens des goldenen Fließes zuſammen geſetzt iſt, worauf das burgundiſche Wapen gebildet iſt, mit der Umſchrift: VIVE BOVRG.ogne AV. NOBLE DVC Auf dem Revers ſteht der Apoſtel Andreas mit ſeinem Kreutze, und zu deſſen beyden Seiten die Jahrzahl 1468, mit der Umſchrift: JECT.on POVR. LES MAIST.res DE LA MO.nnoye A BRVG.es. In dem folgenden Jahrhunderte wurden die Rechenpfennige in den Niederlanden ſehr häufig gepräget, und mit Sinnbildern verſehen, welche öfters auf die damahligen unruhigen Zeiten, und andere hiſtoriſche Begebenheiten, Anſpielungen enthielten. Gerard van Loon hat, in der Vorrede zu ſeiner Hiſtoire metallique des Païs-bas, eine umſtändliche Nachricht von den niederländiſchen Rechenpſennigen geliefert, und in dem Werke ſelbſt deren eine große Anzahl beſchrieben und erklärt. Einen ſolchen ſilbernen Rechenpfennig auf das Jahr 1518, ſieht man Fig. 1650 abgebildet. Auf dem Avers erblickt man die beyden auf dem Meere ſtehenden Säulen des Hercules, worauf eine Krone ruhet, und zwiſchen ihnen ein Feuereiſen, woraus Funken ſpringen, mit der Umſchrift: JECTOIRS POVR. CEVLX. DES. FINANCES. 1518. (d. i. Rechenpfennig für diejenigen, ſo in der Finanzkammer ſitzen.) Der Revers zeigt ein Schiff mit drey Maſten und eingezogenen Segeln; an deſſen Bord ſteht PLVS OVLTRE, (Plus vltra.) (*), als

(*) Die beyden Hercules-Säulen, mit der Deviſe Plus vltra, womit viele Münzen des Kaiſers Carl V. als des erſten Königes in Spanien dieſes Nahmens, ausgeziert ſind, hat des Kaiſers Leibarzt, *Barth. Marlianus*, ein Mailänder, erſonnen. Die Entdeckung der neuen Welt gab ihm Anlaß dazu. Die Alten glaubten, daß dieſe Säulen, oder die Berge Calpe und Abylen, in dem Freto Gaditano oder Herculeo, gleichſam die Gränzſteine der Welt wären. Die ſpaniſche Macht erſtreckte ſich auch in die neue Welt; und als nachher auch die philippiniſchen Inſeln in Oſt-Indien dieſer Krone unterworfen wurden, konnte man ſagen, daß in der Könige von Spanien Gebiethe

als den blühenden Zuſtand der Handlung unter der Regierung des Kaiſers Carl V., als des erſten Königes in Spanien dieſes Nahmens. Die Stadt Antwerpen war damahls die Niederlage des ganzen europäiſchen Handels.

In Deutſchland ſind die Rechenpfennige, dem Anſcheine nach, ſpäter bekannt geworden. Adam Rieſe hat, in ſeinem Rechenbuche, zuerſt 1550 die Art mit Zahlpfennigen zu rechnen beſchrieben. Man nahm die in Frankreich geſchlagenen Rechenpfennige dazu, wie denn auch die noch jetzt gewöhnlichen Rechenpfennige, die in Nürnberg von Meſſing geſchlagen werden, noch immer franzöſiſche Aufſchriften, ja ſo gar das Bild und das Wapen der Könige von Frankreich beybehalten, da es doch in Deutſchland an vielen wichtigen Handlungen nicht mangeln würde, deren Andenken auf ſolche leichte Weiſe der Nachwelt angeprieſen zu werden verdiente. Doch ſind auch in Nürnberg ſchon vor 200 Jahren andere Erfindungen, mit lateiniſchen und deutſchen Deviſen, beſonders auch geiſtlichen und bibliſchen Sprüchen, zum Vorſchein gekommen. Dahin gehören unter andern zwey Jetons von zwey nürnbergiſchen Münzmeiſtern, Matthäus und Johann Laufer, Fig. 1651. Sie haben auf der erſten Seite zwey alte fingirte Köpfe, deren einer links, der andere rechts ſchauet. Der links ſchauende hat die Umſchrift: MATEVS. LAVFER. IN. NVRNBER. Um den rechts ſchauenden aber ſteht: HANS. LAVFER. IN.

biethe die Sonne niemahls untergehe. Auf einer ſatyriſchen Medaille, welche nach der aufgehobenen Belageruna der Stadt Metz, im J. 1552, in Frankreich zum Vorſchein kam, kehrte man dieſe Deviſe des Kaiſers um. Zwiſchen den Säulen war nähmlich ein angefeſſelter Adler abgebildet, mit der Ueberſchrift: Non vltra *metas*. Ein ſinnreicher Kopf machte auch folgendes Diſtichon darauf:

Carolus Herculeas fertur tranſiſſe columnas,
Siſte viam *metis*, hic tibi *meta* datur.

NVRE. Die andere Seite des erſten, die hier abgebildet iſt, hat einen Reichsapfel in einer Einfaſſung, mit der Umſchrift: GOTTES REICH BLEIBT EWIG. Der Revers des andern, welchen abzubilden für überflüſſig erachte, hat eben daſſelbe Sinnbild, mit der fehlerhaften Umſchrift: GOTES REICH BLIBT EW. Dergleichen gemeine Jetons werden nicht allein von den Münzmeiſtern, ſondern auch von beſondern Künſtlern, welche Rechenpfennigſchläger, und, ſo fern ſie auch Flittern oder Flintern verfertigen, auch Flitterſchläger oder Flinterſchläger (Flinterleinſchläger) ſ. Th. XIV, S. 269, genannt werden, verfertiget. Dieſe Künſtler verfertigen ihre Rechenpfennige, wie die Münzmeiſter, vermittelſt eines Prägezeuges, von gelbem, oder auch weißgeſottenem Meſſing; und ſie müſſen alle Jahre einen Eid ſchwören, niemanden mit ihrem Prägezeuge einigen Vorſchub zu thun, oder Unterricht zu ertheilen, noch weniger ſelbſt courante Münzen zu ſchlagen. Wenn ſie ein neues Prägezeug richten, müſſen ſie ſolches dem in Nürnberg von dem Magiſtrate verordneten Münzwardein bringen und ſehen laſſen. Sie werden auch Meſſingſchaber genannt, weil ſie das alte und ſchwarze Meſſing durch Schaben wieder gelb und glänzend machen.

Die Kaufleute in Frankreich ſind beſonders in dieſer Art von Rechnungen geübt, und ſie iſt noch bey vielen im Gebrauch. Man nennet ſie la Logiſtique par jetons (*). Die königlichen Caſſen in Frankreich ließen in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhundertes, jährlich eine ziemliche Anzahl von dergleichen Zahl-Pfennigen mit allerley Sinnbildern prägen, und ſie wurden gemeiniglich den Präſidenten, den Räthen und übrigen Caſſen-Beamten, zum Neujahrsgeſchenk ausgetheilet. Die Collegia und Caſſen, zu deren Gebrauch

(*) *Dechales* Mundus mathematicus, T. 1, p. 412.

brauch ſie beſtimmet wurden, ſind gemeiniglich auf den Jetons genannt; z. B. Chambre aux Deniers, Chambre des Aſſurances, Treſor royal, Ærarium regium, Parties caſuelles, Extraordinaires des guerres, Ordinaires des guerres, les Controlleurs généraux des Rentes, les Controlleurs des Rentes, les Reçeveurs des Rentes, u. ſ. w. Die Anzahl der geprägten Jetons hat ſich ungemein vermehrt, nachdem man anfing, ſie zu Spiel-Marken zu gebrauchen. Viele Prinzen vom Geblüte, und andere Vornehme des Reiches, wie auch ganze Familien, lieſſen Jetons mit ihren Wapen, mit Sinnbildern und Umſchriften prägen, welches auch in andern Ländern, beſonders in Schweden, nachgeahmet worden iſt.

Als in Frankreich, in der letzten Hälfte des verwichenen Jahrhundertes, verſchiedene Academien errichtet wurden, ließ man Jetons von Silber prägen, welche bey jeder Sitzung unter die anweſenden Mitglieder ausgetheilet wurden. Dieſe Gewohnheit hat man bis auf den heutigen Tag beybehalten, und einige Academien haben dieſe Einrichtung für gut gefunden und nachgeahmet. Die mediciniſche Facultät in Paris ſcheint die erſte Anleitung zu dieſer Gewohnheit gegeben zu haben. Bey dieſer war es ſeit undenklichen Zeiten eingeführt, daß man alle zwey Jahre, wenn ein neuer Decanus erwählet wurde, ſilberne Jetons unter die anweſenden Doctores des Facultät austheilte, welche auf der einen Seite den Nahmen und das Wapen des abgehenden Dechanten, und auf der andern das Wapen der mediciniſchen Facultät, zum Gepräge hatten. Es iſt dieſes bereits vor dem Anfange des 16ten Jahrhundertes gebräuchlich geweſen. Die Stämpel und das Silber wurden aus denen Einkünften bezahlt, welche die Facultät von denen Candidaten, ſo die academiſchen Würden annehmen wollten, erhielt. Veit Patin war der erſte, welcher 1652 unter ſeinem

De-

Decanate eine Neuerung darin machte; er ließ nähmlich auf der einen Seite, ſtatt ſeines eigenen Wapens, ſein Bildniß ſetzen, und auf der andern wurde das Wapen der Facultät beybehalten. Nach und nach lieſſen einige Dechanten das Wapen der Facultät weg, und nahmen zu der Gegenſeite Sinnbilder, welche ſich zuweilen auf die vornehmſten Begebenheiten, die während ihres Decanates, in der Facultät vorgefallen waren, bezogen, zuweilen aber auch ihre eigene Streitigkeiten mit andern betrafen. In des königl. preuß. Hrn. Leib-Medicus Möhſen Beſchreibung einer berliniſchen Medaillen-Sammlung, 1 Th. Berl. und L. 1773, gr. 4. S. 377, fgg. findet man 9 Jetons oder Gedächtnißpfennige der mediciniſchen Facultät zu Paris, mit dem Bildniſſe des Dechanten, D. Veit Patin, von 1652; des D. Ant. Morand, von 1664; des Franz le Vignon, von 1666; des Joh. Armand de Mauvillain, von 1668; des Joh. Bapt. Moreau, von 1674; des Ant. Joh. Morand, von 1676; des Ant. le Moine, von 1678; des Joh. Boudin, von 1698, und den Jeton des Dechanten Franz Vernage, mit dem Bildniſſe des D. Guido Creſcent. Fagon, erſten Leibarztes des Königs Ludwig XIV. mit vieler Kenntniß der Geſchichte und Kunſt beſchrieben, und ſehr ſauber geſtochen.

Die königl. preußiſche Academie der Wiſſenſchaften zu Berlin, hat verſchiedene ſilberne Jetons, welche bey jeder Verſammlung unter die anweſenden Mitglieder ausgetheilet werden. Zwey derſelben findet man Fig. 1652 und 1653, abgebildet. Der erſte wiegt 1, und der zweyte ½ Loth.

Fig. 1652, enthält auf der Hauptſeite das belorberte Bruſtbild des Königs, mit der Umſchrift: FEDERICUS REX ACADEMIÆ PROTECTOR. MDCCL. Unten ſteht der Nahme des Medailleurs GEORGI. Auf der andern Seite ſieht man einen

Zepter; und kreuzweiſe auf demſelben liegen ein Degen und eine Feder, welche mit einem Lorbeerzweige an den Zepter gebunden ſind, mit der Umſchrift: NEC SATIS EST DUO REGNA TENERE.

Dieſe ſchöne und ſaubere Medaille hat der Präſident der Academie, Hr. v. Maupertuis entworfen, welche hernach die königl. Academie durch den geſchickten königl. Hof-Medailleur Georgi hat ausfertigen laſſen. Dieſelbe wurde zuerſt 1750 an des Königs Geburtstage bey der zu Einweihung der von Sr. Maj. erneuerten Academie angeſtellten öffentlichen Verſammlung, ausgetheilet. Die Erfindung der Medaille iſt ſchön gerathen. Sie ſtellt in dem Bilde und der Umſchrift vor, daß der König in den Wiſſenſchaften eben ſo groß ſey, als im Kriege und Frieden. Die ſpäteſte Nachwelt wird die großen und erhabenen Eigenſchaften dieſes unnachahmlichen Monarchen ehrfurchtsvoll bewundern. Ein Dichter ſingt von unſerm großen Friedrich:

Rex Friderice, Jubar ſæclorum ſæcula qualem
Nulla ferent factis, nulla tulere parem.

Die göttliche Vorſehung, welche dieſen großen Monarchen zum Wunder unſerer Zeiten geſetzt hat, erhalte Denſelben bis auf die ſpäteſten Zeiten. Nachdem Er in dieſem (1783) Jahre ſein 50 jähriges Ehe-Jubiläum erlebt hat, müſſe er auch, nach 7 Jahren, ſein 50 jähriges Regierungs-Jubiläum glücklich erleben und zurück legen!!!

Serus in cælum redeat, diuque
Lætus interſit populo!

Fig. 1653, hat auf der Hauptſeite das Bruſtbild Sr. kön. Maj. mit der Umſchrift: FEDERICUS REX ACADEMIÆ PROTECTOR. MDCCLI. Unter dem Bruſtbilde ſteht der Buchſtabe G., welcher den Nahmen des königl. Hof-Medailleurs Georgi anzeigt. Auf der andern Seite ſieht man einen Adler, welcher ſich gegen 3 Sterne (das Polargeſtirn) erhebt, mit der Umſchrift: COGNATA AD SIDERA TENDIT. Unten iſt eine Landſchaft, worauf man ein Bäumchen ohne Blätter, eine Aloe, und in der Ferne zwey Pracht-Kegel (Obeliske), einen antiken Tempel ꝛc. als einige

der

der Haupt-Gegenſtände der gelehrten Bemühungen der Academie erblickt.

Jetonnier, ſ. oben, S. 404.

Jetons, Bienenſchwärme; ſ. Th. IV, S. 579.

Jetton, ſ. Jeton.

Jeuch, ein oberdeutſches Feldmaß; ſ. Jauchert und Joch.

Jeu, ſ. Spiel.

Jever, Jevern, L. Dynaſtia Jeverenſis, heißt derjenige Strich Landes im niederſächſiſchen Kreiſe, welcher gegen Weſten an das Harlinger Land und an das Fürſtenthum Oſtfriesland, gegen Süden auch an Oſt-Friesland und an die Grafſchaft Oldenburg, gegen Oſten an die Jade und an die Herrlichkeit Kniphauſen gränzet. Gegen Norden iſt die Nordſee. Dieſe Herrſchaft iſt zwar nur 3 gute Meilen lang und breit, aber wegen ihrer Fruchtbarkeit, Pferde- und Vieh-Zucht beträchtlich. Die hier gemachte Butter iſt ſehr fett, und die Käſe werden den holländiſchen gleich geachtet. Fruchtbare Obſtbäume und Gartengewächſe findet man wenig, weil der Landmann aus der Weide, der Pferde- und Viehzucht, Butter und Käſe einen größern Vortheil, Gartengewächſe aber von andern Orten her hinlänglich bekommen kann. Den Holzmangel erſetzt der Torf, welcher aus Oſt-Friesland und Oldenburg zugeführet wird; doch bringt man auch etwas Holz aus Norwegen dahin. Sie gehört, ſeit 1689, dem fürſtlichen Hauſe Anhalt-Zerbſt, wird als ein burgundiſches Lehen in Brüſſel zu Lehen genommen, ſoll jährlich ungefähr 60000 Rthlr. eintragen, und beſteht aus drey Ländern, Oſtringen, Rüſtringen, und Wangerland, wozu noch die Inſel Wangeroeg gehört, welche 19 Kirchſpiele begreifen. Die Inſel Wangeroeg, deren Nahme das Auge von Wangerland bedeutet, liegt 1 Meile vom feſten Lande, im deutſchen Meere, iſt ½ Meile lang und ¼ Meile breit. Sie war ehe-

ehemahls weit größer, als jetzt, indem hohe Waſſer-Fluthen und Stürme mehr als die Hälfte davon weggenommen haben; doch iſt ſie durch gute Anſtalt und gemachte Dämme nicht wenig wieder angewachſen, und trägt fettes Gras. Den Seefahrenden, welche ſich bey gefährlichen Stürmen hieher begeben, zum Beſten, iſt auf der nördlichen Seite eine Feuerbake errichtet, von welcher das Steinkohlenfeuer an die viertehalb Meilen aus der See erblicket wird. Der Einwohner beſte Nahrung beſteht in der Schifffahrt und Fiſcherey.

Jever, L. Jeveria, die einzige Stadt im Lande, und der Hauptort der Herrſchaft, iſt nicht groß, hat aber Wall und Graben. Die fürſtliche Regierungs-Kanzelley, die Kammer, das Conſiſtorium, und das Landgericht, haben in dieſer Stadt ihren Sitz, doch kann man auch nach Zerbſt appelliren. Uebrigens liegt ſie in dem Theile der Herrſchaft, welcher Oſtringen heißt, und zwo Vogteyen begreift. Sie iſt mit einem fruchtbaren fetten Lande umgeben.

Jez, (das) ein in einigen Gegenden Oberdeutſchlandes, z. B. in Augsburg, übliches Maß flüſſiger Dinge, welches 2 Muids, oder 12 Beſons, oder 46 Maß hält. Acht Jeze machen daſelbſt ein Fuder.

Jezide. Dieſes in den Reiſebeſchreibungen öfters vorkommende Wort bedeutet bey den Türken einen Ketzer, oder überhaupt einen gottloſen Menſchen, (weil ein gewiſſer Emir, welcher Jezide geheiſſen, die beyden Söhne des Ali, nähmlich den Haſan und Huſſein, ermordet hatte). Einige aber ſprechen von den Jeziden als von einem beſondern Volke, welches eine von der türkiſchen und perſiſchen unterſchiedene Sprache habe, und in ſchwarze und weiße Jeziden eingetheilt ſey. Die ſchwarzen Jeziden, heißt es, ſind Fakirs oder heilige Mönche, welche lange Bärte tragen, in Hütten leben, öfters nach Arabien ziehen, und in ihren Religions-

gionsgebräuchen manches mit den Chriſten gemein haben. Die weißen Jeziden trinken Wein, eſſen Schweinfleiſch, haben weder Tempel noch Bethhäuſer, noch gottesdienſtliche Feſte, glauben aber doch an das Evangelium, ob ſie es gleich weder leſen noch beſitzen ꝛc.

Iſ, *Taxus baccata* L.; ſ. Taxbaum.

Igaſus, ſ. Ignatius-Bohne.

Igel, ein Nahme zweyer Thiere, welche ihrer Stacheln oder ſtechenden Eigenſchaft wegen bekannt ſind.

1. Eines Inſectes, welches auch der Blutigel, richtiger aber der Blutegel genannt wird, ſ. Th. VI, S. 7, fgg.

2. Eines vierfüßigen fünfzehigen Thieres, welches nach dem linnäiſchen Syſtem zur Claſſe der ſäugenden, und zur Ordnung der ſpitzzähnigen Thiere (ad Mammalia Feras) gehört, und zwey, gleich weit von einander entfernte meiſſelförmige Schneidezähne, welche länger, als die übrigen ſind, von denen ſie abgeſondert ſtehen, und zu beyden Seiten zwey übergebogene, kleine Hundszähne, ferner drey oder vier, ſpitzige, mit Zacken verſehene Backenzähne, und nur an der Schnautze, an der Kehle und an dem Bauche Haare hat, übrigens aber mit Stacheln bedeckt iſt; L. Echinus, Erinaceus, Hericius, Fr. Hériſſon. Der Ritter Linné führt drey Arten von Igeln an, unter denen die europäiſche bekannte Art die erſte iſt, Erinaceus europæus, auriculis rotundatis, naribus criſtatis *Linn.* Echinus terreſtris *Geſn. Aldrov. Jonſt.* Herinaceus *Plin. Geſn. Schwenkf. Rzaczinsky.* Echinus ſ. Erinaceus terreſtris *Raj.* Erinaceus parvus noſtras *Sebæ.* Acanthion vulgaris noſtras *Klein.* Erix & Ericeus quorundam. Erinaceus auriculatus (the Erinaceus with larger Ears) *Hill.* & *Kramer.* europiſche Egel *Houttuyn.* ſonſt in Holland auch yzervarken; Gr. Ἐχῖνος, Engl. Hedge-Hog, common Hedge-Hog, ehemahls Urchin; Ital. Riccio,

cio, Rizzo; Span. Erizo; Portug. Ourizo, Oriço cachero; Dän. Pindſviin; Norw. Buſtivil; Schwed. Igelkott; Poln. Jez; Ruſſ. Jeſch; Aegypt. Hærbe, Ganfud; in Madagascar Sora. Im Franz. wird er ſchlechtweg le hériſſon genannt. Bey Geoffroy und Bomare heißt er Hériſſon commun, oder Hériſſon terreſtre; beym Knorr Porc épic de Zeelande. In einigen Gegenden Deutſchlandes nennt man ihn Erdigel, Hausigel, Zaunigel. Dieſer Igel, den man faſt in den meiſten Gegenden von Europa, nur nicht in den kalten Ländern antrifft, erreicht ungefähr die Größe eines Kaninchens, oder eine Länge von 9 bis 10 Zoll. Wenn er auf den Füßen ſich aufrecht hält, hat er einen ſehr unförmlichen Körper. Er ſieht wie ein länglicher, oben ausgebogener Haufen aus, welcher ſich vorn in eine Schnautze endiget, und von vier ſo kurzen Beinen getragen wird, daß man kaum die Füße ſieht. Der Hals iſt gar nicht zu unterſcheiden. Er hat breite, runde, kurze und in die Höhe gerichtete Ohren, kleine und hervor ſtehende Augen, und einen ſehr dünnen, nur 1 Zoll langen Schwanz.

Einige haben zwo Arten von Igeln unterſchieden, durch Kennzeichen, welche ſie aus der Bildung der Schnautze entlehnt hatten, und ſie behaupten, daß die eine Gattung eine lang zugeſpitzte und dem Schwein-Rüſſel ähnliche, die andere eine kürzere, ſtumpfere und mit der Naſe eines Hundes überein kommende Schnautze habe, daher ſie jene den Sau- oder Schwein-Igel, L. Echinus oder Erinaceus porcinus, oder ſuillus, Fr. Hériſſon à muſeau de cochon, und dieſe den Hundsigel, L. Echinus, oder Erinaceus caninus, Fr. Hériſſon à muſeau de chien, nennen; allein, dieſer Unterſchied wird von den neuern Natur-Forſchern gänzlich verworfen.

Hr. Graf v. Büffon hat in Bourgogne zwey Igel, beyde Männchen, geſehen, von welchen die Landleute ihm

ſagten, daß ſie von dieſen verſchiedenen Arten wären: beyde Thiere glichen ſich aber vollkommen in der Figur der Schnautze. Sie war ſpitzig, und endigte ſich in einen ſchwarzen abgerändeten Knorpel; die Naſe war dicker, als der an ſie angränzende Theil der Schnautze. Sie hatte ganz und gar nicht die Bildung von einem Schweinrüſſel, und unterſchied ſich ſehr von einer Hundsnaſe, hauptſächlich darin, daß die Naſe der Igel viel dicker war, als der Theil der Schnautze, mit welchem ſie zuſammen ſtieß, daß die Oeffnungen der Naſenlöcher weiter von einander abſtanden, und die Auſſenränder derſelben hinten übergeſchlagen und eingekerbt waren. Ueberdies reichte die Oberlippe nicht, wie bey den Hunden, bis ganz unter die Naſe. Es fehlte mehr als ein halber Zoll daran, daß die Unterlippe nicht ſo lang als die Naſe war, welches dem untern Kinnbacken und der untern Seite der Schnautze gewiſſer Maßen eine Aehnlichkeit mit dem Schweinrüſſel gab, und die Dicke der Naſe gab eine zweyte Aehnlichkeit zwiſchen beyden. Ein weſentlicher Unterſchied aber zwiſchen beyden zeigte ſich darin, daß die Naſe des Igels ſich nicht, wie der Schweinrüſſel, über den Theil der Schnautze, an welchen er reichte, erhob, daß ſie nicht vorn platt war, und daß die Einſchnitte der Naſenlöcher nicht, wie bey den Schweinen, nach vorn hin gingen. Indeſſen war es deutlich, daß dieſe Igel mehr dem Schweine als dem Hunde, in der Figur der Schnautze glichen, und mehr dem Hunde als dem Schweine, in Anſehung der Naſe, wenn beyde beſonders genommen wurden. Man hat alſo dieſe Kennzeichen verſchiedenen einzelnen Thieren beygelegt, da ſie doch in einerley Thieren vereint ſich finden.

Die Stacheln, womit der Oberleib bewaffnet iſt, ſind ſcharf, und ſelten über 1 oder 1½ Z. lang; ſie ſtecken mit ihren ſchwärzlichen Wurzeln in der Haut feſt, und ſind unten bey der Wurzel porös. Die Mitte der Stacheln iſt bald weiß, bald ſchwarz oder braun geſtreift. Die weißen Spitzen davon ſind ſchwärzlich gefleckt, und haben eine ſehr weiche Haut, daß der Igel den ganz zuſammen gezogenen und gerollten Leib füglich bedecken und geräumig einhüllen kann. Das Geſicht, der Unterleib und die Füße ſind nicht

mit

mit Stacheln, ſondern mit dünnen, kurzen Haaren beſezt. Durch Hülfe dieſer Stacheln iſt der Igel im Stande, ſich gegen die größten Hunde und gegen andere Thiere zu vertheidigen, denen er ſich ſonſt wegen ſeiner geringen Stärke nicht widerſetzen, und, aus Mangel an Geſchwindigkeit, nicht entfliehen könnte. Wenn ein Hund oder ein anderes feindliches Thier ſich ihm nähert, ſo rollt er ſich geſchwinde in eine Kugel zuſammen, damit ihn ſein Verfolger nirgends anrühren könne, ohne ſich an ſeinen Stacheln zu verletzen. Er läſſet ſich auch eher zerreiſſen, als aus dieſer Lage bringen, wofern man ihn nicht mit Waſſer begießt, oder in ein Gefäß mit Waſſer legt; denn auf dieſe Art wird er genöthiget, ſeine eigentliche Geſtalt wieder anzunehmen, um Luft ſchöpfen zu können. Dieſes weiß der Fuchs ſehr wohl; denn dieſer beſprengt den Igel mit ſeinem ſtinkenden Urin, da er ſich denn aufthut, und ihm zum Raube und zur Speiſe wird.

Πολλ' οἶδ' ἀλώπηξ, ἀλλ' ἐχῖνος ἓν μέγα, (Der Fuchs weiß vielerley, aber der Igel weiß Eine große Sache,) ſagten die Alten im Sprichworte. Er weiß ſich zu vertheidigen, ohne zu kämpfen, und zu verwunden, ohne anzugreifen. Da er wenig Kräfte, und gar keine Hurtigkeit zum Entfliehen beſitzt, ſo hat ihm die Natur eine ſtachelige Rüſtung gegeben, mit der Fähigkeit, ſich geſchwinde in eine Kugel zuſammen zu legen, und auf allen Seiten ſeine ſtechende Vertheidigungswaffen dem Angreifer entgegen zu ſtellen. Je mehr ihn dieſer ängſtiget, deſto mehr ſträubet er ſie, und windet ſich zuſammen, und ermüdet alle ſeine Verſuche. Selbſt eine Wirkung ſeiner Furcht hilft ihm zu ſeiner Vertheidigung. Er läſſet ſein Waſſer von ſich, deſſen Geruch und Näſſe ſich über ſeinen Körper ausbreitet, und ihnen vollends die Luſt, ihn anzugreifen, benimmt. Daher bellen ihn die meiſten Hunde nur an, und verſuchen es nicht, ſich ſeiner zu bemächtigen. Doch gibt es einige, welche, wie der Fuchs, ihn endlich überwältigen, ohne die Verletzung ihrer Füße und des Maules zu achten. Aber er fürchtet ſich weder vor dem Haus- noch dem wilden Marder,

we-

weder vor dem Iltiß, noch dem wilden oder gemeinen Wieſel, noch auch vor den Raubvögeln.

Indem der Igel ſich zuſammen rollet, werden alle Theile dadurch verſteckt. In dieſem Zuſtande hat er gar nicht das Anſehen eines vierfüßigen Thieres, ſondern ſieht bloß wie ein mit Stacheln beſetzter Knäuel aus, welcher aber nicht regelmäßig rund iſt, ſondern gewiſſer Maßen die Geſtalt einer ſehr dicken Niere hat. Seine größte erhabene Krümmung wird von dem Rücken des Thieres gebildet, deſſen Körper ſich dergeſtalt krümmet, daß der Kopf ſich an einem Ende der kleinen Krümmung der Niere, und der Hintertheil des Leibes am andern Ende befindet. Dieſer Theil aber und der Kopf berühren ſich nicht unmittelbar. Es bleibt ein Platz frey, den die Stacheln der Stirn und des Endes vom Rücken ausfüllen, welche eine Höhlung machen, wie die in der Vertiefung der Nieren iſt. Dieſe Vertiefung verengt ſich, je mehr das Thier bemüht iſt, ſich zu krümmen und zuſammen zu legen, ſo oft es entweder erſchreckt oder verwundet iſt. Es iſt alsdann kein Theil des Körpers zu unterſcheiden; wenn es aber ruhiger iſt, und nur ſich zuſammen windet, um auszuruhen, ſo iſt dieſe Vertiefung weiter, und man ſieht alsdann die Schnautze des Thieres, wie ſie die Vorderfüße berührt. Zuweilen ſieht man auch die Hinterfüße gegen die vordern gelegt, und zwiſchen den vier Füßen die Oeffnung der Vorhaut. Wenn der Igel dieſe Lage verläſſet, um ſich auf die Füße zu richten, ſo ſenkt er die Erhebung des Rückens ein, dehnt den Leib in die Länge, ſtreckt den Kopf vor ſich hin, richtet ſich auf die Füße, und geht wie andere vierfüßige Thiere. Wenn man ihn durch ein Lärmen erſchreckt, ihn anrührt, oder gar angreift, ſo rollet er ſich ſogleich zuſammen; doch iſt dieſe Bewegung nicht ſo ſchnell, daß man nicht verſchiedene Zeitpuncte darin unterſcheiden könnte. Er fängt damit an, daß er den Rücken krümmet, und den Kopf gegen die Bruſt legt; alsdann ſchließt er die Augen; die Haut von den Seiten des Leibes dehnt ſich nach unten, und umwickelt die Vorderfüße; zuletzt gleitet auch die Haut hinten vom Rücken hinunterwärts, und bedeckt den Schwanz und die Hinterfüße.

Da das Männchen ſowohl, als auch das Weibchen, vom Kopfe an bis zum Schwanze, gleich ſtark

mit Stacheln bedeckt, und nur die Unterfläche des Leibes behaart iſt, ſo iſt ihnen die gegen ihre Feinde ſo vortheilhafte Rüſtung überaus beſchwerlich, wenn ſie ſich einander begatten wollen; ſie können dieſes daher nicht in der Art, wie andere vierfüßige Thiere, ſondern müſſen mit dem ganzen Körper entweder aufrecht, oder liegend, gegen einander gekehrt ſeyn. Beyde Geſchlechter ſuchen ſich einander im Frühlinge, und die Weibchen werfen im Anfange des Sommers. Wenn das Weibchen ſeine Heckzeit vermerkt, trägt es in einen dicken Zaun oder in ein anderes Geſträuch, einen Ballen zermalmtes dürres Gras und Schmielen, in der Größe eines Kopfes, zuſammen, und ſetzt darein 4, 6, bis 8 Junge, welche es mit ſeiner Milch auferzieht, weil es ſeine Geſäuge unter dem Leibe hat, wie ein Dachs. Die Jungen ſind in dieſer erſten Zeit weiß, und man ſieht auf ihrer Haut nur den Anfang der Stacheln. Hr. Graf Büffon hat es verſucht, einige von ihnen aufzuziehen, und er ließ verſchiedene Mahl eine Alte mit ihren Jungen in eine Scheuntenne mit überflüſſigem Futter neben ihr ſetzen; allein, an ſtatt ſie zu ſäugen, fraß ſie dieſelben jedes Mahl eins nach dem andern auf. Es geſchah nicht aus Mangel der Nahrung; denn ſie fraß zugleich von dem Fleiſche, dem Brode, den Kleyen und den Früchten; und man hätte es nicht glauben mögen, daß ein ſo langſames und träges Thier, welchem nichts als die Freyheit fehlte, ſo zornig und unzufrieden über ſeine Gefangenſchaft ſeyn könnte. Es äuſſert ſo gar Bosheit, und eine Bosheit von eben der Art, wie die Affen. Ein Igel ſchlich ſich in die Küche, und traf einen kleinen Topf an. Er zog das Fleiſch, welches in demſelben war, heraus, und ließ ſeinen Koth hinein.

Der Igel gleicht dem Dachs in vielen Stücken; denn er ſucht des Nachts ſeine Nahrung, wie der Dachs, in Obſt, Gewürme u. d. gl. doch ſucht der

Dachs größere Thiere, als: Kröten, Frösche, Moſche ꝛc. der Igel hingegen kleineres geflügeltes Ungeziefer und Gewürme, als: Käfer, Schnecken, und was im Graſe zu kriechen pflegt, wie ſolches ihre Gänge in der Gegend, wo ſie ſich gern aufzuhalten pflegen, nebſt ihrer Loſung, zur Genüge anzeigen, indem die ordentlichen Fußpfade durch das Gras ſie bald verrathen. So iſt auch die Geſtalt des Igels dem Dachſe ſehr gleich, indem er die Fährte im Fortlaufen eben ſo formiret, als auch den Tag, eben ſo wie der Dachs, ſcheuet; doch ſucht der Igel des Nachts ſeine Nahrung am weiteſten, denn er wird bey anbrechendem Morgen, zur Sommerszeit, aus den weiteſten Feldern zu Holze oder Hecke eilend, von dem Weid-Manne manchmahl im Anſtellen angetroffen, und betrogen. Er hält ſich gern in den Wäldern auf, und nährt ſich von Kräutern, Wurzeln, Baumfrüchten, und Inſecten, welche er, erwähnter Maßen, des Nachts aufzuſuchen pflegt, denn bey Tage bleibt er gern in ſeinen Schlupfwinkeln, wozu er ſich meiſten Theils im Sommer und Herbſte, dicke Hecken und Zäune, zur Winterszeit aber hohle Bäume, Mos-Hügel, Felſenritzen, oder Steinhaufen, die man auf den Feldern und in den Weinbergen zuſammen lieſet, erwählet. Daß er aber, wie einige Naturgeſchichtſchreiber melden, auf Apfel- und Birnbäume klettere, dieſelben ſchüttele, ſich hernach in den abgefallenen Früchten herum wälze, damit dieſelben an ſeinen ſpitzigen Stacheln ſtecken bleiben, und alſo damit nach ſeiner Höhle zu gehe, ingleichem, daß er in den Wein-Bergen ſeine Stacheln gebrauche, um Weintrauben damit wegzuſchleppen, und ſeinen Jungen zu zutragen, iſt nicht glaublich. Fleiſch iſt ihm auch ſehr lieb, und er frißt es roh und gekocht. Er iſt daher auf Höfen dem jungen und kleinen Federvieh gefährlich. In Schweden hat man bemerkt, daß er auch bisweilen die

Hüh-

Hühnerneſter der Eyer beraubet. Man hat ihn auch, aber mit Unrecht, beſchuldigt, daß er die Euter der Kühe ausſauge; die Kleinheit ſeines Maules zeigt ſchon die Unmöglichkeit dieſer Beſchuldigung. Er frißt auch Ratzen und Mäuſe, wenn er ſie haben kann, weshalb er mit unter die Raubthiere gerechnet, auch in den Häuſern, inſonderheit auf den Kornböden und in den Scheuern, an ſtatt der Katzen gehalten wird. Bey den Kalmücken iſt er eben deswegen ein Haus-Thier, und vertritt die Stelle der Katzen. Läſſet man ihn in den Zimmern herum laufen, ſo reiniget er dieſelben von Spinnen, Ameiſen, Weberknechten und andern Ungeziefer. In Senegambien beſchäftigt er ſich häufig mit der Jagd der Kackerlacken, und erzeigt hierdurch den dortigen Einwohnern einen großen Gefallen. In der Ukraine, wo er ebenfalls unter die Hausthiere gehört, vermindert er die Kröten. Den Winter bringt er größten Theils mit Schlafen, oder vielmehr in einer Erſtarrung, zu. Sein Blut iſt kalt, faſt ſo wie in andern Thieren, welche den Winter über ſchlafen.

Der Igel gehört unter die Raubthiere, und muß daher getilget werden. Viele Jäger, und andere, die nicht vom Metier ſind, geben dem Igel einen Frey-Paß, weil ſie ihn nur für einen den Mäuſen gefährlichen Feind, aber für kein Raubthier halten; wenn man aber erwäget, daß jedes fleiſchfreſſende Thier ein Raubthier iſt, und, wenn es Mäuſe frißt, auch andere Thiere zu ſeiner Nahrung nimmt, ſo wird man, den Igel unter die Raubthiere zu rechnen, kein Bedenken tragen dürfen. Man ſetze nur, um ſich hiervon zu überzeugen, einen Vogel mit abgeſchnittenen Flügeln nebſt einem Igel in eine Kammer, ſo wird man finden, daß er ſich deſſelben eben ſowohl, wie ein jedes anderes Raubthier, zu ſeiner Nahrung bemächtigen wird. Es iſt auch gewiß, daß er den jungen

Repphühnern, und allem auf der Erde ausgebrüteten Geflügel gefährlich iſt. Man wird alſo wohl thun, ihm ſorgfältig nachzuſtellen, und in dieſer Abſicht des Abends und Morgens die Dornbüſche mit einem Dachshunde durchſuchen zu laſſen, da er leicht gefunden und von ihm verbellet wird. Nicht nur die Dachſe aber, ſondern alle Hunde ſuchen und verbellen dieſes Thier ſehr eifrig; und wenn ſie erſt merken, daß man ihnen hierin beyſteht, und Igel vor ihnen todt gemacht hat, werden ſie ſolche nicht leicht übergehen. Wollte man ihn allenfalls zum Wegfangen der Ratzen und Mäuſe gebrauchen, ſo kann man ihn ſehr leicht fangen, da er einen nicht auſſerordentlich geſchwinden Gang hat, und, ſo bald man ihn nur berührt, liegen bleibt.

Wenn man einen Igel abzieht, ſieht er gemeiniglich fett aus, wie ein junges Schwein. Das Fleiſch, welches zwar fett, aber von ſchlechtem Geſchmacke, hart und unverdaulich iſt, wird doch von einigen gemeinen Leuten gegeſſen. Im Sommer, wenn der Igel ſich mit Obſt gemäſtet hat, iſt es noch am beſten. Seiner Haut mit den Stacheln, wovon man jetzt keinen Gebrauch machet, bediente man ſich ehemahls ſtatt einer Hechel oder Bürſte, den Hanf zu hecheln.

Vormahls gebrauchte man den ganzen zu Aſche gebrannten oder gekochten Igel, und allerley Theile deſſelben, inſonderheit die Leber, die Galle, die Milz, das Blut, das Schmalz, den Koth, und das innere Häutchen des Magens, in allerley Zufällen, als Arzeney; jetzt iſt man aber längſt davon abgekommen.

Nach der Meinung der alten Aerzte, iſt der Igel, wenn man ihn ganz zu Aſche brennt, oder kochet, und davon in einem Tranke einnimmt, denen die den Urin nicht halten können, wie auch denen, die einen ſchwachen Magen haben, gut, öffnet zugleich den Leib, und treibt den Urin. Wenn die Aſche mit Bärenſchmalz oder Honig vermiſchet, eine Salbe daraus gemachet, und äuſſerlich aufgeſtrichen wird, ſo

ſo wachſen die Haare überaus ſtark davon, inſonderheit, wenn man vorher die Haare glatt wegſcheren läſſet, und den Ort ſo lange mit Senf reibet, bis er roth wird. Eben dieſe Aſche läſſet nirgends wildes oder übriges Fleiſch wachſen, wenn man ſie auf einen böſen Schaden ſtreuet. Die Leber, mit Honig und Eſſig eingenommen, kommt den preßhaften Lendennieren zu Statten; curiert auch die Bleich- und Waſſerſucht, ingleichem den Ausſatz und die Gicht. Die Galle trocknet die Warzen aus, und machet, daß ſie von ſelbſt abfallen. Die Milz gedörret und gepülvert, ſchaffet denen, die Milzbeſchwerungen haben, große Hülfe. Das Blut gedörret, und hernach als ein Pulver in Waſſer eingenommen, treibt den Nieren- und Blaſenſtein. Das Schmeer oder Schmalz wird vorzüglich für Bruchſchäden gerühmet. Der friſche Koth oder Miſt, mit Wachholder-Harz, Eſſig und zerlaſſenem Pech zu einer Salbe gemacht, hindert das Ausfallen der Haare. Das innere Häutchen des Magens, innerlich gebraucht, hilft für die Kolik, und ſtillet das ſchmerzhafte Bauchgrimmen.

Die zweyte Art, der weiße amerikaniſche Igel, Erinaceus inauris, auriculis nullis *Linn.* Erinaceus americanus, auriculis nullis, le Hériſſon d'Amerique, *Briſſ.* Echinus indicus albus *Raj.* Erinaceus americanus albus *Sebæ* & *Klein.* Erinaceus ſubauriculatus *Hill.* the Erinaceus with very ſmall ears, or the white Hedge-Hog *Ejusd.* Erinaceus ſurinamenſis *Fermin.* the Guiana-Hedgehog *Penn.* nach Müller'n das Kahlohr, hat äuſſerlich keine Ohren, ſondern nur Oeffnungen, welche den Schall einlaſſen. Die Stacheln dieſer Art, welche man in Amerika und vornehmlich in Surinam findet, ſind etwas kürzer, aber dicker und härter, als bey den europäiſchen Igeln, und gemeiniglich gelblich aſchgrau. Der Unterleib und die übrigen Theile des Körpers, welche nicht mit Stacheln beſetzt ſind, haben eine weiße Farbe.

Die dritte Art, der malackiſche Igel, le Hériſſon de Malacca *Briſſ.* Erinaceus malaccenſis, auriculis pen-

pendulis *Ejusd.* & *Linn.* (beym Linné hieß dieſe Art ehemahls Hyſtrix pedibus pentadactylis, cauda exſerta, hernach cauda truncata, hernach brachyura, cauda abbreviata,) Porcus aculeatus ſ. Hyſtrix malaccenſis *Sebæ*. Acanthion aculeis longiſſimis, Hyſtrix genuina, Porcus aculeatus malaccenſis, *Klein*. malakſe Stekelvarken *Houtt.* welchen einige Schriftſteller unter die Stachelſchweine rechnen, hat niederhängende, faſt kahle Ohren, und einen ſehr kurzen Schwanz. Die Augen ſind groß und glänzend. Jeder Fuß hat 5 Zehen, die mit Nägeln bedeckt ſind. Der obere Theil des Körpers iſt mit geraden, ſehr ſcharfen und ſpitzigen, weiß und ſchwarzen, oder weißen und röthlichen Stacheln von ſehr verſchiedener Größe beſetzt, worunter einige über 6 Zoll lang ſind. Der Kopf iſt mit kurzen Haaren bedeckt. Die Haare am Bauche und an den Füßen ſind kurz, dick, ſtachelig und fuchsroth. Die Länge des ganzen Thieres beträgt ungefähr 8 Zoll. Es nährt ſich dieſer Igel von allerley Feld-Früchten und Obſt. Die Siamer eſſen das Fleiſch deſſelben, und halten es für ſehr geſund. Seine Stacheln werden zu Haarnadeln für die Frauenzimmer, zu Zahnſtochern und andern Dingen, gebraucht. Das Merkwürdigſte von dieſem Thiere iſt der ſo genannte Igelſtein, Sau- oder Schweinſtein, Stachelſchwein-Stein, oder, wie er ſonſt auch genannt wird, Stachelſchweinbezoar, und Stein von Malacka, L. Lapis hyſtricinus, Lapis malaccenſis, Lapis porcinus, Bezoar porci, Fr. Pierre oder Bezoard de porc-épic, Pierre de Malacca, Ital. Piedra del porco, Span. Piedra de puerco. Es wird derſelbe in der Gallen-Blaſe des Igels gefunden, und iſt nichts anders als verhärtete Galle. Man gebrauchte dieſen Stein, welcher zuerſt von den Portugieſen aus Oſtindien nach Liſſabon und Amſterdam gebracht worden iſt, ehemahls als ein Gegengift in allerley Krankheiten, und bezahlte ei-

einen, ungefähr wie eine Wallnuß großen, mit tauſend und mehr Gulden. Ein Mehreres davon, ſ. im IV Th. S 382, f.

Der ſibiriſche Igel, le Hériſſon de Sibérie *Briſſon.* Erinaceus ſibericus, auriculis planis *Ejusd.* Erinaceus ſibericus, ſuperne conſpicuus, capite ad pedes contracto *Sebæ*; Erinaceus ſibericus mas ſupinus *Ejusd.* Echinus ſibiricus *Klein.* hat dunkelrothe Stacheln mit goldfarbiger Spitze. Der Bauch iſt mit einem hell aſchfarbigen goldglanzigen wolligen Haar bekleidet.

Der afrikaniſche Igel, Hériſſon d'Afrique, deſſen Dapper gedenkt, gehört zu den Stachelſchweinen, wovon ich an ſeinem Orte handeln werde.

* * *

Figürlich führt dieſen Nahmen auch eine Art Gebackenes. Es beſteht aus einer feinen Kalbsleber; dieſe wird gekocht, auf dem Reibeiſen gerieben, und nachdem man 3 bis 4 Eyer in geriebener Semmel und Gewürz geſchlagen, wird alles wohl unter einander gerührt, bis es recht trocken geworden iſt, und einem Igel gleich formiret. Hierauf beſteckt man dieſe Form mit Pinien oder länglich geſchnittenen Mandeln ſehr dick, ſetzt ſie auf ein Blech oder Papier im Backofen, und läſſet ſie fein gelb backen. Ehe dergleichen Igel gar ausgebacken iſt, kann er zuvor mit etwas zerlaſſener Butter begoſſen werden. Wenn er fertig iſt, wird er auf den Tiſch zum Schaueſſen aufgeſetzt.

Igel = (afrikaniſcher) ſ. oben, S. 427.
— — (amerikaniſcher, weißer) ſ. oben, S. 425.
— — (Blut =) ſ. oben, S. 416.
— — (Erd =) ſ. oben, S. 417.
— — (europäiſcher) ſ. oben, S. 416.
— — (Haus =) } ſ. oben, S. 417.
— — (Hunds =) }
— — (malackiſcher) ſ. oben, S. 425, f.

Igel, (Meer=) ſ. See=Apfel.

— — (Sau= oder Schwein=) ſ. oben, S. 417.

— — (See=) ſ. See=Apfel.

— — (ſibiriſcher) ſ. oben, S. 427.

— — (Zaun=) ſ. oben, S. 417.

Igel=Aloe, bey den neuern Schriftſtellern des Pflanzenreiches, eine Art der Aloe mit aufrecht ſtehenden Wurzelblättern, welche überall mit Stacheln beſetzt ſind. Sie iſt in Aethiopien einheimiſch.

Igels=Huf, ein fehlerhafter Huf an einem Pferde, welcher in einer Art von Geſchwür oder Räude über der Krone beſteht, auf welchem lange ſtachelige Haare wachſen; ſ. Th. XXV, S. 538.

Igel=Klette, eine Art Kletten, welche an dem Ufer des mittelländiſchen Meeres einheimiſch iſt, und ſtachelige Blätter hat; Echinophora *Linn.* Auch die kleine oder ſo genannte Spitz Klette, Xanthium *L.*, wird wegen ihrer ſtacheligen Frucht im gem. Leben Igelklette oder Igelsklette genannt. Von beyden werde ich im Art. Klette handeln.

Igels=Knoſpe, ſ. das folgende.

Igels=Kolbe, Sparganium *Linn.* iſt nicht nur die Benennung, unter welcher Dodonäus die Waſſerviole, die meiſten übrigen ältern Kräuterkundigen hingegen die aufrechte Igelskolbe verſtehen, ſondern auch bey den neuern Pflanzenkennern eine Gattung Waſſergräſer mit halbgetrennten Geſchlechtern, deren Blumen in rundlichen Kätzchen beyſammen ſtehen, und keine Krone, aber einen aus drey Blättchen beſtehenden Kelch, die männliche drey Staubfäden, die weibliche hingegen einen Staubweg mit einem zweygeſpaltenen Griffel haben, und eine ſaftloſe Steinfrucht mit einer Nuß hinterlaſſen. Man kennt bis jetzt nur 2 wahre Arten, welche beyde mehrere Jahre dauern.

1. Aufrechte Igelskolbe, mit aufrechten und dreyſeitigen Blättern; große Igelskolbe, Igels=

Knoſpe, Degenkraut, Schwertelrieth, Schwertriedel, Sparganium ramoſum *C. B.* Sparganium quibusdam *J. B.* Sparganium & Butomos Theophraſti *Lobel.* Sparganium caule foliisque rectis *Hall.* Sparganium erectum, foliis erectis triquetris *Linn.* Man findet ſie in den nördlichen Ländern, in Gräben und andern wäſſerigen Gegenden. Sie hat eine ausdauernde, kriechende, zaſerige Wurzel, und blühet im Jun. und Julius. Der Stängel iſt ſteif und aufrecht, und wird 3 Schuh hoch, oder noch höher. Die unterſten Blätter ſind öfters 3 Schuh lang, meiſtens dreyſeitig, und umgeben den Stängel mit einem ſcheidigen Anhange; die obern ſind kürzer, mehr flach und ohne Scheide; alle ſtehen aufgerichtet und wechſelsweiſe. Aus den Winkeln der obern Blätter entſpringen eckige, gebogene und nackende Blüthſtiele, an welchen die Blumen in runden Ballen auf einem dicken und fleiſchichten Fruchtboden ſitzen; die männlichen ſind kleiner, und haben einen Geruch, lange Staubfäden und braune Staubbeutel. Pferde und Schafe laſſen die Pflanze unberührt ſtehen; das Rindvieh hingegen frißt dieſelbe friſch gern und ohne Nachtheil. Unter dem Heue aber taugt ſie nicht, weil ſie zu hart und grobſtielig iſt, und eine allzu ſehr trocknende und zuſammenziehende Kraft beſitzt. Beſſer taugt ſie daher zum Gärben des Leders. Man hat auch bemerkt, daß, wenn dieſe Pflanze in Teichen, wo Fiſche ſtehen, wächſt, dieſelben gern darnach gehen. Hr. v. Linné hat dieſe Pflanze in Oſtgothland in einem Graben mannshoch, und die Blätter zwey Finger breit, mit einer ſcharfen erhabenen Linie auf dem Rücken gefunden.

2. Schwimmende Igelskolbe mit niederliegenden flachen Blättern; ſchwimmender flacher Schwert-Riedel, Sparganium non ramoſum minus *Dillen.* Sparganium minimum *Raj.* Sparganium foliis planis mollibus decumbentibus *Hall.* Sparganium natans, foliis

folii decumbentibus planis *Linn.* Sie wächſt in den nördlichen Ländern Europens, in Seen und Sümpfen, wild, und iſt in allen Theilen kleiner und weicher. Der Stängel iſt kurz, und raget nur einige Zoll über dem Waſſer heraus. Die Blätter ſind ſchmahl, ungefähr 1 Fuß lang, weich anzufühlen, flach und geſtreckt.

Den Nahmen **Igelskolbe** führt, wegen der ſtacheligen Frucht, auch die Datura Stramonium *L.*; ſ. Stech=Apfel.

Igels=Kraut, Momordica Elaterium *Linn.*; ſ. Eſels=Gurke, im XI Th. S. 557, fgg.

Igel=Schnecke, Echinus *L.*; ſ. See=Apfel.

Igel=Stein, eine Benennung 1. des oben, S. 426, erwähnten Stacheiſchweinſteines; 2. der verſteinerten Meer= oder See=Igel; der Echinit.

Igg, kraineriſch *Iſchetza*, ein Fluß im Herzogthume Krain, entſpringt in der Ebene aus einem Steinfelſen, unter dem Schloſſe Thurnigg, und zwar mit einer ſolchen Menge Waſſers, daß er ſogleich eine große Mühle mit vielen Gängen und Stampfen, ingleichem bald darauf eine Säge= und Schneide=Mühle treibt. Er wird auch, einen Steinwurf weit von ſeinem Urſprunge, alſobald ſchiffbar, daher er daſelbſt allezeit voll Schiffe liegt, welche in Bereitſchaft ſtehen, um Holz, Stein, Kalk, Heu &c. nach Laybach zu führen. Er nimmt verſchiedene Bäche zu ſich, und fällt, nachdem er eine Meile zurück gelegt hat, in den Fluß Laybach. Oben bey ſeinem Urſprunge hat er Karpfen, Forellen, und ſehr viele Neunaugen, welche letztere bisweilen in großer Menge in demſelben gefangen werden; unterwärts aber bey ſeinem Ausfluſſe in den Laybach, findet man in demſelben allerley Gattungen von Fiſchen.

Iglau, L. Iglavia, böhm. *Gihlawa*, die Hauptſtadt in dem von ihr ſo genannten iglauer Kreiſe in Mähren,

nahe

nahe an den böheimiſchen Gränzen, am Fluſſe Iglawa. Sie liegt zwar in einer Ebene, aber um ihre Gegend herum gibt es ſehr hohe und ſteile Berge. Sie iſt ſchön, hat anſehnliche Häuſer, viele Einwohner, und iſt ziemlich befeſtigt. In der Handlung kommt ſie hauptſächlich wegen der daſelbſt befindlichen guten und wohlbeſtellten Tuch=Manufacturen in Betrachtung, wie denn die iglauer Tücher ſehr bekannt und berühmt ſind.

Igname, ſ. Th. XXVIII, S. 775.

Ignatius=Bohne, St. Ignatii=Bohne, in einigen Gegenden Siegreich genannt, L. Faba Sancti Ignatii, Faba de Cava longa, Faba di St. Nicolas, Fr. Fève de St. Ignace, Fève fébrifuge, heißt ein aus den philippiniſchen Inſeln, inſonderheit der Inſel Luzone, kommender, rundlicher, ungleicher, gewiſſer Maßen knotiger, ſehr feſter und harter, halbdurchſichtiger Kern, welcher viele Aehnlichkeit mit den Krähenaugen (Nux vomica), und die Dicke einer Haſelnuß hat; von Geſchmack wie Citronenkerne, aber weit bitterer iſt. Die Einwohner auf den Philippinen nennen dieſe Bohne Igasur und Mananaog; bey den Spaniern aber heißt ſie Faba S. Ignatii, oder Pepitas de Biſayas, oder Catbalogan. Die Pflanze, welche die Früchte, worin dieſe Kerne liegen, trägt, heißt Catalongay und Cantara (*); ſie windet ſich um die höchſten Bäume, und hat einen holzigen, glatten, poröſen, zuweilen armsdicken Stamm, den eine rauhe, dicke, aſchfarbige Rinde bekleidet. Die Blätter ſind groß, breit, nervicht und bitter. Die Blüthen gleichen den Granatblüthen. Die Frucht iſt größer, als eine Melone; ſie iſt mit einer ſehr zarten, glatten, glänzenden, grünlichen Haut umgeben, unter welcher noch eine andere Schale von gleich=

(*) Hr. Bergius nennt das Gewächs, welches die Ignatiusbohne gibt, Strychnos Ignatii.

gleichſam ſteinichter Subſtanz liegt. Inwendig iſt ein bitteres, gelbliches, weißliches Fleiſch enthalten, worin gemeiniglich 20 bis 24 Kerne liegen, welche, wenn ſie friſch ſind, die Größe einer wälſchen Nuß haben, und mit einer ſilberfarbigen Wolle bedeckt ſind, getrocknet aber nur ſo groß als eine Haſelnuß ſind. Nach andern Nachrichten iſt die ſo genannte Bohne kein Kern einer Frucht, ſondern die Frucht ſelbſt, und zwar eines Baumes, auf deſſen Zweigen eine jede von dieſen Früchten einzeln, und jede auf einem beſondern Stiele wächſt, ohne in einer Schote, als ein Kern in einer andern Frucht, eingeſchloſſen zu ſeyn. Ihre Geſtalt iſt nicht regulär; an Größe kommt ſie faſt einer grünen Mandel, die noch in ihrer Hülſe ſteckt, oder einer Hermodattel, bey. Ihre äuſſerliche Farbe iſt grau, oder vielmehr ſchwärzlich, wenn ihr diejenige dünne Haut, mit welcher ſie bedeckt iſt, und die bald weiß- oder ſilbergrau, bald röthlich ausſieht, völlig abgezogen iſt. Da aber dieſe Haut ſehr feſt anhängt, und durch die Länge der Zeit, oder durch ſtarkes Reiben, erſt in kleinen Stücken oder Schuppen abfällt, ſo ſehen die meiſten dieſer Früchte buntſcheckig aus, wenn nähmlich ein Theil von dieſer dünnen Haut abgegangen iſt. Das Inwendige dieſer Frucht ſieht einer braunen oder ſchwärzlichen Gallerte gleich. Sie iſt aber von einer ſo harten oder feſten Conſiſtenz, wie ein Horn, und alſo ſchwer zu zerbrechen oder zu zerſchneiden. Wenn man ſie auf einem Reibeiſen reibet, oder raſpelt, welches das leichteſte Mittel iſt, ſie klein zu bekommen, und zum Gebrauche geſchickt zu machen, ſo erſcheint ſie an dem Orte, wo die Zähne des Reibeiſens oder der Raſpel ſie getroffen haben, weißlich, welches viele Leute, die ſie in dieſem Zuſtande geſehen haben, verführt hat, daß ſie dieſe Farbe für die rechte gehalten haben, welches aber nicht iſt, indem man, wenn man ihre wahre Farbe ſehen will, ſie nur mit einem Meſſer, wel-

welches vermittelſt eines Hammers hinein getrieben wird, von einander ſchlagen darf. Ihr Gewicht iſt gemeiniglich von 1 Quent, mehr oder weniger, nachdem ſie groß iſt.

Der Pater Georg Camelli erzählt Wunder von der vielfachen Wirkung dieſer Bohne bey den Indianern. Sie gebrauchen dieſelbe ohne Unterſchied, als ein Univerſal-Mittel in allen Krankheiten; ſie tragen ſolche am Halſe, um ſich vor Bezauberung, Vergiftung, Peſt und dergleichen Krankheiten zu verwahren. Es will Derſelbe auch bemerkt haben, daß dieſe Bohnen bey den Spaniern, auſſer Erbrechen und Stuhlgang, auch krampfige Bewegungen verurſachet haben, dergleichen Wirkung aber bey den Indianern niemahls bemerket worden iſt. Eben um dieſes großen Nutzens willen haben die Jeſuiten auf den manilliſchen Inſeln dieſer Bohne den Nahmen der St. Ignatius-Bohne gegeben, da ſie ſonſt von den Malayern Igaſuavalonga genennet wird. Die Sineſer treiben damit überall in Oſt-Indien und dem übrigen Aſien, wo ſie wohnen, oder wohin ſie handeln, einen ziemlich guten Handel. Nach Europa ſind ſie zuerſt von den Portugieſen gebracht worden. In Holland kann man ſolche bey der oſtindiſchen Compagnie bekommen, von da ſie auch nach Deutſchland geſendet wird.

Dieſe indianiſche Univerſal-Arzeney hat auch in Europa einige Zeit viele Verehrer gefunden, und iſt bey der Schlafſucht, Lähmung, Schlagfluſſe, Engbrüſtigkeit, ſchlechten Verdauung, Bauchſchmerzen, Verhaltung der monathlichen Reinigung, und bey vielen andern Krankheiten, angerühmet, inſonderheit aber als ein zuverläſſiges Mittel wider die Wechſelfieber empfohlen worden. Man hat das Pulver davon zu etlichen Granen, gemeiniglich aber den Aufguß des warmen Waſſers auf die ganze Bohne, verordnet.

Die eigentliche Art, wie dieſes Mittel gebraucht werden ſoll, iſt folgende. Man theilt jede Bohne in 3 Theile; und wenn man ſie gebrauchen will, nimmt der Kranke ein Stück davon in den Mund, und behält es eine Viertel- oder halbe Stunde darin. In dieſer Zeit muß er den Speichel verſchlucken, und hernach 2 bis 3 Unzen friſches Waſſer darauf trinken.

Oder, man nimmt ein Stück von einer harten Schale, gießt ein wenig Waſſer darauf, und reibet dieſelbe darin ſtark. Hernach gießt man das Waſſer mit dem Geſchabten in kleine Gefäße, wiederhohlt dieſes Verfahren zwey bis drey Mahl, bis man von der Confection und dem Waſſer, welches mit der Schale und Bohne zubereitet worden iſt, einige Unzen hat, und rührt es vorher wohl um, ehe man dem Kranken davon eingibt.

Oder, man zertheilt eine Bohne in verſchiedene kleine Stücke, läſſet ſie in Baumöhl ſieden, und gibt dieſen Liquor dem Kranken zu trinken, oder legt ihn, bey dem Biſſe giftiger Thiere, auf die verletzte Stelle, oder reibet damit die von einem Krampfe gelähmten Glieder, oder gebraucht ihn wider die Krätze.

48 St. des 2 Th. des phyſikal. und oekon. Patrioten, S. 384.
De la fève de St. Ignace, ou fève fébrifuge, ſ. No. XXXV der *Gazette ſalut.* v. J. 1762.

Andern hingegen kommt die große Aehnlichkeit der Ignatius-Bohne mit den Krähenaugen verdächtig vor. Da überhaupt die über die wahre Wirkung dieſes Arzenеymittels angeſtellten Erfahrungen ſehr ungewiß ſind, ſoll man daſſelbe lieber gar nicht gebrauchen. Ob es bey der Viehſeuche wirklich mit Nutzen anzuwenden ſeyn dürfte, iſt auch noch ungewiß.

Nach Anzeige des 153 St. der leipz. Samml. 1758, 8. S. 804, f. thut man, um dieſes Mittel wider die Vieh-Seuche zu gebrauchen, eine Bohne in 1 Maß fließendes Waſſer, läſſet ſie einen ganzen Tag darin liegen, und rührt ſie im Waſſer um, ſo wird ſelbiges bitter. Von dieſem Waſſer wird dem Viehe, bey vermerktem Anſtoß, 2 bis 3 Tage, Morgens und Abends, 1 Löffel voll, hernach einen Tag um den andern nur des Abends, gegeben, damit aber einige Tage continuiret, zuletzt aber um den achten Tag

noch

noch einige Mahl wiederhohlet. Einige Zeit nach dem Gebrauche dieſes Mittels wird das Vieh über den ganzen Leib grindig. Dieſes dauert einige Tage; alsdann fällt der Grind ab, und das Vieh fängt wieder an zu freſſen und munter zu werden.

Nach der Vorſchrift eines Arzeneygelehrten, im 154 St. derſ. S. 907, wird dieſes Mittel entweder in Form eines Pulvers, des Tages 2 bis 3 Mahl, allemahl 6 bis 8 Gerſtenkörner ſchwer, bey demjenigen Viehe, das den Durchfall ſchon hat, in Waſſer oder Milch gegeben, bey verſtopftem Viehe aber dieſe Doſe bis zu 16 oder 20 Gran vermehret. Man kann es auch in flüſſiger Geſtalt, wie ſonderlich alsdann, wenn das Vieh den Durchfall hat, gut iſt, brauchen. Denn wenn die Kerne mit Waſſer; (welches beſſer, als mit Branntwein-Spiritus, für das Vieh iſt,) oder mit Branntwein-Spiritus extrahiret werden, ſo bekommt man eine faſt grasgrüne Tinctur oder Eſſenz, indem man die Kerne zerſchlägt oder grob zerſtößt, in einem Glaſe Waſſer oder Branntwein-Spiritus darauf gießt, z. E. auf einen Kern 4 Loth, und ſolches 3 Tage lang in der Wärme ſtehen läſſet. Von dieſer Eſſenz kann man dem Viehe des Tages drey Mahl 100 Tropfen, nähmlich des Morgens, Mittags und Abends, in Waſſer eingeben. Man kann auch ein Oehl daraus verfertigen, wenn man die zerſtoßenen oder geraſpelten Kerne mit Baum-Oehl kochet, auf einen Kern 2 bis 3 Loth Baumöhl gießt, und einen Tag darauf ſtehen läſſet, alsdann aber nur etwas unter beſtändigem Umrühren kochet. Wenn es kalt geworden, iſt es zum Gebrauch fertig, und das geſchwindeſte Hülfsmittel wider die Beulen und den Ausſchlag des Viehes, wenn ſolche damit geſchmieret werden.

Part of a letter from Dr. HOTTON, to Dr. T. Robinſon, concerning the Faba S. Ignatii, ſt. lat im XXI B. der *Philoſ. Transact.* a. d. J. 1699, No. 257, S. 365, f.

Ignis, ſ. **Feuer.**

Iguan, Iguana, Lacerta Iguana *L.*; **Kamm-Eidechs**; ſ. **Leguan.**

Ihr (*). Ich betrachte dieſes Wort hier als die erſte Endung des vielfachen perſönlichen Fürwortes der zwey-

(*) Bey dem Ottfried ir, im Niederſ. ji und ju, ihr, jik, jou und juk, euch, im Holl. ghy, im Engl. you, your, im Angelſ-

zweyten Perſon, welches in der zweyten Endung euer, in der dritten und vierten euch hat.

Eigentlich redet man mit dieſem Fürworte mehrere Perſonen auſſer ſich an. Habt Ihr es nicht gehöret? Werdet Ihr kommen? Man ſpottet Euer. Nehmt es zu Euch. Allein, ſeitdem die Höflichkeit der Mode ihre Gewalt auch über die Fürwörter erſtrecket hat, ſo redet man mehrere Perſonen, denen man nur einiger Maßen Achtung ſchuldig zu ſeyn glaubt, mit dem vielfachen perſönlichen Fürworte der dritten Perſon an. Werden Sie kommen? Man ſpottet Ihrer. Nehmen Sie es zu ſich. Und braucht das Ihr mit ſeinen Endungen nur da, wo man durch Vertraulichkeit, Unterwerfung, oder Verachtung dazu berechtigt zu ſeyn glaubt, in welchem Falle man denn nicht nur mehrere, ſondern auch eine einzelne Perſon mit Ihr anredet. Der Kaiſer nennt in deutſchen Schreiben noch die Generalſtaaten, die Schweitzer-Cantons, das Reichs-Kammergericht, die Stände von Ungarn, fürſtliche Domkapitel, reichsgräfliche Collegia, die Magiſtrate der Reichsſtädte u. ſ. f. ihr.

Ehedem ſpielte dieſes Fürwort eine glänzendere Rolle. Als man anfing es für ungeſittet zu halten, einzele Perſonen auſſer ſich, denen man mit Achtung zu begegnen ſchuldig war, mit du anzureden, ſo wählte man dafür das vielfache ihr; ein Gebrauch, welcher in die früheſten Zeiten des deutſchen Reiches fällt, und ſich bey unſern meiſten Nachbaren noch bis jetzt erhalten hat. Ungeachtet ſich nun auch dieſer Gebrauch wieder verloren hat, ſo iſt doch noch ein Ueberreſt davon in dem Poſſeſſivo Euer oder abgekürzt Ew. übrig geblieben; ſ. Th. XI, S. 679. Das iſt ein Pferd, das Ihr heißt, ein Kleid das Ihr heißt, ein in den nied-

gelſ. juh, eow, in der zweyten Endung eower, im Dän. i, in Baiern in den groben Mundarten, es, ös, dös, im Lettiſchen jus, welche dem Lat. vos nahe kommen.

niedrigen Sprecharten üblicher Ausdruck, etwas vortreffliches in ſeiner Art zu bezeichnen, welcher noch auf dieſen Gebrauch, vornehme Perſonen mit Ihr anzureden, anſpielet. Von einer anſehnlichen Perſon ſagt man in Niederſachſen, **den muß man ihr heiſſen.** Siehe auch Ihro, und Ihrzen.

Ihro, das Poſſeſſivum ihr, nach der alten oberdeutſchen Form, wo es in allen Endungen, Zahlen und Geſchlechtern unverändert ihro hat, und noch hin und wieder in dem Hof- und Curial-Style gebraucht wird.

1. Als ein Conjunctivum, wo es vor den Abſtractis Majeſtät, Hoheit, Durchlaucht, Excellenz u. ſ. f. geſetzt wird, und eigentlich nur alsdann ſtehen ſollte, wenn es ſich auf eine Perſon weibliches Geſchlechtes bezieht. **Ihro Kaiſerliche Majeſtät,** von einer Kaiſerinn. **Ihro Königliche Hoheit,** von einer Prinzeſſinn. **Ihro Excellenz Herr Bruder. Ihro Gnaden gehorſamer Diener.**

Allein im Oberdeutſchen und vielen nach dem Oberdeutſchen gemodelten hochdeutſchen Kanzelleyen braucht man es auch von männlichen Perſonen, und zwar nicht nur, wenn man von ihnen in der dritten Perſon ſpricht, ſondern auch, wenn man ſie unmittelbar anredet. **Ihro Churfürſtliche Durchlaucht geruhen gnädigſt, ſich vortragen zu laſſen,** für Eure oder Ew. Churfürſtl. Durchl. **Ihro Majeſtät haben befohlen,** für Seine Majeſtät. **Ich habe es von Ihro Hochedlen gehöret. Ich bin bey Ihro Gnaden geweſen.** Ja man braucht es auch daſelbſt ſehr häufig für **Dero, Ihr, Höchſtdero** u. ſ. f. **Höchſtihro Befehl zu gehorſamen. Ich habe Ihro Bibliothek geſehen. Ich verehre Ihro Haus.**

Wenn man nicht gezwungen iſt, ſich den an einem Hofe einmahl eingeführten Formalien zu unterwerfen, ſo bedient man ſich gegen männliche und weibliche

Perſonen, wenn man ſie anredet, lieber des Eure oder Ew.; wenn man aber in der dritten Perſon von männlichen Perſonen ſpricht, des Seine oder Se., und ſchränkt das Ihro oder noch beſſer das Ihre auf weibliche Perſonen ein, von welchen man relative redet, oder auch, wenn man auf dieſe Art von mehrern Perſonen im Plural ſpricht. Ihre Gnaden, die Frau Gräfinn, haben befohlen. Ihre Majeſtäten (der König und ſeine Gemahlinn) ſind ſpatzieren gefahren. Das Ihro lieſſe ſich noch da am erſten entſchuldigen, wenn Ihrer und Ihnen im Genitiv und Dativ ungewohnt klingen ſollten. Ihro Gnaden Bedienter ſagte es. Ich habe es von Ihro Durchlaucht gehöret.

2. Als ein Abſolutum, wo es doch nur in einigen oberdeutſchen Kanzelleyen üblich iſt, alle perſönliche und beziehende Fürwörter, ſo fern ſie Ehrenwörter ſind, auf eine unabänderliche Art auszudrucken. Von Ihro, von Ihnen. Und von Ihro ſelbſt erkannter Maßen. Daß bey ſolchem Ihro (Ihm, Ihr) geſchehenen Einrathen. Was Ihro (Ihnen) in einige Weiſe zugehört. Welche Ihro (Denenſelben) vorgebildet worden. Ew. Durchlaucht anheim zu ſtellen, ob Ihro (Denenſelben) erleuchteſt belieben wolle. Aus ſonderbarem zu Ihro (Ihm) geſetzten Vertrauen. Wo ſo gar die Vorwörter oft ausgelaſſen werden. Durch dieſes allein Ihro (von Ihnen) zu ergreifende Mittel.

Ihrzen, iſt, ſo wie duzen, nur im g. L. üblich. Jemanden ihrzen, ihn mit ihr anreden, ihn ihr nennen. Im mittlern Lat. voſſitare.

Jiar, oder Jar, heißt einer von den jüdiſchen Monathen, welcher in das Ende unſers Aprils, und in den größten Theil unſers Maymonathes fällt. Er iſt im gemeinen Judenjahre der achte, in den Schaltjahren aber der neunte, weil zwiſchen den Monathen Adar und

und Niſan der Monath Veadar eingeſchaltet wird. Er war bey den alten Hebräern der zweyte Monath des heiligen Jahres, und hatte nur 29 Tage.

Jiſchen, Jiſcht; ſ. Gäſchen, und Gäſcht.

Jisgalt. Unter dieſem Nahmen beſchreibt Pontoppidan einen norwegiſchen Fiſch, welcher ſich nur in ſehr tiefen Waſſern aufhält, doch ſelten und zufälliger Weiſe gefangen wird. Er iſt $\frac{3}{4}$ oder 1 Elle lang, gleicht einem kleinen Hayfiſche, hat ein helles Fell, und auf dem Nacken einen in die Höhe ſtehenden Stachel. Der Schwanz iſt ſehr lang, ſchmahl und ſpitzig, und am Ende wie ein dünner Faden. Er iſt, inſonderheit die Leber, ſehr fett, und dieſe gibt ein Oehl, welches alle Wunden heilet, auch das Gewehr, welches man damit beſchmieret, weit beſſer, als anderes Oehl, vor allem Roſt bewahret; iſt alſo in den Rüſt-Kammern wohl zu gebrauchen.

Pontoppidan's norwegiſche Naturhiſtorie, Th. 2, S. 236.

Ikan, heißt eine gewiſſe kleine, länglichrunde Wurzel, von der Geſtalt und Größe eines Olivenſteines; ſie endigt ſich in einen dünnen Faden, welches der Stängel der ausgehenden Pflanze zu ſeyn ſcheint. Von auſſen iſt ſie mit einem dünnen gelbbraunen runzeligen Häutchen überzogen, übrigens aber von hornartiger durchſichtiger Subſtanz. In der Mitte ſchließt ſie eine kleinere Wurzel ein, die mit einem ähnlichen Häutchen bekleidet iſt. Sie ſcheint von einem Zwiebelgewächſe herzurühren, hat keinen Geruch, ſchmeckt aber etwas ſcharf. Sie kommt, in Anſehung der Farbe und anderer Eigenſchaften, ziemlich mit der Curcuma überein, übertrifft aber dieſelbe an gewürzhaftem Geſchmacke weit. Sie wird als ein blutreinigendes, magenſtärkendes, Blähungen und Schweiß treibendes Mittel, auch wider die verhaltene monathliche Reinigung empfohlen. Die Pflanze davon ſoll in der chineſiſchen Provinz Suchuan wachſen.

Ikan-Piſau, der Janus-Fiſch; ſ. oben, S. 87.

Ikeley, ein Strohmfiſchchen; ſ. Ukeley.

Ikonographie, } ſ. oben, S. 303.
Ikonologie,

Ilanken, eine Art großer Forellen, welche daher den Nahmen hat, weil ſie nur bey Ilanz, der Hauptſtadt des grauen Bundes in Graubünden, am Rhein, gefangen wird.

Ilaub, im Niederſ. Iloof, eine Benennung des im XI Th. S. 102, beſchriebenen Epheu. Friſch meint, es ſey ſo viel als Ivenlaub, oder Epheulaub.

Wenn der Ivenbaum oder Eibenbaum, allein der ſo genannte Taxus wäre, welcher auch im Franz If heißt, ſo könnte das Wort Ilaub wohl ſchwerlich davon abſtammen, indem der Taxus gar keine Aehnlichkeit mit dem Epheu hat, als daß beyde beſtändig grün bleiben. Man hat aber dieſen Nahmen, im Deutſchen ſowohl als im Franzöſiſchen, noch mehreren andern Gattungen von Bäumen gegeben, eben wie man die Wörter Kiene, Tanne, Fichte, häufig mit einander verwechſelt hat. Beſonders hat man dieſe Benennung derjenigen Gattung beygeleget, aus deren Holze, wegen ſeiner beſondern Härte, die Alten ihre Bogen und Armbrüſte zu verfertigen pflegten. Man nannte daher die Armbrüſte zuweilen Eiben, und diejenigen, welche damit ſchoſſen, Eibenſchützen. Vielleicht hat das Laub dieſes Baumes, oder ſonſt einer andern Gattung, welche unter dem Nahmen Eiben vorkommt, eine mehrere Aehnlichkeit mit dem Epheu, und dann könnte es wohl ſeyn, daß dieſer daher den Nahmen Ilaub, oder Iloof, bekommen hat.

Stoſch Beyträge ꝛc. Berl. 1778, gr. 8. S. 89.

Ile, ſ. Inſel.

Ilefeld, Ilfeld, ein ehemahliges Prämonſtratenſer Mönch-Kloſter, nunmehr aber churbraunſchweigiſches Stiftsamt in Thüringen, in der Grafſchaft Hohnſtein, 1 Meile von Nordhauſen. Es iſt daſelbſt eine ſehr berühmte Schule, welche ein Stifts-Pädagogium genennet wird, und woran auch die Grafen von Stollberg Antheil haben. Sie iſt wohl eingerichtet,

und mit 6 geſchickten Lehrern verſehen, daher man in den Verzeichniſſen der ilfeldiſchen Pädagogiſten, auſſer den bürgerlichen jungen Perſonen, nicht wenige adeli= gen und gräflichen Standes findet, die hier für ihr Geld ſtudiert haben. Sonſt wird hier, der Abſicht der Stiftung nach, eine Anzahl junger Leute frey un= terhalten und unterrichtet, unter welchen, vermöge ei= nes 1561 errichteten Vergleiches, 4 ſchwarzburgiſche junge Leute ſind, weil das Stift im Fürſtenthume Schwarzburg=ſondershauſiſchen Antheiles beträchtliche Güter, Förſte und Collecten hat. Die übrigen Frey= Stellen werden theils und vornehmlich von dem Chur= Hauſe Braunſchweig=Lüneburg, theils von dem gräf= lichen Hauſe Stollberg beſetzet; es wird auch von des Stiftes Einkünften auf der Univerſität zu Göttingen ein ilfeldiſcher Freytiſch unterhalten, an welchem 24 Stellen ſind, davon das gräfliche Haus Stollberg 8, und die Fürſten von Schwarzburg auch 8 Stellen zu vergeben haben.

Die ilfeldiſchen Förſte ſind anſehnlich, und wer= den in die unter= und ober= oder birkenmohriſchen För= ſte abgetheilet; beyde betragen ungefähr 5235 Aecker, werden durch den Hagenberg, welcher zu den wernige= rodiſchen Förſten gehört, von einander geſchieden, und enthalten auch ein Steinkohlenbergwerk. Es hat auch das Stift im Fürſtenthume Schwarzburg bey Hohen= Ebra gute Förſte, welche an 900 Aecker betragen mögen.

Der Flecken Jlefeld vor dem Kloſter, hat 71 Feuerſtellen. Unweit demſelben liegt der Herzberg, welches der erſte zum Harz gehörige Berg iſt. Seine Perpendikulär=Höhe über Jlefeld beträgt 133 Fuß.

Jlen, **Leberwürmer der Schafe**; ſ. **Egel**.

Jler, ein wie ein Bogen gekrümmtes Meſſer, womit die Kamimnacher ilen, d. h. das Horn inwendig beſchaben oder beſchälen; ſ. Th. XXV, S. 244.

Iler, oder Iller, L. Ilarus, oder Ilargus, ein Fluß in Schwaben, welcher in dem tyroler Gebirge, an der bayeriſchen Gränze auf dem Mittelberge, unweit dem Lechſtrohme, an drey unterſchiedlichen Orten entſpringt, anfänglich unter dem Nahmen Breitbach zwiſchen den Alpengebirgen und durch das Walliſer Thal läuft, ſodann erſt den Nahmen Iler bekommt, noch verſchiedene Flüſſe und Bäche zu ſich nimmt, durch die Stadt Kempten fließt, und ſich bey Ulm in die Donau ergießt. Er wird 4 Meilen von ſeinem Urſprunge unterhalb der Stadt Kempten ſchiffbar, und macht durch ſeinen waſſerreichen Einfluß in die Donau auch dieſen Fluß erſt ſchiffbar. Der Stadt Ulm wird auf demſelben ſehr vieles Holz zugeflößet.

Ilex, die Stecheiche; ſ. Th. X, S. 289.

Ilex aculeata ſ. Stech-Palme.

Ilex aculeata cocci glandifera, oder *coccifera*; ſ. Kermes-Baum.

Ilhas de Juan Fernandez, ſ. Juan Fernandez.

Iliaca paſſio, ſ. Darm-Gicht.

Ilk, Ilke; ſ. Iltiß.

Ill, oder Ell, L. Alſa oder Ilſus, ein Fluß im Elſaß, welcher an den baſeler Gränzen, in dem burgundiſchen Gebirge Jura entſpringt, und ſich unterhalb Straßburg in den Rhein ergießt. Er ernährt allerley vortreffliche Fiſche, auch befinden ſich öfters Schildkröten darin, ingleichem Biber und Fiſchottern, nebſt Schwänen, Reihern, wilden Gänſen und Aenten, Täucherchen und Rohrhähnchen u. d. gl. Von Colmar an bis in den Rhein iſt der Illfluß ſchiffbar, und durchſchneidet der Länge nach das ganze Ober-Elſaß.

Illata, Eingebrachtes; ſ. Th. X, S. 367.

Ille, Dill; ſ. *Anethum*.

Illecebra, ſ. Hauslaub, No. 1.

Illecebrum Paronychia Linn. ſ. Nagel-Kraut.

Iller, ein Fluß; ſ. Iler, oben auf dieſer Seite.

Illi-

Illicium aniſatum Linn. Sternanieß; ſ. Th. II, S. 190.

Illineſen, Illinois, oder Iſſinois, ſind gewiſſe Völker in dem nördlichen Amerika in Neu-Frankreich, welche längſt dem Fluſſe Illinois wohnen. Dieſer Fluß bekommt ſeine Quelle von einer Höhe, und ſtürzet ſich, nach einem Laufe von 150, oder, nach Andern, von 200 franzöſiſchen Meilen, in den Fluß Miſſiſippi. An gewiſſen Orten wird er bis auf eine Viertelmeile breit, und er kann ungefähr 100 Meilen weit, von ſeiner Mündung an bis zu den Dörfern der Illineſen, zu aller Zeit große Barken tragen. Es ſchränkt ſich aber das Land der Illineſen nicht bloß auf dieſen Fluß ein, ſondern es erſtreckt ſich auch längſt dem Miſſiſippi auf beyden Seiten hin, wie denn auch der große Fluß Miſſouri, oder, wie er gemeiniglich genannt wird, Pekitanoui, ingleichem der Fluß Oubache, dieſes Land bewäſſern, welches ungefähr 200 franz. Meilen in die Länge, und 100 in die Breite, hat. Die Eingebornen dieſes Landes ſind ſtark von Leibe, ſchöner Geſtalt und ſchwarzbrauner Farbe, liebkoſend, ſchmeichleriſch, ungemein höflich, geſchickt, lebhaft, hurtig, und zu allen Arten von Leibesübungen gelehrig. Der Krieg und die Jagd machen die ganze Beſchäftigung der Mannsperſonen aus, die übrige Arbeit geht die Weiber und Töchter an. Dieſe bereiten den Acker zu, welchen man beſäen will, beſorgen die Küche, ſammeln das Korn, bauen die Hütten, tragen auf den Reiſen die Sachen auf ihren Schultern, und thun andere Arbeiten mehr. Seit dem J. 1720 haben die Franzoſen daſelbſt an dem Miſſiſippifluſſe, an dem Ausfluſſe des Miſſourifluſſes, eine Colonie angelegt, und unter Anführung des Hrn. v. Boisbriant, zwey Compagnien Fußvölker und eine gute Anzahl Arbeitsleute und Pflanzer dahin geführt, welche hierauf 8 Meilen über dem Dorfe Kaskaſſias, an dem Ufer des Miſſiſippifluſſes, ein Fort gebauet, und ſolches

das

das Fort Chartres genannt haben. Das Land iſt überhaupt ſehr fruchtbar, und bringt faſt ohne alle Arbeit allerley Gewächſe und Früchte, die man in daſſelbe ausſäet oder pflanzet, und verſchiedene derſelben auch von ſelbſt, hervor. Noch ehe die Franzoſen ſich daſelbſt niederlieſſen, haben ſchon die wilden Landes-Eingebornen indianiſches Korn geſäet und geärndet; die Franzoſen, und inſonderheit die mit denſelben dahin gekommenen Jeſuiten aber haben rund um dieſes Fort Chartres ein Stück Land von mehr als 6 franz. Meilen im Umfange mit Reiß, europäiſchem Korn, Erbſen und Schminkbohnen und andern Früchten beſäet, und gefunden, daß ſolche hier ungemein gut fortkommen und reichlich Früchte tragen. Die Bäume, welche in dieſem Lande wachſen, ſind ſehr hoch und ſchön. Einem darunter hat man den Nahmen der Ceder von Libanon gegeben, weil es ein ſehr großer und gerader Baum iſt, welcher ſeine Zweige nur in die Höhe treibt, wo ſie eine Art der Krone machen. Der Kopal iſt ein anderer Baum, aus welchem ein Harz kommt, welches einen ſo angenehmen Geruch von ſich gibt, als der Weihrauch. Die fruchtbaren Bäume ſind daſelbſt in großer Menge. Die Wälder ſind mit allerley Bau- Brenn- und Nutzholze, ingleichem mit Brombeerſtauden ſehr dick bewachſen. Das Feld und die Wieſen ſind mit Ochſen, Kühen, wilden Stieren, Hirſchen, Rehen und anderm Rothwilde angefüllt. Man findet auch daſelbſt Bären, deren Fleiſch, ſo lange ſie noch jung ſind, ein köſtliches Gericht iſt; wie auch ſehr viele Biber. Das Federwildbret iſt daſelbſt in noch größerm Ueberfluſſe. Von Mineralien haben die Jeſuiten Salzwerke entdeckt, welche ein zum Einſalzen des Fleiſches ſehr taugliches Salz liefern. Daß es Bley- und Zinn-Bergwerke in dieſem Lande gebe, iſt gewiß; und es ſollen ſich auch Kupferadern und Silber daſelbſt finden. Jetzt beſteht der meiſte

Han-

Handel, welcher dahin getrieben wird, in allerley Pelz-Waaren, vornehmlich in Biber- und andern Häuten der von den Wilden auf der Jagd getödteten Thiere.

Illing, ſ. Iltiß.

Illmenau, ſ. Ilmenau.

Illumination, ſ. das Folgende.

Illuminiren, aus dem Lat. illuminare. 1. Farben auf eine ſchwarze Zeichnung oder auf einen Kupferſtich tragen, die Theile derſelben durch verſchiedene Farben kenntlicher zu machen. Daher die Illuminirkunſt, Fr. Enluminure, worunter man figürlich auch eine ſatyriſche Erklärung verſteht. Er verſteht ſich gut auf das Illuminiren, Fr. il entend bien l'enluminure, er weiß wohl damit umzugehen. Es kann aber auch bedeuten: er weiß über alles zu ſpotten; er kann allen Sachen eine ſatyriſche Wendung oder Auslegung geben; vulgo, er weiß Jedem einen Klecks oder ein Kleckschen anzuhängen.

2. Erleuchten, doch nur ſo fern ſolches mit mehrern Lichtern oder Lampen geſchieht. Die Fenſter eines Hauſes, einen Garten illuminiren. Daher die Illumination, eine ſolche feyerliche Erleuchtung.

Das Illuminiren in der erſten eigentlichen Bedeutung dieſes Wortes, iſt eine gewiſſe Art, Zeichnungen oder Bilder mit Farben zu erhöhen, damit ihre Theile ſich beſſer ausnehmen. Alſo werden Krieges- und Bau-Riſſe illuminirt, damit man eigentlich kenne, was daran von Erde, Mauer oder Holz ꝛc. ſey. Dieſes nennt man eigentlich tuſchen, Fr. laver. Andere Zeichnungen, Bilder, Fächer, Feuerſchirme, Kupfer-Stiche und Landkarten werden mit Farben bemahlt, damit ſie ein beſſeres Anſehen haben; dieſes heißt eigentlich illuminiren, Fr. enluminer.

Zum Illuminiren bedient man ſich gemeiniglich der Waſſer- oder Saft-Farben. Die Zeichnungen, wel-

che

che man mit Farben ausfüllet, werden entweder mit Bley- oder mit Roth-Stiften verfertiget. Gemeiniglich bedient man ſich der grauen Stifte, welche unter dem Nahmen der Bleyſtifte oder Bleyfedern bekannt ſind. Wie dieſelben verfertiget werden, habe ich im V Th. S. 706, ſqq. beſchrieben. Es findet ſich unter denſelben ein ſehr merklicher Unterſchied. Oefters ſind ſie ſchwer, und mit keiner Flüchtigkeit zu führen. Zuweilen ſind ſie körnicht, und man iſt genöthigt an ſolchen Orten ſtärker aufzudrücken; dadurch wird die Linie, welche man machen will, ſtärker und ungleich, oder es es bricht die Spitze, weil die feinen und zarten Theilchen ſich mit den gröbern nicht genau genug verbunden haben. Oefters fehlt ihnen die ſchöne dunkelgraue Farbe, und ſie ſind ſo hellgrau, daß man die Linien, welche man zart und ſauber machen will, kaum erkennen kann. Ihr gemeinſter Fehler iſt dieſer, daß ſie zu weich ſind; dadurch wird man völlig gehindert, einen zarten oder vollkommenen Strich, welcher zugleich ſich durchaus ähnlich wäre, zu machen. Am beſten ſind noch die engliſchen Bleyſtifte. Unter dieſen ſucht man einen ſolchen aus, welcher leicht iſt, damit man ihn flüchtig führen könne, und welcher zugleich mittelmäßig hart iſt. Das letztere prüfet man am beſten, wenn man ihn mit der Zunge anfeuchtet. Zieht derſelbe die Näſſe ſehr geſchwinde an ſich, ſo iſt er zu weich; nimmt er hingegen die Feuchtigkeit langſam oder gar nicht an ſich, ſo iſt er zu hart. Es muß derſelbe aber auch rein ſeyn; dieſes erkennt man an den abgeſchnittenen Spitzen, und bemerkt es durch das Anfühlen beyder Finger; dem ungeachtet aber können in dem im Holze verborgenen Theile, noch einige Gegenden, welche nicht rein ſind, vorkommen. Endlich muß man auch einen ſolchen wählen, der eine ſchöne glänzende Silberfarbe hat, und der ſich in den feinſten Linien und Strichen doch deutlich zeigt, damit man nicht ge-

genöthigt ſey, den Strich zu überfahren, und dadurch das Zarte und Feine wieder zu verlieren. Zu dem Gebrauche ſelbſt ſpitzet man den Bleyſtift ſowohl läng=lich, als rund. Währendem Gebrauche dreht man ihn immer unvermerkt herum, damit er ſich nach und nach gleichſam ſelbſt zuſpitze, und man, ſo oft es nöthig iſt, einen feinen Strich damit verfertigen könne. Kommen bey der Zeichnung Linien oder Striche vor, welche man ſtärker und dunkler ausdrucken will, ſo feuchtet man die äuſſerſte Spitze nur ein wenig auf der Zunge an. Man muß ſich zugleich gewöhnen, den Bleyſtift, ſo wie den Pinſel, lang hervor ragend in der Hand zu führen, damit man die Flüchtigkeit der Fauſt nicht verliere, welches gar leicht geſchieht, wenn man ihn zu kurz anfaßt. Auch muß man ſich gewoh=nen, denſelben mit einer ſtäten, oder feſten und unbe=weglichen Fauſt zu halten, damit man keine Linie oder keinen Strich mache, welcher der Genauigkeit nach=theilig iſt, welches ſich gar bald zutragen kann, wenn man ihn nur obenhin in die Hand nimmt. Da man aber, wenn man es auch noch ſo weit in der Kunſt zu zeichnen gebracht hat, doch noch bisweilen eine Linie oder einen Strich macht, welcher entweder wirklich falſch iſt, oder den man gern ändern möchte, ſo muß man auch dergleichen Linien oder Striche wieder weg=zuwiſchen wiſſen. Am beſten bedient man ſich hierzu eines Stückchens vom elaſtiſchen oder Feder=Harz, (ſ. Th. XXII, S. 72, fgg.) oder, in deſſen Erman=gelung, der Krume einer friſch gebackenen Semmel. Man fährt damit geſchwinde über den wegzuwiſchen=den Strich hin und her, doch ohne ſonderlich ſtark auf=zudrücken. Noch ein Vortheil iſt bey der Zeichnung, welche bloß mit dem Bleyſtifte geſchieht, zu bemerken, damit man die Schärfe der Spitze länger erhalte. Man nimmt das Abgeſchabte von dem Bleyſtifte, wel=ches, wenn man denſelben zuſpitzt, abgeht, und thut

es auf ein Stückchen Papier. Alsdann rollet man ein ſteifes, doch feines Papier dicht zuſammen in der Dicke eines völligen Steckſtockes, und ſchneidet es an beyden Enden eben. Iſt es nun nöthig, denjenigen Ort, wo kein Licht hinfällt, mit Schatten zu bezeichnen, ſo nimmt man das gerollte Papier, feuchtet es, wo es eben geſchnitten iſt, mit der Zunge an, und tüpfet damit in das Schabſel des Bleyſtiftes. Hiermit überfährt man den Ort, und macht den Schatten ſo dunkel als es erforderlich iſt.

Bey den Rothſtiften oder Röthelſteinen, kommt eben ſo viel, wie bey den Bleyſtiften, auf ihre Güte an. Bald findet man einen Röthel, welcher gefleckt iſt, und nicht einerley Farbe hat; bald einen, der faſt grau iſt; bald wieder einen, der zu fett iſt; bald aber auch einen, der zu trocken, und wiederum einen andern, der gar zu hart iſt. Alle dieſe ſind zu unſerer Arbeit unbrauchbar. Bisweilen trifft man einen an, welcher zwar von einerley Farbe, aber ſehr mürbe iſt, und an der Reinigkeit viel hindert. Man muß daher einen Röthel wählen, welcher von allen dieſen nachtheiligen Fehlern frey iſt, dergleichen man unter den aus England kommenden antrifft. Der beſte, den man ausſuchen kann, iſt derjenige, welcher nicht nur etwas ſchwer, ſondern auch feſt iſt; denn dieſe laſſen ſich leicht ſpitzen. Sind ſie im Anfühlen fein glatt und ſanft, und haben dabey eine ſchöne dunkelrothe Farbe, ſo ſind ſie am tauglichſten. Uebrigens iſt bey ihrem Gebrauche eben das, was bey dem Bleyſtifte angemerkt worden, zu beobachten. Man ſchneidet ihn nähmlich ebenfalls rund, und mit einer etwas länglichen Spitze. Man dreht ihn, ſo wie jenen, währendem Gebrauche, herum, damit die Spitze immer ſich ſelbſt ſchärfe. Man feuchtet ihn auf eben ſolche Art an, nimmt ſich aber noch etwas mehr in Acht, denſelben etwann zu ſehr anzufeuchten, weil dieſen die Feuchtigkeit

igkeit noch eher auflöſet. Man führt ihn gleichfalls in der Hand etwas hervor ragend, und gewöhnet ſich, die Hand ſo genau zu führen, daß ſie weder auf die eine, noch andere Seite wanke. Um eine Linie, welche mißrathen iſt, wegzuwiſchen, bedient man ſich ebenfalls der obgedachten Semmelkrume, und zwar auf gleiche Art. Zum Schattieren bedient man ſich des abgeſchabten Röthels, und des dazu gerollten Papieres, auf eben die Weiſe, wie ich bey dem Bleyſtifte gezeigt habe.

Auſſer den Bley= und Roth=Stiften, hat man auch die ſo genannten Kreiden=Weiß=Stifte, von welchen eben daſſelbe zu bemerken iſt; ſie werden aber nur zum Zeichnen auf buntes oder gar dunkles Papier gebraucht. Eben das gilt auch von den ſchwarzen Kreiden oder Weiß=Stiften; dieſe laſſen ſich faſt eben ſo wie Bleyſtifte behandeln; allein, weil ſie im Brennen ſehr oft umſchlagen, und bald zu wenig, bald aber auch zu viel gebrannt ſind, ſo werden ſie durch beyde Fehler zu unſerer Arbeit untauglich. Sind ſie zu wenig gebrannt, ſo bleiben ſie holzartig, und leiſten wenig Dienſte; ſind ſie zu viel gebrannt, ſo ſind ſie überaus mürbe. Es iſt ſchwer, ihn gehörig zu ſpitzen; und wenn man ihn ja zugeſpitzt hat, ſo nutzt ſich ſolches gar zu bald wieder ab. Will man aber doch eine ſchwarze Zeichnung machen, welche man nicht illuminiren will, ſo löſe man eine feine Tuſche in Waſſer auf, und bediene ſich einer Rabenfeder, oder ſtatt dieſer noch beſſer einer Reißfeder. Will man hingegen eine Zeichnung zum Illuminiren entwerfen, ſo iſt Roth= oder Bley=Stift das dienlichſte.

Das erſte und vornehmſte Werkzeug, deſſen man ſich bey dem Illuminiren bedient, iſt wohl der Pinſel. Man nimmt hierzu die kleinen Pinſel, welche von Dachs= oder Eichhorn=Haaren gemacht ſind, und deren größere in Schwanen=, kleinere aber in Lerchen=Federn geſtecket werden. Wenn dieſe Pinſel gut ſeyn ſollen, müſſen ſich dieſelben an der Spitze nicht ausbreiten, ſondern, wenn man ſie naß macht, oder beym Einkauf durch die angefeuchteten Lippen zieht, beſtändig

ſpitzig bleiben. Ehe man die Pinſel gebraucht, ſteckt man ſie zuvor in reines Waſſer. Sie ziehen ſich voll, und laſſen alsdann die Farben beſſer fließen. Nach jedesmahligem Gebrauche muß man die Pinſel in reinem Waſſer auswaſchen, damit man nichts von der einen Farbe zu der andern zum Schaden bringe. Der Vorrath von Pinſeln, welcher nicht geringe ſeyn darf, kann viele dergleichen Fehler verhüten. Wenn man nun den Pinſel führen will, ſteckt man denſelben an einen darein wohl paſſenden Stift. Ein ſolcher Stift muß aber nicht zu kurz ſeyn, weil er ſonſt in der Hand nicht gut liegt, und er verurſachet, daß man die Haare bis zum Federkiel aufſtößt; der Anſtrich wird daher immer ungleich und matt ausſehen. Eben dieſes iſt es, was man eine ſchwere Fauſt nennt. Bedient man ſich hingegen langer Stifte, welche ſich gut in die Hand legen, ſo wird man ſich auch leicht gewöhnen, den Pinſel nicht wohl bis zur Hälfte auszuſtoßen. Der Anſtrich wird dadurch gewiß gleich und lebhaſt werden, und man wird bald eine flüchtige Hand erlangen.

Es gibt noch einige Arten Pinſel, welche von Schwein-Borſten oder Fiſchotterhaaren gemacht ſind; beyde aber ſind hierzu wenig oder gar nicht zu gebrauchen, denn ſie ſind gemeiniglich platt.

Die Palette, oder das dünne und ovale Bretchen, worauf man die Mittelfarben, durch die Vermiſchung verſchiedener Hauptfarben hervor zu bringen pflegt, kann man hier bey den Waſſerfarben nicht wohl gebrauchen. Wollte man es, wie gemeiniglich geſchieht, mit Oehl tränken, bis es nichts mehr annähme, ſo müßte man doch befürchten, daß ſich die Farben hinein ziehen, und die Miſchungen verderben. Das beſte, deſſen man ſich bedienen kann, iſt ein Täfelchen von Elfenbein, oder auch nur eine Glastafel.

Der ſo genannte Reibeſtein, auf welchem man mit einem Läufer von eben derſelben Steinart die Farben

ben quetſcht oder abreibet, muß, wenn er nicht von Marmor iſt, doch wenigſtens von einer harten Stein-Art gemacht ſeyn, und man muß ſolchen ſo rein, als möglich, halten. Es geſchieht öfters, daß man Farben auf demſelben abreibet, welche den Stein ſo ſtark tingiren, daß es ſchwer hält, die Farben mit warmen Waſſer wieder herab zu wiſchen. Hat man nun ſolche ſtark tingirende Farben auf dem Reibeſteine abgerieben, welche ſich nicht durch bloßes warmes Waſſer herunter bringen laſſen, ſo darf man nur ein wenig fein geklopften Sand, von dem Sandſteine, nehmen, und ihn auf dem Reibeſteine abreiben, ſo bekommt man den Reibeſtein wieder rein. Den Läufer, womit die Farben gequetſchet werden, muß man eben ſo rein, wie den Reibeſtein, halten. An ſtatt eines gewöhnlichen Reibeſteines und Läufers, kann man ſich, zum Abreiben der Farben, auch einer reinen dicken Glas-Tafel bedienen, und ſich einen Läufer dazu von dem Fuße eines zerbrochenen Stängelglaſes machen.

Auf das Abreiben der Farben kommt beynahe das meiſte an; denn man kann dabey den Farben das Leben nehmen, man kann es aber auch erhalten, ja, man kann öfters bey dieſer Arbeit den Farben ein Leben geben. Es muß alſo dieſe Arbeit mit vieler Behutſamkeit und Reinlichkeit verrichtet werden. Man nimmt etwann einer Haſelnuß groß von einer Farbe, und reibet dieſe anfänglich trocken und gröblich ab. Alsdann nimmt man zu dieſer gröblich geriebenen Farbe ſo viel Waſſer, bis es einem Teige ähnlich wird. Es muß aber nicht jede Farbe mit Waſſer abgerieben werden. Bey einigen bedient man ſich anderer Flüſſigkeiten. Zu dem Waſſer nimmt man reines, helles und weiches Fluß-, noch beſſer aber Regen-Waſſer; denn das Brunnen- oder Quell-Waſſer iſt gemeiniglich hart, und führt andere Theilchen mit ſich, welche die Farben leicht verderben können. Die zu einem

Teig angemachte Farbe reibt man ſo lange, bis ſie zum Anſtrich fein genug iſt. Unter dem Abreiben ſelbſt ſchiebt man die Farbe öfters mit einem hölzernen Spatel gegen die Mitte des Steines, damit der Läufer über alle Theile gehörig wegfahre, und die Farbe hinlänglich zerquetſche. Es muß aber, wie geſagt, ein hölzerner Spatel ſeyn; jeder andere, er ſey von Eiſen oder Stahl, ſchwärzet die Farben. Bey dem Abreiben muß man den Arm nicht ſchonen, ſondern mit dem Läufer ſo geſchwinde, als möglich, auf dem Reibe-Steine herum fahren; denn das geſchwinde Abreiben erhält nicht nur, ſondern erhöhet auch bey den meiſten Farben das Leben. Um zu wiſſen, ob die Farbe bis zum Anſtrich fein genug iſt, nehme man einen Pinſel, tüpfe in die Farbe, welche noch auf dem Reibeſteine ſteht, und überfahre mit dieſem eingetüpften Pinſel den Nagel eines Fingers, ſo wird man gleich ſehen, ob ſie fein genug, oder ob ſie noch körnicht oder grieſicht iſt. Iſt es das letztere, ſo muß man ſo lange fortfahren zu reiben, bis man, bey wiederhohlter Probe, ſieht, daß ſie zum Anſtrich fein genug ſey. Wird im Abreiben die Farbe auf dem Steine ein wenig zu trocken, ſo feuchtet man ſelbige wieder mit Fluß= oder Regen=Waſſer an, doch ſo, daß ſie nicht zu dünn werde, und man ſich dadurch die Zeit, ſie fein zu reiben, verlängere. Iſt endlich die Farbe, bis zum Anſtrich, fein genug abgerieben, ſo hebt man dieſelbe mit einem hölzernen Spatel von dem Reibeſteine ab, legt ſie auf einen reinen Bogen Papier, und läſſet ſie an einem Orte, wo es nicht ſtaubt, trocken werden. Sind die Farben auf dem Papiere abgetrocknet, ſo macht man ſie gemeiniglich in den Muſcheln mit Gummiwaſſer an, und hebt ſie zum Gebrauch auf.

Das Gummiwaſſer, womit man die Farben anmacht, verurſachet, daß die aufgetragenen Farben nicht abſpringen, und es gibt zugleich den Farben einen

Glanz. Einige nehmen Ochſen-, oder Fiſch-, beſonders Aal-Galle, um den Farben einen Glanz zu geben; allein, dadurch verdirbt man die Farben öfters mehr, als daß ſie dieſelben glänzend machten. Will man aber ein taugliches Gummiwaſſer, welches die Farben nicht abſpringen läſſet, und ihnen zugleich einen Glanz ertheilt, anſtellen, ſo nehme man ein Gläschen mit einem engen Halſe, um es gut zubinden zu können, thue darein 3 Theile des beſten arabiſchen Gummi, und 2 Theile reinen weißen Zuckercand, gieße hierüber ſo viel helles weiches Fluß- oder Regen-Waſſer, als man zur Auflöſung dieſer beyden Sachen für hinlänglich erachtet, ſetze alsdann das Glas, nachdem es vorher wohl zugebunden worden, im Sommer an die Sonne, und im Winter auf einen warmen Ofen, und rüttele es, damit es ſich deſto beſſer auflöſe, zuweilen um. Wenn ſich beydes hinlänglich aufgelöſet hat, und man auf dem Boden des Glaſes Unreinigkeiten wahrnimmt, ſo filtrire man es durch ein reines Läppchen in ein anderes reines Glas, und hebe es zum Gebrauch auf. So bald man den erſten Pinſel voll davon verbraucht, wird man ſehen, ob es zu dick und zu zähe, wo die Farben ungern fließen, oder ob es gehörig dünn iſt, wo die Farben dem Pinſel unvermerkt entwiſchen. Iſt es zu dick und klebrig, ſo gießt man noch ein wenig Waſſer hinzu; iſt es aber zu dünn, ſo muß man durch ein neues etwas dicker angeſtelltes Waſſer dem erſten zu Hülfe kommen, oder auch einige Tage Geduld haben, wo ſich das Waſſer von ſelbſt verdicket. Man muß auch niemahls mit einem gefärbten Pinſel darein fahren, weil nicht nur das Waſſer, ſondern auch die Farben, welche damit angemacht werden ſollen, davon verderben. Nach jedesmahligem Gebrauche muß das Glas, um es vor Staub zu verwahren, wohl zugebunden werden. Denn je rei-

reiner man das Waſſer hält, deſto lebhafter ſtehen die Farben, welche man mit dieſem Waſſer anmacht.

Die Gefäße, worin man die Farben anmacht, ſind gemeiniglich Schalen von Muſcheln oder Auſtern. Beyde ſind allemahl die beſten, und den von Holz oder Horn gemachten Schüſſelchen, deren ſich Einige hierzu bedienen, weit vorzuziehen. Die von Knochen, oder Elfenbein, ſind zwar noch beſſer, aber auch den meiſten zu koſtbar. Bedient man ſich der Muſchel- oder Auſter-Schalen, welche man am leichteſten bekommen kann, ſo muß man ſich nur in Acht nehmen, daß man mit denſelben die Farben nicht verunreinige. Um dieſes zu verhüten, legt man ſie nur einige Tage in lauliches Waſſer, und wäſcht ſie alsdann wohl aus, da man denn gewahr werden wird, daß der Schleim und die gelbe Farbe, welche ihnen natürlich zu ſeyn ſcheint, aus ihnen ausgezogen und verſchwunden ſind. Hat man ſie auf ſolche Art rein ausgewaſchen und abgetrocknet, ſo kann man ſie zu dieſem Behuf anwenden. Doch iſt dieſe Art, die Farben in Muſcheln zu legen, nicht die beſte. Bringt man die Farben zu dick in die Muſcheln, ſo ſpringen ſie, und verlieren ihren Schein; man muß ſie vielmehr ſparen, und die auf dem Papiere abgetrockneten Farben vor allem Staube und vor feuchter Luft verwahren. Zum Gebrauch aber mache man ſie gleich auf der Glastafel, worauf man die Farben miſchet, mit Gummiwaſſer an, und laſſe ſie nicht viel dicker, als eines Bogens Papier, darauf ſtehen. Bey fernerem Gebrauche wird man finden, daß ſie ſich leicht und rein wieder vom Glaſe abheben laſſen, und zu der beſtimmten Arbeit ſcheinbar bleiben.

Was die **Farben, oder Materialien der Farben,** ſelbſt betrifft, ſo iſt hier nebſt ihren Nahmen beſonders anzumerken, womit ſie abgerieben, womit ſie angemacht, womit ſie verſchattiert, und womit ſie ver-

miſcht

miſcht werden. Es werden dieſelben in Hauptfarben, und in Mittel- oder Neben-Farben, eingetheilet. Der Haupt-Farben zählen wir ſieben, nähmlich: Weiß, Gelb, Roth, Grün, Blau, Braun und Schwarz. Aus dieſen ſieben Hauptfarben entſtehen durch die Miſchung alle übrige nur mögliche Mittel-Farben. Verſchiedene dieſer Hauptfarben ſind entweder Saftfarben, oder Erdfarben, oder durch die Chemie zubereitete Farben. Die Saftfarben werden in der Mahlerey gebraucht, wenn man eine durchſichtige, ſchillernde oder Sammet-Farbe ausdrucken will. Wie dabey zu verfahren ſey, werde ich weiter unten zeigen. Wir wollen jede dieſer Hauptfarben nach einander durchgehen, und, da es nicht nöthig iſt, ſie alle in dem Farbenkäſtchen zu haben, von jeder die beſten bemerken.

1. **Weiß.** Zu dieſer Farbe nimmt man Kreide, Bleyweiß, ſpaniſch Weiß, Schieferweiß, und kremſer Weiß. Unter dieſen ſind die beyden letztern die beſten. Alle aber werden in Waſſer abgerieben, und mit Gummiwaſſer angemacht. Will man ſie recht ſchön haben, ſo reibt man ſie vier Mahl mit reinem Regenwaſſer, und ſo hurtig als möglich ab.

2. **Gelb.** Hierzu braucht man gelben Ocher, gelben Lack, Schüttgelb und Bleygelb. Dieſe reibt man mit Waſſer ab, und macht ſie mit Gummiwaſſer an. Oder man nimmt dazu Gummigutt, welches man bloß in Waſſer einweicht, oder Operment, welches mit Branntwein abgerieben werden muß. Neapolitaner Gelb, als das ſchönſte, wird mit Urin, welcher lange geſtanden hat, abgerieben, und mit Gummiwaſſer angemacht.

3. **Roth.** Hierzu nimmt man Braunroth, florentiner Lack, Kugel-Lack, rothen Ocher, oder Carmin, welche alle mit Waſſer abgerieben und mit Gummiwaſſer angemacht werden. Zinnober hingegen, als die ſchönſte Farbe, wird mit Branntwein, oder beſſer

mit Urin abgerieben, und mit Gummiwaſſer angemacht.

4. Grün. Berggrün und grüne Erde reibt man mit Waſſer ab, und macht es mit Gummiwaſſer an. Saftgrün wird nur in Waſſer eingeweicht. Grünſpan aber reibt man, wenn er ſtehen bleiben ſoll, mit Weineſſig nebſt ein wenig Weinſtein ab, und macht ihn gleichfalls mit Gummiwaſſer an.

5. Blau. Bergblau, Ultramarin, und berliner Blau, als das ſchönſte, werden mit Waſſer abgerieben, und mit Gummiwaſſer angemacht. Von dem berliner Blau muß man aber nicht mehr abreiben, als man zu verbrauchen gedenkt; denn wenn es lange ſtehen ſoll, ſo wird es ſchmierig. Den Indig, wenn man denſelben ſchön haben will, reibt man mit Urin ab, und macht ihn mit Gummiwaſſer an.

6. Braun. Zu dieſer Farbe bedient man ſich der cölniſchen Erde, des braunen Ochers, und der Umbra. Nicht nur den braunen Ocher, ſondern alle Arten des Ochers läſſet man auf Kohlen ausglühen, wodurch ſie etwas dunkler, aber auch zugleich durchſcheinender werden. Wenn man mit der Umbra auf gleiche Art verfährt, kommt ſie alsdann der Kaſtanien-Farbe ſehr nahe.

7. Schwarz. Hierzu nimmt man Beinſchwarz, Rebenſchwarz, Kupferſtecherſchwarz, oder Kohlen-Schwarz, welche mit Waſſer abgerieben und mit Gummiwaſſer angemacht werden. Das aus Steinkohlen verfertigte Kohlenſchwarz iſt das ſchönſte. Kienruß nimmt man nicht gern, weil er zu ſehr um ſich frißt; will man ihn aber doch gebrauchen, ſo nehme man, bey dem Abreiben mit Waſſer, nur ein Par Tropfen Branntwein. Am beſten aber bedient man ſich einer feinen und guten Tuſche.

Mittelfarben entſtehen allemahl aus zwey oder mehrern, mit einander verbundenen Farben, und ſind, nach

nach dem man eine Farbe erhöhen oder dunkler machen will, ſehr unterſchieden. Eine jede Farbe läſſet ſich durch Beymiſchung einer lebhaftern, welches insgemein die weiße iſt, erhöhen. So kann man z. B. vom Dunkelblau bis zum Hellblau fortgehen. Dieſe Schattierung vom Dunkeln bis zum Hellen dient da,u, daß man in der Mahlerey Licht und Schatten ausdrucken könne.

Wie man eine Mittelfarbe durch die Miſchung der Hauptfarben hervor bringen ſolle, läſſet ſich ſchwer beſtimmen. Wir mögen nun nach vor uns liegenden Vorſchriften mahlen, oder wir mögen unſere eigene Ideen auszudrucken ſuchen, ſo werden wir die geſuchten Mittelfarben alsdenn erſt rein und gut finden, wenn wir die Wirkung der Farbematerialien hinlänglich kennen; dieſes aber erlangen wir bloß durch die oftere Uebung und genaue Beobachtung. Die Haupt-Regel iſt: Je ſchöner die Hauptfarben ſind, je ſchöner entſtehen die geſuchten Mittelfarben. Wollte man z. B. eine Saftfarbe mit einer Erdfarbe verbinden, ſo würde man bald finden, daß die Saftfarbe zu leicht iſt, und ſich nicht wohl damit miſchet, und daher die Mittelfarbe auch ſchlecht wird. Viele Mittelfarben laſſen ſich ſchon durch ihre Benennung leicht finden; z. B. Blaugrün, Schwarzblau, da man ein wenig Blau mit dem Grün, und mit dem Blau ein wenig Schwarz verbinden muß. Andere hingegen ſind ſchwerer hervor zu bringen, weil öfters mehr als zwey Farben dabey unter einander gemiſchet werden. Man wird aber bald erkennen können, welches die Grund-Farbe iſt, und welche diejenigen ſind, worein ſie ſpielen. Ich will einige hier anführen.

Blau. Hier haben wir ſchon vielerley Blau durch die Vermiſchung der Hauptfarben; dieſe konnen wir wieder erhöhen und verdunkeln, nachdem wir viel Weiß oder Schwarz hinzu thun. Das Himmelblau

iſt das helleſte, aber auch das reinſte Blau; man darf alſo, um daſſelbe gut auszudrucken, keine Miſchung, ſondern nur ein reines Blau, wozu das Ultramarin die beſten Dienſte leiſten wird, nehmen.

Braun. Hier können wir ebenfalls durch die Hauptfarben verſchiedene braune Couleuren hervor bringen; dieſe erhöhen und verdunkeln wir, nachdem wir viel Weiß oder Schwarz hinzu ſetzen. Das Kaſtanienbraun läſſet ſich am ſchönſten mit engliſch Roth, braunem Ocher und Elfenbeinſchwarz miſchen; dieſes gibt die dunkle Maronenfarbe, je nachdem man mehr Roth oder Schwarz beymiſcht.

Feuerfarbe, miſchet man aus Roth und Gelb.

Fleiſchfarbe, aus Weiß, Zinnober und neapolitaner Gelb.

Gelb. Hier bekommen wir wiederum durch die Miſchung der Hauptfarben verſchiedenes Gelb. Das Goldgelb miſchet man aus Gelb, Roth und ein wenig Bleyweiß; das Citronengelb, aus Bleyweiß, Schütt-Gelb und Operment; das Dottergelb, aus Bley-Weiß, viel neapolitaner Gelb und ein wenig Zinnober.

Grau, miſchet man aus Weiß und Schwarz. Dieſes iſt die Grundmiſchung zu allem Grau, es ſey Aſchgrau, Perlengrau, Kuttengrau, Thiergrau, oder auch Waffenfarbe, als Stahl- und Eiſen-Farbe; nur miſcht man, nachdem man es ausdrucken will, bald etwas Blau, bald ein wenig Braun dazu.

Grün, kann man durch die grünen Materialien ſelbſt ſehr oft verändern. Durch Weiß kann man es erhöhen, und mit Blau verdunkeln. Um aber die Natur, welche uns ſo vielerley Grün zeigt, auch nachzuahmen, macht man ein Grün aus der Miſchung von Gelb und Blau. Ein anderes Gelb und ein anderes Blau gibt uns auch ein anderes Grün. Dieſes erhö-

het man wieder mit Weiß, und verdunkelt es mit Blau.

Roth, können wir öfters durch ſeine eigene Materialien vermiſchen, und ebenfalls mit Weiß erhöhen, und durch Braun verdunkeln. So macht man Roſenroth aus Carmin und kremſer Weiß, die rothe Sandfarbe hingegen aus Zinnober und Umbra.

Schwarz, iſt die dunkelſte, ſo wie das Weiß die helleſte Farbe. Man kann ſie nicht noch dunkler machen, als wie ſie iſt, wohl aber ein anderes Schwarz, je nachdem es der Gegenſtand erfordert. So druckt man z. B. ſchwarzen Taffet aus, wenn man zu dem Schwarz ein wenig Blau miſchet.

Weiß, iſt die helleſte, ſo wie das Schwarz die dunkelſte Farbe. Durch ſie erhöhen wir alle unſre Farben, und ſind im Stande, das Licht und den Schatten auf unſern Zeichnungen auszudrucken.

Sammetfarbe, iſt eine der ſchwerſten Arbeiten. Am beſten läſſet ſich dieſelbe hervor bringen, wenn man auf den Grund, der den Sammet vorſtellen ſoll, eine andere Farbe von eben der Art aufträgt, welche wenig Conſiſtenz hat, mithin den Grund, worauf ſie getragen iſt, durchſcheinen läſſet. Dieſes nennen die Künſtler glaſiren, ſ. Th. XVIII, S. 771, f. Hier werden uns nun unſere Saftfarben ihren Werth zeigen. Jede Art von Lack wird die Grundfarbe durchſcheinen laſſen, wenn ſie dünn genug, und auf den Grund, welcher völlig trocken iſt, mit der geſchwindeſten Fauſt und mit unmerklichen Strichen aufgetragen wird. Es iſt eine Sache, welche man öfters verſuchen muß.

Man kann auch die Zeichnungen auf Leinwand oder Pergament bringen, und mit Waſſerfarben illuminiren. Man nimmt hierzu jede Leinwand, wenn ſie nur nicht gar zu grob iſt, und ſpannet ſie über einen Rahmen recht ſtramm aus. Iſt die Leinwand

ſehr

ſehr fein, ſo klebet man Papier auf die hintere Seite mit Mehlkleiſter. Wenn das Papier trocken geworden iſt, überzieht man die ausgeſpannte Leinwand mit einem weißen Grunde, deſſen Farbe man mit warmen Handſchuhleim eingerührt hat. Iſt dieſer aufgetragene Grund völlig trocken, ſo reibt man denſelben mit Bimſtein fein ab, und ſucht ihm die Knoten zu benehmen. Alsdann gründet man zum zweyten Mahl, nur mit dem Unterſchiede, daß man die Farbe wieder mit Handſchuhleim, aber etwas dicker, einreibet. Wenn dieſer zweyte Grund trocken geworden iſt, reibet man es noch einmahl mit Bimſtein fein ab. Alsdann iſt es zum Illuminiren fertig.

Will man die Zeichnungen auf Pergament mit Farben ausfüllen, ſo ſpannet man es ebenfalls über einen Rahmen, grundiert, und reibet es eben ſo ab. Man darf aber nur einmahl grundieren, weil ſich da die kleinen hervor ragenden Fäſerchen mit Einem Mahl feſt anſchließen.

Handgriffe bey dem Illuminiren. Gotha, 1776, 8. 3 B.

Die Kupferſtiche, welche illuminiret werden ſollen, pflegt man gern **gelb abzudrucken**; ſiehe im Art. Kupferſtich.

Das Illuminiren **der Bilder und Landkarten** pflegt in Augsburg von Kindern verrichtet, und 100 Stück Landkarten, welche in 3 Tagen gefertiget werden können, mit 18 Gr., und 100 St. kleinere Bilder, wozu 2 Tage nöthig ſind, mit 12 Gr. bezahlet zu werden.

Leipz. Int. Bl. v. J. 1765, S. 357.

Zuweilen illuminiret man auch **mit Oehlfarben**, nachdem der Kupferſtich vorher eine Lage Terpenthin-Spiritus bekommen hat, und wieder getrocknet iſt. Gemeiniglich mahlt man in dieſem Falle auf der linken Seite des Kupferſtiches.

Andere nehmen Stückchen Zeug von der Farbe des Fleiſches und der Gewänder, und kleben ſie auf den Kupferſtich. Wenn nun dieſe Art eingelegter Arbeit verfertigt iſt, läſſet man eben die Kupferplatte, womit der Kupferſtich abgedruckt iſt, nachdem ſie vorher ein wenig angefeuchtet worden, auf dem Zeuge abdrucken. Die Schraffierungen, welche ſich auf dem Atlaß abdrucken, machen die Schatten aus. Zu dieſer Art der Illuminirung wird viele Geduld und Aufmerkſamkeit erfordert.

Eine andere Art zu illuminiren beſteht darin, daß man einen Kupferſtich auf Glas zieht und bemahlt, nachdem man vorher alles Papier davon weggenommen hat. Die Art des Verfahrens werde ich im Art. Kupferſtich beſchreiben.

* * *

Illuminiren, oder **Erleuchten**, Fr. illuminer, in der zweyten Bedeutung dieſes Wortes, heißt: mit vielen Lichtern oder Lampen hell machen. Daher die **Illumination**, oder **Erleuchtung**, eine feyerliche Freudensbezeugung durch angezündete Lichter, wenn entweder eine Anzahl Fackeln und Lampen in einem Garten, an einem Hauſe, auf einem Platze, in einer Straße oder ganzen Stadt, in einer gewiſſen ſymmetriſchen Ordnung aufgeſtellet und angezündet, oder gewiſſe Geſtelle mit feinem geöhlten Papiere, leinenem oder ſeidenem Zeuge überzogen, mit Rahmen, Wapen, oder Sinnbildern und Deviſen bemahlet, und hernach durch dahinter geſtellte Lichter oder Lampen durchſcheinend dargeſtellet werden. Oefters iſt hiermit auch ein Feuerwerk verknüpft. Dieſe Erfindung iſt aus Italien nach Frankreich, und von da nach Deutſchland gekommen, und ſonderlich zu Berlin unter der Regierung des erſten Königes in Preußen, Friedrich's I., hoch getrieben worden.

Bey auſſerordentlichen Freudensbezeugungen Lichter anzuzünden iſt ein ſehr alter Gebrauch, deſſen bey den Griechen ſchon Aeſchylus gedenkt; und Plutarch erzählt vom Cicero, daß, als er aus ſeinem Exilium zurück gekommen, und des Abends ſeinen Einzug in Rom gehalten, alle Straßen mit vielen Lichtern erleuchtet geweſen ſeyn, und daß vor allen Thüren Lampen und Fackeln geſtanden haben.

Gemeiniglich pflegt man bey Illuminationen das Oehl in die Lampen auf gefärbtes Waſſer zu gießen, Zu rothem Waſſer nimmt man Gummi-Lack, kocht ſolches mit Alaun-Waſſer, ſo hell oder dunkel als man will, und filtrirt es. Zu grünem Waſſer nimmt man kryſtalliſierten Grünſpan, welchen man mit Alaunwaſſer kocht. Das gelbe Waſſer kommt vom Saffran und Alaunwaſſer. Das blaue, von gepülvertem cypriſchen Vitrtol, auf welchen man verſüßten Salzſpiritus gießt, welches alsdann mit einander zu einem Brey gerührt, und in Alaunwaſſer aufgelöſet wird. Um das Alaunwaſſer zu machen, nimmt man anf 2 Quart Waſſer $\frac{1}{4}$ Pfund Alaun, und filtrirt es.

Dieſe gefärbte Waſſer kann man auch noch auf eine andere Art gebrauchen. Man füllet nähmlich kleine ſogenannte Medicin- oder Tropfengläſer mit ſolchem Waſſer, ſchneidet in ein mit Wachsleinwand überzogenes Geſtell Löcher in der Größe des Bauches dieſer Gläſer, nähet die angefüllten Gläſer vor die Löcher feſt, ſo daß der Bauch genau die Oeffnung ausfülle, und ſtellt brennende Lichter oder Lampen dahinter.

Es laſſen ſich auch kleine wohlriechende Illuminationen in Zimmern anſtellen. Zu dieſem Behuf erſinnet man ſich allerley Figuren, wie auch im großen Feuerwerke zu geſchehen pflegt. Die Art der Communication ergibt ſich von ſelbſt, indem man nach Beſchaffenheit der Figur ſieht, wo und wie ſie anzubringen nöthig iſt. Man macht ſich kleine Hülſen von grünem Papier, etwas größer und länger als die Tafelſchwärmer gemeiniglich ſind, und füllet ſie, wie dieſe, ver-

vermittelſt eines Trichters, mit einer Compoſition aus 16 Theilen Salpeter, 8 Th. Schwefel, 6 Th. Pulverſtaub, und 1 Th. Violenwurzel und Storax oder Maſtix. Oben darauf thut man mit der Spitze eines Meſſers Pulverſtaub, welcher mit ein wenig Waſſer, gleichſam als ein Teig, angemacht ſeyn muß, und tunket hernach ſolchen Theil in gekörntes Pulver. Dieſe gefüllte Hülſen laſſen ſich nun zu einer Illumination auf der Tafel einer Geſellſchaft anwenden. Geſetzt, man wollte an dem Nahmens- oder Geburtstage einer Freundinn, vor oder nach der Mahlzeit, ihren Nahmen Carolina in hellem Feuer ſehen, ſo laſſe man ſich alle die Buchſtaben, aus welchen dieſer Nahme beſteht, jeden 6 bis 9 Zoll hoch, und 1 Z. dick, bey einem Tiſchler von weichem Holze verfertigen. Man befeſtige ſie nach der Ordnung auf ein Bret, welchem man vier Füße geben kann, um es auf die Tafel ſtellen zu können. Die Hülſen muß man von unten her, bis faſt auf die Hälfte, mit etwas ſteifem Papier dergeſtalt umwickeln, daß der unterſte Theil des Papieres umgebogen, und mit einem ſubtilen Stifte auf die hölzernen Buchſtaben dicht auf einander angenagelt werden kann; wobey zu beobachten iſt, daß das Ende der Hülſe, auf welchem das gekörnte Pulver liegt, nach der Annagelung gegen mich ſtehen muß. Dieſes kann man nach Belieben auf der einen Seite des Buchſtabens, wie auf der andern, bewirken, da man denn das Feuer auf beyden Seiten ſieht. Weil nun der obere Theil jeder aufgenagelten Hülſe ein wenig von der andern abſteht, ſo muß man alle dieſe Theile, nach der Form des Buchſtabens, mit einer Communication beziehen, und ſolche ſubtil darauf pappen, und alsdann mit gefärbtem Papier durch das Anpappen wieder bedecken, ſo, daß man die Communication nicht ſieht, welche, wie wohl zu merken iſt, von Buchſtaben zu Buchſtaben ſo angebracht werden muß,

daß

daß jeder mit dem andern vereinigt iſt, und wenn man z. B. das C oben an ſeiner Spitze anzündet, alles ſogleich auf einen Augenblick in dem ſchönſten und lebhafteſten Feuer ſteht, zu welchem dieſe angegebene Compoſition beſonders eingerichtet iſt. Wollte man aber dieſe Compoſition zu größern Illuminationen gebrauchen, ſo darf man nur ein Par Theile Pulver weniger nehmen, und auch die wohlriechenden Species davon weglaſſen. Dieſe Art Hülſen, welche man ſonſt auch Feuerlanzen nennt, ſind ſehr bequem, alle Figuren, die man ſich erdenken will und mag, in Illumination zu bringen; nur muß man dahin ſorgen, daß alles ſicher und richtig mit einander communicire, weil ſonſt alle angewandte Mühe vergebens ſeyn würde.

Ilme, Ilmbaum, ein im g. L. für Ulme üblicher Ausdruck, beſonders die gemeine breit- und ſchmahlblätterige Ulme zu bezeichnen, von welchen die erſtere auch Rüſter genannt wird, Vlmus campeſtris und Vlmus minor *Linn.* Nach Andern iſt die Ilme eine an Quellen wachſende Ulme. Siehe Ulme.

Ilmenau, oder Elmenau, auch die Aue genannt, ein mittelmäßiger Fluß im Herzogthume Lüneburg, welcher bey Uelzen, Lüneburg und Bardewyk vorbey, und unter Winſen an der Luhe in die Elbe fließt. Er führt allerley gute Fiſcharten mit ſich; inſonderheit aber bedient ſich die Stadt Lüneburg dieſes Fluſſes mit großem Vortheil zur Handlung nach Hamburg.

Ilmenau, oder Illmenau, eine ſachſen-weimariſche kleine Bergſtadt an der Ilm, im hennebergiſchen Gebiethe, nahe am thüringer Walde, welche ehemahls den Grafen v. Keferburg gehörte, von denſelben 1343 an die Grafen von Henneberg für 2000 Mark löthigen Silbers verkaufet, und von dieſen eine Zeitlang an die Grafen von Schwarzburg verſetzt wurde, bis ſie endlich nach vielen Veränderungen wieder an Henneberg gekommen iſt. In den J. 1603 und 1624 erlitt ſie

gro-

großen Brandſchaden, und 1752 brannte ſie, nebſt dem Schloſſe und Zeughauſe, ganz und gar ab, ſo daß nur 6 Häuſer in der Vorſtadt ſtehen blieben. Im J. 1760 verlor ſie abermahl 63 Häuſer durch Brand. Es iſt dieſe Stadt wegen ihrer Kupfer- und Silber-Bergwerke ſchon lange berühmt. Das Erzwaſſer warde daſelbſt durch eine Waſſerkunſt 100 Klafter hoch herauf gebracht; dabey waren 4 Oefen, in deren jedem Tag und Nacht 2 Ctn. Kupfer gar gemacht wurden. Man konnte von daher auch blaue Farbe oder Kobalt haben. Jetzt wird viel Kienruß daſelbſt verfertiget und in das Land verführet. Sonſt hat ſie als eine Bergſtadt die Freyheit zu münzen, und es ſind von der Ausbeute der Silberbergwerke Münzen mit der Gluck-Henne (dergleichen man auch von Baſel hat, ſ. Th. XXIII, S. 18, f.) gepräget worden.

Jls, oder Jlz, ein Fluß in Unter-Bayern. Er fließt aus dem Böhmerwalde und von der böhmiſchen Gränze herunter, aus einem ziemlich großen See; nimmt das Sagwaſſer, die kleine Biberbach und den Achafluß zu ſich, und fällt endlich zwiſchen dem Obernhauſe und der Jlsſtadt, gegen Paſſau über, in die Donau. Es führt dieſer Fluß in ſeinem Grunde Perlen, welche man paſſauer Perlen nennet; ſ. Perle.

Jlſe, ein Fiſch, ſ. Aloſe.

Jltiß (*), [der oder das] L. Putorius, Muſtela Putorius, pedibus fiſſis, corpore flauo-nigricante, ore auriculisque

(*) Der Nahme Jltiß wird in den Mundarten und verwandten Sprachen gar ſehr verändert. In einigen oberdeutſchen Gegenden heißt dieſes Thier, Eltiß, Elbkatze, Elbthier, in andern Jlling, Jltniß, Jltitz, in Preußen Elßke, in Bayern Eiltes, in Niederſachſen Uelk, Jlk, Jlke, Ellenbutt, im Alt Frieſ. Ulke, im Dän. Jlder, in Böhmen und Schleſien Jlſter. Wachter leitet dieſes Wort von dem noch im Schwed. und Engl. üblichen ill, böſe, her, Dän. ilde, entweder wegen des heftigen Geſtankes dieſes Thieres, oder auch wegen des Schadens, welchen es dem Federviehe zufüget. Im Niederſ. iſt Ulk eine allgemeine Benennung des Marders, Wieſels, Jltiſſes

que albis *Linn.* Muſtela foetida Putorius *Klein.* Fr. Putois, Ital. Foetta, Puzolo, Engl. Polecat, Fitchet, Poln. Vydra, Tchorz, Holl. Pontiem, ein vierfüßiges fünfzehiges Raubthier in der Größe einer Katze, mit gelblichen Haaren, welche in das Schwarze fallen, einem weißen Maule und weißen Ohren. Der Jltiß kommt, in Anſehung der Geſtalt und Größe, mit dem Haus- und Feld-Marder ziemlich überein, auſſer daß dieſer in der Fährte ſich anders, als jener, nähmlich mit merklich kleinern runden Tritten, ſpüren läſſet, indem er in jedem Sprunge, dem Augenſcheine nach, zwey Tritte hinter einander, jedoch den einen etwas ſeitwärts, zeigt; auch hat derſelbe keine Klauen, wie der Marder, ſondern vielmehr wie eine Katze; und wie der Marder ſich in die Höhe bäumet, und am Tage ſeinen Aufenthalt ſuchet, ſo bleibt hingegen der Jltiß gern in der Erde, in Fuchsbäuen oder Röhren und Hamſterlöchern, in hohlen Weiden, auch in Gebäuden, u. d. gl. Er iſt etwas kleiner als der Marder, jedoch größer als die Wieſel, lang und dünn. Seine Länge beträgt, ohne den ſechszolligen Schwanz, ungefähr 17 Zoll. Die mit ſcharfen Zähnen bewaffnete Schnautze iſt länglich, wie am Schweine, doch bey der kleinſten Art auch oft wie eine Hundsſchnautze gebildet. Die Naſe iſt ſcharf zugeſpitzt. Die Beine ſind ſo kurz, daß das Thier die kleinſten Oeffnungen hindurch kommen und ſeinen Raub ungehindert verfolgen kann. Die Klauen oder Nägel ſind oben braun, unten aber weiß. Der Umkreis des Maules, die Seiten der Naſe, die Stirn, die Schläfe, der zwiſchen

ſes und ähnlicher Raubthiere, ſo wie im Aeoliſchen der Wolf ὔλκος hieß, und im Sclav. noch jetzt Wlk genannt wird. Jm gim Leben Oberſachſens heißt er auch nur ſchlechthin der Ratz, im Griech. ὕντις, und im Hebr. חֹלֶד. welches von חלד. ſich verbergen, abgeleitet wird, und dem Deutſchen Jltiß im Klange nicht unähnlich iſt.

ſchen dem Ohre und der Ecke des Maules befindliche Theil, der Rand der innern Fläche der Ohren, ſind weiß; der ganze übrige Körper iſt ſchwarz, oder von fahler Farbe. Die Naſe und der Umkreis der Augen, der Untertheil des Halſes, der Vordertheil der Bruſt, die Schultern, die Beine und die Spitze des Schwanzes ſind ſchwarz; der Hintertheil der Bruſt, der Bauch und der Untertheil der Seiten am Leibe, haben eine mehr oder weniger dunkelfahle Farbe; denn dieſelbe iſt auf dem größten Theile des Bauches weißlich. Die obere Fläche des Thieres, von der Stirn an bis nahe an der Spitze des Schwanzes, und der Obertheil der Seiten des Leibes, haben eine ſchwarze mit Fahl vermengte Farbe. Der Iltiß hat, wie der Marder, zweyerley Haare; einige ſind dicker, glänzender und länger, als die andern. An den mit Schwarz und Fahl vermiſchten Stellen ſind nur die längſten Haare ſchwarz; mithin erblickt man dieſe Farbe mehr oder weniger nach Proportion der Vielheit der Haare. Die längſten ſtehen auf dem Rücken und Schwanze, und ſind ungefähr 1½ Zoll lang. Die Barthaare ſind faſt eben ſo lang.

Der Iltiß pflegt ſehr hurtig zu ſeyn, ungemein ſchnell zu laufen, mit großer Geſchwindigkeit an den Wänden hinauf zu klettern, und ſehr weit ſpringen zu können. Wenn er läuft, ſcheint er mit ſeinem Bauche den Boden zu berühren, und weiß jeden Sprung ſich durch eine geſchickte Krümmung des Rückens zu erleichtern. Er hat, wie der Feldmarder und das Eichhörnchen, ein grob lautendes und erzürntes Murmeln an ſich, welches man, wenn er gereizt wird, oft von ihm hört.

Der Geruch dieſes Thieres iſt ſo ſtinkend und ekel, daß man es dadurch von Anfange her unterſchieden, und nach demſelben im Lat. Putorius (von Putor, ein Geſtank), im Fr. Putois, auch Punaiſot, (von Punaiſe,

naiſe, eine Wanze, weil er gleichſam einen Wanzengeruch an ſich hat,) und im Deutſchen auch den Stänker, das Stinkthier, den Stinkratz oder die ſtinkende Ratze, die Stink= oder ſtinkende Wieſel, und in Livland das Teufelskind, genannt hat. Dieſer Geruch kommt mit des Hausmarders ſeinem überein, iſt aber widrig. Den unerträglichſten Geruch pflegt der Iltiß alsdann beſonders auszudunſten und weit um ſich her zu verbreiten, wenn er erhitzt oder zornig gemacht worden iſt. Es kommt derſelbe hauptſächlich aus zwey Gefäßen oder Bläschen, welche dieſe Thiere neben dem After haben, und welche ſtets eine öhlichte Materie durchſeihen und enthalten, deren Geruch bey dem Iltiß, bey der wilden und gemeinen Wieſel, bey dem Dachs ꝛc. höchſt unangenehm, bey der Zibethkatze hingegen, und bey dem Haus= und Feld=Marder eine Art von wohlriechendem Rauchwerk iſt. Um dieſer widrigen Eigenſchaft willen können auch die Iltiſſe den Geruch ihres eigenen Unrathes nicht ertragen; ſie pflegen ſich daher allezeit, um ſich deſſen zu entledigen, weit von ihrem Aufenthalte zu entfernen.

Der Iltiß, welcher in Europa, beſonders von Italien bis nach Polen, zu Hauſe gehört, iſt allem jungen Wilde und allem Geflügel ſehr gefährlich. Er nähert ſich, wie der Marder, den bewohnten Plätzen, ſteigt auf die Dächer, hält ſich auf Heuböden und an Oertern, die wenig beſuchet werden, auf, und geht von da nur bey Nacht nach ſeinem Raube aus. Er ſchleicht ſich in die Höfe bey den Häuſern, ſteigt in die Vogelhäuſer, in die Taubenſchläge, und auf die Hühnerſteigen, wo er, mit viel weniger Geräuſch, als der Marder zu machen pflegt, ungemein viel Schaden anrichtet. Er beißt allem Federviehe den Kopf ab, oder zerdrückt ihn; hernach trägt er eins nach dem andern hinweg, um ſich mit gutem Vorrathe zu verſorgen. Wenn er die erwürgten Opfer ſeiner gewöhnlichen

Raubſucht, wie es ſich bisweilen zuträgt, nicht ganz durch die enge Oeffnung, wodurch er hinein kroch, mit ſich hinweg ſchleppen kann, ſo ſaugt er ihnen das Blut aus, oder frißt ihnen das Gehirn aus, und nimmt die Köpfe mit ſich. Er ſäuft, wie der Marder, den Hühnern ihre Eyer aus, und kann ſolche durch ein kleines Loch mit der Zunge rein auslecken, davon er die Schalen liegen läſſet. Zuweilen verſchleppet er auch die Eyer. Auch nach Honig iſt er ſehr begierig; daher überfällt er im Winter die Bienenſtöcke, und zwingt die Bienen, ſolche zu verlaſſen. In der Stadt leben dieſe Thiere vom Raube, und auf dem Lande von der Jagd. Ihr gewöhnlicher Aufenthalt iſt in den Wäldern, auch unter dichten Brombeerſtauden und Hecken, wo ſie, nicht gar tief unter der Erde, ſich eine ſchmahle Wohnung, etwann 5 Schuh lang, erbauen, die ſich meiſtentheils unter den Wurzeln großer Bäume zu endigen pflegt. Manchmahl wohnen ſie auch in Heuhaufen und Kornſcheuern, in hohlen Baumſtämmen, ſo gar in Kaninchenhöhlen, in Felſenritzen ꝛc. Aus dergleichen Hinterhalte kommen ſie nur des Nachts hervor, um ſich auf den Feldern und in Wäldern zu verbreiten. Hr. Graf v. Mellin ſchreibt, er wiſſe Beyſpiele, daß in einer ihm benachbarten Schäferey, ein Jltiß ein eben geworfenes Lamm erwürget hatte, und glaubt daher, daß ſie eben ſo wohl eben geſetzte Rehkälber bezwingen, wenn ſie dieſe auffinden ſollten. Sie beſitzen die Geſchicklichkeit, Repp-Hühner- wilde Aenten- Lerchen- und Wachtel-Neſter aufzuſuchen und völlig auszuplündern, oder, indem ſie auf die Bäume klettern, die Neſter anderer Vögel auszunehmen. In den Faſanengärten haben ſie oft ſchon großen Schaden angerichtet. Klein erzählt, daß ihm ein Jltiß in Einer Nacht alle Faſanen, deren er eine Menge beſaß, erwürgt habe.

Die Aufſeher der Faſanengärten verſichern, der Iltiß pflege ſich mit der Frettwieſel zu begatten, und es geſchähe gewiſſer Maßen zu ihrem Vortheil, indem ſie dadurch zahme Frettwieſeln oder Kaninchenjäger bekämen, welche nicht ſo begierig auf die Kaninchen, und folglich deſto geſchickter wären, ſie aus ihren Löchern zu vertreiben.

Indeſſen laſſen es die Iltiſſe bey dem Raube des Federviehes nicht bewenden. Sie ſpüren auch Ratzen, Maulwürfe, Hamſter, zahme oder wilde Katzen, und andere kleine Thierchen, aus. Die Kaninchen haben an ihnen die grauſamſten Verfolger, zumahl da es den Iltiſſen ſo leicht wird, in ihren Bau zu kommen. Eine einzige Zucht von Iltiſſen iſt hinreichend, einen ganzen Kaninchengarten zu verheeren. Bloß durch dieſes Mittel könnte man die Menge der Kaninchen, an ſolchen Oertern, wo ſie ſich zu ſtark vermehrt haben, vermindern. Auch Gartenſchnecken und Heuſchrecken ſind, wo ſie nur etwas dieſer Art ertappen können, gelegentlich ihre Beute. Sie liegen auch gern an kleinen Bächen und Wäſſern, ſowohl der Mäuſe und Ratzen wegen, denen ſie daſelbſt aufpaſſen, als auch der Fiſche und Fröſche wegen, welche ſie gern freſſen; denn ſie ſcheuen kein kleines Waſſer. Inſonderheit thun ſie dieſes auch im Winter in Flüſſen und Teichen, wo Löcher im Eiſe ſind.

Daß inſonderheit den jungen Iltiſſen das Waſſer nicht ſchade, beſtätigt die Geſchichte, welche der Freyherr von Gleichen, genannt Rußworm, im 3 Jahrg. der neueſten Mannigfaltigkeiten, Berl. 1780, gr. 8. S. 719, f. erzählt. Man entdeckte von ungefähr in einer ſeiner Scheuern ein ganzes Neſt voll junger, noch nackter Iltiſſe. Um die Alten zu bekommen, wurde einer dieſen jungen Iltiſſe auf die Zunge einer hölzernen Ratzenfalle gebunden, und einer derſelben, der ſein Junges wegtragen wollte, auf dieſe Art gefangen. Die Falle wurde alsdann in eine Kufe voll Waſſer geſteckt, um den Iltiß zu erſäufen. Nun wurde er getödtet aus der Falle genommen; das junge Thierchen aber hatte dieſes Bad glücklich überſtanden, denn es war noch eben ſo

lebhaft und munter, als wenn man es erſt aus dem Neſte genommen hätte.

Wenn die Iltiſſe durch Hunde von einem oder dem andern Orte vertrieben und verſtöret werden, ſo wehren ſie ſich gegen dieſelben ſcharf mit Beiſſen, und ſpritzen ihnen Urin in das Geſicht. Im Frühlinge werden ſie läufig. Die Männchen ſtreiten ſich auf den Dächern um das Weibchen, und machen daſſelbe einander ſtreitig; hernach verlaſſen ſie es, und bringen den Sommer auf dem Lande oder in Wäldern zu. Das Weibchen hingegen bleibt bis zur Heckzeit auf ihrer Scheune, und iſt 9 Wochen trächtig. Hier wirft ſie auf einmahl 3, oder 4, und bisweilen 5, oder nach Hrn. Pennant, 6 Jungen, welche ſie nicht lange ſäuget, alsdann aber gegen die Mitte oder gegen das Ende des Sommers mit ſich weg führt, und ſie bey guter Zeit gewöhnet, Blut und Eyer auszuſaugen.

Die Kälte ſcheuen die Iltiſſe ungemein; daher ſie auch im Winter mehrentheils in die Häuſer flüchten, um die rauheſte Jahrszeit in denſelben zu durchleben. Man findet auch ſelten ihre Fährten oder Spuren auf dem Schnee, weder im Walde, noch in weit von Häuſern entlegenen Feldern. Vielleicht iſt ihnen die große Hitze nicht minder beſchwerlich, weil man ſie gar nicht in Südländern findet.

Der Schade, den der Iltiß thut, iſt allerdings weit beträchtlicher, als der Nutzen, welchen man von ihm haben kann. Indeſſen halten Einige das Fleiſch der Iltiſſe für eßbar, und ſagen, daß es wie ſchwarzes Wildbret ſchmecke. Nach Hrn. Prof. Georgi Berichte wird daſſelbe von den Tſchuwaſchen gegeſſen. Die Hunde mögen ſein Fleiſch nicht freſſen, weil es ihrem feinen Geruche zuwider iſt, zu den Fellen hingegen haben ſie eine ſonderbare Liebe.

Jo. Fr. Henning Anmerkung von der ſonderbaren Liebe der Hunde zu den Eltis-Fellen, ſt. in Büchners Miscellan. phyſ. med. mathem. a. d. J. 1727, Erf. 1731, 4. S. 558.

Das Fell, ob es gleich gut iſt, gilt wenig, weil es ſeinen natürlichen ekeln Geruch nur ſelten ganz verliert. Es läſſet ſich braun zum Zobel färben, und alſo zurichten, daß man es, wie anderes Pelzwerk, zu Palatinen und Kleiderfutter, Mützen und Müſſen, für den gemeinen Mann, gebrauchen kann. Die virginiſchen Iltißfelle ſind die beſten. Die Buräten machen Säcke zur Aufbewahrung ihrer Götzenbilder aus dieſen Fellen. Die Chineſer gebrauchen ſie ebenfalls zum Pelzwerk, und kaufen von den Ruſſen das Stück für 11 bis 15 Kopeken; die Schwänze, das Stück für 2 bis 3 Kop.; und genähte Säcke aus ſolchen Fellen, zu 6 bis 15 Rubel. Die Mongolen verkaufen die leniſchen Iltißfelle, das Stück zu 12 Kopeken. Bey uns koſtet das Stück 16 Groſchen.

Die Haare der Iltißſchwänze werden zu den ſo genannten Haarpinſeln der Mahler gebraucht; ſiehe Pinſel.

Von den Alten wurde das gepülverte Blut als ein ſchweißtreibendes Mittel, das Fett wider Nierenweh, Steinſchmerzen und Gicht, das Fleiſch aber äuſſerlich als ein zertheilendes Mittel gebraucht.

Da die Iltiſſe bey ihrem geringen Nutzen von ſo ausgebreiteter Schädlichkeit ſind, muß uns dieſes, dieſelben als Raubthiere zu vertilgen, antreiben. Sie gehören zur niedern Jagd, und werden entweder geſchoſſen, oder in Fallen, Tellereiſen, Schlagbäumen und Drahtſchleifen gefangen, aus der Erde gegraben, oder mit Garnen gefangen.

Eine Iltiß-Falle, Fig. 1654, wird auf folgende Art von Bretern gemacht. Es werden drey Breter wie ein Kaſten zuſammen geſchlagen, ſo, daß ein Bret zum Boden kommt, und auf jeder Seite eines gerade auf ſteht, wie an 1. zu ſehen iſt. Die Höhe und Breite derſelben kann 1 Fuß ausmachen. Oben an 9 wird ein, 3 Z. breites, Bretchen quer herüber genagelt,

nagelt, welches die Seitenbreter zuſammen hält, und an welchem auch die Deckbreter 2 antreffen, und auf beyden Seiten, ſo lang der Kaſten iſt, reichen müſſen, woran die Vorfallbreter 3 winkelrecht angemacht ſind, damit ſie, wenn ſie herunter fallen, den Kaſten feſt zumachen und ſchließen. Die obern Breter 2 ſind entweder mit Riemen an das Bretchen 9 angenagelt, oder in den Seitenbretern mit Zapfen eingemacht, daß ſie leicht auf und nieder fallen. 4 ſind vier gerade aufſtehende Säulchen, von 2½ Z. breit, 1 Z. ſtark, und 14 Z. hoch, worein oben bey 5 runde Stücke befeſtigt ſind; an dieſen aber ſind niederwärts Stützen. Es wird nähmlich in eine breit geſchnittene Stange ein Loch gebohret, und ſolche an den Stock 5 geſteckt, welche alsdann abgeſchnitten werden, daß ſie nur 12 bis 14 Z. lang bleiben. Dieſe ſind deswegen nöthig, damit, wenn ſich etwas in der Falle gefangen hat, ſolche die Falldecken herunter halten, daß nicht inwendig etwas die Decke aufheben, und entlaufen kann. An jeder Falldecke iſt ein Schnürchen 7 angemacht, und gehen beyde nach der Stellung 8 zuſammen, da ſie denn an einem Stellholze, welches 3 Z. lang iſt, angebunden ſind. Auf der einen Seite iſt bey 8 ein längliches Loch in das Seitenbret geſchnitten, und inwendig iſt eine 3 Z. breite hölzerne Zunge angemacht, welche bey 8 zu dem Loche heraus reicht. Die Stellung geſchieht folgender Maßen. Man zieht an den Schnüren 7 die Falldecken 3 auf, legt die Schnüre auf das Querholz 5, ſetzt das Stellholz über dem Loche 8 an, und hängt die Zunge unten daran, ſo iſt es aufgeſtellt. Die Zuhaltſtützen 6 müſſen allezeit auf der Falldecke 2 liegen. Wo man nur etwann Jltiſſe vermerkt, wirft man allerley kleine Vögel hin. Wenn der Jltiß nur erſt einen gehohlt hat, ſo kommt er fleißig wieder. Alsdann bindet man einen Vogel an einen Nagel inwendig auf die Zunge der Stellung; oder

man bindet ein rohes Ey auf die Zunge, und ſetzt die Falle ſo, daß der Iltiß ſeinen Gang hindurch nehmen muß. Wenn alsdann die Falle aufgezogen und geſtellet iſt, und er den Vogel darin gewahr wird, ſo wird er ſolchen zu ſich nehmen wollen, aber auch dabey ſich einſperren, bis man ihn wieder heraus läſſet.

Dieſe Fallen ſind in den Gebäuden, und um dieſelben, recht gut. Es laſſen ſich darin auch Marder und Wieſeln fangen; zum Wieſelfange aber müſſen ſie etwas kleiner gemacht werden. Wenn auch eine zahme Katze, woran einem Hauswirthe wegen ihrer Nutzbarkeit im Hauſe viel gelegen iſt, und die er nicht gern verliert, hinein käme, ſo bleibt ſie doch am Leben. Eine andere Art von Falle, welche ſich vornehmlich bey eingefriedeten Haſen- und Kaninchen-Gehägen anbringen läſſet, nach des Hrn. Grafen v. Mellin Angabe, iſt Fig. 1655 abgebildet. Im XXII Th. S. 113, f. iſt bey Anlegung eines Haſengartens oder Haſengehäges angerathen worden, in den Mauern oder Breterwänden, womit dieſe Gärten umgeben ſind, in gewiſſer Entfernung von einander, viereckige, 1 F. lange und eben ſo hohe Oeffnungen zu ſchneiden, vor welchen man Fallen ſtellen könnte. Dergleichen Fallen werden folgender Geſtalt gemacht. Man nimmt 14 bis 15 Z. breite Breter, und nagelt aus denſelben einen 3 F. langen Kaſten zuſammen. An dem Ende AB, welches an die Oeffnung der Mauer oder Breter-Wand geſetzt wird, werden nur 2 Leiſten AB angeſchlagen, und von dem oberſten Ende an der Decke des Kaſtens wird etwas abgenommen, damit die Fallthüre E zwiſchen denſelben gut auf und nieder gehen könne. An dieſem Fallbretchen iſt oben ein Hals, woran man daſſelbe zum Aufziehen anfaſſen kann, und an welches auch eine Schnur G geknüpft iſt, woran das 4 Z. lange Stellholz I gebunden wird. An dem andern Ende des Kaſtens, bey CD, iſt ein Gitter von geflochtenem

tenem Eiſendraht, wie ein Netz, damit auf der Seite es zwar hell durchſcheine, aber doch nichts hindurch könne. Unten im Bodenbrete, und gerade quer über in der Mitte des Seitenbretes, wird bey L, 2 Z. hoch und 4 Z. breit ein Loch geſchnitten, worin von einem andern Brete eine Zunge gemacht wird, welche genau in das Loch paſſet, woran aber noch am Ende wieder eine ſchmählere Zunge K geſchnitten iſt, welche 2 Z. lang iſt, auch eben ſo viel aus dem Loche hervor raget, und worüber in dem Brete, bey H, eine Kimme eingeſtämmet iſt. Auf der andern Seite des Kaſtens, wo die Zunge etwas hervor raget, iſt ſie an denſelben angebunden; und über der Oeffnung L ſteht ein gerade aufgerichtetes Säulchen, welches 2 Z. ſtark iſt, und 15 Z. über den Kaſten empor reichet. Oben in dieſer kleinen Säule iſt bey F ein Loch gebohrt, durch welches die Schnur gezogen iſt, womit das Fallbret in die Höhe gehalten wird. Iſt nun der Kaſten alſo gemacht, ſo wird er in den Haſen- oder Kaninchen-Garten gebracht, und von inwendig mit der Seite, wo die Fallthüre iſt, dicht an die Oeffnung in der Mauer oder Wand geſetzt, rund herum ſo verwahret und befeſtiget, daß es nicht zurück oder abgeſtoßen werden kann, und nunmehr folgender Geſtalt aufgeſtellet. Man zieht das Fallbret E vermittelſt der Schnur G auf, ſetzt das daran befindliche Stellholz I in den Kerb H, zieht die Zunge K in die Höhe, und ſetzt das Stellholz auf die Zunge in den an dem Ende derſelben befindlichen Kerb. Man muß aber noch dahin ſehen, daß unter der Zunge von auſſen alles, was dem Niederfallen derſelben hinderlich ſeyn könnte, weggeräumet ſey. Wenn nun, wie es mehrentheils bey ſolchen Verzäunungen geſchieht, die Raubthiere des Nachts daran herum traben, und hinein zu kommen ſuchen, ſo ſehen ſie die Oeffnungen in der Wand, und indem ſie durch dieſelben ſich in den Garten hinein ſchleichen wollen, treten

ſie

ſie auf die Zunge, das Stellholz fliegt ab, die Fall-Thüre fällt hinter ihnen zu, und ſo ſind ſie gefangen. Mit einer ſolchen Falle kann man nicht nur Jltiſſe, ſondern auch wilde Katzen, Marder und Wieſeln fangen; ja, es kriecht auch wohl bisweilen ein Fuchs ein.

Unter den Arten der Witterung, oder der Mittel, wodurch ſolche Raubthiere in die Falle gelocket werden, werden im 32 St. der Hannov. nützl. Samml. v. J. 1757, folgende zwey als die bewährteſten angegeben. 1. Man brate einen Vogel, mit 1 Theil Campher und 2 Th. Katzenkraut in Gänſeſchmalz, und lege ihn in die Falle. Oder 2. man kochet Roſinen und Zwetſchchen mit Campher, legt einige Stücke hin und wieder bis zur Falle, um die Raubthiere dahin zu locken, und das übrige in die Falle; wobey man wohl thut, daß man, bevor man die Falle aufſtellt, vorher die Hände mit gekochtem Waſſer hiervon wäſchet. Im 75 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1766, wird, Eingeweide von geſchlachteten Hühnern in die Falle zu legen, als eine ſichere Witterung für die Jlken gerühmt. „Wie gern die Jlken nach dieſer Witterung „gehen,“ heißt es daſelbſt: erhellet daraus, daß eine „derſelben zwey Nächte nach einander in die Falle ge„gangen, die des Morgens allezeit zugefallen war; „woraus ſie aber beyde Mahl von der Seite, wo der „Steg heraus geht, ſich durchgefreſſen hatte, und „entwiſchet war. So bald man ſolches bemerkte, „wurden vor dem Loche zwey längliche Stäbchen ge„nagelt, daß nur der Steg dadurch eben auf und nie„der gehen konnte. Die vierte Nacht darauf kam ſie „wieder; ſie wurde alſo, ob ſie gleich alle Mühe, ſich „durchzufreſſen, aber vergebens angewandt hatte, ge„fangen.“

Wenn man den Jltiß des Felles wegen haben will, iſt die beſte Zeit, ihn zu fangen, 4 Wochen vor oder nach Weihnachten, weil zur andern Zeit ſein Haar nichts

nichts taugt. Inſonderheit behält, wenn er im Frühlinge zur Brunſtzeit gefangen wird, ſein Balg den Geſtank immerfort.

Man fängt die Iltiſſe auch, wie die Marder, in Tellereiſen, über welchen man ein Haſengeſcheide an einen Buſch hängt, oder indem man, (welches dem Iltiſſe ebenfalls angenehm iſt, und womit man auch Katzen fangen kann,) einen gebratenen und mit Zucker beſtreueten Häring darauf bindet, und, bey ermangelndem Schnee, das Eiſen mit dürrem Laube bedeckt. Sie werden auch in Schlagbäumen, ebenfalls wie die Marder, gefangen.

Ferner werden ſie auch in Drahtſchleifen, Fig. 1656, gefangen. Dieſe ſind nicht koſtbar, und man kann deren viele umher ſtellen. Es werden dieſelben folgender Geſtalt eingerichtet. 1 und 2, ſind krumm gebogene, über Daumens ſtarke Stöcke, worein oben bey 3 kleine Löcher gebohret werden, daß ein Draht leicht darin gehen kann. 4, ſind vier durchgeſchlagene Nägel. 5, iſt die Stellzunge, welche von einem dünnen Bretchen iſt, und woran ein Kerb an der Seite, und eine dergleichen Kimme oder Kerb am Ende auf der Zunge geſchnitten wird. 6, iſt ein 6 bis 7 Z. langes Pfählchen, in welchem oben ein Kerb geſchnitten iſt. 7, ein 3 bis 4 Z. langes Stellholz, welches an ein Schnürchen 9, und oben an den krumm gebogenen Stock 10 angebunden iſt, wie denn auch an dieſen Stock, welcher von der Dicke eines Harkenſtieles iſt, die beyden Drahtſchleifen 8 angemacht ſeyn müſſen, welche durch die Löcher gezogen ſind. Dieſelben werden nun alſo aufgeſtellet. Erſtlich werden die 2 Bogen, 1 und 2, in die Erde feſt eingeſteckt, daß ſie 15 bis 16 Z. über der Erde ſtehen, und auf 18 Z. weit von und gegen einander kommen. Der Stock 10 wird hinter den Bogen eingeſteckt, und gebogen, daß das Schnürchen 9 mit dem Stellholze 7 an der Stellung

hin-

hinunter reicht. Selbiges wird an den Pfahl 6 angeſetzt, und die Zunge 5 hinauf an das Stellholz gebracht; die Drahtſchleifen werden aufgezogen, und accurat den Bogen gleich gerichtet. Zwiſchen den Bogen wird die Gabel 11 geſteckt, woran an einem ausgewachſenen Aeſtchen ein Vogel, oder ſonſt etwas, zu ihrem Fraße angehänget wird. An beyden Seiten wird etwas altes Holz oder Reiſig hingeworfen, damit die Iltiſſe durch die Bügel müſſen; oder man macht vier Bügel und Schleifen, und ſtellt ſie als ein Quadrat, ſo kann nichts vorbey kommen. Will nun ein Iltiß nach dem Vogel hinauf langen, ſo muß derſelbe auf die Zunge kommen; und ſo bald er dieſelbe herunter tritt, ſo bald ſchnellt der Stock 10 mit den Schleifen herauf, zieht den Iltiß oben an und in die eiſernen Nägel 4, und tödtet ihn.

Man kann auch Iltiſſe, Wieſeln, und allerley kleine Raubthiere mit einer Schnellfalle fangen, welche ich im Art. Schnell-Falle beſchreiben werde.

Ferner wird der Iltiß aus den Röhren, die er ſich, wie der Fuchs, in die Erde macht, gegraben. Die Dachshunde ſind ſehr begierig auf den Iltiß, vermuthlich wegen ſeiner ſtarken Witterung; und wenn man im April und May die Ufer der mit alten Weiden, Pappeln oder Elſen, und mit Geröhrich umwachſenen Seen und Teiche mit ihnen abſuchet, ſo wird man oft Gelegenheit haben, eine trächtige Iltiſſinn, oder die ſchon Junge geworfen hat, mit denſelben auszurotten. Sie ſitzen alsdann in den Höhlungen der umgefallenen oder niedergelehneten Bäume tief hinein, oder graben ſich unter den Wurzeln dieſer Bäume ein. Es können auch Saufinder, um Iltiſſe und Marder des Nachts zu fangen, gebraucht werden.

Endlich werden die Iltiſſe auch mit Garnen gefangen. Ein Iltiß-Garn beſteht aus zwey kleinen Netzen, welche von feinem dünnen Bindfaden und

Lein-

Leinchen mit engen Maſchen zuſammen geſtrickt ſind, damit man ſie um den Aufenthalt des Iltiſſes herum ſtellen könne. Hierauf ſpüret man bey einem neu gefallenen Schnee dieſelben aus, ſodann ſtellet man auf, ſtöret in die Behältniſſe, läſſet die Hunde ſtöbern, und fängt dieſelben alſo im Netze. Dieſe Netze ſind mit ihren Leinen und Garne faſt den Haſennetzen ähnlich, und es wird auch dabey eben ſo mit Aufſtellen und Ablaufen verfahren, dahinter die Hunde geſchwinde her ſeyn müſſen, weil ſie ſonſt leicht zu entwiſchen pflegen; doch müſſen, wie gedacht, die Maſchen enger ſeyn, damit das Gefangene darin bleibe.

Von einer neuen Art, Iltiſſe durch Wetzen mit einem Meſſer auf einem Steine zu fangen, wobey ſie ſich von ſelbſt aus ihren Schlupfwinkeln heraus begeben, und ſodann leicht ſchießen laſſen, findet man im 21 St. der Götting. gel. Anz. v. J. 1769, S. 201, folgende Nachricht: „In der Verſammlung der königl. Societät der Wiſſenſchaften, d. 10 Dec. 1768, legte Hr. Hofr. Käſtner einen Aufſatz von einer neuen Art, Iltiſſe zu fangen, vor, welchen Hr. Commiſſar. Hartmann aus Hannover überſandt hatte. Man wurde im vergangenen Sommer in einem Garten eine ganze Familie von ſechs Iltiſſen gewahr, die unter einem Haufen abgehauener Eichenzweige, nur auf eine Gelegenheit, einen benachbarten Taubenſchlag zu überfallen, zu warten ſchienen. Sie kamen früh vor Sonnen-Aufgang hervor, da ſich ſchon Arbeiter im Garten befanden. Die Arbeiter hohlten Schieß-Gewehr, und ſuchten ſie damit zu erlegen, die Iltiſſe aber retirirten ſich allemahl unter die Baumzweige. Als ſich ſolcher Geſtalt die Arbeiter ſchon eine Zeitlang nicht mehr um ſie bekümmert hatten, wetzte eine Weibsperſon ihr Meſſer auf einem Steine, und verurſachte dadurch, daß ein Iltiß nach dem andern auf ſie blindlings wie wüthend zulief, und ſie zu beiſſen ſuchte.

te. Die Weibsperſon ſprang erſchrocken zurück, die Arbeiter aber ergriffen wieder ihr Schießgewehr, und erlegten bey dieſer Gelegenheit einen der hervor gekommenen Iltiſſe; die übrigen verbargen ſich wieder unter die Zweige, und die Arbeiter beredeten die Tagelöhnerinn, das Wetzen mit dem Meſſer noch einmahl zu verſuchen. Es hatte eben den Erfolg. Da ſie dieſes Mahl ſtärker wetzte, kamen die Iltiſſe nicht einzeln, ſondern die ganze Familie hervor, ſcheueten ſich auch nicht vor den Arbeitern, die ſie umringten, ſondern wandten ſich gegen die Tagelöhnerinn, die das Wetzen immer ſtärker fortſetzte, und ſprangen voller Wuth auf ſie zu. Weil ſie ſchon für ihre Rettung geſorgt hatte, entwich ſie, und die Arbeiter erſchoſſen wieder ein Par dieſer Thiere. Man lockte die übrigen, welche ſich verkrochen hatten, von neuem durch Wetzen hervor, und erlegte ſie ſolcher Geſtalt alle. Vielleicht kann dieſe zuverläſſige Erfahrung von Jägern und Haus-Wirthen nützlich angewandt werden.“

Im 36 St. des Wittenb. Wochenbl. v. J 1769, S. 295, wird hierbey angemerkt, daß die Methode, da man die Iltiſſe durch das Reiben und Schlagen auf Eiſen rege macht, und aus ihren Löchern bringt, ſchon alt ſey. Hr. Prof. Titius ſagt daſelbſt: „Es ſchreibt ein gelehrter Freund dieſerwegen an mich — Der Förſter fängt ſie gemeiniglich alſo. Er läſſet Leute in die Scheune gehen, wo er dergleichen Gäſte vermuthet. Dieſe müſſen auf Sechen, Senſen, oder anderes Eiſenwerk kratzen, ſtark ſchaben, pochen, auch wohl manchmahl an die Säulen ſchlagen. Er ſtellt ſich mit etlichen auswendig an die Ecken; und da die Marder und Iltiſſe, durch das Getöſe erreget, ſich ſicherlich auf die Dächer retiriren, ſo ſchießt er ſie daſelbſt herunter. — Daß dieſe Thiere, wie Hr. Hartmann a. ang. O. ſchreibt, die Frau angefallen, welche gewetzet hatte, will man nicht läugnen, weil glaubwürdige Begebenheiten nicht ſogleich zu widerſprechen ſind. Es ſcheint aber doch dieſes Anfallen nicht mit dem ſchlechten Geſichte dieſer Thiere, zumahl bey Tage, überein zu ſtimmen. Sie haben ein feines Gehör und einen vortrefflichen Geruch. Aber ihr Geſicht taugt,

wie

wie alle Landleute wiſſen, nicht viel. Ich vermuthe aber, die Thiere ſind hier dem einfachen Schalle nachgegangen, der ſie gereitzt hat, und ihnen widerlich geweſen iſt, ſie auch weiter keine Menſchen gemerket haben. Wo aber das Getöſe, wie jetzt angeführt worden, ſtark und vielfach iſt, da werden ſie, ihrer Natur nach, ſchüchtern, und begeben ſich an andere ihnen gewohnte ſichere Oerter, welches gemeiniglich Sträuche, Gruben, Höhlungen, Dächer und alte wüſte Gebäude ſind.“

Hr. Prof. Schreber fügt, im XII Th. ſeiner neuen Cameralſchr. Lpz. 1769, gr. 8. S. 496, f., bey Erzählung der Hartmanniſchen Methode, zur Erläuterung folgendes hinzu: „Man wird von dieſer Geſchichte zu anderer Zeit keinen Gebrauch machen können, als wenn ſie Junge haben. Alsdann beweiſen die Alten ihre natürliche Liebe zu den Jungen, und die Jungen ihre Anhänglichkeit an die Alten, dergeſtalt, daß, wenn ſie auf irgend eine Art gereitzet werden, die Alten diejenigen angehen, von welchen ſie Gefahr für ihre Junge befürchten, und die Jungen ihnen treulich folgen. Eine Familie von ſieben Iltiſſen, hatte unter einem großen Holzhaufen im Garten ihre Wohnung ungeſtört gehabt, bis ein kleiner Spitzhund ſie ausſpürete. Kaum hatte dieſer es mit Bellen zu erkennen gegeben, ſo kamen ſie hervor, jagten und verfolgten ihn, daß er ſich allein nicht wieder hinzu zu nahen getrauete. Als ſich aber der Gärtner, nebſt andern Perſonen, mit Schießgewehr verſehen hatte, und den Hund anführte, kamen ſie auf den Laut des Hundes wieder hervor, und es erging ihnen eben ſo, wie jenen, die das Wetzen nicht vertragen konnten. Einige der hieſigen Gärten haben eine ſolche Lage, daß ſich darin beſtändig Iltiſſe und Baummarder einzeln aufhalten. Es wird allernächſt ihren Wohnungen gewetzt, geſchliffen, gebellt, und auf andere Art heraus gefordert; aber noch nie hat ſich auf dieſe Art nur ein einziges verleiten laſſen, heraus zu kommen. Man kann zum Eingange ihrer Wohnungen hinein ſchießen, ohne ſie heraus zu bringen; ſo, wie die Baummarder, wenn ſie in hohlen Bäumen ſtecken, und man die Bäume aufhauet, oft ſo lange, bis man auf ſie loshauet, ſtecken bleiben.“

Von dem amerikaniſchen geſtreiften Iltiß, oder ſo genannten Conepatl, und dem ſcheckigen

amerikaniſchen Iltiß, oder ſo genannten Mapurita, oder Zorille, werde ich im Artikel Stink=Thier handeln.

Iltiß=Wieſel, ſ. unter Wieſel.

Ilz, ein Fluß; ſ. Ils.

Imago, Fr. Image; ſ. Bild.

Imal, ein in verſchiedenen Städten des Herzogthumes Lothringen gebräuchliches Getreidemaß. 6 Imals machen 1 Reſal; und 1 Reſal hält ungefähr 15 pariſer Scheffel (Boiſſeaux) oder 180 Pfund Weitzen.

Imam, ſ. das Folgende.

Iman, oder Imam, ein muhammedaniſcher Prieſter oder Pfarrer, oder Oberſter einer Moſchee. Es wird von den Imans, ſtatt aller andern Wiſſenſchaften, nur dieſe einzige gefordert, daß ſie den Koran fertig leſen können. Sie ſind dem Mufti nicht unterworfen, ſondern ein jeder regiert ſeine Pfarre nach eigenem Belieben. Sie gehen faſt eben ſo gekleidet, wie die gemeinen Türken, auſſer daß ihr Turban etwas breiter und auf eine andere Art gefaltet iſt, und daß ſie längere Aermel und längere Bärte tragen. Ein Iman, welcher ſeines Amtes entſetzt worden iſt, tritt wieder in ſeinen vorigen Laienſtand, und der Groß=Vizier ernennt einen andern. Auſſer dem Gebethe in den Moſcheen halten die Imans auch zuweilen Predigten. Bey dem Volke ſtehen ſie in großem Anſehen. Wer einen Iman geſchlagen hat, dem wird, wenn er ein Türke iſt, die Hand abgehauen; iſt er aber ein Chriſt, ſo wird er verbrannt. Kein Iman kann, ſo lange er im Amte ſteht, wegen irgend eines Verbrechens am Leben geſtrafet werden, ſondern ſeine höchſte Strafe iſt die Verweiſung an einen entfernten Ort. Die Großherren und ihre Miniſter wiſſen jedoch dieſes Privilegium zu vereiteln, indem ſie einem Iman, den ſie wegen Verbrechen züchtigen laſſen wollen, vorher die Ehre anthun, daß ſie ihm einen Roßſchweif zuſchicken; denn

durch dieſes militäriſche Ehrenzeichen wird er wieder ein Laie, und iſt der Strenge der Geſetze unterworfen.

Imber, ſ. Ingber.

Imber, ein Waſſervogel; Colymbus Immer *L.*; ſiehe See-Slunder.

Imbiß, (das) ein nur in den gemeinen Mundarten Ober- und Nieder-Deutſchlandes übliches Wort, theils eine jede Mahlzeit, theils aber auch in engerer Bedeutung, ein Frühſtück, eine Collation, zu bezeichnen, in welchem letztern Verſtande auch die Nieder-Sachſen ihr Imt, Immet, und die Holländer ihr Inbyt, Ontbyt, brauchen. Die Zeit zum Frühſtücken, heißt daher in Niederſachſen die Imbtetydt. Bey dem Kero bedeutet Imbiz eine jede Speiſe, und imbizza, bey dem Ottfried imbizzen, ſpeiſen. Im Ober-Deutſchen lautet dieſes Wort auch Ambiß und Immeß.

Imi, ein Getränkmaß; ſ. Immi.

Imker, ein nur in Niederſachſen übliches Wort, einen der Bienenzucht erfahrnen, einen Bienenwärter zu bezeichnen, der im Hochdeutſchen ein Bienenmeiſter, im Oberdeutſchen aber ein Zeidler heißt.

Daher die Imkerey, in Niederſachſen, die Bienenzucht, die Kenntniß der Bienen und ihrer Wartung. Siehe Imme.

Imm, Imma, eine Art Bolus, oder rothe Erde, oder ein Eiſen-Ocher, deſſen ſich in Perſien die Mahler und Färber zu ihren Gemählden und Farben bedienen. Das perſiſche Frauenzimmer, inſonderheit die öffentlichen Tänzerinnen, gebrauchen ihn, ſich damit rothe Wangen zu mahlen, um ihre Schönheit zu erheben, wie man bey uns mit dem Carmin, oder der ſpaniſchen Röthe, thut. Der beſte Imm iſt derjenige, den man aus dem Berge Chiampa, unweit Bender-Abaſſi, oder Bender-Congo, bekommt.

Imme, ein nur im Niederſachſen übliches Wort, eine Biene, und in engerer Bedeutung, eine Arbeitsbiene zu bezeichnen, zum Unterſchiede von den Drohnen; daher alle mit Biene im Hochdeutſchen zuſammen geſetzte Wörter im Niederſächſiſchen mit Imme gemacht werden, z. B. das Immenbrod, die Immenkappe, der Immenkorb, u. ſ. f. In Franken und Schwaben wird ein Bienenſchwarm, der ſich gleich einer Traube an einen Baum oder Strauch geſetzt hat, ein Immenzopf genannt.

Im Frieſiſchen Imme, in andern Gegenden Ympe, wo es auch einen Bienenſtock bedeutet, ſo wie Apis in dem ſaliſchen Geſetze. In dem Schwabenſp. kommt ſowohl Bine als Ymme vor. So fern Imme anfänglich und urſprünglich ein hohles Gefäß bedeutet hat, kann es zu dem alten hemen, decken, oder auch zu ham, hum, hohl, gehören, und urſprünglich ein hohles Gefäß bedeutet haben; ſiehe Hemd, Himmel, Humpe Indeſſen ſteht dahin, ob nicht dieſes Inſect im Nieder. ſeinen Nahmen von ſeinem gelinden Summen hat, ſo wie andere ähnliche Inſecten von ihrem ſtärkern Geſumſe Hummeln, Brämſen u. ſ. f. genannt werden.

In der rothwälſchen Sprache der Spitzbuben heißt einer, der ſchon die Tortur ausgeſtanden hat, ein Imme.

Immen-Blatt, Melittis Meliſſophyllon *Linn.*; ſ. Meliſſen-Blatt.

Immen-Fraß, Immen-Freſſer; ſ. Immen-Wolf.

Immen-Kraut, ſ. Meliſſe, und Thymian.

Immen-Wolf, Immenfraß, Immenfreſſer, die Benennung einer Art Brachvögel, deren Hauptnahrung die Bienen ſind, und welche daher unter die gefährlichſten Feinde der Bienen gehören; Merops Apiaſter; ſ. Heu-Vogel, im XXIII Th. S. 292.

Immer, Colymbus Immer *Linn.*; ſ. See-Flunder.

Immergrün, Aizoon *Linn.* 1. Eine Gattung Pflanzen mit vielen dem Kelche in einem Ringe einverleibten Staubfäden, und fünf Staubwegen, welche ſich durch ihren fünfmahl getheilten Kelch, durch ihren

Man-

Mangel an einer Blumenkrone, und durch ihre von dem Kelche umgebene fünffächerige und fünfſchalige Samencapſel, in welcher ſich viele rundliche Samen befinden, unterſcheidet. Einige neuere Botaniſten haben ſie Ficoidea genannt; ſie iſt aber von den Ficoiden ganz unterſchieden, indem die Blumenblätter mangeln, und nur der einblätterige, in fünf ſpitzige Einſchnitte getheilte Kelch zugegen iſt. Linné hat drey Arten derſelben, welche man, da ſie kein ſonderliches Anſehen haben, nur in botaniſchen Gärten erzieht.

a. **Immergrün mit keilförmigen eyrunden Blättern, und Blumen, die keine Blumenſtiele haben,** Aizoon canarienſe, foliis cuneiformi-ouatis *Linn.* Aizoon foliis obuerſe ouatis *Royen.* Ficoidea procumbens, portulacae folio *Niſſol.* Dieſe Sorte wächſt urſprünglich auf den canariſchen Inſeln. Sie treibt aus der faſerigen Wurzel viele ſaftige, rundliche, etwas röthliche, und auf der Erde hingeſtreckte, äſtige Stängel, welche dicht mit keil- oder eyförmigen, faſt dem gemeinen Portulak ähnlichen, völlig ganzen, einiger Maßen haarigen, und gleichſam mit einem Reiſe überzogenen Blättern bedeckt ſind. Zwiſchen dieſen, und inſonderheit, wo die Zweige abgehen, ſitzen die kleinen gelblichen Blümchen platt auf. Es iſt eine jährige (jahrvergängliche) Pflanze, welche man im Frühlinge in einem gemäßigten Miſtbeete aus dem Samen ziehen, und, wann ſie zum Verſetzen taugt, ſorgfältig ausheben, jede derſelben in einen beſondern Topf mit friſcher lockerer Erde ſetzen, in ein anderes gemäßigtes Miſtbeet eingraben, und im Schatten halten, bis ſie von neuem Wurzel ſchlägt, nachher nach und nach an die freye Luft gewöhnen, im Junius an dieſelbe, aber an einen bedeckten Ort bringen muß, wo ſie im Sept. blühen und reifen Samen tragen, aber bald darauf verwelken wird. Wenn man die Stöckchen in Blumentöpfen hält, und dieſe den Winter über in das

Glashaus ſetzt, dauern ſie zuweilen bis in das zweyte Jahr.

b. **Immergrün mit lanzenförmigen Blättern, und Blumen ohne Blumenſtiele,** Aizoon hispanicum, foliis lanceolatis, floribus ſeſſilibus *L.* Ficoidea hispanica annua folio longiore *Hort. Elth.* unterſcheidet ſich vornehmlich in den Blättern, indem dieſelben lanzenförmig zugeſpitzt ſind. Die Blumen ſitzen ebenfalls platt auf. Die äſtigen Stängel ſind ausgeſtreckt, und die Blätter ſaftig und gleichſam bereift. Dieſe Art wächſt in Spanien wild. In Afrika hat man eine Varietät derſelben mit haarigen rauhen Stängeln und Blättern gefunden. Sie wird wie die canariſche Art fortgepflanzt. Wann ſie zum Verſetzen geſchickt iſt, kann man ſie auf ein kaltes Land, auf einen magern ſandigen Boden, oder auf Schutt von Mauerwerk, ſetzen, wo ſie weit mehr Blumen und Samen bringt, und nicht ſo ſtark in die Zweige wächſt. In einer fetten Erde wachſen zwar die Zweige ſehr ſtark, die Blüthen aber kommen erſt ſpät im Jahre zum Vorſchein, und mithin wird auch der Same ſelten reif. Bey aller Wartung iſt es aber doch nur ein Sommer-Gewächs.

c **Riſpenförmiges Immergrün mit lanzenförmigen Blättern, und riſpenförmigen Blumen,** Aizoon paniculatum, foliis lanceolatis, floribus paniculatis *L.* Aizoon foliis lanceolatis ſubtus hirſutis *Royen.* wächſt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und iſt, den Blättern und dem Wachsthume nach, der zweyten Art ganz ähnlich; die Blumen aber ſtehen büſchelweiſe bey einander.

2. **Auch das große Hauslaub,** Sempervivum *L.* (ſ. Th. XXII, S. 395,) wird von Einigen Immergrün genannt, ſo wie

3. **das Singrün,** Vinca minor *L.*; ſ. Ingrün.

Im-

Immerkuh, im g. L. einiger Gegenden, eine zu einem Inventario gehörige, oder ſo genannte eiſerne Kuh; ſ. Eiſern, im X Th. S. 693, und Gotteskuh, im XIX Th. S. 594.

Immerſchön, eine Benennung des Gnaphalium Stoechas *L.*; ſ. Sonnen-Goldblume.

Immerwährender Kalender, ſ. unter Kalender.

Immeß, Immet; ſ. Imbiß.

Immhamen, (auch Immham, oder Himphamp genannt,) bey den Buchdruckern ein lederner Riemen, oder eine Schnur, welche neben der Buchdruckerpreſſe ſenkrecht, aber ſchlaff, ausgeſpannet iſt, und das Rähmchen der Preſſe, wenn es aufgemacht wird, fänget, und es, wenn es nöthig iſt, wieder zurück ſchnellet; der Anſchlag.

Die letzte Hälfte iſt das Wort Hamen, ſo fern es überhaupt ein Werkzeug zum Fangen oder Halten bedeutet; ſ. Th. XXI, S. 322. Nur die erſte Hälfte iſt noch dunkel, und muß ihre Erläuterung ohne Zweifel aus der niederrheiniſchen und holländiſchen Mundart erwarten.

Immi, ein noch in Schwaben und der Schweitz übliches Maß ſowohl trockner, als flüſſiger Dinge, wo es auch Immig, Imi, Nune u. ſ. f. lautet. Im Würtembergiſchen hält ein Eimer oder Ohm Wein 16 Immi, ein Immi aber 10 Maß, oder 40 Quart oder Schoppen. In Ulm iſt der Immi ein Getreide-Maß, welches 4 Mütlein, 24 Metzen, oder 96 Viertel hält. In Bern hält ein Immi, welcher daſelbſt gleichfalls ein Maß trockner Dinge iſt, 2 Achterle oder 16 Sechzehnerle; 4 Immi aber machen ein berner Mäß, und 48 ein Müt. In Zürich gehen 9 Immi auf ein Viertel, 36 aber auf ein Müt.

Es ſtammet mit Ahm, Eimer, Himten, Humpe, dem Lat. Hemina, und andern, aus Einer Quelle her, in welchen der Begriff eines Gefäßes der erſte und herrſchende iſt.

Immiſſion, oder Einweiſung, iſt eine Art der gerichtlichen Hülfe, welche eigentlich in eines ausgeklagten

Schuldners Güter und Vermögen, und bey Kaufleuten insonderheit in ihre Läden, Gewölbe, Niederlagen rc. geſchiehet; oder ein richterlicher Ausſpruch, kraft deſſen jemand in den Beſitz eines Gutes, darauf er Anſpruch macht, eingeſetzet wird. Die Sache, in deren Abtretung oder Ausantwortung der Beklagte verurtheilt worden iſt, wird bey der gerichtlichen Hülfe ihm weggenommen; oder, bey unbeweglichen Gütern, der Beklagte daraus geworfen (exmittiret), und Kläger eingewieſen (immittiret). In unbewegliche Güter wird die Hülfe durch Aushauung eines Spanes aus der Thüre, Ausgrabung oder Ausſtechung eines Raſens oder Erdkloßes, Aushebung eines Weinrebens, Abhauung eines Zweiges rc. vollſtrecket; worauf die Immiſſion durch Auslöſchung des Feuers und Wiederanzündung deſſelben, Eröffnung der Gemächer und Uebergebung der Schlüſſel rc. vorgenommen wird.

Von der Immiſſion der Gläubiger in ein im Concurſe ſtehendes Gut, werde ich im Art. Pacht-Anſchlag handeln.

Immortelle ſ. Sonnen-Goldblume.

Impaſtiren, ein aus dem Ital. impaſtare, und Franz. empâter, ehedem empaſter, entlehntes Wort.

1. Bey den Mahlern, die Farbe dick und fett auf ein Gemählde auftragen, ohne ſie allzu ſehr zu ſtreichen und zu verreiben. Man ſagt: ein wohl impaſtirtes Gemählde, Fr. un tableau bien empâté, um anzuzeigen, daß es farbenreich iſt, und daß die Farben auf daſſelbe dick und frey aufgetragen ſind. Wenn aber von einem erſt angefangenen Gemählde die Rede iſt, ſo heißt impaſtiren, untermahlen, d. i. die Farben, jede an ihren Ort, auf die Figur auftragen, ohne ſie zu verſchmelzen. Dieſer Kopf iſt noch nicht gemahlt oder ausgemahlt, er iſt nur impaſtirt.

Daher die Impaſtirung, Fr. Empâtement, Empaſtement, das Auftragen der Farben auf Leinwand,

Holz,

Holz, oder einer andern Materie, inſonderheit, wenn die Farben dick aufgetragen werden.

2. Figürlich, bey den Kupferſtechern, die mit dem Grabſtichel und der Nadel gemachten Puncte vermittelſt der Striche und Schraffierungen mit einander vermiſchen.

Daher die Impaſtirung, die Vermiſchung der Puncte, Striche und Schraffierungen des Grabſtichels und der Nadel, und die daher entſtehende Wirkung. Die Puncte des Grabſtichels ſind von einer zu genauen Rundung; die Puncte der Nadel aber, welche von keiner ſolchen Regelmäßigkeit und von einer verſchiedenen Schwärze ſind, machen mit jenen eine geſchmackvolle Impaſtirung.

3. In der Baukunſt und bey den Maurern, heißt impaſtiren, und Impaſtation, Fr. Impaſtation, eine Art Teig, welcher aus Mörtel und zu Pulver geſtoßenen Steinen, oder auch aus andern klein zerriebenen, und durch einen Kitt, welcher an der Luft hart wird, zuſammen verbundenen Materien von allerley Farben, gemacht iſt, und zu Mauerwerk gebraucht wird; ingl. die Verfertigung eines ſolchen Teiges, und das aus einem ſolchen Teige verfertigte Mauerwerk ſelbſt. Einige ſind der Meinung, daß die Obelisken und die großen Säulen, die uns aus dem Alterthume übrig geblieben ſind, theils impaſtirte (oder aus einem Teige zuſammen geknetete), theils aber im Feuer geſchmolzene Maſſen, ſeyn.

4. In der Pharmacie, oder Apothekerkunſt, heißt Impaſtation das Machen (oder Reduciren) eines Pulvers oder ſonſt einer andern Materie zu einem Teig, indem man etwas Flüſſiges zugießt, um z. B. Täfelchen, Morſellen, Zeltlein u. d. gl. zu verfertigen.

Impatiens Balſamina Linn. Balſamine; ſ. Th. III, S. 473, ſqq.

Impatiens, Cardamine Impatiens *L.* Springgauchblume, Springkreſſe; ſ. Th. XVI, S. 484.

Imperatoria, ſ. Meiſterwurz.

Impératrice, eine Art Pflaumen; ſ. Pflaume.

Imperial, aus dem mittlern Lat. Imperialis, Fr. Impériale, eine gewiſſe harte Goldmünze, welche 4 Deniers und 4 Gran am Gewichte, und 23 $\frac{3}{4}$ Karat am Gehalte hat. Dieſe Münze wurde ehemahls in Flandern geſchlagen, und galt daſelbſt ungefähr ein Fünftel weniger, als der Louis d'or von 12 franz. Livres, welcher heut zu Tage 20 Livr. gilt.

Seit 1755 hat man auch in Rußland ganze und halbe Imperialen, zu 10 und 5 goldene Rubel, ausgepräget. Die Kaiſerinn Eliſabeth hat dieſelben zuerſt eingeführt. Es ſoll, nach der Ukaſe v. 23 Nov. 1755, ein ganzer Imperial 3 $\frac{85}{96}$, und ein halber 1 $\frac{90}{96}$ Solotnick wiegen. Ein geſetzmäßiger ganzer Imperial wiegt im Schrote 344 $\frac{1}{2}$ Aß von 22 Karat fein Gold, und im Korn 315 Aß, und enthält 4^{442} Ducaten Gold; ein Stück derſelben aber gilt 26 Mark 10 Schill. Banco, w. o. m. oder 31 Mark 10 Schill. Cour. w. o. m. und nach unſerm Gelde 12 $\frac{1}{2}$ Rthlr.

Auf den Imperialen der Kaiſerinn Eliſabeth ſieht man auf der Hauptſeite das links ſehende Bruſtbild der Kaiſerinn, mit ruſſiſcher Umſchrift. Unter dem Bruſtbilde ſtehen die ruſſiſchen Buchſtaben C ΠB (S. P. B., d. i. Saint Pieterburg). Auf der Rückſeite, fünf in Form eines Kreutzes geſtellte gekrönte Wapen-Schilde, davon der mittlere den ruſſiſch kaiſerl. zweyköpfigen ſchwarzen Adler, im goldenen Felde, als das ruſſiſche Reichswapen; der obere, den geharniſchten und gekrönten Ritter St. George zu Pferde, von Silber, welcher mit ſeiner Lanze einen unten liegenden ſchwarzen Drachen erſticht, im rothen Felde, als das Wapen von Moscau; der mittlere zur rechten, eine goldene Zackenkrone, unter welcher ein Säbel liegt,

deſſen

deſſen Griff von Gold, die Klinge aber von Silber iſt, im blauen Felde, als das Wapen von Aſtrakan; der untere, zwey ſilberne aufgerichtete, und mit den äuſſern Vorderklauen einen goldenen Bogen, über welchen eine goldene Krone ſchwebet, mit beyden innern aber ein Par ſilberne, in Form eines Andreaskreutzes geſchränkte, unter ſich gekehrte Pfeile haltende Wölfe, im blauen Felde, als das Wapen des Königreiches Sibirien; und der mittlere zur Linken, das Wapen von Caſan, nähmlich einen gekrönten ſchwarzen Drachen, im ſilbernen Felde, in ſich enthält. Die Umſchrift iſt ruſſiſch, und heißt auf deutſch: Dieſe Münze in Rußland zehn Rubel. In den vier Winkeln des Wapenkreutzes ſteht die Jahrzahl 1755.

Ihr Nachfolger, der unglückliche Kaiſer Peter III. behielt dieſe Ausmünzung im Golde bey, und ließ nach dem Antritt ſeiner Regierung dieſen Imperial, welchen Fig. 1657 in Kupfer geſtochen darſtellt, prägen. Auf der erſten Seite dieſer Münze erblickt man das gegen die linke Seite gekehrte, geharniſchte Bruſtbild des Kaiſers mit einem über die rechte Schulter herab hangenden Ordensbande, und einem, wie es das Anſehen hat, zweyköpfigen Adler auf der Bruſt, wie auch im preußiſchen Haarzopfe. Die Umſchrift, welche aus ruſſiſchen Buchſtaben beſteht, heißt in deutſcher Sprache: **Peter III. von Gottes Gnaden Kaiſer und Selbſthalter aller Reuſſen.** Unter dem Bruſtbilde ſtehen die ruſſiſchen Buchſtaben С П В (S. P. B.). Die andere Seite ſtellt die fünf in Geſtalt eines Kreutzes zuſammen geſetzten Wapen, welche ich bey vorerwähntem Imperial der Kaiſerinn Eliſabeth beſchrieben und erklärt habe, mit eben der ruſſiſchen Umſchrift, vor. In den vier Winkeln des Wapenkreutzes ſteht die Jahrzahl 1762.

Die Benennung von Imperial iſt aus einer Nachahmung der Realen geſchehen. Alle beſonders feine Münze hieß

hieß ehedem Moneta regalis, daher der Nahme Real oder Regal gekommen iſt. Eine goldene Münze, welche zu den Zeiten des Kaiſers Carl IV. in Deutſchland aufkam, davon ein Stück 13 groſſos galt, und davon 63 Stücke auf die rauhe Mark zu 23¾ Karat fein war, wurde ins beſondere Moneta regalis genannt.

Imperial-Fractur, eine Art deutſcher Lettern; ſ. Th. XIV, S. 738.

Imperial-Papier, ſ. unter Papier.

Imperial-Waſſer, L. Aqua imperialis, Aqua Fioravantæ, wird das von dem italiäniſchen Arzte Fioravanta erfundene Schminkwaſſer genannt, wodurch er bey vielen Fürſtinnen und Damen große Gunſt erlangt hat, und welches folgender Geſtalt zubereitet wird.

Man nimmt guten Branntwein, oder auch Franz-Wein, 35 Pfund; Myrrhen, Maſtix, Weihrauch, Storax, Benzoe, arabiſch Gummi, von jedem 2 Loth; Gewürznelken, Zimmet, Muskatennuß, von jedem 1 Loth; Pimpinell, ſüße Mandeln, von jedem 4 Loth; macht alles zu Pulver, thut es in den Branntwein, läſſet es etliche Tage ſtehen, und zieht es hernach über einen gläſernen Helm. Das Waſſer geht trübe herüber; wenn es aber ſteht, wird es hell. Man kann auch, nach Belieben, Biſam in einem Säckchen hinein werfen, ſo bekommt es einen guten Geruch.

In den Officinen hat man verſchiedenes, nach andern Compoſitionen verfertigtes, Imperialwaſſer, als: Schröder's, und das Londner, an deren Statt aber viele lieber das von Junker'n verbeſſerte gebrauchen. Des aus weißem Wein, Zimmet, Muskatennuß, Citronſchalen, Nelken, Calmus, Päonienwurzel, Lorbeerblättern, Iſopp, Majoran, Thymian, Salbey, Rosmarin, Lavendel ꝛc. deſtillirten Waſſers bedient ſich das Frauenzimmer nicht nur als eines Schminkwaſſers, ſondern auch innerlich zur Stärkung des Hauptes, und in hyſteriſchen Zufällen.

Imperiale, die Kaiſerpflaume; ſ. Pflaume.

Imperiale, ſiehe Bette, (Himmel-) und Kutſchen-Himmel.

Im-

Impériales, Serges impériales; ſ. Sarſche.

Impfen (*), iſt noch in dem Gartenbaue und dem Forſt-Weſen üblich, den Zweig eines Baumes zur Fortpflanzung in die Rinde oder den Stamm eines andern befeſtigen, damit er mit ihnen zuſammen wachſe. **Kirſchen auf wilde Stämme, Aepfel auf Birnſtämme impfen. In den Spalt impfen,** wenn das Reis in einen Spalt, welcher in den oben eingeſchnittenen jungen Stamm gemacht worden iſt, geſetzet wird. **In die Rinde impfen,** wenn es in die geſpaltene Rinde geſetzet wird. **In den Kerb impfen,** wenn es in eine Kerbe geſetzet wird, welche man in einen alten Stamm gehauen hat. Es iſt im Oberdeutſchen am üblichſten; im Hochdeutſchen braucht man dafür pfropfen, und in andern Gegenden pelzen. Aus der unten befindlichen Anmerkung erhellet, daß es eigentlich die Fortpflanzung vermittelſt eines Reiſes, nicht aber vermittelſt eines Auges, wie Gottſched will, bedeutet, und daher von äugeln, genau zu reden, noch verſchieden iſt. Siehe Pfropfen.

Importation, in der Handlungsſprache, die Einführung fremder Producte in ein Land; im Gegenſatze der Exportation, d. i. der Ausführung der Landes-Producte oder der fabricirten Waaren aus dem Lande.

Im-

(*) Bey dem Notker impiton, *inſerere*, in Boxhorn's Gloſſen kimpitota, *inſeruit*, im Schwabenſp. ympfen, ehedem auch impten, empten, im Angelſ. impan, im Engl. to imp, im Schwed. ympa. Schon in dem ſaliſchen Geſetze iſt Impotus, ein Pfropfreis, nicht, wie Eckard will, von dem Lat. impoſitus, ſondern von in und dem holl. Poote, Pote, Niederſ. Pate, ein Pfropfreis, eine Pflanze, ein junger Baum, Griech. φυτον, daher impaten, im Niederſ. einpflanzen, Gr. ἐμφυτευειν, bedeuten, woraus das Oberdeutſche impfen in engerer Bedeutung entlehnet zu ſeyn ſcheint. Das mittlere Lat. entare, und Fr. enter, impfen, ſtammen gleichfalls daher, ſo wie das Engl. Impes, ein Pfropfreis, Walliſ. Imp, Dän. Impe, Ympe, Engl. Imp, daraus verkürzet worden ſind. Auf ähnliche Art ſagen die Niederſachſen für impfen, riſen, von Ris, ein Reis, Pfropfreis.

Impoſt, (der) aus dem mittlern Lat. Impoſtus, von imponere.

1. Eine Auflage, Anlage, Aufſchlag, die landesherrliche Anordnung eines Beytrages der Unterthanen zur Beſtreitung gemeinſchaftlicher Bedürfniſſe, z. E. Steuer, Schatzung, Tribut, Zoll, Zinſen; eine jede von der Obrigkeit verordnete Auflage, beſonders auf bewegliche Güter; Fr. Impôt, Ital. Impoſta. Die Waaren mit vielen Impoſten beſchweren, d. i. Acciſe, Zoll u. ſ. f. Von Seiten der Unterthanen verſteht man unter Impoſt die Abgaben an die Obrigkeit. Siehe Steuer.

2. In der Baukunſt wird das vorſpringende Simswerk an dem Nebenpfeiler, worauf der Bogen eines Gewölbes ruhet, Incumba, der Impoſt, Fr. Impoſte, ſonſt aber auch der Kämpfer genannt. Siehe Kämpfer.

Impotenz, aus dem Lat. Impotentia, Fr. Impuiſſance, die Untüchtigkeit einer Perſon zum Kinderzeugen; das Unvermögen, den Beyſchlaf zu vollziehen; ſiehe Unvermögen.

Imprägnation, ſiehe das Folgende.

Imprägniren, Fr. imprégner, heißt, nach ſeinem lateiniſchen Urſprunge eigentlich ſchwängern, ſchwanger machen; figürlich wird es auch zuweilen von dem Mineral- und Pflanzen-Reiche gebraucht, für befruchten, fruchtbar machen. In der Chemie und Apothekerkunſt heißt imprägniren, eine flüſſige oder andere Materie mit Theilchen einer fremden Subſtanz beladen. Einen Liquor mit Salzen, mit vitrioliſchen Theilchen, mit Eiſentheilchen ꝛc. imprägniren. Ein Tuch mit der färbenden Brühe imprägniren, es von derſelben völlig durchdringen laſſen; machen, daß die färbende flüſſige Materie ſich bis zur Sättigung in das Tuch hinein zieht. Eine mit Salpeter imprägnirte Erde.

Da

Daher die Imprägnation, die Schwängerung, Befruchtung; und in der Apothekerkunſt, eine Art Eintränkung (Imbibition), vermittelſt welcher ſich in einen Liquor oder andern Körper gewiſſe Theilchen einer fremden Subſtanz hinein ziehen, und ſich bis zur Sättigung mit ihm vereinigen; wenn z. B. ein alkaliſches Salz mit einem ſauern Liquor geſättiget wird, oder, wenn der Weinſtein durch ſeine Vereinigung mit Spießglas eine das Erbrechen erregende Kraft erhält.

Imprägnation der Saat, ſiehe Samen-Imprägnation.

Imprimerie, *Imprimeur*, Buchdruckerey, Buchdrucker; ſ. Th. VII. S. 171.

Impuiſſance, ſ. Impotenz.

Imt, ſ. Imbiß.

Inbrunſt, eine innere, inwendige Brunſt, d. i. Hitze. 1. Eigentlich, in welcher Bedeutung es im Hochdeutſchen veraltet iſt. Die Inbrunſt des hitzigen Fiebers, die damit verbundene innere Hitze. 2. Figürlich, ein hoher Grad der Liebe. Eine Perſon mit vieler Inbrunſt lieben. Wo es beſonders in der Theologie von einer heftigen überwiegenden Empfindung gegen Gott, und der Fertigkeit derſelben, gebraucht wird, beſonders ſo fern ſich dieſelbe im Gebethe äußert. Gott mit vieler Inbrunſt lieben. Mit Inbrunſt bethen.

Schon das Wort Brunſt wird von einem hohen Grade der Liebe gebraucht, und in ſcheint hier die alte verſtärkende Bedeutung zu haben.

Daher Inbrünſtig, Inbrunſt habend, darin gegründet. 1. Eigentlich; eine im Hochdeutſchen veraltete Bedeutung. 2. Figürlich, einen hohen Grad der lebhaften Liebe habend, und darin gegründet. Am häufigſten von der lebhaften Empfindung gegen Gott. Inbrünſtig bethen. Ein inbrünſtiges Gebeth.

Die

Die Inbrünſtigkeit, die Inbrunſt als eine Fertigkeit betrachtet; ein Wort, welches man füglich entbehren kann, weil das kürzere Inbrunſt bereits in dieſer Bedeutung üblich iſt.

Inbuſen, ſ. Ingarn.

Inca, Ynca, hieß bey den Einwohnern von Peru, ehe ſie noch unter die Gewalt der Spanier kamen, ihr Regent oder Fürſt, ingleichem auch jeder Herr aus deſſen Geſchlechte. Die Incas, (welches Wort in der peruaniſchen Sprache einen König oder großen Herrn bedeuten ſoll,) waren nicht nur die Könige, ſondern auch die Hohenprieſter ihres Volkes, von dem ſie in ihrem Leben als Kinder der Sonne, und nach ihrem Tode als Götter verehret wurden.

Inca-Stein, Geſundheitsſtein; ſ. Markaſit.

Incameration, ein bey der apoſtoliſchen Kammer und im päpſtlichen Kanzelleyſtyl gebräuchliches Wort, die Einverleibung eines Gutes oder eines Stück Landes mit den päpſtlichen Domänen oder Kammergütern. Dergleichen that Papſt Innocentius X. im J. 1650 mit dem Herzogthume Caſtro, als er daſſelbe dem Herzoge von Parma entzog. Wenn die päpſtliche Kammer eine Herrſchaft oder ein Gut, ſo dieſelbe per incamerationem den päpſtlichen Domanialgütern einverleibt hat, wieder heraus gibt, und nicht mehr als ihr Eigenthum betrachtet, heißt es Déſincameration.

Incarnadin, ſ. das Folgende.

Incarnat, aus dem Franzöſ. Incarnat (*), hoch roſenroth, d. i. was eine Farbe hat, die zwiſchen dem Roth der Kirſchfarbe und dem gewöhnlichen Roth der Roſenfarbe das Mittel hält, etwas lichter als jene, und etwas höher als dieſe. Daher das Hauptwort das In-

(*) Das Franzöſiſche ſtammet von dem mittlern Lat. ingranatis her, welches eben das bedeutet, ſo wie ihr Nacarat, fleiſchfarben, aus dem Niederſ. nakrood gebildet iſt; ſ. Th. XIV, S. 218.

Incarnat, Fr. l'Incarnat, oder die Incarnatfarbe. Incarnat-Sammet, Fr. du velours incarnat. Ein incarnatrother Stoff, Fr. une étoffe incarnate. Eine incarnatrothe Geſichtsfarbe, Fr. un teint incarnat. Das Incarnat (oder höhere Roth) dieſer Roſen.

Incarnat, iſt nicht einerley mit Fleiſchfarbe, Fr. Couleur de chair (ſ. Th. XIV, S. 218,) ſondern bezeichnet ein ſehr hohes Roſenroth, welches beynahe dem Roth der Granatblüthen gleich kommt.

Eine Farbe, welche ſchwächer iſt, als das gewöhnliche Incarnat, nennt man Incarnadin; ungefähr leibfarbig, (in ſo fern man leibfarbig und fleiſchfarbig nicht für einerley, ſondern jenes für eine blaſſere, und dieſes für eine höhere Farbe annimmt). Ein leibfarbiger Atlaß, Fr. un ſatin incarnadin. Eine leibfarbige Blume, Fr. une fleur incarnadine.

Incendie, Incendium; ſ. Feuersbrunſt.

Inch, iſt ein engliſches Längenmaß, und eigentlich dasjenige, was man in Frankreich einen Zoll nennt, wiewiewohl noch ein Unterſchied darunter iſt. Das Gerſtenkorn iſt weniger, als das Inch, und das kleinſte unter dieſen Maßen. 3 Gerſtenkörner gehören zu 1 Inch; 4 Inchs machen 1 Handbreit; 3 Händebreit, 1 Fuß; $1\frac{1}{2}$ Fuß, 1 Cubit; 2 Cubits, 1 Yard; $1\frac{1}{4}$ Yard, 1 Elle.

Inciſions-Schere, ſ. Schere der Wundärzte.

Inck, ſ. Ichien, oben, S. 295.

Inclinatio, Fr. Inclination, die Neigung, im Franzöſ. auch die geliebte Perſon ſelbſt. In letzterm Sinne pflegt der Deutſche das Wort Inclination beyzubehalten. Dieſer Officier war lange Zeit die Inclination (oder der Liebling) dieſer Dame. In eben dem Sinne ſagt der Franzoſe im Plural: boire aux inclinations de quelcun, auf die Geſundheit von jemandes Inclination trinken. à vos inclinations, es lebe Ihre Inclination! d. i. Ihre Geliebte, Ihre Mamſell

Braut, Ihre Maitreſſe, u. ſ. w. oder auch, derjenige, dem Sie Ihr Herz zugedacht oder geſchenkt haben, z. B. Ihr künftiger Herr Bräutigam.

Incognito, ein aus dem Ital. und Franzöſ. entlehntes Wort, wird auch im Franzöſ. beybehalten, ohne erkannt zu ſeyn; oder auch, ohne ſich zu erkennen zu geben; ohne ſich für den, der man iſt, kund zu geben; ohne für die Perſon, welche man wirklich iſt, erkannt ſeyn zu wollen. Man bedient ſich dieſes Wortes hauptſächlich von hohen Standesperſonen, die, mit Weglaſſung ihres gewöhnlichen prächtigen Gefolges und anderer Kennzeichen ihrer hohen Würde, unter einem andern Nahmen in fremden Ländern herum reiſen, um alles beſchwerlichen Ceremoniells und Gepränges überhoben zu bleiben, und die Freuden der Geſellſchaft mit mehr Freyheit genießen zu können; oder auch aus andern Gründen. Halb incognito ſeyn, heißt, wenn ein vornehmer Herr zwar äuſſerlich einen geringen Nahmen annimmt und führt, aber doch die Ehrenbezeigung, als: Bedeckung bey der Einhohlung, Viſite und Wache annimmt.

Wenn in Italien die Kutſchpferde der Prinzen, der Cardinäle und der Ambaſſadeurs, keine Quaſten (fiocchi) auf haben, und wenn die Kutſchenvorhänge (bandinelli) zugezogen ſind, ſo iſt ſolches ein Zeichen, daß dieſe Herren incognito fahren; und alsdann braucht niemand, wenn ſie vorbey fahren, ſtille zu ſtehen, oder den Hut abzunehmen. Wenn die Cardinäle ohne rothe Calotte erſcheinen, ſo iſt ſolches ebenfalls ein Zeichen, daß ſie incognito ſeyn wollen.

Man ſagt auch von Privatperſonen, die an dem Orte, wo ſie ſich aufhalten, nicht gekannt ſeyn wollen (oder unerkannt bleiben wollen), daß ſie incognito leben; Fr. ils ſe tiennent incognito.

Das Wort wird auch als ein Hauptwort (Subſtantivum) gebraucht. Das Incognito beobachten, Fr. garder l'incognito, unerkannt bleiben wollen; nicht für die Perſon, die man iſt, angeſehen ſeyn wollen; ſich

als

als ein Unbekannter und unter verändertem Nahmen an einem Orte aufhalten.

Incol, L. Incola, ein fremder Einkömmling, Einwohner und Beyſaß, zum Unterſchiede von einem Eingebornen, L. Indigena.

Daher das Incolat, das Incolatrecht, L. Jus incolatus Fr. Incolat, oder Droit d'incolat, inſonderheit in Schleſien und Böheim, dasjenige Recht, welches die Einwohner dieſes Königreiches genießen, und welches der Landesherr auch den Fremden, die nicht in dieſem Königreiche geboren ſind, verleihet und ertheilt, und vermöge deſſen ſie einerley Freyheiten und Vorzüge mit den im Lande gebornen (eingebornen) Bürgern oder Edelleuten dieſes Reiches genießen; die Gewinnung der Landsmannſchaft; die Naturaliſation; das Heimathrecht. In Polen, Dänemark ꝛc. wird es das Indigenat genannt.

In Ländern, wo das Incolatrecht eingeführt iſt, darf z. B. kein Fremder und Auswärtiger ein Landgut kaufen, ſondern nur allein die eingebornen Landeskinder haben dieſes Vorrecht. Ein Käufer alſo, welcher ſich in einer Provinz, wo dieſes Recht Statt findet, niederlaſſen und Landgüter kaufen will, muß zuvörderſt dieſes Recht, welches, wie ganz natürlich iſt, in monarchiſchen Staaten von dem Landesherren ertheilet wird, zu gewinnen, und den deshalb gewöhnlichen Incolatbrief (Naturaliſationsbrief) zu löſen ſuchen. Es iſt ſolches nicht in allen Ländern gleich ſchwer zu erhalten, wiewohl es, da es eigentlich ein Vorrecht der ſämmtlichen Mitglieder des Staates iſt, niemahls anders, als aus erheblichen Urſachen, ertheilet werden ſollte. Indeſſen ſind doch alle Mühe und Koſten, welche ein Käufer an einen Güterkauf wendet, vor deſſen Erlangung umſonſt und vergebens, indem er, ſo lange er nicht durch das gewonnene Incolatrecht den eingebornen Landeskindern gleich gemachet worden iſt,

weder zum Beſitz eines erkauften Landgutes gelangen, noch auch die nöthige Confirmation darüber hoffen kann.

Da das Incolat oder Indigenat nicht überall eingeführt iſt, ſo folgt daraus von ſelbſt, daß das jetzt erwähnte nur in denen Provinzen, wo ſolches ein Recht des Vaterlandes geworden iſt, zu beobachten ſey.

Wie ſehr der polniſche Adel mit ſeinem Indigenate prahle, und was für Vorrechte diejenigen, die ſolches erhalten, zu genießen haben, iſt aus der Geſchichte dieſes Landes bekannt. Es hält auch daſelbſt ſehr ſchwer, daß ein Fremder zu dem Indigenat gelaſſen werde; und öfters könnten die wichtigſten Empfehlungen ſolches nicht zuwege bringen. Nur beſondere Verdienſte um die Republik waren der Weg, ſolches als ein beſonderes Kleinod zu gewinnen. So war es ehedem.

Unter den Provinzen in Deutſchland iſt beſonders das Herzogthum Schleſien wegen des Incolatrechtes bekannt. Auch hier darf kein Fremder an keinen Güterkauf denken, wenn er nicht vorher von dem Landesherren mit einem Incolatbriefe begnadiget worden iſt. So gar nicht die Einwohner derjenigen Provinzen, welche doch mit Schleſien unter einem Scepter ſtehen, dürfen daſelbſt Landgüter kaufen, ſondern ſie müſſen, eben ſo wie andere Fremde, vorher den Incolatbrief löſen.

Von dem ganz neuerlich in dem Königreiche Dänemark eingeführten Indigenatrechte, werde ich weiter unten ſprechen.

Es ſcheint zwar dieſes Recht einem Staate eher ſchädlich, als nützlich, zu ſeyn, indem man begüterten Fremden, die durch einen vorhabenden Güterkauf ihr Geld in das Land bringen, und dadurch ſowohl die Anzahl der Bürger, als auch den Reichthum des Staates vermehren helfen wollen, die Sache eher erleichtern, als erſchweren ſollte. Allein, dieſes Recht führt, wenn man es mit einem philoſophiſchen Auge betrachtet, viel Vernünftiges und Gerechtes bey ſich. Beſonders aber iſt es alsdann, wenn es hauptſächlich den Vorzug der Eingebornen zu den erledigten Bedienungen

ungen und Ehrenämtern zur Hauptabſicht hat, für einen jeden Staat etwas ſehr nützliches. Denn, daß die Eingebornen, da ſie und ihre Vorfahren die Laſten des Staates ſchon ſo lange tragen geholfen, und öfters ihr Blut und Leben zur Wohlfahrt des Vaterlandes gewaget und aufgeopfert haben, zu den Landesbedienungen und Ehrenämtern vorzüglich genommen werden, iſt der Gerechtigkeit und Billigkeit gemäß. Die National-Liebe iſt ein Naturtrieb, welcher niemahls ganz ausgerottet, aber durch gute Mittel geſtärket, zum Heroismus im Kriege, und zur höchſten Betriebſamkeit des allgemeinen Wohls im Frieden erhoben werden kann. Kränkend muß es für jeden Patrioten ſeyn, wenn er ſieht, daß Ausländer die Dienſte des Staates verwalten, und Aufſeher oder Befehlshaber in der Nation werden. Sein Eifer wird geſchwächt und durch das Mißvergnügen verzehrt; ſeine Furcht, für Fremde zu arbeiten, welche Antheil an ſeinen Abgaben haben, macht ihn muthlos, unarbeitſam, träge. Der Gedanke der Verachtung, oder wenigſtens der Geringſchätzung der nationellen Fähigkeit, muß ihn nothwendig betrüben. Er wird weniger thun, als er thun könnte; er wird zu großen und wichtigen Dingen ungeſchickt werden. Dieſer Unmuth, dieſe Niedergeſchlagenheit wird ſich über den größten Theil der Nation ausbreiten, und ſie wird weniger ſeyn, als ſie ſeyn könnte. — Es gibt eine Menge, beſonders Civilbedienungen, denen auswärts her Berufene nicht einmahl hinlänglich vorſtehen können; und man kann ſagen, daß die Fürſten nicht gerecht und billig handeln, die dazu bisweilen Auswärtige zu berufen pflegen. Alle diejenige Aemter, zu deren Verwaltung Kenntniſſe der Geſetze des Landes, der Verfaſſung des Staates, des Characters der Nation, der Sitten, Gebräuche, Einrichtungen, Gewohnheiten ꝛc. nöthig ſind, können von keinem Ausländer, wenigſtens nicht ohne

Schaden im Anfange, und oft ganz und gar niemahls ohne Schaden für das gemeine Beſte, verwaltet werden. Und wie wenige Aemter ſind in einem Reiche, welches eine eigene beſondere Nation inne hat, wozu nicht dergleichen Kenntniſſe nöthig wären! Der Character einer Nation, welcher oft ſehr von andern abweicht, macht die Uebertragung der Aemter an Auswärtige faſt immer bedenklich, und oft höchſt nachtheilig. Die Nation kann mit Recht verlangen, unter ſolchen Aufſehern, Richtern und Vorgeſetzten zu ſtehen, deren Gemüthsart mit der ihrigen nicht zu ſehr contraſtirt, die den Gang der Geſchäfte nicht nur kennen, ſondern auch mit National-Liebe dem Herkommen gemäß einrichten. Das Vaterland erzeugt immer die beſten Hirten des Vaterlandes.

Kann ein jeder Fremder in einem Lande Güter kaufen, wo er will, ſo werden dadurch nicht allein die Eingebornen nach und nach verdränget, ſondern das ganze natürliche Vorzugsrecht derſelben zu Bedienungen und Ehrenſtellen fällt, bey dieſer uneingeſchränkten Vermengung der Fremden mit den Eingebornen, hinweg.

Das Incolatrecht hat auch, wenn es aus dieſem Geſichtspuncte betrachtet wird, in Anſehung deſſen, einen ſehr nützlichen Einfluß in die Wohlfahrt des Staates, daß es die Erziehung der Jugend gar ungemein befördert und verbeſſert. Wo die größten und wichtigſten Ehrenſtellen in den Händen der Fremden oder Auswärtigen ſich befinden, da hört bey den Eingebornen natürlicher Weiſe alle Luſt und aller Trieb zu Erlernung nützlicher Wiſſenſchaften und Künſte, weil ſie ihnen wenig brauchbar ſeyn können, von ſelbſt auf. Sind ſie aber durch ein Incolatrecht hierunter eines billigen Vorzuges verſichert, ſo werden auch die Väter mehr an die Erziehung ihrer Kinder, um ſie zu tüchtigen Dienern des Staates vorzubereiten, anwenden,

den, und die Söhne ſelbſt müſſen nothwendig durch dieſe Ausſicht zu deſto mehrern Fleiß gereitzet werden. Das Incolatrecht iſt ſolcher Geſtalt eines Theils eine gerechte Schutzwehre wider das allzu häufige Eindringen der Fremden, und andern Theils gereicht es zu einer ganz beſondern Aufmunterung in Erlernung nöthiger und nützlicher Wiſſenſchaften und Künſte.

Die Billigkeit und Gerechtigkeit des Indigenat-Rechtes iſt zu allen Zeiten von den älteſten Völkern eingeſehen und beobachtet worden, und noch jetzt haben die meiſten Nationen ein mehr oder weniger beſtimmtes ſolches Recht. Es iſt dieſes eines der alleräļteſten Rechte der Nationen. In Aegypten war ſo gar den Fremden in den erſtern Zeiten verbothen, in das Land zu gehen; die fremden Kaufleute mußten ihre Waaren an den Gränzen abſetzen, und durften ſelbſt nicht über die Gränze kommen. In den aſiatiſchen Ländern erſtreckten ſich die National-Rechte bis zum Haſſe gegen alle Ausländer. Den Nachrichten des Hrn. Dow zu Folge haben noch jetzt ſo gar einzelne Stämme oder Kaſten in Indoſtan gewiſſe Vorzüge in Abſicht des Zuganges zu gewiſſen Aemtern, und die andern nebſt allen Fremden ſind gänzlich davon ausgeſchloſſen. Die ſtrengen National-Rechte der Juden ſind allgemein bekannt. Eben ſo bekannt iſt die National-Liebe der Griechen und Römer, welche in ihrer Verachtung der Ausländer ſo weit gingen, daß ſie dieſelben Barbaren nannten.

Ehe die chriſtliche Religion unter den unendlich vielen andern Wohlthaten, welche ſie dem menſchlichen Geſchlechte ertheilte, auch die menſchenfreundliche Lehre, daß alle Menſchen Brüder ſeyn, ausbreitete, hatten alle Nationen gegen einander eine Art von verachtendem Stolze, welcher ſowohl dem Leben und Glücke der damahligen Erdbewohner, als auch durch

die Geſchichte uns ſehr geſchadet hat, weil die Geſchichtſchreiber der polizirten Völker andere Völkerſchaften allzu geringe ſchätzten, um ſichere Nachrichten von ihnen auszuforſchen und mitzutheilen. Daher die Dunkelheit und Ungewißheit ſo vieler, beſonders der nordiſchen Nationen.

Nicht allein Nationen, ſondern auch einzelne Völker einer Nation, hatten gewiſſe Bürgerrechte, die ihnen ſowohl den Reichthum des Landes, als auch die Aemter des Staates, zueigneten. Das athenienſiſche Indigenat war in den früheſten Zeiten ſchon etwas ſo ehrenvolles, daß Caſtor und Pollux als ſie wegen der Entführung ihrer Schweſter Helena wider den Theſeus und die Athenienſer Krieg führten, und ihre Schweſter wieder erhalten hatten, es zur einzigen Friedensbedingung, als der größten Belohnung ihrer Tapferkeit, machten, daß ſie das athenienſiſche Indigenatrecht erhielten. Die National-Liebe der Athenienſer ging zuweilen, ſo wie bey andern Völkern, bis zur Ungerechtigkeit gegen Verdienſte und Vorzüge. Dieſe National-Liebe ertheilte der Venus des Alcamenes den Preis, den die Venus des Agoracritus verdiente. Die Macedonier geriethen in aufrühreriſche Bewegungen, als ſie ſahen, daß Perſer ihren Alexander bedienten, und Aemter von ihm erhielten. Bis auf die Zeit des gefährlichen Krieges gegen die Marcomannen und Quaden, unter der Regierung des Marcus Aurelius, konnten nur diejenigen, welche das römiſche Indigenat hatten, zu Aemtern im Reiche gelangen. Und auch nachher noch blieb das römiſche Bürgerrecht wieder in Gültigkeit, bis Caracalla die Verordnung gab, wodurch alle Unterthanen des Reiches das römiſche Bürgerrecht erhielten.

Die Römer, als allgemeine Menſchenfeinde, hatten die Wolfsart an ſich, daß ſie alle Fremde für Feinde, folglich ſich berechtigt hielten, ihnen Gut, Freyheit, oder das Leben ſelbſt,

ſelbſt, zu nehmen. Weil aber dieſer üble Ruf alle Fremde von den römiſchen Gränzen zurück hielt, die Römer ſelbſt hingegen ihre Länder bevölkert und mit Menſchen häufig beſetzt wiſſen wollten, ſo thaten ſie den Fremden kein Leid mehr, weder an Gut, noch Freyheit, noch Leben; nur ſie lieſſen ihnen doch keinen Genuß der bürgerlichen Geſellſchafts-Rechte zu. Die Fremden durften daher mit römiſchen Bürger-Kindern ſich nicht verheurathen; ſie durften keine bürgerliche Nahrung treiben; ſie konnten zu keinen Ehrenämtern gelangen; ſie hatten ihre Kinder in keiner immerwährenden Gewalt, weil ſolche, wenn ſie mündig waren, aufhörte; ſie durften durch ein Teſtament das ihrige niemand zuwenden, es durfte auch kein römiſcher Bürger dieſelben zu Erben einſetzen, oder ihnen etwas vermachen; ſie konnten auch für vieles Geld nicht einmahl Bürger werden. Unterdeſſen wurden ſie zu Rom, als Einwohner, jedoch nicht länger, geduldet, als bis man ſie ausziehen hieß, welches bey entſtandener Theurung, oder aus andern Urſachen, vielfältig geſchah. Auch ihre Kleider und Trachten waren unterſchieden, und ſie durften keine römiſche Röcke tragen. Der römiſche Götzendienſt wurde ihnen nicht erlaubet, ob ſie gleich die Freyheit, ihre eigene Götzen anzubethen, behielten. Endlich hatten ſie ihren eigenen Gaſtrichter, den man Praetor peregrinorum nannte, und was dergleichen Unterſchied mehr geweſen ſeyn mag.

Die römiſchen Kaiſer hoben aber dieſen Unterſchied oft auf. Denn ſie verkauften vielen das Bürgerrecht, und andern, öfters verdienten, vielmahls aber auch nichtswürdigen Leuten, ſchenkten ſie es; von einzelnen Perſonen ging ſolche Wohlthat endlich auf ganze Truppen von guten Soldaten, ganze Gemeinden von wohlverdienten Städten, ja ganzen Völkern, die ſich um das römiſche Reich wohl verdient gemacht hatten, oder ſonſt der Kaiſer ihre Landsleute geweſen waren, oder ſich auf andere Weiſe in deren beſondere Gnade geſetzt hatten. Ob gleich das römiſche Volk, durch ſolches, an die Fremden verlaſſenes Bürgerrecht, ſich ungeduldig und ſchwierig bezeigte, ſo kam es doch endlich im J. 215 zum gänzlichen Durchbruch, daß der Kaiſer Antoninus Caracalla allen Fremden das römiſche Bürgerrecht, ohne Unterſchied, verliehen, und nicht allein dadurch Rom zur Heimath des ganzen Erdkreiſes gemacht, ſondern auch die Einkünfte ſeines Reiches, beſonders in

dem Rechte vom zwanzigſten Erbtheil, welcher in des Kaiſers Schatz floß, jährlich um viele Millionen vermehrt hat; wobey es denn auch die folgenden Kaiſer lieſſen, und deswegen nur zweyerley Stände der römiſchen Unterthanen übrig blieben; daher auch Juſtinian den Statum ciuitatis & peregrinitatis ausgelaſſen hat.

Weil der Kaiſer *Antoninus*, mit dem Zunahmen Pius, das römiſche Bürgerrecht nicht, wie ſeine Vorfahren, verkaufte, ſondern daſſelbe tugendhaften und rechtſchaffenen Leuten frey ertheilte, ſo legte ihm der römiſche Rath nicht nur den Nahmen Pater patriæ bey, ſondern ließ auch auf denſelben, im J. 140, die Fig. 1658 a) abgebildete Münze ſchlagen, auf deren Hauptſeite das Bruſtbild des Kaiſers, mit der Umſchrift: ANTONINVS AVG. PIVS. P. P. TR. P. COS. III (*), und auf der Kehrſeite die mit einer Lorbeer-Krone umgebene Aufſchrift in 4 Zeilen: S. P. Q. R. AMPLIATORI CIVIVM, (d. i. dem Vermehrer der römiſchen Bürger,) weil er dadurch Rom an Bürgern ſehr vermehrte, befindlich iſt.

Die Verhältniſſe der Staaten gegen einander nach der ſo genannten Völkerwanderung, machten ein anderes Bürgerrecht nothwendig. Gleichwohl haben die meiſten, und in gewiſſem Betracht alle Staaten eine Art von Indigenatrechte. In Polen können Ausländer ſich nicht einmahl liegende Gründe erwerben; und in England muß um ſo mehr ein genaues Indigenatrecht beobachtet werden, da daſſelbe eines von den großen Rechten iſt, welche ſich die Nation in dem berühmten Grundgeſetze, Acte of ſettlement, verſichert hat: „daß niemand, der auſſer den Reichen von „Eng-

(*) *Mediobarbus Biragus* hat zwar andere Aufſchriften, nähmlich TR. P. II und COS. II. (d. i. als er als das zweyte Mahl Zunftmeiſter [Tribunus plebis] oder Burgemeiſter zu Rom geweſen,); allein, da die hier abgebildete Münze mit COS. III., zu der Zeit, als Spanheim ſich als Friedens-Geſandter zu Cöln befunden hat, von dem Commendanten *Bourneville*, zu Bonn, in den Feſtungswerken ausgegraben worden iſt, wie er ſelbſt in orbe Romano, exercit. II. cap. 1, S. 170, bezeuget: ſo hat man ſich von keinen andern Stämpeln irre machen zu laſſen.

„England, Scotland und Ireland, oder den dazu ge„hörigen Gebiethen, geboren iſt, ob er gleich naturaliſirt, oder zum Bürger gemacht worden iſt, ausge„nommen ſolche, die von engliſchen Aeltern geboren „ſind, fähig ſeyn ſoll, ein Mitglied des geheimen Ra„thes, oder ein Mitglied eines der Parlamentshäuſer „zu ſeyn, oder irgend ein Amt oder Stelle weder in „bürgerlichem noch in Kriegs-Stande zu bekleiden, „oder von der Krone für ſich ſelbſt, noch für Andere „an ſeiner Statt, irgend eine Schenkung von Lände„reyen, Lehengütern oder Erbgütern zu erlangen.“ Man machte zwar im Unter-Parlamente, im J. 1709 eine Bill zur Naturaliſation fremder Proteſtanten in England, weil die Vermehrung des Volkes ein Mittel zur Vermehrung des Reichthumes und der Macht einer Nation ſey; allein, eben dieſe Acte wurde, unter eben dieſer Regierung der Königinn Anna ſchon wieder im J. 1711 widerrufen, weil die Erfahrung gelehrt habe, daß daraus zur Kränkung der eingebornen Unterthanen dieſes Reiches und Schaden des Handels und Wohlſtandes deſſelben viele Unbequemlichkeiten entſtanden wären (*). Nach der Zeit iſt man in England ſo weit gegangen, daß ſogar eingeborne Handwerksleute und Manufacturiſten große Schwierigkeiten finden, aus einem Kirchſpiele in ein anderes zu ziehen, und ſich daſelbſt niederzulaſſen (**). Eine Strenge, die den Umlauf der Arbeit und der Induſtrie hemmet!

In Frankreich iſt dieſes Recht gegen die Fremden (Albinos, d. i. alibi natos, Albinagios, Aubinios, Fr. Aubains, daher dieſes Recht das Albinagienrecht, Lat. Jus

(*) A. Andersons Geſchichte des Handels, Th. 6, S. 445, f. vergl. S. 488, f.

(**) Ad. Smiths Unterſuchung der Natur und Urſachen von Nationalreichthümern, aus dem Engl. Th. 1, S. 209, und 211—217.

Jus albinagii, Fr. Droit d'aubaine, heißt, und darunter eigentlich in Frankreich das Recht des Königes, die Güter eines in ſeinen Staaten verſtorbenen Fremden, wenn dieſer nicht naturaliſirt geweſen iſt, in Beſitz zu nehmen, verſtanden wird,) bis auf unſere Zeiten geblieben, wiewohl es jetzt immer weniger ausgeübet wird, und ſeiner völligen Aufhebung ſehr nahe zu ſeyn ſcheint. Der königl. Kammer=Fiscal, *Jean Bacquet*, hat ein eigenes Werk des Aubains demeurans en France, geſchrieben, und darin von allen Beſchwerungen der Fremdlinge in Frankreich ausführlich gehandelt (*). Es beſtehen dieſelben hauptſächlich in folgenden Stücken. Kein Fremdling kann ſich in Frankreich mit unbeweglichen Gütern ankaufen; ihm kann nichts vermachet werden; niemand darf ihn zum Erben einſetzen; er darf auch durch ſeinen letzten Willen, niemand etwas zuwenden, vielmehr fällt ſeine ganze Verlaſſenſchaft dem Könige heim; ihm iſt nicht erlaubt, eine Franzöſinn, oder einer Ausländerinn, einen Franzoſen zu heurathen; er darf durch letzten Willen nichts verſchenken, und dem Könige dadurch den Sterbefall ſchwächen; er kann kein geiſtliches oder weltliches Ehrenamt erlangen; er darf keine Präbende genießen, vielmehr mußte er jährlich noch dem Könige einen Leib=Zins, und, wann er ſich aus dem Reiche begab, ein Abzugsgeld bezahlen.

Als dieſes franzöſiſche Albinagien= oder Gaſt=Recht bey großen Handelsſtädten vielen Verdruß erweckte, weil viele Kaufleute und andere Fremde, ihres Nutzens und Vergnügens wegen, nach Frankreich reiſen, ſo verglich ſich der König mit einigen, als: den Schweitzern, Schotten, Portugieſen, Flämen, Mayländern, Burgundern, den Hanſeeſtädten, den Kaufleuten aus London ꝛc. dahin, daß ſie von dieſem Albinagio befreyet ſeyn ſollten; wiewohl ſich auch

(*) Oeuvres de *Jean Bacquet*, à Par. 1644, f. Auch hat *Ren. Choppinus* de domaniis Franciæ L. 1. Tit. 2. de bonis aduenarum umſtändlich gehandelt.

auch hierin noch verſchiedene Schwierigkeiten bey den franzöſiſchen Schriftſtellern finden, indem einige dieſe Befreyung nur auf eine gewiſſe Zeit, andere auf eine beſondere Art der Handlung, auf eine gewiſſe Geldſumme, oder auf einen gewiſſen Stand von Vornehmen oder Gelehrſamkeit treibenden eingeſchränkt haben; wie denn Lehrende und Lernende auf hohen Schulen, wie auch die Geſandten von allerley Art, nebſt ihren Frauen, Kindern und Bedienten, davon befreyet waren.

Der König von Frankreich, Carl IX., ertheilte auch, dem brandenburgiſchen Herzoge Albert zu Gefallen, ſeinen, in dem Königreiche Preußen wohnenden Unterthanen ein beſonderes Privilegium, v. 12 Febr. 1563, von dem Jure oder Onere albinagii für ſich und ſeine Nachkommen befreyet zu ſeyn (*).

Bey den alten Deutſchen wurde das Recht gegen die Fremden das Wildfangsrecht genannt, wovon ich, ſo Gott will, in W handeln werde.

Dänemark hat auch ſchon in den älteſten Zeiten eine Art von Indigenatrechte gehabt. Herzog Canut der Heilige mußte für die ausländiſchen Künſtler, welche er nach Roſchild zog, das Indigenatrecht erwerben. König Chriſtoph aus Bayern zog ſich durch die vielen Fremden, welche er in ſeine Dienſte nahm, den allgemeinen Haß der Dänen und Schweden zu. Sie erſuchten ihn feyerlichſt, die auswärtigen Hofbedienten abzudanken, und er bewilligte ihnen ihre Bitte. Sie waren unzufrieden, daß er ihnen auch nicht ihre Forderung, die auswärtigen Staats- und Kriegs-Bedienten abzudanken, zugeſtehen wollte. Sein früher Tod hinderte den Ausbruch der heftigſten Empfindlichkeit darüber. In der Wahl-Capitulation des Königes Chriſtian I. wurde die Niederlaſſung und Annehmung

(*) Dieſes dem Herzoge von Preußen, Albert, ertheilte Privilegium findet man bey dem Petr. *Guenoys*, L. X. T. 5, S. 573, dans la conference des ordonnances royaux, diſtribuée en 12 livres, à l'imitation du Code de l'Empereur Juſtinian, à Par. 1607, f.

ung der Fremden eingeſchränket, und dem Gutbefinden des Reichsrathes unterworfen. Im J. 1654 verlangte der däniſche Adel ſo gar, daß die adeligen naturaliſirten Ausländer von den Lehen und däniſchen Adels-Freyheiten ausgeſchloſſen ſeyn ſollten.

Unter den Merkwürdigkeiten der Regierung Sr. Maj. des Königes von Dänemark Chriſtian VII. iſt, nächſt der Vereinigung des ganzen Herzogthumes Holſtein unter ſeinen Scepter, das im J. 1776 beſtimmte däniſche Indigenatrecht die vorzüglichſte. Die königl. Verordnung des Indigenatrechtes lautet alſo:

Das Indigenat=Recht,

wodurch der Zugang zu Aemtern in den königl. Staaten den eingebornen Unterthanen, oder denen, die ihnen gleich zu achten ſind, allein vorbehalten wird.

Gegeben auf dem Schloſſe Chriſtiansburg, d. 15 Jan. 1776.

Publicirt d. 29 Jan. 1776.

Wir Chriſtian der Siebente von Gottes Gnaden, König zu Dänemark, Norwegen, der Wenden und Gothen ꝛc. Herzog zu Schleswich, Holſtein, Stormarn und der Dithmarſchen, Graf zu Oldenburg und Delmenhorſt ꝛc. ꝛc. Thun kund hiermit, daß es ſchon lange unſer Entſchluß geweſen, durch ein Grundgeſetz unter gewiſſen und nöthigen ausdrücklichen Einſchränkungen feſtzuſtellen, daß alle Aemter in Unſern Staaten, es mögen Hof=, geiſtliche, Civil= oder Militär=Aemter, von großer oder geringer Wichtigkeit, ſeyn, an ſonſt niemanden, als eingeborne Landeskinder und die ihnen gleich zu achten ſeyn möchten, vergeben werden können und ſollen. Die Billigkeit ſelbſt will, daß

des

des Landes Dienſt die Kinder des Landes nähre, und die Vortheile im Staate den Bürgern deſſelben zu Theil werden. Die Erfahrung aller Zeiten hat auch gelehrt, daß es in einem Lande, wo für die Erziehung der Jugend Sorge getragen wird, nie an tüchtigen Leuten fehle, wenn der Regent ſie ſuchet. Wir können auch hierbey mit Vergnügen an die Geſchichte Unſers Vaterlandes zurück denken, weil ſie aus allen Ständen Männer aufweiſen kann, die dem Lande gedienet, Ehre gemacht, und es gerettet, und mit der edelſten Entſchloſſenheit ſich, zu ihrem unſterblichen Nachruhm, für die Könige, Unſere Vorfahren, um ihr Regiment zu verherrlichen oder zu befeſtigen, aufgeopfert haben. Um deswillen haben auch die Könige ihr Volk zärtlich geliebet, und dagegen von ihrer zutrauensvollen Liebe die ſtärkſten Beweiſe gehabt, die Sie ſtets in Bereitſchaft gefunden, wenn dieſelben am nothwendigſten und die Zeiten am gefährlichſten geweſen.

Alle dieſe Betrachtungen haben bey Uns den Vorſatz gewirket und unterhalten, durch eine feyerliche und unveränderliche Anordnung die Aemter des Landes den Kindern deſſelben zu verſichern. Denn obgleich der Staat Auswärtige gehabt, und Wir annoch Auswärtige in Dienſten haben, die mit einem rühmlichen Eifer Uns und dem Staate gedient haben, und noch dieſe Stunde zu Unſerer vollkommenen Zufriedenheit dienen: ſo können Wir Uns doch nicht entbrechen, dem Geſetze der Billigkeit, der Liebe und ſelbſt des Gewiſſens zu folgen, wenn Wir nunmehr, nachdem Wir zur Tüchtigkeit unſerer eigenen Jugend gute Anſtalten gemacht und noch ferner zu machen Uns vorgeſetzt haben, in einer ſo landesväterlichen Abſicht gebiethen und befehlen:

I. Es

I.

Es ſoll, von dem Tage dieſes Geſetzes an, für eine nothwendige Eigenſchaft, um in Unſern Königreichen und Landen, Aemter und Bedienungen, wie ſie Nahmen haben mögen, es ſey bey Hofe, oder in dem geiſtlichen, Civil- und Militär-Stande, zu erhalten, geachtet werden, daß die zu befördernde Perſon in Unſern Staaten, oder von ſolchen daſelbſt gebürtigen Unterthanen, die ſich auf Reiſen, oder um Unſers Dienſtes willen außerhalb Landes aufhalten möchten, geboren ſey. Zu dem Ende ſollen Unſere ſämmtliche Collegien, oder wer bey Uns wegen Beſetzung einigen Amtes oder Dienſtes Vorſtellung thut, gleichwie auch ſonſt ein jeder, dem das Ernennungsrecht in Anſehung einiger Bedienung im Staate zuſteht, bey Unſerer Ungnade, genau darauf Acht haben, keine andere als Dänen, Norweger, Holſteiner, oder die ihnen gleich zu achten ſind, vorzuſchlagen; und in allen Vocationen, Briefen und Beſtallungen ſoll ausdrücklich angeführet werden, daß der Impetrant die Eigenſchaften habe, die in dieſer Unſerer unveränderlichen Anordnung feſtgeſetzt ſind.

II.

Den Eingebornen ſollen ferner gleich geachtet werden alle diejenige, die am 29 Jan. 1776 bereits in Unſern und des Staates wirklichen Aemtern und Dienſten ſtehen, obſchon ſie in Unſern Landen nicht geboren ſind.

III.

Den Eingebornen ſollen ferner gleich geachtet und angeſehen werden alle Ausländer von Geburt, die Landgüter oder andere Immobilien, wenigſtens 30000 Rthlr. werth, es ſeyn vollſtändige Freygüter in Dänemark, Eiſen- oder andere Werke und Beſitzthümer in Norwegen, Landgüter in Holſtein, oder

oder Plantagen auf Unſern weſtindiſchen Eylanden, eigenthümlich inne haben, oder nach dieſem durch Erbſchaft, Heurath, Kauf, oder auf andere rechtsmäßige Weiſe, zu eigen überkommen, oder die Häuſer oder Fabriken, wenigſtens 10000 Rthlr. werth, in Unſern däniſchen, norwegiſchen und holſteiniſchen Städten, oder auch Manufacturen und Fabriken auf dem Lande, wo dergleichen ſich befinden und zugelaſſen werden, erwerben und an ſich bringen; doch, daß dieſe Eigenthümer mit rechtsgültigen Beweisthümern klärlich darthun, daß die Beſitzungen ihnen ſelbſt, bis auf obbeſtimmte Summe, zuſtändig ſind.

IV.

Den Eingebornen ſollen weiter gleich geachtet werden die Fremden, die ſich in Unſern Landen niederlaſſen und daſelbſt verbleiben, und mit klaren und gültigen Beweisthümern vor Augen legen, daß ſie in Unſern Handlungs = Compagnien, oder ſonſt in der Handlung Unſerer Königreiche 20000 Rthlr. zu eigen beſitzen und ſtehen haben.

V.

Den Eingebornen ſollen endlich gleich geachtet werden:

1. Die Lehrer, die von fremden Orten nach Unſerer Univerſität Kiel, nach der St. Petri Kirche zu Koppenhagen, zu der Miſſion in Tranquebar, oder auch zu den in unſern Staaten befindlichen reformirten Gemeinen berufen werden; wie auch

2. Die auswärtigen Fabrikanten, Künſtler und Meiſter, die zu einem andern neuen Werke oder Einrichtung in Unſern Staaten vonnöthen ſeyn möchten.

3. Mit den Werbungen bleibt es auf dem bisherigen Fuße, und die Unter = Officiers und Sol-

daten, die ſich durch Tapferkeit in Unſern Dienſten auszeichnen, zu belohnen behalten Wir Uns vor.

VI.

Alle Auswärtige, die, nach vorſtehendem 2ten, 3ten, 4ten und 5ten Artikel, den Eingebornen gleich geachtet und angeſehen werden ſollen, und nun in Unſern Landen oder in Unſern Dienſten ſind, müſſen innerhalb Jahresfriſt, von der Bekanntmachung dieſer Anordnung an zu rechnen, bey Unſerer däniſchen Kanzelley mit ihrem allerunterthänigſten Anſuchen um Ertheilung eines Naturaliſations-Briefes, ſo weit ſie damit nicht bereits verſehen ſind, einkommen, welcher dann auch für ſie gratis auszufertigen iſt. Alle diejenigen, die dieſes nicht in Acht nehmen und erfüllen, werden von Uns unveränderlich als ſolche anzuſehen ſeyn, die ſich von dem Zugange zu Aemtern, den Wir ihnen zugedacht hatten, ſelbſt ausgeſchloſſen haben.

VII.

Die Auswärtigen, die nach dieſem in Unſere Lande kommen, und, nach Maßgebung des 2ten, 3ten, 4ten und 5ten Artikels gleicher Rechte mit den Eingebornen fähig ſind, haben, gegen Entrichtung der gewöhnlichen Abgaben, einen Naturaliſations-Brief auszuwirken, bevor ſie gewärtig ſeyn können, daß ihnen, den Eingebornen gleich, der Weg zu Aemtern offen ſey.

VIII.

In Anſehung Unſerer Pagen ſowohl, als der Cadetten bey den beyden Militär-Etaten, wollen Wir und ſetzen hierdurch ausdrücklich feſt, daß kein Knabe, als der für eingeboren geachtet werden kann, dazu angenommen werden ſolle und möge. Wobey Wir vollkommen verſichert ſind, daß Unſer königliches Haus zu allen Zeiten mit ſeinen Pagen

der-

derſelben unveränderlichen Regel unverbrüchlich folgen, und ſich überhaupt zu einem angenehmen Geſetze machen werde, keine Perſonen beyderley Geſchlechts im Dienſte des Hofes zu gebrauchen, als die eingeboren ſind, oder dafür gehalten werden können. Wie Wir dann auch von nun an alle Stifter und Klöſter in Unſern Staaten einzig und allein Frauen und Jungfrauen aus den Eingebornen des Landes, oder denen, die denſelben gleich geachtet werden, vorbehalten haben wollen.

IX.

Alle Auswärtige, die nicht, nach vorſtehendem 2ten, 3ten, 4ten und 5ten Artikel, den Eingebornen gleich, zur Beförderung und zu Aemtern berechtigt gehalten werden können und ſollen, haben doch, ſowohl als dieſe, vollkommene Freyheit, in Unſern Königreichen und Landen zu wohnen, und ſich in alle die Wege, die Unſere Geſetze und Verordnungen zulaſſen und bisher zugelaſſen haben, zu ernähren, ſollen auch daſelbſt allen Schutz und Achtung genießen, die ein jeder von einer chriſtlichen und milden Regierung nach ſeinem Stande erwarten kann; gleichwie auch ihre im Lande geborne Kinder, wenn ſie in Unſern Staaten verbleiben, insgeſammt für Eingeborne vollkommen geachtet und angeſehen werden ſollen. So ſchließt auch dieſe Unſere Anordnung niemanden in ſeiner Zunft oder Innung davon aus, nach ſeiner Ordnung Aeltermann oder Vorſteher der Zunft zu werden, oder zu andern Stellen dieſer Art zu gelangen.

X.

Da dieſer Unſer hierdurch zu erkennen gegebene Wille und Anordnung in der unwandelbaren Gerechtigkeit und in dem natürlichen Bande, das die Erb- und ſouveränen Könige dieſes Reiches mit Ihrem Volke verbindet, gegründet iſt: ſo ſind

Wir überzeugt, daß die künftigen Regenten stets derſelben Art zu denken folgen werden, und daher erklären Wir dieſe Unſere Anordnung für ein unveränderliches und unverbrüchliches Geſetz des Reiches, welches Wir als König und Vater, allen Unſern eigenen Deſcendenten, heilig zu beobachten und niemahls davon abzuweichen, auflegen; es möchte dann ein ſolcher höchſt beträchtlicher und für den ganzen Staat beſonders wichtiger einzelner Fall, den alle menſchliche Vorſichtigkeit nicht voraus ſehen kann, eintreffen, der eine Ausnahme in dieſem Grundgeſetze unumgänglich nothwendig machte; welches jedoch in ſolchem Falle nie zur Folge gezogen, oder die Kraft und stetswährende Wirkung dieſer Anordnung ſchwächen ſoll.

Aus derſelben Vorſorge für Unſer angeſtammtes Volk, und um daſſelbe bey dem natürlichen Rechte zu handhaben, das Wir durch dieſes Unſer Geſetz haben feſtſtellen wollen, haben Wir Unſern wertheſten und einzigen Bruder, des Erbprinzen Königl. Hoheit erſuchet, für Sich und Seine Deſcendenten eine Verſicherungs-Acte dahin auszuſtellen, daß, falls die Erbfolge dermahleinſt nach Gottes Willen an die andere Linie in Unſerm Hauſe kommen ſollte, dieſes natürliche und billige Geſetz alsdann eben ſowohl ein Grundgeſetz ſeyn und bleiben ſolle. Welche Acte auch Unſer geliebter Herr Bruder mit dem größten Vergnügen unter heutigem Dato ausgeſtellet und zur Aufbewahrung in Unſer Archiv geſandt hat; gleichwie Wir auch wollen, daß zwey von Uns Selbſt unterzeichnete gleichlautende Originalien dieſes Geſetzes bey dem Königs-Geſetze aufgehoben werden ſollen.

Gebiethen und befehlen demnach Unſern Collegien und denen, die in obenſtehendem 1ſten Artikel genannt ſind, oder darunter verſtanden werden

übre

über die Beobachtung dieſes Geſetzes genau zu wachen, und ſich für die Uebertretung deſſelben ſorgfältig zu hüten. Urkundlich unter Unſerm königlichen Handzeichen und vorgedruckten Inſiegel. Gegeben auf Unſerer königlichen Reſidenz Chriſtiansburg zu Koppenhagen, d. 15 Januarii, Anno 1776.

Chriſtian R.

(L.S.)

A. P. v. Bernſtorff. C. L. Stemann. C. L. Schütz.

Die Urtheile der Ausländer über dieſes Geſetz ſind nicht ſehr günſtig, ſo ſehr auch Hr. v. Schirach daſſelbe in ſeiner über das königl. däniſche Indigenat-Recht, Hamb. 1779, auf 16 B. in 4. herausgegebenen Schrift zu erheben geſucht hat. Nach dem Urtheile der beſten Statiſten, iſt daſſelbe wider alle politiſche Klugheit. Die meiſten Dänen ſelbſt ſchämen ſich deſſelben, und zweifeln nicht, es werde nach und nach in Vergeſſenheit gerathen. Denn, ſo gerecht das Incolat- und Indigenat-Recht an und vor ſich, und ſo ſehr es auch in der natürlichen Billigkeit gegründet iſt, ſo iſt doch die Sache hierunter nicht zu weit zu treiben, indem eine gänzliche Ausſchließung der Fremden dem Staate eben ſo ſchädlich, als das auf eine vernünftige Art eingeführte Incolatrecht demſelben nützlich iſt, werden könnte. Ein Landesherr, und beſonders ein ſolcher, der ſeine Staaten mit einer monarchiſchen Gewalt beherrſchet, kann ſich hierin unmöglich die Hände binden laſſen. Als Landesvater wird er allerdings den eingebornen Landeskindern den Vorzug geben. Trifft er aber unter

ter denſelben nicht genug fähige und tüchtige Subjecte an, ſo iſt es ſelbſt zur Wohlfahrt des Landes eine Nothwendigkeit, daß er ſich auch fremder geſchickter Perſonen bey Beſetzung der Aemter und Ehrenſtellen bediene. Und in dieſer Abſicht gebührt ihm auch das Recht, die Incolats- und Indigenats-Briefe zu ertheilen, wobey ausdrücklich voraus geſetzt wird, daß er dazu keine andere, als nur ſolche, die dem Staate wirklich nützlich ſeyn können, zulaſſen werde. Unter dieſer Vorſicht wird die Ertheilung der Incolatsbriefe an Fremde, den Eingebornen ſo wenig nachtheilig ſeyn können, daß es ihnen vielmehr zu einer billigen Anreitzung, ſich und ihre Kinder zu den Dienſten des Vaterlandes immer mehr und mehr geſchickt zu machen, gereichen wird. Denn, wenn bloß der Mangel geſchickter Eingebornen an dem Vorzuge, den man hier und da bey Fremden in Beſetzung der Ehrenſtellen bemerkt hat, Schuld geweſen iſt, ſo iſt es eine natürliche Folge, daß ſolcher alsdann, wenn die Eingebornen ſich dieſer Geſchicklichkeit ſelbſt befleißigen, wegfallen müſſe, indem ein jeder nach Recht und Billigkeit handelnder Landesherr ſich hierzu weit lieber der erſten, auf deren Treue er ſich zu verlaſſen doppelte Urſache hat, als der letztern, bedienen wird. Die Wohlfahrt des Landes fremden Händen anzuvertrauen, iſt bloß ein Nothfall, welcher durch die vernachläſſigten Fähigkeiten der Eingebornen ſelbſt verurſachet wird. Uebrigens verſteht es ſich von ſelbſt, daß die Ertheilung des Incolates und Indigenates, da, wo es die Gewohnheit und Landesverfaſſung eingeführt hat, nur allein der landesherrlichen Gewalt und Beurtheilung zuſtehe. Der Regent muß billig die Beſitzer der Landgüter in ſeinem Lande wiſſen, und kein Fremder muß ohne deſſen Vorbewußt und Conſens dergleichen ankaufen; er würde ſonſt weit geringer, als ein jeder Gutsbeſitzer, ohne

deſſen

deſſen Bewilligung kein Bauer ſeine Nahrung verän- dern kann, geachtet werden.

Daß man in Dänemark das Andenken des eingeführten Indigenates, Dän. Infōds-Retten, durch Medaillen oder Jetons verewiget haben würde, war ſehr wahrſcheinlich; doch habe ich in den neuern numismatiſchen Werken, (ſelbſt in des kön. däniſchen Juſtizrathes und Prof. Hrn. Jo. Heinr. Schlegels Sammlung zur däniſchen Geſchichte, Münzkenntniß, Oekonomie und Sprache, deren 2ter Band zu Kopenh. 1776, in gr. 8. an das Licht getreten iſt,) keine Nachricht davon angetroffen. Ich erkundigte mich deshalb bey den größten numismatiſchen Gelehrten und Liebhabern in Berlin, welche aber insgeſammt verſicherten, nie davon etwas geſehen, geleſen, oder gehört zu haben. Es wurde ſo gar nach Kopenhagen deshalb geſchrieben; man erhielt aber zur Antwort, daß dergleichen gar nicht exiſtire. Nach beynahe halbjährigem vergeblichen Nachforſchen und Bemühen, erfreute mich mein verehrungswürdiger Freund, Hr. Prof. D. Knape in Berlin, eben da vorſtehender Artikel ſchon zum Druck geſetzt war, durch Verſchaffung vier ſolcher Medaillen in natura, welche man hier in natürlicher Größe, Fig. 1658 b), c), d) und e), abgebildet findet. Die erſte, größere, iſt in Silber, 7⅝ Loth ſchwer, auf Veranſtaltung der Regierung, die andern drey aber, ſind, in Silber, jede 1½ Loth ſchwer, auf Veranſtaltung verſchiedener däniſcher Patrioten, gepräget worden. Der Stämpel iſt vom Hof-Medailleur Dan. Jenſſen Adzer.

Fig. 1658 b), auf Veranſtaltung der Regierung. Av. Das Bruſtbild Sr. Maj. des Königes, mit der Umſchrift: CHRISTIANUS VII D. G. REX DAN. NORV. VAND. GOTH. Unten: D. I. Adzer. Fecit. Rev. Eine ſitzende Göttinn der Römer, Pietas, mit 3 vor ihr ſtehenden Kindern, deren einem ſie die rechte Hand reichet; mit der Umſchrift: PIETAS

AVGVSTA. Exergue: D. XXIX JANUARII A. MDCCLXXVI. D. J. Adzer. F.

Fig. 1658 c), auf Veranſtaltung der Herren Staatsminiſter Grafen Thott, Schack-Rathlou, und Eickſtedt; des Hrn. Oberſchatzmeiſters, Grafen Schimmelmann; der H. H. geh. Räthe, Gregers Juel, und Grafen Godſche Moltke; des Hrn. Hof-Marſchalles von Schack, und des Hrn. Staatsſecretärs v. Guldberg. Av. Die vor einem Altare ſtehende Pietas, mit einer Opferſchale in der rechten Hand; vor ihr, 3 Kinder, welche nach ihr reichen. Umſchr. PIETAS CIVIUM. Exergue: D. XXIX JANUARII MDCCLXXVI. Linker Hand, über der Exergue, im Winkel: D. I. A. Rev. Eine aus Eichenblättern geflochtene Corona civica, mit den Worten PATRI PATRIÆ, in der Mitte; OB JURA, über, und CIVIUM ASSERTA unter dem Kranze.

Fig. 1658 d), auf Veranſtaltung des Hrn. geh. R. v. Linſtow, und des Hrn. geh. Conferenzrathes und Ober-Kammerjunkers von der Lühe. Av. Ein brennender Altar, mit dem däniſchen Wapen; zu beyden Seiten, zwey Säulen, mit dem gekrönten Buchſtaben C an der einen, und den gekrönten Ziffern VII, an der andern. Inſchr. LEGISLATORI SACRUM. Unten: D. J. Adzer. Fec. Rev. Minerva, mit der Linken auf eine neben ihr liegende Weltkugel zeigend, und in der Rechten eine im Gleichgewichte befindliche Wageſchale haltend; neben ihr zur Rechten ein Löwe. Inſchr. PRO PATRIA ET ORBE. Exergue: JUS IND. STAB: XXIX JANUARII MDCCLXXVI. Linker Hand, über der Exergue, im Winkel: D. J. A.

Fig. 1658 e), auf Veranſtaltung des Hrn. geh. R. v. Hielmſtierne, und des Kammerherren Bar. v. Roſencrone. Av. Ein römiſcher Kaiſer, ſtehend, deſſen Haupt mit einem Lorbeerkranze umgeben iſt; einer vor ihm knienden römiſchen Frau, welche in der Lin-

Linken das däniſche Wapen hält, die rechte Hand reichend. Inſchr. TANTUS AMOR POPULI. Exergue: D. J. Adzer. Fec. Rev. Ein auf einem, mit einer befranſeten Decke behängten, Tiſche liegendes aufgeſchlagenes Buch, auf deſſen beyden Blättern die Worte: LEX DE INDIGENIS ſtehen. Exergue: PROMULGATA D. XXIX JANUARII MDCCLXXVI. Linker Hand, über der Exergue, im Winkel: D. J. A.

Incontro, ein unter den Kaufleuten gebräuchliches italiäniſches Wort, welches ſo viel als Gelegenheit oder Mittel anzeigt. Alſo ſagt man: Ich habe *Incontro* gefunden, des Herren *Remeſſa* zu verhandeln, d. h. ich habe Mittel oder Gelegenheit gefunden, Ihre mir zugeſchickte Waaren zu verkaufen. Daher kommt das gleichfalls gebräuchliche Wort der Kaufleute incontriren, d. i. Gelegenheit oder Mittel finden.

Inconnue-Cheneau, oder Fondante de Breſt; Inconnue la Fare, gewiſſe Arten Birnen; ſ. Th. V, S. 441, 458.

Incourant, iſt das Gegentheil von Courant, oder Current, und heißt folglich ungangbar, nicht gangbar, nicht geſucht. Hauptſächlich findet man dieſes Wort in einigen holländiſchen gedruckten Handlungs-Tractaten.

Incruſtat, oder Rindenſtein. Die Incruſtate werden ſonſt auch incruſtirte Körper genannt; eine Benennung, bey welcher man auf die eigentliche Beſchaffenheit dieſer Körper geſehen hat, die mit einer feſten Steinrinde oder Cruſte (L. Cruſta, Fr. Croûte.) überzogen ſind. Eben das iſt die Bedeutung des lat. Nahmens Incruſtata. Die übrigen Benennungen, als: des Wallerius, Porus aqueus circa alia corpora concretus; des Linné, Stalactites (cretaceus) incruſtatus, und Stalactites vegetabilia incruſtans; des Cartheuſer, Corpus animale aut vegetabile, vel non vel parum mutatum, cortice ſ. cruſta minerali obductum, und dergleichen Beſchreibungen mehr, gehen auf die Be-

ſtandtheile und Entſtehungsart der Incruſtate. Der franzöſiſche Nahme Incruſtations, und der holländiſche, een Stalactit en verſteend Waater *Leers* drucken ebenfalls die Sache ſelbſt aus.

Unter Incruſtate werden diejenigen Körper des Thier- oder Pflanzen-Reiches verſtanden, welche mit einer Rinde von Toph- oder Tropf-Stein überzogen ſind. Da nicht allein die Körper des Pflanzenreiches, ſondern auch verſchiedene Körper des Thierreiches, als: Muſcheln und Schnecken, Eyer, Hörner, Knochen u. d. gl. überſintert werden können, ja auch ſogar oft in einem ſolchen Zuſtande angetroffen werden, ſo iſt der Begriff des Linné (1) zu enge, wenn er bey den Incruſtationen nur der Vegetabilien gedenkt. In der ältern Ausgabe hingegen, und in der Beſchreibung des teſſiniſchen Cabinetes hat er ſich allgemeiner Ausdrücke bedient, und hierdurch dieſen Fehler vermieden. Eben ſo unzureichend iſt der Begriff des Hrn. Rath Baumer (2), wenn er ſagt: „manche Toph-Steine haben die Figur der Körper behalten, um welche ſich die weiche, aus dem Waſſer niedergeſchlagene Topherde angelegt hatte.“ Denn es muß nicht eben ein Tophus ſeyn, welcher die Incruſtate bildet, ein Tropfſtein kann eben das hervor bringen, wie man beſonders an den incruſtirten Moſen ſieht. Darin aber hat Hr. Baumer Recht, daß er dieſes zu einem weſentlichen Kennzeichen eines Incruſtates macht, daß ſolches die Figur des Körpers behalten haben muß, welche die Gelegenheit zur Ueberziehung gegeben hat. Denn unförmliche Klumpen, wenn auch gleich darin fremde Körper des animaliſchen oder vegetabiliſchen Reiches verborgen liegen, gehören eigentlich nicht unter die Incruſtate, ſondern überhaupt unter die Toph-

und

(1) Syſtema naturæ, 1768, p. 183, n. 1.

(2) Naturgeſch. des Mineralr. Th. 1, S. 190.

und Tropf-Steine; es wäre denn, daß dieſe Körper auſſer ihrer Mutter noch mit einer beſondern Cruſte umgeben wären.

Von den Toph- und Tropf-Steinen, welche eigentlich die Incruſtate bilden, werde ich an ſeinem Orte handeln. Hier iſt nicht von demjenigen, was den Körper überzieht, ſondern von denen Körpern, welche man überzogen antrifft, die Rede. Aus dem Vorhergehenden erhellet, daß ein Incruſtat zwey weſentliche Kennzeichen haben müſſe. Es muß 1) ein natürlicher Körper ſeyn, d. h. ein ſolcher Körper, der ſich noch in ſeinem natürlichen Zuſtande befindet, und welcher weiter keine Veränderung erlitten hat, als diejenige, welche ſeine Ueberziehung nothwendig machte. Dieſer Körper muß 2) mit einer Cruſte überlegt ſeyn. Wenn ich z. B. ein incruſtirtes Holz nehme, ſo habe ich hier wahrhaftiges natürliches und unverändertes Holz, um welches ſich der Stalactit angelegt hat; Holz, welches keine Veränderung erlitten hat, auſſer daß es etwann durch die Feuchtigkeit mürber geworden iſt. Wenn ich eine incruſtirte Conchylie nehme, ſo hat dieſelbe ihr völliges Weſen behalten, nur daß ihr das Waſſer die Farbe genommen hat. So iſt es mit allen übrigen incruſtirten Körpern; ich kann mir dieſelben als Körper vorſtellen, die nur durch einen Zufall zuſammen gerathen ſind, die ich auch folglich wieder von einander trennen kann. Mit den Verſteinerungen hat es eine ganz andere Beſchaffenheit; denn bey denſelben iſt eine ſo genaue Vereinigung eines natürlichen Körpers und der ſteinartigen Materie, daß man beyde nicht mehr trennen kann, es wäre denn in manchen Fällen durch das chemiſche Feuer, alſo durch ihre gänzliche Zerſtörung. Es folgt daraus, daß die incruſtirten Körper in keiner Rückſicht unter die Verſteinerungen gehören, ob man ihnen gleich unter den

eigent-

eigentlichen Foſſilien den Ort nicht ſtreitig machen kann.

Wenn man unter einem Incruſtat einen Körper, welcher überzogen iſt, verſteht, ſo iſt ferner richtig, daß ein Toph= oder ein Tropf=Stein, welcher nur eine Fläche bedeckt, kein Incruſtat ſey, daher der Salz=Stein (Schepp, Schöpp, Scherp, Pfannenſtein,) welcher ſich an die eiſernen Pfannen bey dem Salzſieden anſetzt, eigentlich unter die Keſſelſteine, und nicht unter die Incruſtate, wohin man ihn insgemein zählet, gerechnet werden muß (3). Hr. Vogel zählt auch den eigentlichen Beinbruch oder Knochenſtein (Oſteocolla), ſo wie er in der Churmark gefunden wird, unter die Incruſtate, und widerlegt Hrn. Wallerius, welcher ſie zu den Verſteinerungen rechnet. Cartheuſer (4) will hieher auch die im Bernſtein eingeſchloſſenen Inſecten rechnen.

Die Beſtandtheile der Incruſtate, ſagt Hr. Hofr. Walch (5), ſind nicht alle von einerley Art, je nachdem das Waſſer, welches dieſes Incruſtat macht, in ſeinen unterirdiſchen Gängen, die es durchläuft, bald dieſe bald jene Erdart mit abgeſpühlt und in ſich genommen hat. Die kalkigen ſind die gewöhnlichſten, doch gibt es auch gypſige, märgelige und ſandige. Zuweilen hat ſich ein Eiſenocher, der ſich durch ſeine gelbe Farbe verräth, mit eingemiſcht. Wenn ſolcher ſich mit dem Sande vereiniget, ſo entſteht daraus eine ſehr feſte Tophart. Ob die Rinde des Incruſtates lockerer oder feſter iſt, hängt von der Feinheit des Kornes ab, und ſelbſt in die Regelmäßigkeit des Incruſtates hat dieſes einen großen Einfluß; daher iſt auch die eine immer feiner als die andere. Eben ſo iſt es mit der Farbe der Incruſtate. Die weiße iſt die gewöhnlichſte,

(3) S. Vogels pract. Mineralſyſtem, S. 257.
(4) Elementa mineralogiæ, S. 99.
(5) Naturgeſch. der Verſteinerung. Th. 1, S. 63, f.

lichſte, welche auch die eingeſchloſſenen Körper am be-ſten erhält. Die gelbe und rothe Farbe zeuget von ei-nem Eiſenocher, welcher die alkaliſchen Körper leicht auflöſet und zerſtöret, daher man auch im gelben Tophſtein nicht ſo häufige Incruſtate, als im weißen, findet. Eben dieſes gilt auch von dem grünlichen Toph, wenn die grüne Farbe in einer Kupferſolution, und folglich in einem vorhandenen ſauern Weſen, ihren Grund hat.

Ferner muß man die Incruſtate von einigen andern Naturproducten, mit welchen ſie leicht verwechſelt wer-den können, und zwar zuvörderſt von den Verſteiner-ungen, ſorgfältig unterſcheiden. Es kommen unter den Incruſtaten Fälle vor, wo auch ein geübter Ken-ner bisweilen in Ungewißheit gelaſſen wird, bis ihn eine genauere Unterſuchung überzeuget, daß er keine Verſteinerung, ſondern nur ein Incruſtat, vor ſich habe. Der Fall iſt beſonders alsdann möglich, wann die Cruſte eine größere Härte, als ſonſt gewöhnlich iſt, an ſich nimmt. Hr. v. Bondaroy (6) führt ein Beyſpiel von dem Holze an, welches ich wiederhohlen muß. „Es geſchieht auch nicht ſelten,“ ſagt er: „daß man bloße Ueberziehungen für wahre Verſteinerungen anſieht. Es iſt bekannt, daß das Waſſer aus einigen Quellen einen ſteinichten Saft abſetzt, und daß es ver-ſchiedene Stücke, die man in daſſelbe wirft, damit überzieht. Man überzeugt ſich aber in kurzem, daß es ſelbige nur mit einer Rinde überzieht, wenn man ſie zerbricht, und den Kern in der Mitte findet, oder das Inwendige von dieſer Ueberziehung leer antrifft, wenn die Pflanze, oder das Holz, daran es ſich gelegt hat, mit der Zeit verweſet iſt. Es iſt mit allen von Waſſer gemachten Ueberziehungen nicht alſo beſchaffen. Es gibt deren einige, die uns leicht in Irrthum bringen kön-

(6) Mineralog. Beluſtig. Th. 5, S. 425.

können. Man findet in Cabineten Stücke, die äuſſerlich wie ein Bret von Tannenholz ausſehen; man ſieht die Holzadern, die länglichen Fibern, die Aeſte, und ſo gar die von der Säge gemachten Züge daran; und wenn man ſie zerbricht, ſo findet man, daß dieſe Steine ſchichtenweiſe immer eine über die andere gebildet ſind. Guettard aber behauptete, daß dieſe vermeinte verſteinerte Tannenbreter nichts anders ſeyn, als ſteinerne Rinden, die ſich ſehr genau auf den Bretern von dieſem Baume, deren man ſich bedient, das Waſſer auf Mühlen zu leiten, gebildet haben. Das Sediment, welches dieſe Steine macht, bildet ſich ſehr genau auf den Bretern, auf welche das Waſſer geleitet wird, und bildet auf der Seite, mit welcher das Sediment ſich auf dem Brete anlegt, alles ſehr genau ab, und ſo, wie es ſich nach und nach anſetzt, formiret es Schichten, welche leicht triegen können.“ Die Sache iſt richtig, und dergleichen ſteinerne Breter werden vom Tophſteine noch an mehrern Orten, z. B. zu Kößnitz bey Naumburg an der Saale, gemacht. Allein, ſolche Beyſpiele gehören, nach dem Begriffe, den man ſich von Incruſtaten macht, eigentlich nicht darunter; denn ein Incruſtat muß keinen Abdruck eines fremden Körpers darſtellen, ſondern den Körper überzogen haben. Wollte man aber ja, um dieſen Bretern einen eigenen Nahmen zu geben, den Begriff eines Incruſtates ein wenig weitläuftiger nehmen, ſo müßte man ſie Incruſtaten-Abdrücke nennen, um ſie dadurch von den wahren Abdrücken zu unterſcheiden. Indeſſen iſt mit dieſem allen die Frage, wie man ein Incruſtat von einer wahren Verſteinerung unterſcheiden könne, noch nicht entſchieden. Ich habe ſie aber ſchon vorher beantwortet. Incruſtate kann man ſich als Körper vorſtellen, welche nur durch einen Zufall zuſammen gerathen ſind, die ſich in ihrem Weſen nicht innigſt vereinigen, die folglich auch wieder von einander

der getrennet werden können. Bey Verſteinerungen hingegen findet eine ſo genaue Vereinigung des Körpers und der ſteinartigen Materie Statt, daß man ſie weiter nicht von einander trennen kann.

Allein, wie unterſcheidet man ein Incruſtat von den Abdrücken im Steinreiche? Ich habe vorhin geſagt, daß es auch Incruſtaten-Abdrücke gibt. Sie kommen am gewöhnlichſten in den Blätter-Tophen vor. Hier hat der Tophus alle Fibern der Blätter ſo genau ausgefüllt, daß, wenn man einen ſolchen Tophus von einander bricht, man einen genauen Abdruck eines Blattes auf der einen Hälfte, das Blatt ſelbſt aber auf der andern, antrifft. Man unterſcheidet dergleichen Abdrücke gar leicht daran, daß ſich an einem ſolchen Körper dasjenige vertieft vorſtellt, was bey dem Körper in ſeinem natürlichen Zuſtande erhaben iſt, und umgekehrt. Eigentliche Abdrücke verſteinter Körper aber kann man von einem Incruſtate deſto leichter unterſcheiden, theils daran, weil das Incruſtat ein eingehüllter fremder Körper iſt, da hingegen ein Abdruck den ehedem da gelegenen Körper entblößt darſtellt; theils daran, weil ein Incruſtat am gewöhnlichſten toph- oder tropfſtein-artig iſt, die Abdrücke im Steinreiche aber auf Kalk- Thon- Sand- oder Horn-Steinen angetroffen werden.

Man hat auch koralliniſche Incruſtate. Ich meine hier nicht die incruſtirten Korallen, denn dieſe gehören unter die Incruſtate überhaupt; ſondern zuweilen findet man Horngewächſe, oder andere feſte Seekörper, mit einer koralliniſchen Maſſe überſponnen, welche entweder roth oder weiß iſt. Nach der Meinung der Neuern ſind dieſes Arbeiten der Polypen (7), welche man von einer tophartigen Rinde an der Feinheit des koralliniſchen Weſens leicht unterſcheidet.

Was

(7) Walch Naturgeſch. der Verſteiner. Th. 1, S. 63.

Was diejenigen Körper, welche einer Incruſtation fähig ſind, betrifft, ſo ſind es faſt alle Körper des vegetabiliſchen, und ſehr viele aus dem animaliſchen Reiche. Man findet daher Holz, Reiſig von Holz, Kräuter, Knochen, Schnecken und Muſcheln, in einem ſolchen Zuſtande. Man muß aber die künſtlichen Incruſtate von den natürlichen unterſcheiden. Man pflegt z. B. in dem Carlsbade, Krebſe, Eyer, Sträuße, in den Gradierhäuſern Vogelneſter mit den Eyern und ohne dieſelben, ja die Vögel ſelbſt, zu überſintern. Dieſes nenne ich künſtliche Incruſtate, weil Menſchen ſie gemacht haben und noch täglich machen können. Man hat aber auch Incruſtate, wozu Menſchenhände nichts beygetragen haben, und von dieſen handle ich jetzt. Einige Körper ſind einer Incruſtation nicht wohl fähig, und das ſind beſonders alle weiche und fleiſchige Körper, welche eher verfaulen als überzogen werden können. Man will daher von incruſtirten Kräutern und Blättern bemerkt haben, daß es nicht ſo wohl friſche Kräuter und Blätter wären, weil dieſe ebenfalls der Fäulniß zu ſehr ausgeſetzt ſind, ſondern es ſind ausgetrocknete und dürre Blätter und Kräuter geweſen, welche nun der Fäulniß widerſtehen konnten. Körper aus der See findet man an Orten auſſer der See, wo Incruſtate liegen, nicht leicht aber an der See, und, wie wir bald hören werden, in der See ſelbſt, werden dieſelben gefunden. Venette bemerkt daher, daß an den franzöſiſchen Küſten gewiſſe Meergewächſe mit einem aſchfarbigen Lehm überzogen wären, und daß die Korallen mit einer lehmigen Materie von verſchiedenen Farben, welche in dem Waſſer hart wird, überzogen ſeyn. In den Tophſteinbrüchen findet man gemeiniglich Producte des Landes, welche nahe herum befindlich ſind, Gräſer, Holzreiſer, Schilfe, Knochen u. d. gl.; ſind es ja Producte der ſüßen Wäſſer, ſo ſind ſie gewiß durch Fluthen dahin geführet worden. Man erwarte

alſo

alſo in dergleichen Brüchen keine Knochen von ausländiſchen und unbekannten Thieren, keine exotiſche Kräuter, keine Producte der See (8). Die Incruſtate erſcheinen freylich in einer gar verſchiedenen, bald größern bald geringern Schönheit. Dieſes rührt zuvorderſt von der Materie ſelbſt her; iſt dieſe grob und unanſehnlich, ſo wird ſie ſchwerlich ein feines Incruſtat bilden, welches freylich weit beſſer ausfallen muß, wenn die Materie feiner iſt. Auch alsdann kann ein Incruſtat verunſtaltet werden, wann ſich mehrere Materie um daſſelbe herum legt, als zur Ueberſinterung nöthig iſt. Daher findet man oft fremde Körper in unförmlichen Klumpen, wo man ſie nicht vermuthet hätte. In Tophſteinbrüchen oder in überſinternden Wäſſern iſt dieſer Fall nicht ungewöhnlich.

Dieſes führt mich näher auf diejenigen Körper, welche andere Körper incruſtiren können. Die Eigenſchaft zu incruſtiren, beſitzen:

1. alle Sohlen, wenn ſie gradiert werden. Die Salzſohlen führen mehr oder weniger Erdtheile in ſich, aber keine iſt ganz leer davon. Dieſe Erdtheilchen legen ſich theils um die Reiſer und Dornen in den Gradierhäuſern, theils ſetzen ſie ſich an die innere Oberfläche der Pfannen an, wo das Salz geſotten wird, und erzeugen den ſo genannten Pfannenſtein; theils bleiben ſie mit einer gewiſſen Quantität der Salzſäure verbunden, in derjenigen dicken Feuchtigkeit, welche nach dem Anſchießen des Salzes übrig bleibt und die Mutterſohle genannt wird. Hr. Cartheuſer (9) unterſuchte dieſen durch die Sohle erzeugten Rindenſtein, und fand, daß er aus einer Kalkerde beſtehe; von einer Bitterſalzerde fand er nicht

(8) Walch, a. ang. O. S. 64. Venette von den Steinen, S. 21.

(9) Cartheuſer's mineralog. Abhandlungen, 2 St. S. 89, f. 97.

nicht die geringſte Spur, wohl aber etwas von einer zähen thonigen Erde. Herr Weſtfeld (10) glaubt hingegen, daß die Erde, welche die Reiſer in den Gradierhäuſern überzieht, insgemein durchaus gypsartig ſey; und wenn ſie auch bisweilen mit Scheidewaſſer brauſe, ſo laſſe ſie ſich doch in dieſer Säure nicht gänzlich auflöſen, ſondern es bleibe allemahl ein großer Theil Gyps zurück. Dieſer Gyps wird, ſeiner Meinung nach, erſt unter dem Gradieren des Salzwaſſers erzeuget. Es iſt möglich, wenn wir verſchiedene Salz-Werke annehmen, daß einige eine Kalk-, andere aber eine Gyps-Erde bey ſich führen; genug, daß wir wiſſen, eine jede Salzſohle kann incruſtiren. Herr Leib-Arzt Vogel (11) glaubt ſo gar, daß ein jedes Quell-Waſſer, wenn es, ſo wie die Sohle, durch Reiſig laufen und tröpfeln müßte, incruſtiren würde. Es iſt dieſes um ſo viel wahrſcheinlicher, weil man gewiß ſehr wenige Wäſſer finden wird, welche ganz rein ſind; denn faſt alle haben fremde Erdtheilchen in ſich (12).

Das Vermögen zu incruſtiren, beſitzen 2. diejenigen Wäſſer, welche viel Kalkſtein und Selenit in ſich haben, und daher aus kalkſteinigen oder ſelenitiſchen Gebirgen kommen. Dergleichen Wäſſer gibt es ſehr viele. Alle Wäſſer führen fremde Theilchen bey ſich, welche bald erdig, bald ſalzig, bald ſchwefelig ſind. Die erdigen Theile des Waſſers ſind größten Theils kalkartig, doch ſo fein und zart, daß ſie nicht geſehen werden, und ſo leicht, daß ſie von dem Waſſer getragen werden. Setzt nun das Waſſer dieſelben ab, und legt ſie um fremde Körper an, ſo entſtehen daraus Incruſtationen; ſinken ſie bloß zu Boden, ſo entſteht daher ein Tophſtein. Indeſſen incruſtiren doch nicht alle Wäſſer; entweder, weil ſie nicht genug erdige Theile

(10) Mineralog. Abhandlungen, 1 St. S. 64.
(11) Practiſches Mineralſyſtem, S. 257.
(12) Walch ſyſtemat. Steinreich, Th. 2, S. 7, f.

Theile bey ſich haben, oder, weil das Waſſer zu ſchnell fließt. Hingegen hat man auch Wäſſer, welche ganz auſſerordentlich incruſtiren. So findet ſich z. B. in dem weſtlichen Theile von Island ein See, welcher beſtändig raucht, ob er gleich ſehr kalt iſt; dieſer verwandelt alles, was man hinein wirft, in Stein. Wenn man einen Stock hinein ſteckt, ſo wird derjenige Theil, welcher den Grund berührt, in Eiſen verwandelt, oder eigentlich mit einem Eiſenocher überzogen. In der Normandie iſt ein Bach, welcher alles, was man hinein wirft, in Stein, und zwar in einen ſo harten Stein verwandelt, welcher am Stahl Feuer ſchlägt.

Endlich beſitzt dieſes Vermögen auch 3. das See-Waſſer. Wie man von dieſem Waſſer zuverläſſig weiß, daß es viel Salz in ſich hat, ſo iſt auch zuverläſſig, daß es ſo wenig, als ein jedes anderes Waſſer, von erdigen, und beſonders von kalkigen Theilchen frey ſeyn werde. Man ſieht dieſes nicht allein an dem See-Tophus, welchen man in den Cabineten vorzeigt, ſondern auch aus demjenigen, was Hr. Hofr. Walch [13] aus dem Donati erzählt. Donati redet nicht nur von dem See-Tophus überhaupt, ſondern er ſetzt noch hinzu: „Ferner iſt am Boden des adriatiſchen Meeres merkwürdig, daß auf demſelben ein gewiſſer Ueberzug oder Decke liegt, die aus Cruſtaceis, Teſtaceis und Polyporis beſteht, welche mit Sand und Erde vermiſcht, auch guten Theils verſteinert ſind. Dieſe Bedeckung wird auch immer dicker, weil ſolche Körper ſich vermehren, und nach und nach zu Stein werden, wodurch der Boden des Meeres ſich ſelbſt erhöhet.“ Dieſe Bemerkung des Donati macht es nothwendig, auch ſandartige Incruſtate anzunehmen, welche aber wohl nur bloß für die See gehören; was man

(13) Walch Naturgeſch. der Verſtein. Th. 1, S. 61, f.

auſſer der See von Incruſtaten findet, gehört unter die kalkartigen Steine, welche zum Theil bloß kalkartig, zum Theil ſelenitiſch ſind, insgeſammt aber mit den Säuren brauſen. Von den übrigen Meeresgegenden hat man zu wenig Nachrichten, als daß man mit Gewißheit ſagen könnte, ob ſich in denſelben auch Incruſtate finden; von einem Theile der Oſtſee aber beſitzt Hr. Diac. Schröter ein Beyſpiel. Es iſt ein ſand- und ocherartiges Convolut, in welchem unter andern natürliche Kohlen eingeſchloſſen ſind, welche ſich ſo wenig verändert haben, daß ſie, wenn man von ihnen die Cruſte ablöſet, noch abfärben und ſchreiben; dabey iſt das Convolut ſo feſt, daß es nur mit Gewalt zerſchlagen werden kann.

Es iſt übrigens merkwürdig, daß ein Bach, welcher die Kraft hat, zu incruſtiren, dieſes Vermögen verlieren kann. Cartheuſer (14) bemerkt dieſen Umſtand von dem Poetenbrunnen bey Frankfurth an der Oder, welcher ehedem incruſtirte, nun aber dieſes Vermögen verloren hat. Man darf aber deswegen nicht annehmen, daß dieſes und ähnliche Waſſer keine Kalktheilchen mehr in ſich hätten; aber dieſes kann man annehmen, daß die Kalktheilchen feiner geworden ſind, auch vielleicht ſich ſparſamer in dem Waſſer befinden, und daß das Waſſer ſelbſt eine gewiſſe bindende Kraft verloren habe, dergeſtalt, daß, wenn auch das Waſſer einige Kalktheilchen auf einen natürlichen Körper fallen ließ, dieſelben nicht auf dem Körper hängen bleiben, ſondern von dem folgenden Waſſer ſogleich wieder abgeſpühlet werden. Der Fürſten-Brunnen bey Jena (ſ. oben, S. 317,) gibt eben dieſe Erſcheinung, welcher nur an einem gewiſſen Orte zu incruſtiren pflegt.

Was

(14) *Oryctographia Viadrino-Francof.* S. 54, f.

Was die Oerter betrifft, welche Incruſtationen liefern, ſo übergehe ich hier die berühmten Höhlen, Tophſteinbrüche, Gradierhäuſer, u. d. gl. und ſpreche nur von denen Quellen und Wäſſern, welche, wie unſere Vorfahren es nannten, verſteinern, oder welche das Vermögen zu incruſtiren beſitzen.

Die vorzüglichſten Schriften davon habe ich im 3 B. des neuen Hamb. Magaz. S. 118, fgg. nahmhaft gemacht, auch hat Ge. Mich. Schneider in einer Abh. de fontium lapidescentium natura, Vitemb. 1721, 4. verſchiedener ſolcher Quellen gedacht. Oben an ſetzt er das Carlsbad; alsdann gedenkt er eines ſolchen Wäſſers in dem Hildesheimiſchen, eines andern aus Gothland; das rothe Meer bey dem Buſen Heroo, ſoll ſo gar dieſe Kraft haben, wie Theophraſt verſichert. Bey Alfeld in Langenholtenſen iſt auch ein ſolcher Bach; in China ein anderer; noch einer bey Ternate; der Fürſtenbrunnen bey Jena, und der Poetenbrunnen bey Frankfurth deren kurz vorher Erwähnung geſchehen iſt. Einer Quelle in Island, und einer andern in der Normandie, habe ich oben, S. 53., gedacht. Leſſer nennt, in ſeiner Lithotheologie, S. 526, f. folgende Quellen und Wäſſer: Zu Albano, 1 Meile von Padua; bey Landshut, in Schleſien; die kleine See in Italien, Lago del pie di Lugo; den Goldbrunnen zu groſzen Furre; bey Neuſtadt, in Oeſtreich, auch ein Brunnen, den Geſundbrunnen zu Skarichim; eine Quelle zu Edingen, an den ſaarbrückiſchen Gränzen. In Dúlac Memoires pour ſervir à l'hiſt. nat. &c. werden, im 1 Th., aus Lionnois, Forez und Beaujeolois, einige Quellen beſchrieben, welche incruſtiren. Ein Bach zu Authieux, zu Pont l'Eveque gehörig, incruſtirt ſo ſtark, daß alles, was man hinein wirft, eine Stahlhärte erlangt, nur die Knochen nicht; dieſe werden mürbe. Eine ganze Menge erzählt Kirchmeyer, de corporibus petrificatis, Vitemb. 1664, 4. §. 13. Tales in Germania noſtra, ſagt er, & circa Badenas quidem Helueticas, Tigurinae, Egliſonenſes, Engenenſes & Andernacinae, Carthuſianae circa Francofurtum ad Oderam; in Bohemia, Volckamenſes & Carolinae; in Hungaria, Thermae Samnitiae, Roſalinae dictae, Johanneae & Cepuſianae; in Italia Anienis Albulae, Velini, Nariſque aquae; in Gallia juxta Clarimontium, Auerniae fontem Saulſenſes, Roſſilonen-

ſes & Veronaeae; in Graecia, Mnaſariae in Theſſalia, & Euboeae; in Anglia, lymphae, in Praefectura Bedfordiae & in Cambria itemque in Brigantinis, Anglis Yorkſhire, aliaeque in Norvegia, Iſlandia, aliisque locis & regionibus aquae celebrantur. Volkmann, in Sileſia ſubterranea, S. 86, gedenkt eines Sees in Irland, Erno-Lacus, welcher incruſtirt; und was der See Neagh daſelbſt leiſte, kann man in dem 8 B. des hamb. Magaz. S. 323, f. leſen. Ferner führt Volkmann folgende Wäſſer an: einen Fluß zu Ternate, bey Falkenau in Böheim, ein ſtehendes Waſſer bey Chemnitz, und ein anderes 3 Meilen von Thoren. Eines Brunnens in der Schweitz, und eines andern bey Wien gedenket Cron, in Proluſione oryctographiae Neoſtadienſis, S. 16. Eines Waſſers in Arcueil, welches incruſtirt, thut Hr. Graf v. Büffon, in der allg. Natur-Geſch. Th. 2, S. 255, der berl. Ausgabe, Erwähnung. Liebknecht, in Haſſia ſubterranea, S. 153, gedenket aus dem Aeneas Sylvius eines ſolchen Baches in Polen, und er ſelbſt thut zwey Beyſpiele, eines aus der Wetterau, und eines andern Waſſers bey Edingen, hinzu. Hr. Baumer verſichert, in ſeiner Naturgeſch. des Mineralr., Th. 1, S. 190, f. daß im Erfurtiſchen, bey Schloß Lippach, Mühlberg, und hinter Tiefengruben, dergleichen incruſtirende Wäſſer ebenfalls gefunden würden. Der ungenannte Verf. der Unterſuchung, wie die wahrhaften See-Muſcheln auf die höchſten Berge gekommen, S. 150 und 183, erzählt aus Happelius Relation. curioſ. daß im Clermontiſchen, in Frankreich, unweit der Limanien ein Brunnen, und eben daſelbſt bey dem Städtchen Vigand eine incruſtirende Quelle ſey. Eben ſo erzählt Happel aus dem Kircher, daß in Peru, bey der Stadt Guamavisca, zwey heiße Quellen wären, welche kurz darauf zu Stein würden, und die folglich das Vermögen zu incruſtiren haben müſſen. Auch die nürnbergiſche Gegend beſitzt ſolche Wäſſer. Baier hat in ſeiner Oryctographia Norica, S. 5, zweyer gedacht, des einen bey Rieden, und des andern bey Hagenhauſen. Ich könnte noch mehrere Beyſpiele davon anführen; dieſe aber mögen hinreichen, zu beweiſen, daß dergleichen Wäſſer in allen Welttheilen angetroffen werden.

Die Entſtehungsart der Incruſtate iſt nicht ſchwer zu erklären. Wenn ein mit kalk- oder ſelenitartigen oder andern erdigen Theilen geſchwängertes Waſſer einen Körper benetzet, ſich dann dieſe Theilchen rings um den Körper herum anhängen, und nachher in der Luft verhärten, ſo entſteht hieraus eine Rinde, welche einen fremden Körper in ſich ſchließt, und dieſes vereinigte Product wird ein Incruſtat genannt. So lange die fremden Theilchen in dem Waſſer leicht genug ſind, trägt das Waſſer dieſelben mit ſich fort; werden ſie aber ſchwerer, ſo ſinken ſie zu Boden. Fallen ſie nun auf einen ſolchen Boden, wo keine fremde Körper liegen, ſo entſteht daraus eine bloße Rinde; liegen aber fremde Körper da, ſo wird es ein Incruſtat. Fällt das Waſſer tropfenweiſe auf einen fremden Körper, ſo wird das Incruſtat durch einen Tropfſtein gebildet. So ſtellte ſich ſchon Seneca (15) die Sache vor. „Wenn ein Waſſer, ſagt er: „einen feſten Körper berührt hat, ſo bleibt es ſtehen und verdicket ſich, daher werden die in eine ſolche See hinein geworfenen Dinge nach einiger Zeit ſteinern wieder heraus gezogen. Man trifft dieſes an verſchiedenen Orten in Italien an; wenn man ein Reis oder einen Zweig hinein leget, ſo zieht man nach wenigen Tagen einen Stein wieder heraus.“ Bey der Incruſtation wird daher nothwendig ein Waſſer, oder wenigſtens ein feuchter Ort, wo an manchen Stellen einige Tropfen niederfallen können, erfordert, ein Waſſer, welches kalkartige, ſelenitartige, ſandartige u. d. gl. Theilchen, entweder einzeln oder vermiſcht, in ſich enthält, welche es auf ſolche Körper, die an ſolchen Orten liegen, fallen läſſet. Wenn nun das Waſſer viele dergleichen Theile in ſich hält, ſo iſt die Ueberſinterung leicht, und geht in kurzer Zeit vor ſich.

(15) *Natural. quaeſt.* Lib. 2, Cap. 20.

Das iſt der Fall, von dem Seneca redete, daß man nach wenig Tagen ein Incruſtat haben könne. Eben das meldet Vogel von den Quellen des Heimberges bey Göttingen, welche ebenfalls bald incruſtiren; und in dem Carlsbade erhält der in das Waſſer gelegte Körper ſchon nach 24 Stunden eine ziemlich harte Rinde. Dergleichen Quellen und Wäſſer gibt es mehrere. Hat aber das Waſſer nur wenige Theilchen, und ſind dieſe Theilchen vielleicht noch ſehr zart, ſo gehört eine längere, ja oft eine ſehr lange Zeit dazu, ehe ein Incruſtat vollendet wird. Ferner folgt daraus, daß die mehrere oder mindere Schönheit der Incruſtate bald auf die Beſchaffenheit der incruſtirenden Theilchen, bald auf die Länge der Zeit, wo der Körper im Waſſer liegt, bald auf beyde Umſtände zugleich ankomme. Führt das Waſſer ſehr grobe irdiſche Theile bey ſich, ſo überzieht es den Körper bald, und macht ihn, wenn er lange im Waſſer liegt, unförmlich; ſind hingegen die kalk- und ſelenitartigen Theilchen zart, ſo wird das Incruſtat ſchön, beſonders bey dem Moſe oder den Blättern.

Da indeſſen die Theilchen, welche das Incruſtat formiren, von verſchiedener Art ſind, ſo haben die Schriftſteller darauf die Verſchiedenheit der Incruſtate gegründet. Wallerius (16) hat 4 Gattungen: kalkartige, ocherartige, ſalzartige, und metalliſche Incruſtate. Cartheuſer (17) hat 5 Gattungen angenommen, nähmlich: ſpathartige Incruſtate, welche vom Tropfſteine entſtehen, die aber in vielen Fällen kalkartig ſind; kalkartige, welche ein Tophſtein ſind; quarzartige, wenn nähmlich fremde Körper in Quarz eingeſchloſſen ſind; metalliſche Incruſtationen, welche größten Theils ocherartig ſind; und halbmetalliſche, welche

(16) Mineralogie, S. 418.

(17) Elementa mineralogiæ, S. 99.

che größten Theils aus einer markaſitiſchen Materie beſtehen. Vogel ([18]) hat indeſſen völliges Recht, wenn er von dieſen und ähnlichen Eintheilungen behauptet, daß ſie unvollſtändig ſeyn, und daß man ſie in der Folge der Zeit anſehnlich werde vermehren können.

Von merkwürdigen Incruſtaten führt Leſſer ([19]) viele Beyſpiele an, unter welchen ich nur ein einziges wiederhohle. Er gedenkt eines ganzen Körpers eines Mannes, der ſich in dem ludoviſchen Cabinete zu Rom befinden ſoll, welcher bloß incruſtirt geweſen ſeyn ſoll, und beruft ſich deswegen auf Neikels (oder, wie er eigentlich heißt, Einkels) Muſeographie, Th. 1, Cap. 5, S. 96. Wäre dieſes gegründet, ſo wäre ein ſolches Beyſpiel wohl werth, in einer Naturalien-Sammlung aufbehalten zu werden; allein, es war vermuthlich eine bloß zufällige Bildung, die bey dem Tophund Tropf-Stein nichts ungewöhnliches iſt, und daher ein bloßes Naturſpiel. Die fleiſchigen Theile eines Menſchen gehen viel zu bald in eine Fäulniß über, als daß ſie incruſtiret werden könnten, und die einzelnen Theile eines Menſchenkörpers gehen viel zu früh aus einander, als daß ſich nach und nach eine Rinde um dieſelben herum legen und ſie befeſtigen könnte. Hr. D. Hofmann ([20]) gedenket eines Tuffſteinbruches, die Steinrenne genannt, bey dem Dorfe Bilzingsleben im Amte Sachſenburg, in welchem man auſſer Hirſchgeweihen, Kinnladen von Elephanten, worin noch die Zähne befeſtigt geweſen, (Beyſpiele, die deſto ſeltener ſind, weil man in Tophſteinbrüchen nicht leicht fremde Körper zu erwarten hat!) auch einen Men-

(18) De incruſtato agri Gœttingenſis, S. 27.

(19) Lithotheologie, S. 531.

(20) Von der Erzeugung der Steine, nach meiner Ueberſetz. im 3 B. des neuen Hamb. Magaz. S. 120.

Menſchenkopf, worin noch ein Pfeil ſaß, gefunden hat, zu einem überaus ſeltenen Beweiſe, daß dieſer Tophſtrich weder vom Anfange der Welt, noch von den Zeiten der Sündfluth, herzuſchreiben ſey. Man fand auch daſelbſt kleine Vogelneſter voll Eyerchen von Vögeln, welche faſt ganz und gar in Toph verwandelt geweſen. Die ſeltenſten Beyſpiele werden doch immer diejenigen bleiben, die man in dem Quarze findet.

Die wenigen Beyſpiele vom Quarz, in welchen fremde Körper eingeſchloſſen ſind, hat Hr. Diac. Schröter, im 1 Th. ſeiner Einleit. in die Kenntniß und Geſch. der Steine und Verſteiner. S. 190, und im 2 Th. ſeines Journals ꝛc. S. 363, f. geſammelt und bekannt gemacht.

Unter den Incruſtaten verdient das incruſtirte Mos, incruſtatum muſci, eine beſondere Aufmerkſamkeit. Hr. Diac. Schröter hat im 2 Th. ſeiner Einleit. in die Kenntn. und Geſch. der Steine und Verſteiner. auf der 3ten Kupfert. Fig. 9, 10, 11, drey Beyſpiele aus dem Schwarzburg-Rudolſtädtiſchen in Kupfer ſtechen laſſen, welche dieſer Ehre werth ſind, auch hat Derſelbe eine beſondere Abhandlung davon, im 3 B. der Berlin. Samml. S. 229, fgg. und im 2 Th. ſeiner Abhandl. über verſchiedene Gegenſtände der Naturgeſchichte, S. 310 — 335, geliefert. Wenn manche Schriftſteller dergleichen Mos Muſcus petrifactus, Mouſſe petrifié, nennen, ſo nehmen ſie freylich das Wort in einer zu unbeſtimmten Bedeutung, da ein Incruſtat keine Verſteinerung iſt. Hier iſt von den eigentlichen incruſtirten Moſen die Rede, und es ſind davon ausgeſchloſſen: 1. die in Kryſtall oder Achat eingeſchloſſenen Moſe, welche, wenn ſie auch keine Verſteinerungen ſind, ihrer Schönheit und Seltenheit wegen unter ihnen einen Platz verdienen; 2. die zufälligen Mosgeſtalten, welche nur ein bloßer Stalactit oder ein Tophſtein ſind, ſich in man-

cher-

cherley Geſtalten zu bilden pflegen; und bisweilen auch die Geſtalt des incruſtirten Moſes angenommen haben, an welchen man aber diejenige Regelmäßigkeit vermißt, welche das incruſtirte Mos zeigt, und in welchen man, wenn man ſie zerbricht, nie eine Spur vom Moſe findet. Die eigentlichen incruſtirten Moſe ſind größten Theils nichts anders, als ein Tropfſtein, welcher ſich in größerer oder geringerer Menge um zarte Mosreischen legt, ſie überzieht, und unter einander verbindet. Auf die Beſchaffenheit und Vielheit der Theilchen beruhet die Feinheit des Moſes. Sind es Kalktheilchen, ſo wird die Cruſte freylich gröber und zerreiblicher; ſind es hingegen Gypstheilchen, ſo wird die Cruſte feiner und feſter. Geſchieht es, daß ſich um das Mos nicht mehr Tropfſtein anlegt, als zur Ueberſinterung nöthig iſt, ſo behält das Mos ſeine ganze Bildung; man kann alle einzelne Mosreischen unterſcheiden, und ſolche Incruſtate ſind unſerer Aufmerkſamkeit vollkommen würdig. Sehr ſelten wird man das Mos ſelbſt noch in dem Incruſtate finden, welches gemeiniglich verweſet, und ſein ehemahliges Daſeyn durch leere Zwiſchenräume entdeckt, welche man findet, wenn man das Incruſtat zerbricht.

Die Beſchaffenheit der Kalk- oder Gyps-Erde gibt dem Incruſtate mancherley Farben, weiß, gelb, röthlich, braun, u. d. gl. Wenn ſich um das Mos zu viel Theile anſetzen, und dadurch die eigentliche Geſtalt des Moſes ganz verdrängen, ſo verdient das Product kaum den Nahmen eines incruſtirten Moſes; wenigſtens verdient es in Naturalien-Sammlungen keine Stelle. Daher fordert Hr. Hofr. Walch (21) von einem guten incruſtirten Moſe folgende Eigenſchaften: 1. daß die Cruſte ſehr zart aufliege, dergeſtalt, daß die wahre Geſtalt des Moſes ſich nach ſeinen Blätt-

(21) Naturgeſch. der Verſteiner. Th. 2, Abſchn. 1, S. 147.

Blättchen und Reiſerchen zeige; 2. daß es eine harte und feſte Cruſte ſey; und 3. daß das Mos eine vortheilhafte Lage habe. Der Urſprung des incruſtirten Moſes iſt mit dem oben beſchriebenen Urſprunge anderer Incruſtate einerley, nur daß auch der Tophſtein Incruſtate bilden kann; gute incruſtirte Moſe aber ſind allemahl ein Werk des Tropfſteines. Man muß ſich folglich ein Waſſer gedenken, welches nicht ſowohl fließt, als fällt, und im Herabfallen ſeine erdige Theile auf die daſelbſt befindlichen Moſe fallen läſſet, und ſie nach und nach überzieht. Damit läugne ich übrigens gar nicht, daß auch fließende Wäſſer Moſe überziehen, und mithin nicht ſowohl einen Tropfſtein, als vielmehr einen Tophſtein, bilden; allein, es iſt doch auch gewiß, daß im letztern Falle das incruſtirte Mos ſelten ſo fein und regulär wird, als im erſten Falle, und daher weniger Achtung, als jenes, verdient.

Die Schriftſteller, welche ich hernach anführen werde, beſchreiben mancherley incruſtirte Moſe aus verſchiedenen Gegenden; dasjenige aber, welches Vogel, in einer eigenen Abhandlung (22) beſchrieben hat, iſt einer wiederhohlten Beſchreibung werth. Es wird daſſelbe unweit Göttingen bey der Papiermühle gefunden. Das dortige Waſſer, welches eben die Papiermühle treibt, hat viele erdige Theile bey ſich, welche es abſetzt, und womit es das Mos überzieht. Wenn man ſolche Stücke findet, die noch nicht gar zu alt ſind, ſo hat das Mos noch ſeine völlige Geſtalt, und zwar ſo genau, daß man es für eine wahre Verſteinerung halten ſollte. Wenn ſich aber nun mehr Tophus anſetzt, ſo wird freylich das Incruſtat unſcheinbarer, und es hat ſich auch wirklich ſo ſtark angeſetzt, daß man Stücke davon hauen kann, die $\frac{1}{4}$ Centner, und

(22) De Incruſtato agri Gœttingenſis, Gœtt. 1756, S. 28, f. Man ſiehe auch Deſſen pract. Mineralſyſtem, S. 257.

und mehr, wiegen. Schlägt man dieſe Maſſen von einander, ſo findet man das Mos in denſelben theils unverändert, theils aber auch nur leere Canäle. An einigen Orten iſt das Incruſtat von dem verfaulten Moſe ſchön grün gefärbt. Vogel behauptet, daß dieſes incruſtirte Mos das ſchönſte und größte ſey, welches man noch geſehen hat. Bey den damit angeſtellten chemiſchen Verſuchen fand Derſelbe, daß ein Theil dieſes Incruſtates kalkartig, der größere Theil aber ſandartig war.

Eigentlich könnte man incruſtirtes Mos in allen Gegenden, wo incruſtirende Wäſſer ſind, finden; beſonders aber liefern folgende Gegenden und Oerter dieſes Incruſtat: Agis, im Canton Bern; Blankenburg, im Schwarzburgiſchen, Cantſtatt, Dölligſen, Edingen, Göttingen, Goslar, Gothland, Jena, Montchmand, Nürnberg, Schwarzburg, Sondershauſen, Thangelſtedt und Wiegersdorf. Dieſes bezeugen: die mineralogiſchen Beluſtigungen, B. 2. S. 224; B. 3, S. 124. *Linné* Syſtema Nat. 1768, S. 183. *Ritter* Oryctogr. Goslar. S. 20. Eb. Deſſ. Supplementa ſcriptor. S. 10, 117. *Baier* Oryctogr. Norica, S. 24. **Walch** Naturgeſch. der Verſteiner. Th. 3, S. 74. *Vogel* de incruſtato agri Götting. S. 28. *Schütte* Oryctogr. Jenenſ. S. 109. **Schröter** lithograph. Beſchreib. der Gegend um Thangelſtedt, S. 35. *Liebknecht* Haſſia ſubterr. S. 155, f. und die Berl. Samml. B. 3, S. 242, f.

Auſſer den 3 Zeichnungen, welche Hr. **Schröter** a. ang. O. geliefert hat, iſt auch in **Knorrs** Samml. von den Merkwürdigk. der Nat. Th. 2, Tab. D. III. a Fig. 6. ein ſehr ſchönes Stück incruſtirt Mos abgezeichnet.

Der Werth der mehreſten Incruſtate iſt ſehr geringe. Die Urſache davon iſt gedoppelt. Die eine iſt darin zu ſuchen, daß die Incruſtate gleichſam ein Mittelding zwiſchen einem natürlichen Körper und einer Verſteinerung ſind; man weiß alſo eigentlich nicht einmahl den Ort, wohin man ſie in einem Cabinete zu legen hat; gemeiniglich aber betrachtet man ſie als einen Anhang von den Verſteinerungen. Die zweyte Urſache

ſache iſt ihr allzu häufiges Daſeyn; denn an denjenigen Oertern, wo Tropf- oder Tophſtein gefunden werden, kommen die Incruſtate gemeiniglich häufig vor; nicht zu gedenken, daß Perſonen, welche in Gegenden wohnen, wo entweder incruſtirende Bäche oder Gradier-Häuſer ſind, ſich ſelbſt Incruſtationen, welche Gattungen und ſo oft ſie nur wollen, machen können. Indeſſen werden doch nicht alle Incruſtate von den Liebhabern der Natur weggeworfen. Wenn wir mit Einigen das Wort Incruſtat ſo weitläuftig nehmen, daß man auch die Producte der Tophſteinbrüche und der Tropfhöhlen dahin rechnet, ſo ſind diejenigen Körper, welche aus tiefen Höhlen, dergleichen die Baumannshöhle, die ſcharzfeldiſche Höhle, die Höhle bey Bayreuth, u. a. m. ſind, gezogen werden, allemahl ſchätzbar; man nimmt auch diejenigen, die aus incruſtirenden Bächen kommen, welche weit entlegen und vorzüglich berühmt ſind, ingleichem ſolche, welche in dem Steinreiche nicht leicht zu erwarten ſind, als: Moſe, wenn ſie recht ſchön ſind, Vogelneſter, ſeltene Conchylien u. d. gl. in Naturalien-Sammlungen auf.

Incruſtiren, Fr. incruſter, eine Mauer, einen Pfeiler, eine Zimmerdecke, einen Fußboden, einen Fries, oder andere Theile eines Gebäudes, mit dünnen polierten Platten von Marmor, von Jaspiß ꝛc. (bey den Alten auch mit Blättern und Lamellen von geſchlagenem Gold und Silber) belegen oder überziehen; oder auch mit eingelegter oder moſaiſcher Arbeit bekleiden. Oder auch nur: etwas mit einer ſteinartigen Rinde überziehen; ſ. den vorhergeh. Art. Incruſtat. Bey dem Fresco-Mahler: einen Anwurf machen; die Mauer oder Wand mit Mörtel, Kalk oder Gyps anwerfen, ehe man ſie bemahlt.

In den neuern Zeiten hat man auch ganze Gemählde durch Incruſtiren (par incruſtation) hervor gebracht, indem man allerley kleine Steine oder andere Ma-

Materien, welche juſt die Farben und Schattierungen der nachzunahmenden Gegenſtände haben, in die zu ſolchem Ende in den Grund gemachten Furchen einfüget.

In der Sprache der Baukunſt bedeutet zuweilen incruſter, ſtatt eines verwitterten, oder zerſplitterten, oder zum Theil abgebrochenen Steines, einen neuen guten Stein in das Mauerwerk einſetzen.

Incumba, ſ. Kämpfer.

Incus, ſ. Amboß.

Inde ſ. Indien, und Indig.

Indelt, (das) im gem. Leben Ober-Sachſens und Ober-Deutſchlandes, dasjenige innere Behältniß in Geſtalt eines Sackes, worein die Federn eines Bettes oder Küſſens unmittelbar gethan werden, und worüber hernach der Ueberzug kommt. In den gemeinen Sprecharten der Inguß, der Indel, (der Ton auf dem In,) das Inlich, im Niederſ. das Inlied, Inled, Inlede, von Lid, eine Decke, ſo wie das Hoch-Deutſche von Deel, Theil, abzuſtammen ſcheint. Im mittlern Lat. Enleichis. Siehe Bett-Indelt, im IV. Th. S. 336.

India, ſ. Indien.

Indianiſche Aente, ſ. Th. XI, S. 39.

Indianiſcher Balſam, weißer und ſchwarzer, ſiehe Th. III, S. 456, f.

— — — (neuer) oder peruvianiſcher Balſam; ſiehe Th III, S. 457, fgg.

Indianiſches Blumenrohr, Canna Indica, Cannacorus; ſ. unter Rohr.

Indianiſche Bohne, Rohr-Caſſie; ſiehe unter Zimmet.

Indianiſches Brod, ſ. Caſſave.

Indianiſche Ente, ſ. Th. XI, S. 39.

Indianiſche Feige, ſ. Th. XII, S. 470.

In-

Indianiſches Fenchelholz, ſ. Saſſafraß.
Indianiſche Giftnuß, ſ. Th. VIII, S. 217.
Indianiſche Giftwurzel, ſ. Mungos.
Indianiſcher Gottesbaum, Ficus religioſa L.; ſiehe Th. XII, S. 468.
Indianiſche Handlung und Handlungs-Compagnien, ſ. Amerika, und Oſt-Indien.
Indianiſcher Haſe, ſ. Jerbuah.
Indianiſche Hirſe, ſiehe Darrgras, im XIX Th. S. 742.
Indianiſches Holz, ſ. Campecheholz, im VII Th. S. 555, und Franzoſenholz, im XIV Th. S. 777.
Indianiſches Honiggras, ſ. Th. XIX. S. 742.
Indianiſche Hühner, ſ. Truthühner.
Indianiſche Hyacinthe, ſ. Tuberoſe.
Indianiſcher gelber Jasmin, ſ. oben, S. 183.
— — großer — Bignonia radicans L.; ſiehe unter Trompetenblume.
Indianiſche Judenkirſche, ſ. Juden-Kirſche.
Indianiſches Kaninchen, ſiehe Jerbuah und Meer-Schwein.
Indianiſche Kaſtanie, ſ. Kaſtanie.
Indianiſche Kreſſe, ſ. unter Kreſſe.
Indianiſcher Kürbiß, Waſſermelone; ſiehe unter Melone.

Indianiſche Küſte, oder Küſte von Indien, Fr. Côte des Indes, nennt man insgemein diejenige Küſte auf der Halb-Inſel diesſeits des Ganges in Indien, welche ſich von Guzarate an, bis an das Vorgebirge von Comorin erſtrecket. Sie iſt über 180 franz. Meilen lang. Die Königreiche, welche ſich auf dieſer Küſte befinden, ſind: Decan, Cuncan, Canara, und Malabar, welches wenigſtens 8 bis 10 Königreiche, und unter andern Cananor, Calicut, Cranganor, Cochin, Porca, Calicoulang und Coulan, unter ſich begreift. Es gehört auch hierher die Stadt Goa. Die Portugieſen ſind lange Meiſter von dieſer ganzen

Küſte

Küſte, und die erſten geweſen, welche ſie entdeckt, und ihre Eroberungen damit angefangen haben; wie denn Calicut die erſte Stadt war, wo ſie anlandeten, und Cananor der Ort, wo ſie die erſte Feſtung anlegten. Jetzt haben die Portugieſen auf dieſer Kuſte weiter nichts, als Goa, und einige andere wenig bedeutende und unbekannte Oerter.

Indianiſche Leinwand, (Gemahlte) ſ. unter Zitz.

Indianiſche Marone, ſ. Kaſtanie.

Indianiſche Maulbeere, Morinda *L.*; ſ. in M.

Indianiſche Maus, Viuerra Ichneumon *L.*; ſ. Ichnevmon.

Indianiſches Meer, ſ. unter Oſt-Indien.

Indianiſches Metall, ſ. unter Metall.

Indianiſche Muſchelſchale, Oſtracium indicum, Blatta byzantina; ſ. Purpurſchnecken-Deckelein.

Indianiſche Narziſſe, ſ. Narziſſe.

Indianiſche Nuß, ſiehe Cocosnuß, und Sandbüchſen-Baum.

Indianiſcher Pfeffer, ſ. Pfeffer.

Indianiſche Pinien, ſ. Purgier-Körner.

Indianiſche Rebe, Hundswinde, Periploca *L.*; ſ. unter Winde.

Indianiſches Roth, ſ. unter Ocher.

Indianiſche Ruhrwurzel, ſ. Ipecacuanha.

Indianiſcher Sand, ſ. Sand.

Indianiſche Schwalbe, ſ. Schwalbe.

Indianiſche Tinte, ſ. Tuſche.

Indianiſche Vogelneſter, ſ. in V.

Indianiſches Weiß, auf Seide, ſ. Weißfärben der Seide.

Indianiſche Winde, Periploca *L.*; ſiehe unter Winde.

Indianiſches Wundkraut, ſ. Tobak.

Indiction, in der Zeitrechnung, ein Zeitraum von 15 Jahren; ſ. Th. XXVIII, S. 639, fgg.

Indien, L. India, Fr. l'Inde, oder les Indes, iſt ein Nahme, welcher heutiges Tages zwey großen Ländern gegeben wird. Das eine iſt der größte Theil Aſiens, welcher bis an China gränzt; wiewohl zuweilen auch China und die benachbarten Inſeln mit dazu gerechnet werden. Das andere iſt der ganze vierte Theil der bekannten Welt, nähmlich Amerika. Die Europäer pflegen das erſtere, weil es ihnen gegen Oſten liegt, **Oſt-Indien**, India orientalis, das andere aber, welches ihnen gegen Weſten liegt, **Weſt-Indien**, India occidentalis, zu nennen. Einige legen dem aſiatiſchen Indien, oder Oſt-Indien, auch den Nahmen **Groß-Indien**, India maior, Fr. les grandes Indes bey, und nennen hingegen Amerika, **Klein-Indien**, India minor, Fr. les petites Indes. Dieſe Benennung ſoll ſich von den Holländern herſchreiben, weil dieſe in Amerika weniger Land, als in Oſt-Indien, beſitzen. Von Weſt-Indien werde ich unter Amerika, als dem eigentlichen Nahmen, in den Supplementen, und von dem aſiatiſchen oder Oſt-Indien im Buchſtaben O handeln.

Indienne, Fr. Indienne, nennt man 1. einen indianiſchen Baumwollenzeug mit aufgedruckten oder auch gemahlten Figuren, oder bunten Kattun; ſ. **Kattun**. 2. Einen daraus gemachten Schlafrock für Perſonen beyderley Geſchlechtes.

Zu Amiens wird von den Hauteliſſewebern von der Sayetterie daſelbſt unter dem Nahmen Indienne ein halbſeidener und halbbaumwollener Zeug fabriciret, wovon das Stück etwas über $\frac{3}{4}$ Ellen breit, und $21\frac{1}{2}$ Elle lang iſt.

Indig, **Indigo**, oder **Indich**, L. Pigmentum Indum, Fr. Inde und Indigo (*), iſt ein in Pulver- oder würfelige

(*) Im Deutſchen iſt Indig ein gemeinſchaftliches Wort für Inde und Indigo, obgleich dieſe beyde Wörter nicht ganz einerley Ding bedeuten. Nähmlich in der Sprache der Indigpflanzer, der

ſelige Kuchen-Form gebrachter dunkelblauer Farben-Körper, welcher das dunkelſte, an das Schwarze gränzende Blau gibt, und aus dem Bodenſatze einer in Waſſer eingeweichten in Oſt- und Weſt-Indien wachſenden Pflanze, durch Hülfe der Gährung, des Schlagens und der Fäulniß erhalten wird. Daher indigblau, der blauen Farbe des Indigs gleich, und das Hauptwort das Indigblau, dieſe blaue Farbe im Abſtracto. Der Nahme Indig iſt aus dem Lat. Indicus verderbt, weil man dieſe blaue Farbe vor der Entdeckung von Amerika aus Oſt-Indien bekam, daher ſie unter dem Nahmen Color Indicus und Endegus, ſchon im mittlern Lateine vorkommt. Indeſſen ſcheint es, daß man ehedem mehrere blaue körperliche Farben, welche man aus Indien bekam, mit dieſem Nahmen beleget hat. Das mittlere Lat. Indus bedeutet auch den Laſurſtein, und noch in dieſem Jahrhunderte wurde in einem Freyheitsbriefe für die Bergwerke im Fürſtenthume Halberſtadt und der Grafſchaft Reinſtein, v. 23 Dec. 1704, der Indigo unter die Mineralien gerechnet, und den Gewerken darauf zu bauen verſtattet, wo vermuthlich der Kobalt verſtanden werden muß, aus welchem eine ähnliche blaue Farbe verfertiget wird. Erſt ſeit den großen Entdeckungen von Amerika und von Indien iſt die Beſchaffenheit, ſo wie die Verfertigung des Indigs recht bekannt geworden. Gleichwohl iſt nicht zu zweifeln, daß ſchon vor dieſer Zeit in Arabien, in Aegypten, und ſo gar in der Inſel Malta, Indig gemacht worden iſt. Allein, da man den Urſprung und die Verfertigung deſſelben ſorgfältig verhehlte,

der Kaufleute und der Manufacturen, heißt eigentlich Inde derjenige Indig, welcher bloß aus den Blättern der Pflanze zubereitet iſt; Indigo aber derjenige, der aus dem ganzen Kraute der Pflanze, d. i. nicht nur aus den Blättern, ſondern auch aus den Aeſten der Stängel und aus der Rinde derſelben extrahirt worden iſt.

hehlte, ſo ſahe man beſonders an dieſem letztern Orte allen denjenigen, welcher ehemahls in Europa verbraucht wurde, für ſolchen an, der aus Indien gekommen war. Man glaubt auch mit vieler Wahrſcheinlichkeit, daß die alten Mexikaner eine Gattung deſſelben verfertigt haben, die bis auf den heutigen Tag Inde genannt wird. Es mögen aber die Mexikaner nun die Zubereitung deſſelben gewußt haben, oder ſie mag ihnen von den Spaniern, welche aus den moluckiſchen Inſeln zurück kamen, mitgetheilt worden ſeyn, ſo iſt doch allezeit gewiß, daß die erſten in Amerika in dieſer Art fabricirten Materien aus Neu-Spanien gekommen ſind. Es iſt auch ſehr wahrſcheinlich, daß unter allen amerikaniſchen Inſeln die Inſel St. Domingo die erſte geweſen iſt, wo man die Indigpflanze gebauet hat.

Dieſes gründet ſich auf das Zeugniß des Lopes von Gomes, welcher ſagt, daß zu ſeiner Zeit in Hispaniola ſehr ſchöne himmelblaue Farben gemacht worden, wie auch auf einige Stellen aus dem P. Labat. Dieſer Schriftſteller erzählt, daß, da er ſich im J. 1726 zu St. Domingo aufgehalten, er in der innerſten Gegend der Inſel à Vache geweſen, welche die Franzoſen damahls eben zu bebauen angefangen hatten; und er fügt hinzu, die alten Indigmanufacturen, welche man in dem Innern des Landes antrifft, bewieſen, daß dieſe ganze Küſte ehemahls von den Spaniern bewohnt geweſen ſey, welche ſie verlaſſen hätten, um ſich nach der Eroberung des Ferdinand Cortes in Mexiko niederzulaſſen. Da er nun die Epoche dieſer gänzlichen Verlaſſung in die Zeit der Verwüſtungen, welche vor dem Einfalle der Franzoſen in die Inſel vorher gingen, oder ihn begleiteten, oder bloß in die Zeit der Regierung des Ritters von Fontenay, nähmlich in das Jahr 1652, ſetzt, ſo iſt wenigſtens daraus zu ſchließen, daß die letzten Manufacturen der Spanier in dieſem Theile der Inſel St. Domingo in eine Zeit mit den älteſten Errichtungen von dieſer Art in den franzöſiſchen Inſeln zu ſetzen ſeyn, die nicht weiter als in das Jahr 1644 hinauf gehen. Ob aber die Spanier eine Indigpflanze von Guatimala nach der Inſel St. Domingo gebracht, ob ſie bey ihrer Zubereitung die Methode der

Mexi-

Mexikaner beobachtet, und von wem die Franzoſen die ihrige erhalten haben, darüber findet man bey den Schriftſtellern nur unzuverläſſige Muthmaßungen.

Die Pflanze, woraus der Indig bereitet wird, oder die Indigpflanze, Indigofera *Linn.* Fr. Indigotier, heißt in Indien Anil, Annil, Gali, Nil, bey den Spaniern Anilo. Sie wächſt von Natur in allen Ländern, welche zwiſchen den Sonnenwendezirkeln (Tropicis) liegen, und man kann ſie mit gutem Erfolge in denen Ländern bauen, welche nur 40 Grad von der Linie entfernet ſind; aber nur ein wenig über dieſe Gränzen hinaus, kommt ſie ſelten fort. Der Kelch beſteht aus einem einzigen Blatt, welches ſich beynahe flach ausbreitet, und in 5 Abſchnitte getheilt iſt. Die Blume gehört unter die Art der Schmetterlingsblumen. Sie hat eine rundliche, ſich ausbreitende Fahne, welche oben gezähnt und rückwärts gebogen iſt. Die Flügel ſind länglich, zugeſtumpft, und ihre äuſſere Einfaſſungen breiten ſich aus. Das Schiffchen iſt zugeſtumpft, ausgebreitet, und ſcharf geſpitzt. Sie hat 10 Staubfäden, die in einer Walze beyſammen ſtehen, deren Spitzen in die Höhe ſteigen, die ſich mit rundlichen Kölbchen endigen, und einen walzenförmigen Eyerſtock, welcher einem kurzen, mit einer zugeſtumpften Narbe gekrönten Griffel zur Stütze dient. Aus dem Eyerſtocke wird nachgehends eine kegelförmige Schote, welche 8 bis 10 nierenförmige, olivenfarbige, dem Rübſamen ähnliche Körner in ſich ſchließt. Der Ritter Linné ſetzt dieſes aus verſchiedenen Arten beſtehendes, hülſentragendes Pflanzengeſchlecht in die 3te Abtheilung ſeiner 17ten Claſſe, welche er Diadelphia Decandria nennt, oder zu den Pflanzen mit 10, in 2 Haufen verwachſenen Staubfäden. Die Arten dieſes Geſchlechtes ſind folgende.

1. Die Färber-Indigpflanze, oder der eigentliche Anil, Indigofera tinctoria. Linné bezeichnet dieſe

Art in ſeiner zweyten Mantiſſe alſo: foliis pinnatis obouatis, racemis breuibus, caule ſuffruticoſo, mit gefiederten eyrunden Blättern, kurzen Blumentrauben, und einem ſtaudigen Stängel. In den Speciebus plantarum lautet die Bezeichnung alſo: leguminibus arcuatis incanis, racemis folio breuioribus, mit bogenförmig gekrümmten, beſtäubten Hülſen, und mit Blumentrauben, welche kürzer als die Blätter ſind. In der Beſchreibung des cliffortiſchen Gartens heißt ſie Indigofera foliis nudis; bey C Bauhin, Iſatis indica, foliis rosmarini, glaſti affinis; bey J. Bauhin, Anil ſ. Nil inodorum color; bey Rumph, Indicum; im Horto malabarico, Ameri; Fr. l'Anil. Man muß dieſen Anil nicht mit der Indigofera Anil des Linné, welche weiter unten, S. 556, f. vorkommt, verwechſeln. Sie wird in Oſt-Indien häufig gebauet. Ihre Wurzel iſt jährig. Der Stängel iſt ungefähr einen Finger dick, und 3 Fuß hoch, ſteif, hölzicht, und in viele aufrecht ſtehende Zweige getheilt, an welchen gefiederte Blätter ſitzen. Dieſe beſtehen aus 6 bis 8 Par zarten, rundlichen, oder eyförmigen, bläulich angelaufenen, einander gegen über geſtellten Blättchen, mit einem einzelnen am Ende. Aus dem Blätterwinkel treiben kurze Aehren, welche mit Schmetterlings-Blumen beſetzt ſind. Der einblätterige, weite Kelch iſt fünffach eingekerbet; das Fähnchen rundlich, rückwärts geſchlagen, eingekerbet, und blaßgelblich oder grünlich; das Schiffchen ſtumpf, offen und ſeitwärts mit einem ausgehöhlten ſpornförmigen Anſatze gezieret; die beyden roſenfarbigen Flügelblätter ſind dem Fähnchen ähnlich, und ſtehen am untern Rande von einander abgeſondert. Die 10 Staubfäden ſind in eine Scheide verwachſen, und richten ſich mit ihren Spitzen, nebſt dem kürzern Griffel in die Höhe. Die Blumen blühen nach und nach auf, fallen aber bald hernach wieder ab, und hinterlaſſen eine dünne, walzen-

zenförmige, gekrümmte, lange, ſchwarze, knotige Hülſe, worin nierenförmige, dunkelgrüne oder ſchwärzliche Samen liegen. Die Wurzel breitet ſich weit in der Erde aus, und an ihren Faſern hängen viele weißliche Knöllchen. Die Blättchen ziehen ſich Abends zuſammen, oder legen ſich an einander, und breiten ſich des Morgens wieder aus. Auch geſchieht das erſte, wenn man die Aeſtchen abbricht. Die Blumen haben einen eigenen Geruch, zur Abendzeit aber gibt die ganze Pflanze einen ſtarken Geruch von ſich.

Herr D. Trew gibt von der Färber-Indigpflanze dreyerley Varietäten an:

a) Franzöſiſcher Anil, oder die *Providence*-Indigpflanze, Indigofera ſcapo recto, foliorum pinnis oblongis ad apicem obſcure acutis, incanis, florum ſpicis erectis, floribus confertis, leguminibus teretibus erectis glabris, d. i. die Indigpflanze mit einem geraden Blumenſchafte, gefiederten Blättern, deren Blättchen länglich ſind, und gegen vorn etwas ſpitzig auslaufen, aufrechten Blumenähren, gedrängt beyſammen ſitzenden Blumen, und rundlichen, aufrechten glatten Hülſen; Fr. l'Anil franc. Dieſer Anil hat lange, bald gerade, bald gekrümmte Schoten mit 9 bis 10 Samenkörnern. Er heißt franzöſiſcher Anil, weil er auf den franzöſiſchen Plantagen in Amerika hauptſächlich cultivirt wird.

b) Die ſo genannte unechte Indigpflanze, Guatimala-Indig, Indigofera ſcapo recto, foliorum pinnis ouatis ad apicem obtuſis laete virentibus, florum ſpicis erectis, floribus ſparſis, leguminibus teretibus pendulis incuruis ſubhirſutis, d. i. die Indigpflanze mit einem geraden Blumenſchafte, gefiederten Blättern, deren Blättchen eyrund, von einem ſchönen Grün, und gegen vorn ſtumpf ſind, aufrechten Blumenähren, zerſtreut ſtehenden Blumen, und rundlichen, niederhängenden, krummen, etwas haarigen Hül-

Hülſen; Fr. l'Anil bâtard. Dieſe Sorte heißt nur deswegen unecht, weil man ſie ehemahls in Amerika, aus Mangel der Kenntniß und Verſuche, für ein Unkraut gehalten, und daher ihre Cultur vernachläſſigt hatte. Sie gibt ein vortreffliches Blau, aber nur nicht viel. Ihre Hülſen ſind kürzer, als die vom franzöſiſchen Anil, größten Theils krumm, mit 5 bis 6 Körnern.

c) Die wilde Indigpflanze; die zweyſamige Indigpflanze, Carolina-Indig, in Guzarate Gingay, Gingey oder Guinggai genannt; Indigofera ſcapo infirmo, foliorum pinnis oblongis, pallide virentibus, glabris, pedunculis ſpicæ longiſſimis, floribus laxe diſpoſitis, leguminibus latis brevibus gibboſis ſubaſperis diſpermis, d. i. die Indigpflanze mit einem ſchwächlichen Blumenſchafte, gefiederten Blättern, deren Blättchen länglich, blaßgrün und glatt ſind, ſehr langen Stielchen der Blumenähre, weit von einander abſtehenden Blumen, und breiten kurzen höckerigen etwas rauhen Hülſen, worin zwey Samen ſtecken; Fr. l'Anil ſauvage, oder l'Anil en maron. Linné macht eine beſondere Art daraus, unter dem Nahmen Indigofera diſperma; ſiehe weiter unten, No. 7.

Wie die Indianer den Anbau dieſer Pflanze unternehmen, welcher Boden ſich dazu ſchicke, und was alles ſonſt dabey, wie auch bey der Zubereitung der Farbe daraus, zu beobachten iſt, wird weiter unten vorkommen. Die einzelnen Stöcke, welche man in den Gärten unterhält, zieht man aus dem Samen auf dem Miſtbeete, ſetzt die Pflanzen, wenn ſie 2 Zoll hoch geworden ſind, in kleine, mit guter friſcher Erde angefüllte Töpfe, und dieſe auf ein Treibebeet von Gärberlohe. Wenn ſie einige Stärke erlangt haben, müſſen ſie nach und nach an die freye Luft gewöhnet, und wenn die Blüthe ſich zeigt, an die freye Luft geſtellet werden. Es pflegt aber dieſe bey uns ſpät im Som-

mer zu erſcheinen; und da man davon keinen Samen zu hoffen hat, muß man lieber durch zeitiges Abſchneiden der Zweige die Blüthe zu verhindern ſuchen, und die Stöcke gegen den Herbſt in das Glashaus, und den Winter über in ein Treibehaus bringen, damit ſie gegen den Frühling blühen und Samen tragen, worauf die Stöcke eingehen.

2. **Die rauche oder zottige Indigpflanze**, Indigofera hirſuta. Linné bezeichnet dieſe Art in ſeiner zweyten Mantiſſe alſo: foliis pinnatis hirſutis, floribus ſpicatis, mit gefiederten zottigen Blättern und Blumen, die an ihrem gemeinſchaftlichen einfachen Stiele beyſammen ſitzen und eine Aehre bilden. In den Speciebus plantarum lautet die Bezeichnung alſo: leguminibus pendulis lanatis tetragonis, mit hangenden, wolligen und viereckigen Hülſen; Aſtragalus ſpicatus, ſiliquis pendulis hirſutis, foliis ſericeis *Burmann.* Katu-tagera *Hort. malab.* iſt in Oſt-Indien einheimiſch. Die Blätter ſind ſeidenartig, und die Blumen bilden Aehren.

3. **Die glatte Indigpflanze**, Indigofera glabra. Linné bezeichnet dieſe Art in ſeiner zweyten Mantiſſe alſo: foliis pinnatis obouatis, racemis breviſſimis, leguminibus horizontalibus, mit gefiederten, umgekehrt eyrunden Blättern, ſehr kurzen Blumentrauben, und unter einem geraden Winkel vom Stängel abſtehenden Hülſen. In den Speciebus plantarum lautet die Bezeichnung alſo: leguminibus horizontalibus teretibus, foliis pinnatis ternatisque, mit horizontalen und rundlichen Hülſen, und theils gefiederten theils dreyfachen Blättern; Indigofera glabra, leguminibus glabris teretibus, foliis trifoliatis *Mill.* Colutea ſiliquoſa, glabra, ternis quinisve foliis, maderaſpatana, ſemine rubello *Pluken.* Nir-pulli *Hort. malab.* & *Raj.* hat mit den beyden vorhergehenden ihr Vaterland gemein. Ihre Wurzel iſt jährig; ihr Stängel glatt; ihre Blät-

ter beſtehen aus 3 bis 5 Blättchen, und ihre Samen ſind röthlich.

4. Die harzkleeartige Indigpflanze, Indigofera psoralοides. Linné bezeichnet dieſe Art in ſeiner zweyten Mantiſſe alſo: foliis ternatis lanceolatis, mit dreyfachen lanzettförmigen Blättern. In den Speciebus plantarum lautet die Bezeichnung alſo: leguminibus cernuis, racemis elongatis, foliis ternatis, mit unter ſich gebeugten Hülſen, verlängerten Blumentrauben und dreyfachen Blättern; Cytiſus africanus *Riv.* Trifolium æthiopicum, ex alis ſpicatum *Pluken.* kommt von dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Ihre Wurzel und ihr Stängel dauern über den Winter. Der Stängel iſt rauh und eckig, und hat von den herab laufenden Blattſtielen drey Rippen. Die Blumen-Traube beſteht aus vielen Blumen. Der Blumen-Stiel iſt eckig, und länger als die Blätter. Die Stielchen ſind ſehr kurz, und die Deckblätter davon fallen ab. Die obern Zähne des Blumenkelches ſtehen weiter aus einander, als bey den andern Arten. Die Blumenkronen ſind roth, und haben horizontale Flügelblättchen, welche an ihrem obern Rande zuſammen ſtoßen. Das Schiffchen hat in der Mitte zu beyden Seiten einen pfriemförmigen, vertieften und umgebogenen Zahn. Die Staubbeutel ſind gelb. Der Fruchtknoten iſt rinnenförmig, der Griffel purpurroth, die Narbe ſtumpf. Die Hülſe enthält viele Samen.

5. Die dreyblätterige Indigpflanze, Indigofera trifoliata. Linné bezeichnet ſie in der zweyten Mantiſſe alſo: foliis ternatis, floribus ſeſſilibus lateralibus, mit dreyfachen Blättern, und mit feſt aufſitzenden, aus den Seiten der Stängeläſte entſpringenden Blumen. In den Speciebus plantarum lautet die Bezeichnung alſo: leguminibus ſubſeſſilibus compreſſis pendulis foliis ternatis lanceolatis, mit zuſammen gedrückten, ziemlich feſt aufſitzenden und unter ſich hän-

gen-

genden Hülſen, und dreyfachen lanzettförmigen Blättern. Sie wächſt in Oſt-Indien wild. In den Winkeln der Blätter ſitzen zwey Hülſen beyſammen, welche gleichbreit, umgebogen, und mit vier Ecken verſehen ſind.

6. Die geißkleeartige Indigpflanze, Indigofera cytiſoides, (ehemahls Pſoralea cytiſoides). Linné bezeichnet ſie in der zweyten Mantiſſe alſo: foliis pinnatis mucronaris, caule fruticoſo, mit gefiederten, ſcharf zugeſpitzten Blättern, und einem ſtrauchigen Stängel. In den Speciebus plantarum lautet die Bezeichnung alſo: foliis quinato-pinnatis ternatisque, racemis axillaribus, mit theils fünffachen und gefiederten, theils dreyfachen Blättern, und mit Blumentrauben, welche in den Winkeln der Blätter ſtehen. Das Vorgebirge der guten Hoffnung iſt ihr Vaterland. Der Stängel iſt ſtaudig, und treibt eckige Aeſte. Die unterſten Blätter beſtehen aus 3, die oberſten aber aus 5 länglichen, beſtäubten und ziemlich gleichen Blättchen, welche ſich in eine ſteife Spitze endigen, und haben an ihrem Urſprunge zwey kleine Borſten. Die Blatt-Anſätze ſind pfriemförmig. Die Blumentrauben ſtehen in den Winkeln der Blätter, ſind länger als dieſe, und haben eyrunde Blattdecken, welche ſich in ſteife Spitzen endigen, und abfallen. Der Blumenkelch iſt etwas kürzer als die Blumenkrone; das Fähnchen ſteht aufrecht. Die Hülſe iſt ziemlich walzenförmig, und ihre Samen ſind durch Zwiſchenwände unterſchieden.

7. Die zweyſamige Indigpflanze, Indigofera diſperma, racemis elongatis ſ. folio longioribus, leguminibus diſpermis, foliis pinnatis obtuſis, mit gefiederten ſtumpfen Blättern, welche kürzer als die Blumen-Trauben ſind, und mit zweyſamigen Hülſen. Man findet ſie in beyden Indien. Trew erkannte ſie nur

für

für eine Varietät der Färber = Indigpflanze; ſ. oben die ſogenannte wilde Indigpflanze, S. 552.

8. **Die ſeidenartige Indigpflanze,** Indigofera ſericea, foliis ſimplicibus lanceolatis, caule fruticoſo, ſpicis ſeſſilibus mit einfachen lanzettförmigen Blättern, ſtrauchigem Stängel, und feſt aufſitzenden Blumen-Aehren. Iſt auf dem Cap zu Hauſe.

9. **Die niederliegende Indigpflanze,** Indigofera procumbens, foliis ternatis obouatis, caule herbaceo proſtrato, ſpicis pedunculatis, mit dreyfachen, umgekehrt eyrunden Blättern, einem krautartigen niederliegenden Stängel, und geſtielten Blumenähren. Wächſt auf dem Cap.

10. **Die ſchmahlblätterige Indigpflanze,** Indigofera anguſtifolia, foliis pinnatis linearibus, racemis elongatis, caule fruticoſo, mit gefiederten gleichbreiten Blättern, verlängerten Blumentrauben und ſtrauchigen Stängeln. Gleichfalls auf dem Cap.

11. **Die neunblätterige Indigpflanze,** Indigofera enneaphylla, foliis pinnatis cuneatis, caulibus proſtratis, ſpicis lateralibus, mit gefiederten keilförmigen Blättern, und geſtreckten Stängeln, an deren Seiten die Blumenähren ſitzen. Linné hatte zuvor dieſe Pflanze, in den Speciebus plantarum, zum Harzklee, unter dem Nahmen Pſoralea pinnata, hernach in der erſten Mantiſſe zum Süßklee, unter dem Nahmen Hedyſarum proſtratum, gerechnet. Plukenet macht ſie zu einer Art Bläslein = Senna, und nennt ſie Colutea enneaphyllos lotoides Indiæ orientalis, ſiliquis conglobatis, wie auch Colutea enneaphyllos ſiliquoſa Indiæ orientalis, ſiliquis & foliis auerſa parte pubeſcentibus.

12. **Der vom Linné ſo genannte Anil,** Indigofera Anil, foliis pinnatis, foliolis ellipticis acutiuſculis, racemis breuibus, leguminibus declinatis recuruis, caule erecto ſuffruticoſo, mit gefiederten Blättern, deren

Blätt-

Blättchen elliptiſch und etwas ſpitzig ſind, kurzen Blumentrauben, niederwärts und hernach wieder oberwärts gebogenen Hülſen, und aufrechten ſtaudigen Stängel. Iſt in beyden Indien einheimiſch. Dieſe der Färber-Indigpflanze ſehr ähnliche Art unterſcheidet ſich doch von derſelben durch die umgekehrt eyrunden, ſtumpfen, auf beyden Seiten unbewehrten Blättchen; ferner durch die rundlichen und geraden Hülſen, woran auch die Naht höckeriger und etwas knotig iſt; und endlich durch die kleinern und ſchwankenden Blumen-Trauben.

13. **Die ſilberfarbige Indigpflanze**, Indigofera argentea, foliis pennatis, foliolis obouatis tomentoſo-ſericeis, impari maiore, caule fruticoſo, mit gefiederten Blättern, deren Blättchen umgekehrt eyrund, filzig und ſeidenartig ſind; das ungeparte Blättchen iſt größer als die andern. Iſt gleichfalls in beyden Indien anzutreffen. Die Blumen ſind purpurfarbig. Die ganze Pflanze iſt weiß und filzig.

Die Verfertigung des Indigs geſchieht an verſchiedenen Orten aller Welttheile. In Europa, auf der Inſel Malta. In Afrika, in Senegal, und auf der Inſel Madagascar. In Aſien, wird derſelbe in Oſt-Indien, in dem Reiche des großen Mogols an verſchiedenen Orten, desgleichen in den Königreichen Golconda und Bengala, und von den Holländern auf der Inſel Java, gemacht. In Amerika macht man ihn ebenfalls an verſchiedenen Orten, ſowohl auf dem feſten Lande, inſonderheit zu Guatimala, als auch auf allen antilliſchen Inſeln, vornehmlich auf St. Domingo, Jamaika, und Curaſſau; desgleichen auf einigen caraibiſchen Inſeln. Gegenwärtig wird er inſonderheit in einer Colonie am Miſſiſippi, etwann 50 Meilen von Neu-Orleans, in großer Quantität von vorzüglicher Güte fleißig angebauet.

I. Die

I. Die Indig-Manufactur auf der Inſel Malta, welche Burchard (*) beſchrieben hat, iſt die einzige, welche in Europa geweſen iſt. Die Beſchreibung, welche er davon macht, iſt hinreichend, dieſe Sache und die Zeit derſelben in das Licht zu ſetzen, und den Urſprung anzuzeigen, welcher ganz aſiatiſch zu ſeyn ſcheint, wenn man nach den Kunſtwörtern, die der Verfaſſer braucht, und nach denen, die ich, wenn ich von den aſiatiſchen Manufacturen ſprechen werde, anzuführen Gelegenheit habe, davon urtheilet. Er ſagt: „Es wächſt auch in dieſem Lande eine Art von Glaſtum, welche die Spanier Anilo, und die Araber und Malteſer Ennir nennen, und woraus man eine Farbe bereitet, deren Gebrauch in ganz Europa bekannt iſt. Dieſes Kraut iſt in dem erſten Jahre ſehr zart. Der Saft, den man daraus preſſet, gibt nur einen ſehr unvollkommenen Teig, welcher in das Rothe fällt, und zu ſchwer iſt, als daß er ſich auf dem Waſſer halten könnte. Dieſe Art von Indigo nennt man Nouti oder Mouti. Der von dem andern Jahre aber iſt violblau, und ſo leicht, daß er auf dem Waſſer ſchwimmt. Er führt beſonders den Nahmen Cyerce oder Ziarce. Im dritten Jahre nimmt ſeine Vollkommenheit wieder ab, ſein Teig iſt ſchwer, von einer dunkeln Farbe, und wird unter allen Arten am wenigſten geſchätzet. Dieſer wird Cateld genannt. Man ſchneidet die Pflanze ab, und legt ſie in Ciſternen; alsdann beſchwert man ſie mit Steinen, und gießt Waſſer darauf. Man läſſet ſie einige Tage in dieſem Zuſtande, bis das Waſſer die ganze Farbe und Subſtanz des Krautes ausgezogen hat. Man läſſet alsdann dieſes Waſſer in eine andere Ciſterne laufen, auf deren Boden ſich eine kleinere befindet; man rührt es ſtark mit Stecken um, hierauf läſſet man es nach und nach ablaufen, bis

(*) Beſchreibung der Inſel Malta, 1660. Cap. 6, S. 23, fgg.

bis auf dem Boden weiter nichts, als die Hefen, oder die dickſte Subſtanz übrig bleibt, welche man heraus nimmt und auf Tücher ausbreitet, um ſie hernach in die Sonne zu legen. So bald ſie eine gewiſſe Feſtigkeit zu bekommen anfängt, macht man Kugeln oder Täfelein daraus, die man auf dem Sande trocken werden läſſet; denn eine jede andere Materie würde die Farbe derſelben verſchlingen oder verderben. Wenn von ungefähr der Regen darauf fällt, ſo verlieren ſie ihren ganzen Glanz. Wenn der Indigo in dieſem Zuſtande iſt, ſo nennen ſie ihn Aaliad. Der von der beſten Art iſt trocken, leicht, ſchwimmt auf dem Waſſer, und hat in der Sonne einen violblauen Glanz. Wenn man ihn auf glühende Kohlen legt, ſo gibt er einen violblauen Rauch, und läſſet wenig Aſche zurück. Der Vortheil derer, die dieſen Indigo machen, beſteht in der Verſchwiegenheit, die ſie in Anſehung dieſer Zubereitung beobachten, die ſie, ob ſie gleich an ſich von geringer Wichtigkeit iſt, wenig Leuten entdecken, weil ſie, wenn ſie ſelbige bekannt machten, befürchteten, daß ſie allen ihren Nutzen verlieren würden, wie es bey den meiſten Dingen, die nur wegen ihrer Seltenheit geſchätzet werden, zu geſchehen pflegt.“

II. In Afrika wächſt die Indigpflanze auf der Inſel Bonaviſta, wie die Baumwolle, von freyen Stücken, und die Einwohner können es alſo für die bloße Mühe haben, dieſelbe einzutragen. Das Unglück iſt, daß ſie die Kunſt nicht verſtehen, die Farbe abzuſondern, oder dasjenige zu machen, was Stein-Blut genannt wird, wie in Weſt-Indien, ſondern ſie zerſtampfen nur das Laub von dem Geſträuche, da es noch grün iſt, mit einem hölzernen Stößel und Mörſer, weil es ihnen an Mühlen fehlt, ſie zu zermahlen. Sie machen ſolcher Geſtalt eine Art von Brey daraus, den ſie in dicke runde Kuchen formiren, und zu fernerm Gebrauche trocknen laſſen.

Auf

Auf der Inſel Madagascar machen die Einwohner, nach dem Berichte des Franz Cauche (*), mit der Bereitung des Indigs nicht ſo viele Umſtände, wie die Morgenländer. Sie zerſtampfen die Blätter mit ihren noch zarten Zweigen, machen Brode daraus, wovon ein jedes 3 Pfund wiegt, und trocknen ſie an der Sonne. Wenn ſie damit färben wollen, zerreiben ſie davon ſo viel, als ſie brauchen, und vermiſchen das Pulver mit Waſſer in irdenen Geſchirren, die ſie eine gewiſſe Zeit ſieden laſſen. Sie laſſen alsdann die Farbe wieder kalt werden, und weichen ihre Baumwolle oder Seide hinein, welche, wenn ſie wieder heraus gezogen wird, eine ſchöne blaue Farbe bekommt. Die Indigpflanze wird auf dieſer Inſel Banghers, und ihr Teig Banghets genannt.

In Senegal, nennen die Schwarzen dieſe Pflanze Gueangue. Ihre Art, dieſelbe zuzurichten, iſt ſehr einfach. Sie reiſſen den Gipfel der Zweige der Indig-Pflanze ab, und zerſtampfen dieſes Laub, bis es zu einem feinen Teige wird, woraus ſie kleine Brode, die ſie im Schatten trocknen, verfertigen.

Cäſar Lambert erzählt, in der Nachricht von ſeiner Reiſe nach Aegypten, die im J. 1627 heraus kam, daß man zu Cairo viel Indig abhohle, und von da nach Europa bringe. D. Pocock (**) gibt von der Bereitung des Indigs in Aegypten folgende Nachricht: „Das Kraut wird im Mörſer geſtoßen und gekocht; hernach weichen ſie es in Waſſer und preſſen es; ſodann kochen ſie es wieder, und laſſen es austrocknen, bis es zu einem Kuchen oder Pulver wird.“

III. In Aſien iſt die Art, aus der Indigpflanze die Farbe zu ziehen, nicht einerley, und man findet öfters bey Manufacturen von einer und eben derſelben Ge-

(*) Relation de ſon voyage à Madagaſcar, 1636, 4. S. 149.
(**) In ſeiner Beſchreibung des Morgenlandes, Th. 1, S. 304 der Ausgabe von 1771.

Gegend einen beträchtlichen Unterſchied. Unter dieſen verſchiedenen Arten, an deren Vervielfältigung die Phantaſie vielleicht ſo viel Antheil gehabt hat, als die Beſchaffenheit der Pflanze, bemerkt man inſonderheit zwey, deren Producte ſich durch die Benennung Inde und Indigo unterſcheiden. Die Bereitung des Inde iſt von der Bereitung des Indigo darin weſentlich unterſchieden, daß man die Blätter der Pflanze in Waſſer einweichet, um Inde zu bekommen; dagegen man das ganze Kraut, ausgenommen die Wurzel, beynahe auf eben dieſe Art einweichet, um Indigo zu erhalten. Außer dieſen beyden Bereitungsarten, die in ihren Umſtänden ſehr abwechſelnd ſind, iſt noch eine andere in Indien gebräuchlich, welche in der bloßen Zerſtoßung und Anfeuchtung der Indigpflanze beſteht, woraus man einen Teig oder eine Art von Farbekugeln macht, welche auch den Nahmen Inde führen.

Unter allen Sorten des oſtindiſchen Indigs, iſt derjenige, welcher in Serquiſſe, (Sarquiſſe, Serqueſſe, Xerquies, Cirquee, Sirches, Circhees, Girchees, oder Cirkeſt,) einem Dorfe, welches 80 Meilen von Surate, und in der Nähe von Amadabat, in dem Reiche des großen Mogols liegt, gemacht wird, der beſte. Die Einwohner daſelbſt ſchneiden, nach des Taverniers Berichte, das Kraut zu der Zeit, wenn die Blätter leicht abgehen, ab, ſtreifen das ganze Kraut herunter, und weichen es in einer gewiſſen Quantität Waſſer ein, das man in ein Gefäß, welches der Weich-Trog (Einweichtrog, das Weichfaß, Einweichfaß, Fäulungsfaß,) Fr. la Trempoire, Engl. Steeper, genannt wird, A. Fig. 1662 [a]), gießt, worin ſie es 30 bis 35 Stunden liegen laſſen. Nach Verlauf dieſer Zeit laſſen ſie dieſes Waſſer, welches eine grüne Farbe, die in das Blaue fällt, angenommen hat, in ein anderes Gefäß, der Schlagtrog, (Stoßtrog, Rührtrog, das Schlagfaß, Stoßfaß oder Stampffaß,) Fr. la

Baterie, Engl. Beater, genannt, B. Fig. 1659, laufen, wo ſie dieſes Extract $1\frac{1}{2}$ Stunden von 4 ſtarken Perſonen ſchlagen laſſen, welche es mit hölzernen Löffeln, deren Stiele, die 18 bis 20 Fuß lang ſind, auf Laſſeten mit Gabeln liegen, herum rühren. Damit ſie zu dieſer Arbeit nicht viel Leute brauchen, bedienen ſie ſich an einigen Orten einer großen Walze, R, Fig. 1668 a), welche in 6 Flächen abgetheilt iſt, und an deren beyden Enden eiſerne Achſen heraus gehen, die ſich auf Unterlagen von gleicher Materie, welche an den beyden Seiten des Schlagtroges, B, eingefügt ſind, herum drehen. An den beyden untern Flächen bey den untern Theilen dieſer Walze ſind 6 Eimer, G, in Geſtalt einer umgekehrten und unten offenen Pyramide, befeſtigt. Ein Indianer, I, dreht vermittelſt einer Handhabe, die an eine von den Achſen befeſtigt iſt, dieſe Walze beſtändig herum, ſo, daß auf einer Seite 8 Eimer in die Höhe kommen, während daß auf der andern Seite 3 hinunter gehen. Dieſes wird ſolcher Geſtalt ſo lange fortgeſetzt, bis das Waſſer vielen Schaum bekommen hat. Alsdann ſprengen ſie mit einer Feder auf dieſen Schaum ein wenig Baum-Oehl. Zu dieſem Beſprengen brauchen ſie ungefähr 1 Pfund Oehl auf einen Trog, welcher 70 Pf. Inde geben kann. So bald das Oehl auf den Schaum geſprengt worden iſt, theilt ſich derſelbe in zwey Theile, durch welche man eine Menge von Klümpchen gewahr wird, dergleichen man in einer geronnenen Milch ſieht. Alsdann hört man auf, das Extract zu ſchlagen; und wenn es ſich genug geſetzt hat, zieht man die Röhre T des Schlagtroges B heraus, um das Waſſer, welches hell iſt, davon ablaufen zu laſſen, und den dicken Satz, welcher in Geſtalt eines Schlammes und der Weinhefen auf dem Boden zurück bleibt, heraus zu nehmen. Sie thun hernach denſelben in tuchene Filtrirſäcke, Z, Fig. 1665, um das wenige Waſſer, welches etwann

wann noch darin iſt, heraus laufen zu laſſen. Als-dann ſchütten ſie die Materie in Kaſten, Fig. 1667 a), die $\frac{1}{2}$ Zoll in der Höhe haben, aus, um ſie trocken wer-den zu laſſen.

In denen Ländern, wo man dieſe Methode beob-achtet, wird der Inde von der erſten Einſammlung, nach dieſem Berichte, für den beſten gehalten. Der von der andern, iſt nicht ſo ſchön, und ſo geht es mit den übrigen ſtufenweiſe fort. Die Farbe des erſtern hat ein lebhafteres und glänzenderes Violblau, als die Farbe der folgenden Aernden.

Die Art, wie in der Gegend von Tſinſai, zwi-ſchen den Küſten von Coromandel und Malabar die Indigpflanze geſäet, angebauet, und die Farbe deſſel-ben ausgezogen wird, beſchreibt *Herbert de Jaeger*, u. d. T. de herbae Indigo dictae, ſatione, cultu, & extractione coloris Indigo dicti, circa Tſinſiam, in re-gionibus orientalibus, in den Miſc. Nat. Cur. Dec. II, A. II, obſ. 4, folgender Maßen. Ein allzu fetter und zu feuchter Boden iſt nicht tauglich zu der Indig-Pflanze; denn ſie treibt entweder zu geſchwinde, und iſt nur mit einem wäſſerigen Safte angefüllt, oder ſie wird von dem Unkraute erſtickt. Daher wählt man zu ihrem Anbaue die höchſten Stücke Land, die weder dem Regen, noch einem ſtarken Thaue zu ſehr unter-worfen ſind. Man ſucht dazu vorzüglich einen Boden aus, wovon 1 Theil Erde mit 2 Theilen Sand ver-miſcht iſt. Sie wächſt ſo gar im bloßen Sande in der Gegend von Devenapatan, aber ſie iſt nicht ſo frucht-bar. Wenn der Regen im September zu fallen ange-fangen hat, bearbeitet man das Land ein oder zwey Mahl mit dem Pfluge, und alsdann läſſet man es bis auf den December ruhen. Man pflüget es hierauf noch einmahl, und legt, bey der erſten ſchönen Witter-ung, den Samen in die Furchen, welche man mit der Ege wieder gleich macht. Wenn nach gehörigem Gä-

ten des Unkrautes die Indigpflanze Blüthen und Samen trägt, welches gegen den Febr. geſchieht, und wenn die Blätter gelb zu werden anfangen, ſchneidet man es ab, ſo, daß an den Zweigen, die man auf dem Stocke läſſet, noch eine Spanne hoch übrig bleibt, welche bey dem erſten günſtigen Regen aufs neue treibt, und nach Verlauf von 3 Monathen eine zweyte Aernde verſtattet, auf welche, wenn ſie wie die erſte verrichtet wird, eine dritte folgt, worauf man die Pflanze ſchoſſen läſſet, um Samen davon zu ſammeln, den man trocknet, damit er tüchtig ſey, zu gehöriger Zeit in die Erde gebracht zu werden. Endlich verbrennt man die Pflanze, weil ſie nichts mehr hervor bringen kann, und breitet die Aſche davon, an ſtatt des Düngers, auf den Feldern aus. Das Kraut wird nur bey ſchöner Witterung abgeſchnitten, damit es von dem Viertel des Tages bis um 2 Uhr nachmittags an die Sonne geleget und recht trocken gemacht werden könne. Hierauf driſcht man es, bis alle Blätter von den Stielen abfallen, und hebt ſie an einem Orte auf, wo der Wind nicht hinkommt; wo ſie ſo lange bleiben, bis die Witterung ſo ruhig wird, daß man ſie von neuem an der Sonne trocknen, und mit Stöcken klein ſchlagen kann. Sodann bringt man ſie auf eine von allen Seiten verſchloſſene Tenne, bedeckt ſie mit Hürden und Matten, und läſſet ſie 20 bis 30 Tage alſo liegen. Hernach thut man ſie in große Keſſel, und gießt ſüßes oder auch ſalziges Waſſer darauf. Man ſetzt dieſe Keſſel von 10 Uhr des Morgens bis um 3 Uhr nachmittags an die Sonne. Die Blätter fangen alsdann an aufzuſchwellen, und es erhebt ſich ein Schaum von einer leichten Purpurfarbe. Man filtrirt die Farbe durch ein reines Tuch, gießt darauf Waſſer auf die Blätter, die mit den Händen ſtark zuſammen gedrückt werden, und wiederhohlt dieſe Arbeit ſo lange, bis

das Waſſer nicht mehr grün gefärbt ausſieht. Alsdann wird dieſe Farbe verſchiedene Mahl ungefähr auf eben die Art geſchlagen, wie man die Butter in unſerm Lande ſchlägt, bis der Schaum, welcher anfangs eine helle violblaue Farbe hat, ganz blau, und das Waſſer beynahe ſchwarz wird. Man läſſet es darauf 2 Stunden ſich ſetzen, und rührt es ſodann zwey oder drey Mahl mit einer Schaufel um. Man deckt das Gefäß mit einem Tuche zu, und thut alsdann nichts mehr daran, bis die dicke Materie, welche der wahre Indig iſt, ſich ganz auf den Boden geſetzt hat. Den andern Tag, morgens um 8 Uhr, ſondert man den Satz von dem Waſſer, welches alsdann eine röthliche Farbe hat, ab. Dieſer Satz wird zwey oder drey Mahl mit den Händen umgerührt, und auf ein Sandbett geleget, welches gegen die Mitte etwas abhängig iſt, auf welches man ein großes Tuch gebreitet hat, das ſchon 2 Stunden in den heißeſten Sonnenſtrahlen gelegen hat. Auf dieſes Tuch leget man den Satz. Auf dieſe Art fließt das Waſſer ab, und läſſet das Dickſte zurück, deſſen Oberfläche ſich alsdann mit einem Häutchen, welches in das Purpurfarbige fällt, überzieht. Hierauf nimmt man die Zipfel des Tuches, und leget es zweyfach zuſammen, damit die Dicke der Materie verdoppelt werde. Man zerbröckelt ſie mit den Händen, und thut ſie in einen Keſſel, wo man ſie mit den Händen, welche man vorher mit Waſſer benetzet, wohl durchknetet. Alsdann macht man Kuchen davon, welche, wenn ſie recht trocken geworden ſind, als vollkommen ſchöner Indig, der zu den verſchiedenen Arten von Gebrauche bey der Mahlerey, und bey dem Blaufärben der Tücher, tauglich iſt, verkaufet werden.

Die Art, wie man auf Guzarate, (Guzerat, Gutſcherat,) einer Halbinſel zwiſchen Malabar und dem Fluſſe Indus, den Indig bauet und zubereitet, iſt nach

nach dem Baldäus (*) folgende. Man ſäet im Jun. und Jul. den Samen aus, und hält im Nov. und Dec. die Aernde. Die größte Gattung wächſt bey Chircees, einem Dorfe, welches 2 Meilen von Amadabat, der Hauptſtadt von Guzarate, liegt. Man ſammelt ihn drey Mahl im Jahre ein, nach welcher Zeit er nur von ſehr geringem Werthe iſt, und ſelbſt die zweyte und dritte Aernde werden nicht ſo geachtet, wie die erſte. Im erſten Jahre werden die Blätter ungefähr 1 Fuß über der Erde abgeſchnitten, 24 Stunden an der Sonne getrocknet, und darauf in kleine mit Salzwaſſer angefüllte Gefäße gethan. Man beſchwert dieſe Vermiſchung 4 oder 5 Tage mit großen Steinen, wobey das Waſſer in einer beſtändigen Bewegung erhalten wird. Hierauf gießt man es in größere Gefaße, worin man es ebenfalls in Bewegung erhält, indem man das Waſſer ohne Unterlaß ſchlägt, bis es dick zu werden anfängt, und der Indig zu Boden fällt. Alsdann nimmt man ihn aus dem Waſſer, läſſet ihn durch ein feines Tuch laufen, und bedeckt ihn mit warmer Aſche, um ihn zu trocknen. Die Landleute verfälſchen ihn mit Oehl, oder mit Erde von gleicher Farbe, damit er auf dem Waſſer deſto beſſer ausſehe.

Nach dem Inhalte der Naturgeſchichte von Indien (**), wächſt der Indig in Indien an vielen Orten. Seine Zubereitung in der Gegend von Bayana, Indua und Corſa, in Indoſtan, 1 oder 2 Tagereiſen von Agra, wird für die beſte gehalten. Er wächſt auch in der Landſchaft Surate, hauptſächlich in der Gegend von Sarquiſſe, 2 Meilen von Amadabat. Von daher bekommt man beſonders den platten Indig. Man verfertiget Indig von eben dieſer Gattung, und beynahe von eben dem Preiſe, in den Landſchaften von Gol-

(*) In ſeiner Beſchreibung der malabariſchen Küſten; im 6ten B. der Entdeckungen der Europäer, S 322.

(**) Im 44 B. der allg. Geſchichte der Reiſen, S. 328.

Golconda. Der Mein von Surate, welcher 42 Serres, oder 34½ Pfund, beträgt, wird für 15 bis 20 Roupies verkauft. Es wird auch Indig zu Baroch gemacht, welcher mit dem vorhergehenden von gleicher Beſchaffenheit iſt. Der in der Gegend von Agra bekommt die Geſtalt einer Halbkugel. Es wird auch Indig in der Gegend von Racut, 36 Meilen von Brampour, und an vielen Orten in Bengala verfertiget, von da die holländ. Compagnie denſelben nach Maſulipatan verführen läſſet. Allein, alle dieſe Sorten von Indig ſind daſelbſt um 20 pro Cent wohlfeiler, als zu Agra. Man ſäet den Indig in Oſt-Indien nach der Regenzeit. Gewöhnlich pflegen die Indianer ihn drey Mahl im Jahre abzuſchneiden. Die erſte Aernde geſchieht, wenn er 2 bis 3 F. hoch iſt, und alsdann ſchneidet man ihn ½ F. hoch von der Erde ab. Dieſe erſte Aernde iſt weit beſſer, als die beyden andern. Der Preis der zweyten iſt um 10, und der von der dritten um 20 pro Cent geringer. Man unterſcheidet denſelben an der Farbe, indem man ein Stück von ſeinem Teige abbricht. Die Farbe desjenigen, der von der erſten Aernde kommt, iſt von einem bläulichen Violett, welches glänzender und lebhafter iſt, als die beyden andern; und die Farbe des zweyten iſt auch lebhafter al die Farbe des dritten. Allein, auſſer dieſem Unterſchiede, welcher in Anſehung des Preiſes beträchtlich iſt, verfälſchen die Indianer durch Vermiſchungen ſein Gewicht und ſeine Beſchaffenheit. Wenn ſie die Pflanzen abgeſchnitten haben, ſondern ſie die Blätter von ihren Stielchen ab, und laſſen ſie an der Sonne trocken werden. Sie werfen ſie in Baſſins, die von einer Art von Kalk gemacht ſind, welcher eine ſolche Härte bekommt, daß ſie von einem einzigen Stücke Marmor gemacht zu ſeyn ſcheinen. Dieſe Baſſins haben gemeiniglich 80 bis 100 Schritt im Umkreiſe. Wenn ſie zur Hälfte mit ſüßem Waſſer,

welches ein wenig mit Seewaſſer vermiſcht iſt, angefüllt ſind, macht man ſie mit trocknen Blättern gar voll, die man oft und ſo lange herum rührt, bis ſie gleichſam zu Schlamm werden. Alsdann läſſet man dieſe Gefäße einige Tage ſich ſetzen, und wenn der Bodenſatz ſo gefallen iſt, daß das Waſſer oben hell bleibt, öffnet man die Löcher, welche um das Baſſin herum in der Abſicht, das Waſſer ablaufen zu laſſen, angebracht ſind. Man füllet alsdann dieſen Schlamm in Körbe. Jeder Arbeiter ſtellt ſich mit ſeinem Korbe auf ein gleiches Feld, und nimmt von dieſem Teige mit den Fingern, um Stücke in der Größe eines Hühnereyes daraus zu machen, welches mitten von einander geſchnitten, d. i. unten platt und oben ſpitzig, iſt. Der Indig von Amadabat wird platt gemacht, und bekommt die Geſtalt eines kleinen Kuchens. Die Kaufleute, welche nicht gern für ein unnützes Gewicht den Zoll bezahlen wollen, laſſen den Indig, ehe ſie ihn aus Aſien nach Europa führen, ſieben, um den Staub und Sand, welcher ſich daran hängt, davon abzuſondern. Daraus wiſſen ſie auch ihren Vortheil zu ziehen; denn ſie verkaufen ihn an die Landeseinwohner, die ihn zu ihrer Färberey gebrauchen. Diejenigen, die den Indig ſieben, müſſen dabey vorſichtig zu Werke gehen. Während dieſer Arbeit hängen ſie ein leinenes Tuch vor das Geſicht, wobey ſie beſtändig Naſe und Mund wohl verſtopft halten, und an der Leinwand nur zwey kleine Löcher vor den Augen laſſen. Sie müſſen alle halbe Stunden Milch trinken, und dem ungeachtet hindert alle dieſe Behutſamkeit nicht, daß nicht ihr Speichel, wenn ſie dieſe Arbeit 8 oder 10 Tage verrichtet haben, einige Zeit bläulich ausſieht. Man hat ſo gar angemerkt, daß, wenn man des Morgens zu dem weggeſiebten ein Ey leget, daſſelbe am Abend, wenn man es zerbricht, ganz blau ausſieht. So wie man den Teig mit den in Oehl ge-

tauch-

tauchten Fingern aus den Körben nimmt, und Stücke davon macht, leget man ſie an die Sonne, damit ſie trocken werden. Diejenigen, die zur Ausſaat Samen brauchen, laſſen im zweyten Jahre einige Stöcke ſtehen, welche ſie abhauen, wenn die Schoten reif ſind. Alsdann laſſen ſie dieſelben auf dem Felde trocken werden, und ſammeln hernach den Samen davon. Wenn ein Feld 3 Jahre Indig getragen hat, läſſet man es ein Jahr ruhen, ehe man es wieder beſäet.

IV. In Amerika, auf dem feſten Lande, hat man den Bau des Indigs nach und nach an verſchiedenen Orten verſucht; er ſcheint aber Carolina, St. Domingo und Mexiko eigen geworden zu ſeyn. Ehe die Indigpflanze nach Amerika gebracht wurde, hat man eine ähnliche blaue Farbe aus der Sophora tinctoria gemacht, welcher Umſtand einige Ungewißheit in der Geſchichte des Indigs erklärt.

In Carolina, einer Provinz in dem nördlichen Amerika, zwiſchen dem 31 und 41ſten Grade der nördlichen Breite, bauet man, nach Wilh. Burk's Berichte (*), drey Arten von Indig, wovon jede einen verſchiedenen Boden erfordert. Die erſte, nähmlich die aus Frankreich oder aus Hispaniola, (der franzöſiſche,) treibt eine ſehr lange Herzwurzel, und erfordert einen ſehr fetten Boden; daher kommt es, daß, ob ſie gleich in ihrer Art ſehr gut iſt, man ſie doch in den an der See liegenden Gegenden von Carolina, welche ſehr ſandig ſind, wenig bauet. Allein, man trifft ſo leicht kein beſſeres Land an, als dasjenige iſt, welches hier 100 Meilen von dem Meere liegt. Der Froſt in Carolina, dem ſie nicht widerſtehen kann, iſt noch eine andere Urſache, die den Anbau derſelben verhindert. Die zweyte Art, nähmlich der ſo genannte unechte oder Guatimala= oder der wahre Bahama=Indig verträgt

 den

(*) Geſchichte der europäiſchen Colonien, B. 2, S. 282.

den Froſt beſſer, weil die Pflanze ſtärker und lebhafter, und über dieß viel häufiger iſt. Er wächſt auf dem ſchlechteſten Boden, und das iſt die Urſache, warum man ihn mehr bauet, als den erſten, ungeachtet er zum Färben nicht ſo gut iſt. Die dritte iſt der wilde Indig, welcher auch, da er von Natur im Lande wächſt, (und deshalb der Carolina-Indig genannt wird; ſ. oben, S. 552,) ſowohl in Anſehung der Dauer der Pflanze und der leichten Cultur derſelben, als auch in Anſehung der Quantität des Productes, am beſten mit den Abſichten des Landmannes überein ſtimmet.

Der Indig wird gemeiniglich nach den erſten Regen, die auf das Frühlings-Aequinoctium folgen, geſäet, oder, welches dem Sprachgebrauche gemäßer iſt, gepflanzet. Man wirft den Samen in kleine Gruben, welche 18 bis 20 Zoll von einander entfernt ſind. Wenn die Witterung günſtig iſt, kann man ihn im Anfange des Julius ſchneiden. Gegen das Ende des Auguſtes hat man eine zweyte Aernde, und wenn der Herbſt gut iſt, eine dritte um Michaelis. Man muß den Acker, auf welchen er angebauet iſt, täglich gäten, das Ungeziefer ausrotten, und alle Sorgfalt auf die Pflanzung wenden. Zwanzig Schwarze ſind hinreichend, eine Plantage von 50 Morgen zu verſehen, und die Manufactur zu unterhalten. Sie behalten dabey noch Zeit genug, für ihren und ihres Herren Unterhalt zu ſorgen. Wenn der Boden gut iſt, gibt jeder Morgen 60 bis 70 Pfund Indig, welche, nach einem Mittelpreiſe, 50 Pfund Sterling (*) betragen. So bald die Pflanze zu blühen anfängt, wird ſie abgeſchnitten; wenn ſie aber geſchnitten iſt, muß man ſich in Acht nehmen, daß ſie nicht ſehr gedrückt oder geſchüt-

(*) Ein Pfund Sterling macht 6 Thlr. 4 Gr. 8 Pf., bis 6 Thlr. 8 Gr. nach unſerm Gelde.

ſchüttelt werde, wenn man ſie an den Ort trägt, wo ſie geröſtet werden ſoll, weil die Schönheit des Indigs größten Theils von einem Mehle, welches an ihren Blättern hängt, herrührt.

Das Geräth zur Verfertigung des Indigs iſt beträchtlich, aber nicht ſehr koſtbar. Es beſteht in einer Pumpe, und in einigen Trögen und Tonnen von Cypreſſenholze, welches dort ſehr gemein und wohlfeil iſt. Wenn man das Indigkraut geſchnitten hat, thut man es in einen Trog, welcher ungefähr 12 bis 15 F. lang, 4 F. tief, und 14 Z. hoch iſt, um daſſelbe einzuweichen, und füllet ihn alsdann mit Waſſer an. Nach 12 oder 16 Stunden fängt die Maſſe zu gähren an, ſie ſchwillt auf, erhebt und erhitzt ſich unvermerkt. Man hält ſie alsdann mit Stücken Holz, welche man querüber darauf legt, zurück, damit ſie nicht zu ſehr in die Höhe ſteige, und bezeichnet mit einer Steck-Nadel den Punct ihres größten Anwachſes. Wenn ſie unter dieſes Zeichen wieder herunter fällt, ſo erkennt man daraus, daß die Gährung ihren höchſten Grad erreicht habe, und daß ſie wieder abzunehmen anfange. Alsdann öffnet man einen Hahn, um das Waſſer in einen andern Trog, welchen man den Schlagtrog nennt, ablaufen zu laſſen. Das Kraut, welches man aus dem erſten Troge bekommt, dient die Erde fruchtbar zu machen, und gibt einen vortrefflichen vegetabiliſchen Dünger. Man fährt fort, neues Kraut hinein zu thun, bis die ganze Anil-Aernde vollbracht iſt.

Wenn man alles Waſſer, welches auf dieſe Art in dem Schlagtroge mit den Indigtheilen imprägnirt worden iſt, hat ablaufen laſſen, ſo bedient man ſich gewiſſer Arten von Zobern oder Wannen ohne Boden, welche mit langen Stielen verſehen ſind, damit man es herum rühren könne; womit man ſo lange fortfährt, bis es ſich erhitzt, ſchäumet, in Gährung kommt, und

über den Rand des Troges ſteigt. Um dieſe heftige Gährung zu dämpfen, gießt man Oehl darauf, ſo wie der Schaum in die Höhe ſteigt, welches ihn ſogleich zum Fallen bringt. Nachdem man auf dieſe Art das Waſſer 30 bis 35 Minuten (bey kalter Witterung muß man länger ſchlagen,) herum gerührt hat, ſo fangen kleine Körner an zu entſtehen, welches daher kommt, weil die Salze und die andern Theilchen der Pflanze, die das Waſſer zertheilt und mit welchen es ſich vermiſcht hatte, ſich alsdann wieder vereinigen. Um dieſe Theilchen deſto beſſer zu entdecken, und zu wiſſen, ob das Waſſer genug geſchlagen worden ſey, thut man von Zeit zu Zeit etwas weniges davon auf einen Teller, oder in ein Glas. Wenn es ſo ausſieht, wie es ausſehen muß, läſſet man Kalkwaſſer, welches ſich in einem andern Gefäße befindet hinein laufen, und rührt es mit einander ein wenig herum, welches die Operation erleichtert. Der Indig bekommt beſſere Körner, der Liquor erlangt eine röthliche Farbe, er wird trübe und ſchlammig, und man läſſet denſelben ſich ſetzen. Man gießt hernach den helleſten Theil davon in verſchiedene andere Gefäße, aus welchen man ihn, ſo bald er oben hell zu werden anfängt, wieder heraus gießt, bis weiter nichts als ein Schlamm übrig bleibt, welcher in Säcke von grober Leinwand getragen wird. Man hängt ihn alsdann einige Zeit auf, bis die Feuchtigkeit ſich gänzlich zerſtreuet hat. Um dieſen Schlamm vollends zu trocknen, nimmt man ihn aus den Säcken, und knetet ihn auf Bretern, die von einem poröſen Holze gemacht ſind, mit einem Spatel von gleichem Holze, wobey man ihn früh und abends zu verſchiedenen Mahlen, aber nicht lange, an die Sonne legen muß. Alsdann thut man ihn in Gefäße, oder in Kaſten, die man mit gleicher Vorſicht an die Sonne ſetzt, bis der Indig fertig iſt. Bey jedem Stücke dieſer Zurichtung wird viele Aufmerkſamkeit und Geſchick-

ſchicklichkeit erfordert, weil man ſonſt Gefahr läuft, alles zu verderben. Man darf das Waſſer ſowohl in dem Röſt= als in dem Schlag=Troge weder eine zu lange, noch zu kurze Zeit laſſen; man darf es nur ſo lange ſchlagen, als es nöthig iſt, und man muß ſich in Acht nehmen, daß man, wenn man den ausgezogenen Saft trocknet, weder zu wenig noch zu viel dabey thue.

Von dem Indigbau auf Jamaika, in Nord=Amerika, ſ. Th. XXVII, S. 722, f.

Ich komme zur Beſchreibung der Bereitung des Indigs, ſo wie ſie auf den franzöſiſchen Inſeln in Amerika, und beſonders zu St. Domingo, gewöhnlich iſt. Ein Stück Land, wo man den Indig bauet und zubereitet, nebſt den dazu gehörigen Negern, Gebäuden, Gefäßen, inſonderheit den zu dieſer Arbeit beſtimmten gemauerten Küpen, und anderm Geräthe, wird eine Indigoterie genannt. Fig. 1671. In Anſehung der Küpen, beſteht eine Indigoterie aus drey zuſammen ſtoßenden Gefäßen, welche gemeiniglich durch Zwiſchenmauern mit einander verbunden ſind, Fig. 1659, und 1662 [a], und [b]. Es iſt hier von ſo gemauerten Küpen die Rede; in gewiſſen Ländern macht man ſie von Holz, welches in denen Einrichtungen, wovon ich weiter unten ſprechen werde, nothwendig einige Verſchiedenheit machen muß, welche der Leſer und der Arbeiter ſelbſt ergänzen werden. Dieſe drey Gefäße werden ſtufenweiſe geſetzt, ſo, daß das Waſſer, welches in das erſte gegoſſen wird, durch Röhren in das zweyte, von dem zweyten in das dritte, und von dem dritten heraus läuft; ABC Fig. 1662 [b].

Das erſte dieſer Gefäße, A, Fig. 1662 [b], wird der Weichtrog, Fäulungstrog, die Weichküpe, oder Fäulungsküpe, Fr. la Trempoire genannt. In dieſe Küpe thut man das Kraut, um es darin weichen und gähren zu laſſen.

Das

Das zweyte Gefäß, B, wird der Schlagtrog, das Schlagfaß oder die Schagküpe, Fr. la Batterie, genannt, weil man in daſſelbe das Extract, welches gegohren hat, laufen läſſet, um es zu ſchlagen, und auf die gehörige Art zu behandeln.

Das dritte Gefäß, C, welches eigentlich nur eine Art von einem eingeſchloſſenen Bezirke iſt, wird der Ruhetrog, die Ruheküpe, Fr. le Repoſoir genannt. Der Boden dieſes Gefäßes beſteht größten Theils aus einer Fläche; und auf einer von den Seiten dieſer Fläche macht derſelbe ein kleines Becken K, Fig. 1662 a) und b), welches man den Setztrog, die Setzküpe, den Abſeihtrog, Fr. Baſſinot oder Diablotin, nennet. Letztere, welche in die Fläche der Ruheküpe eingegraben iſt, beſteht aus einem kleinen beſondern Gefäße, welches beſtimmt iſt, den dicken Saft, welcher aus der Schlagküpe kommt, aufzufangen. Sie muß unter dem Horizonte des Grundes dieſer Fläche, und ſo angebracht werden, daß ſie an die Mauer der Schlagküpe ſtößt. Man ſetzt ſie gemeiniglich gerade in die Mitte dieſer Seite, und zuweilen in eine von den Ecken, aber allezeit auf die Seite der Schlagküpe. Sie iſt mit einem kleinen Rande verſehen, damit nicht das Waſſer, welches ſich etwann auf dem Boden der Ruheküpe befände, hinein fließe.

Dasjenige, was ich jetzt von der Zuſammenſetzung dieſer drey Gefäße geſagt habe, findet nur bey einfachen oder den von einander abgeſonderten Indigoterien Statt. Kann man aber verſchiedene Fäulungsküpen mit einander anlegen, ſo vermindert man die Anzahl der Schlagküpen, und folglich auch die Anzahl der Setzküpen, um die Hälfte. Man wird weiter unten in dem Entwurfe der zuſammengeſetzten Indigoterien, Fig. 1672, die ganze Ordnung, welche ſich auf dieſe Einrichtung bezieht, antreffen.

Der

Der Boden dieſer drey großen Gefäße iſt platt, mit einem Abhange von ungefähr 2 bis 3 Zoll, um den Ablauf des einen in das andere zu erleichtern.

Der Boden der Setzküpe, K Fig. 1662 a) und b), hat eine ausgehöhlte Geſtalt, deren Umfang rund oder oval iſt. Es iſt hierbey zu erinnern, daß ſich ſelbſt auf dem Boden der Setzküpe ein anderes kleines Loch P, oder eine runde Form, die einem Hutmacherſtocke ähnlich ſieht, befindet. Aus dieſer Art von Form oder Loche ſchöpfet man mit einem Stucke Kürbiß den übrigen Theil des Saftes, welcher natürlicher Weiſe dahin abläuft, vollends heraus.

Das erſte Gefäß, A, Fig. 1662 b), muß wenigſtens einen Spund X mit ſeiner Röhre C, von 3 Zoll im Durchmeſſer haben, welches alles nach der Größe der Küpe proportionirt ſeyn muß.

Das zweyte Gefäß, B hat einen Spund F, welcher mit der Setzküpe perpendiculär iſt, und 3 Röhren von ungefähr 3 Z. im Diam. hat. Dieſe Röhren ſtehen in einer Entfernung von 4 Z. über einander. Die beyden erſten dienen, das Waſſer zu zwey Mahlen ablaufen zu laſſen, welches nach dem Schlagen auf dem Safte ſchwimmt. Die dritte Röhre, welche nothwendig mit der Setzküpe perpendiculär ſeyn muß, iſt beſtimmt, den Saft, welcher ſich auf dem Boden der Schlagküpe, mit dem ſie horizontal, und ſo gar ein wenig niedriger ſeyn muß, geſetzt hat, ablaufen zu laſſen.

Die Fläche des Bodens von dem dritten großen Gefäße, C Fig. 1662 b), hat, an ſtatt eines Spundes, eine Oeffnung, Q, unten an der Mauer, von ungefähr 6 Z. im Vierecke, welche allezeit frey iſt, und mit der Ausleerungsröhre, welche die Leere, Fr. la Vuide, genannt wird, überein ſtimmet.

Die Setzküpe K, und die kleine Form P, welche in das dritte Gefäß, C, eingefügt ſind, haben keinen Ab-

Ablauf nöthig, weil man durch ihre Oeffnung den ganzen Saft, wenn er trocken iſt, heraus nimmt.

Die Spunde x ſind von Holze, welches nicht fault, gemacht, viereckig ausgeſtoßen, und in die Dicke des Mauerwerkes geleget, ſo wie es der Ablauf eines jeden Gefäßes erfordert. Dieſe Spunde ſind ihrer Länge nach durchbohrt, damit ſie Röhren abgeben. Die Höhe und Breite eines jeden Stückes ſind nach der Anzahl und Weite der Löcher, die man hinein macht, eingerichtet, und die Länge wird nach der Dicke der Mauer, in welche man es legt, abgemeſſen; wobey zu beobachten iſt, daß die beyde Enden mit den beyden Seiten der Mauer horizontal geleget werden. Die Zapfen, mit welchen man die Röhren zuſtopfet, ſind rund, und von eben dem Holze, wie die Röhren.

Die Plätze, wo der Indig verfertiget wird, haben, nach Gelegenheit ihrer Größe, mehrere gemauerte Stücke, die einander ähnlich ſind, entweder nahe beyſammen, oder von einander entfernt, liegen, ſo wie es die Bequemlichkeit der Nutzung erfordert; und alsdann nennt man ſie zuweilen Pourriture, oder Equipage, an ſtatt Indigoterie. Fig. 1671, ſtellt verſchiedene dergleichen mit einander verbundene Equipagen vor; und man erſieht daraus, daß man durch ihre Zuſammenſetzung die Anzahl der Schlag- und der Setz-Küpen um die Hälfte vermindern kann.

Wenn man an einem Orte eine Indigoterie anlegen will, muß man zuvörderſt unterſuchen, ob es möglich iſt, das Waſſer eines Fluſſes oder Baches dahin zu leiten, damit man die Küpen damit anfüllen könne. Wenn man dieſen Vortheil nicht hat, muß man einen Brunnen graben, Fig. 1660, und eine Pumpe anzubringen ſuchen; indem es bey der Anlage einer Indigoterie ſchlechterdings nothwendig iſt, Waſſer bey der Hand zu haben. Iſt man verſichert, Waſſer zu finden, es mag geſchehen, auf was für eine Art es wolle,

ſo

ſo kann man alsdann zum Bau der Indigoterien ſchreiten, wobey folgende Regeln in Acht zu nehmen ſind.

Die Indigoterien werden auf einem Hügel oder einer Anhöhe angeleget, welche entweder von Natur, oder durch die Kunſt, einen Abfall hat, damit das Waſſer nicht wieder zurück treten könne. Allein, man muß ſie zuweilen ſehr niedrig anlegen, wenn man Gelegenheit hat, zur Anfüllung der Weichküpe, das Waſſer eines Fluſſes oder Baches zu nutzen. Es iſt genug, wenn die Schlagküpe über dem Horizonte der benachbarten Gewäſſer, nähmlich in der Regenzeit, eine Oeffnung hat, damit es allezeit einen ſichern Ablauf habe.

Dem Fäulungs = oder Einweichungs = Gefäße, A, Fig. 1659, und 1662 [a] und [b], wird die Geſtalt entweder eines vollkommenen, oder eines etwas länglichen, Viereckes gegeben; es müſſen aber die Ränder und die Tiefe deſſelben allezeit auf folgende Art eingerichtet werden. Beträgt die Länge des Gefäßes 10 F., ſo muß die Breite deſſelben 9, und ſeine Tiefe 3 F. ausmachen, wenn man eine kleine Abdachung, R, von ungefähr 6 Z. Höhe, dazu rechnet, deren ganzer innerer Abhang gleichſam eine Art von Rande oder Rand-Abſatze um die Küpe machet. Beträgt die ganze Länge 12 F., ſo macht die Breite 10 F., und die Tiefe eben ſo viel, aus; und das übrige iſt nach eben der Art eingerichtet. Wenn die Länge 18 bis 20 F. beträgt, ſo muß die Breite 16 bis 18, und die Tiefe $3\frac{1}{2}$, und wohl gar 4 F. ausmachen. Dieſe Proportion iſt beſonders für diejenigen ſehr bequem, welche auf allen Seiten im Vierecke 20 F. betragen, wobey man allemahl die vorerwähnte Einrichtung in Anſehung der Ränder beobachtet. Allein, es iſt gefährlich, wenn man dieſe Gefäße gar zu groß macht, weil die Gährung darin nicht ſo ſchleunig, und auf eine ſo gleiche

Art, geſchehen kann, als in denen, die von mittlerer Größe ſind, und weil das Product einer großen Küpe bey weitem nicht ſo gut iſt, als das von zwey andern, welche zuſammen eben ſo viel Kraut enthalten. Es ſind auch überhaupt nur diejenigen gewöhnlich, worein 40 Trachten oder Bündel Kraut gehen, welches mit der Weite der Küpe, wovon ich die erſten Proportionen angegeben habe, oder mit der Größe derjenigen, welche in der Länge ſo wohl, als Breite, 10 F. haben, und welche 50 Trachten in ſich faſſen können, überein ſtimmet.

Da die unechte Indigpflanze weniger Saft gibt, und doch weit mehr Platz in der Küpe einnimmt, als der franzöſiſche Anil, ſo thut man dieſen in die kleinſten Küpen, und nimmt die größern zu dem unechten.

Ob gleich die Weite des zweyten Gefäßes, nähmlich des Schlagtroges oder der Schlagküpe, B, Fig. 1662 [a] und [b]), auf die Menge und Eigenſchaft des Indigs keinen Einfluß hat, ſo iſt es doch zu den Handgriffen des Schlagens nothwendig, daß man ihn nicht zu groß, und die Ränder deſſelben ziemlich hoch mache; will man aber dieſes Gefäß auf die gehörige Art bauen, ſo hat man auf zwey Puncte, die zur vollkommenen Ausführung deſſelben ſehr nöthig ſind, wohl Acht zu haben. Erſtlich hat man auf den Horizont des Bodens S, des Fäulungs- oder Weich-Troges A, Acht zu geben; denn man iſt zuweilen genöthigt, denſelben ſehr niedrig zu machen, um deſſen Ausfüllung zu erleichtern. Zweytens muß man unterſuchen, ob man 3 oder $3\frac{1}{2}$ F. unter dem Horizonte des Bodens des Weichtroges den Boden T des Schlagtroges, und zwar dergeſtalt, legen kann, daß derſelbe 6 Z. über der Fläche V des Ruhetroges einen Ablauf, und der Ruhetrog einen gehörigen Ausfluß in einen benachbarten Graben habe; widrigenfalls muß man den Grund des Weichtroges ſo weit erhöhen, daß man dieſen

Zweck

Zweck erreicht. Iſt man hiervon verſichert, ſo kann man alsdann den Umfang des Schlagtroges beſtimmen, welcher allezeit auf einer Seite 1, 2 oder 3 F. länger ſeyn muß, als auf der andern; dieſer Umfang aber kann nur nach der Berechnung der Quantität der Kubik-Schuhe des Waſſers, welches der Weichtrog enthalten ſoll, wenn er mit Kraute angefüllt, und das Waſſer 6 Z. von ſeinem Rande entfernt iſt, beſtimmet werden. Daher muß man allezeit die Quantität der Fuße ſeiner Länge durch die Quantität ſeiner Breite, und alsdann das Product dieſer beyden Größen durch die Zahl der Fuße ſeiner Höhe multipliciren, ohne die Ränder, welche 6 Z. betragen, dazu zu rechnen. Wenn man dieſe zweyte Multiplication gemacht, und das Product heraus gebracht hat, ziehe man für den Ort, den das Kraut in dieſem Gefäße einnimmt, den dritten Theil davon ab. Dasjenige, was nach dem Abzuge übrig bleibt, gleicht der Quantität der Kubik-Fuße des Waſſers, welches das Baſſin der Schlag-Küpe faſſen muß, dem man ein ſolches Verhältniß geben muß, daß ſeine Länge, wenn ſie durch ſeine Breite multiplicirt wird, ein Product gibt, welches, wenn man es mit den 3 oder 3½ F. der Tiefe multiplicirt, eine Quantität des Raumes gibt, die der Quantität des Waſſers, welches man bey der Berechnung des Weichtroges gefunden hat, gleich iſt.

Es iſt voraus zu ſagen, daß man alsdann auf die Mauern Y, Fig. 1662 b) des Baſſins des Schlag-Troges, ein Mauerwerk von 2 F. in der Höhe, ſetzt, welches dieſem Gefäße zum Rande dienen kann; daher daſſelbe überhaupt 5 bis 5½ F. hoch iſt, hauptſächlich, wenn man ſich der Negern und der Schlagſtangen bedient, die Maſſe in dem Troge zu ſchlagen. Läſſet man aber die Schlagſtangen durch eine Mühle bewegen, ſo werden die Ränder um 6 Z. vermindert.

Es iſt hier anzumerken, daß die ſchmählſte Seite des Schlagtroges ſich allezeit dem Weichtroge gegen über befindet, es müßte denn der Fall ſeyn, daß man mehrere Gefäße auf einmahl durch Waſſer= oder Mauleſel=Mühlen ſchlagen lieſſe, welches alsdann nothwendig eine ganz andere Einrichtung, wie BB, Fig. 1672, erfordert.

Der Rand des Weichtroges macht, wie ich bereits geſagt habe, inwendig einen Abhang in den vierten Theil eines Winkelmaßes von ungefähr 6 Zoll. Der Rand des andern Gefäßes hat auch einen kleinen Abhang, iſt aber gegen die innere Seite zu nicht ſo ſtark. Der Rand des Kuhetroges iſt platt. Dieſes dritte Gefäß hat keine beſtimmte Größe; unterdeſſen dient die Mauer, welche daſſelbe mit dem Schlagtroge verbindet, gewöhnlich zum Maße der Länge auf dieſer und der gegen über ſtehenden Seite. 6 bis 7 F. ſind für jede der beyden andern Seiten ſeiner Breite hinreichend.

Der Setztrog, K, Fig. 1662 b), welcher auf der Seite, da er an die Mauer des Schlagtroges ſtößt, ein wenig ausgeſchweift iſt, hat in der Tiefe 2 F., die Form oder das kleine Loch mit dazu gerechnet, und in der Breite $2\frac{1}{2}$ F. und darüber, nachdem es die Größe der erſten Gefäße erfordert. Das kleine Loch kann 5 bis 6 Z. im Durchmeſſer, und eben ſo viel in der Aushöhlung, haben.

Die Höhe der Mauern, welche das dritte Gefäß, C, umgeben, und an die Zwiſchenmauern des Schlag-Troges B ſtoßen, beträgt ungefähr $3\frac{1}{2}$ bis 4 F., wenn man den Boden V der Ruhekůpe zu 6 Z. unter dem letzten Hahne der Schlagkůpe rechnet. Man bringt an einer der Ecken des Ruhetroges, und auf der Seite der Zwiſchenmauer des Schlagtroges, die demſelben zur Stütze dient, eine kleine Treppe, L, Fig. 1659, an, um auf derſelben nach Belieben hinauf und herab zu gehen.

Das

Das Mauerwerk dieſer Gefäße, und hauptſächlich des erſten, muß mit vieler Vorſicht und mit aller möglichen Feſtigkeit gemacht werden, damit es ſeine vollkommene Stämmung habe, und der großen Gewalt der Gährung widerſtehen könne. Daher macht man den erſten Grund deſſelben von einem dichten Stücke von trocknen, recht dauerhaften und wohl befeſtigten Mauerſteine, ehe man den zweyten Grund, und die Wände, die ihm zur Ausfütterung dienen, darauf bringt. Man gibt der Mauer dieſes erſten Gefäßes 15 bis 20, und wohl gar 24 Z. in der Dicke, hauptſächlich wenn es 20 F. im Quadrat hat. 12 bis 15 Z. ſind zu der Dicke der andern Gefäße hinreichend; allein, man muß allezeit den Grund, und alles was unter der Erde liegt, mit großer Aufmerkſamkeit mauern, damit nicht die benachbarten Quellen, oder die Gewäſſer, welche von dem Ablaufe der Aecker herkommen, hinein dringen. Zur Bindung ſolcher Werke nimmt man gemeiniglich einen Mörtel von Sand und Kalk, ob man ſich gleich in denen Gegenden, wo er auſſerordentlich theuer iſt, zu den an freyer Luft ſtehenden Werken, des Lehmes mit gutem Erfolge bedient; man berappet doch aber allemahl den auswendigen Theil mit einem guten Kalkmörtel, und das Inwendige mit einem Kitte. Dieſen macht man, wenn das ganze Mauerwerk recht trocken iſt, aus Kalk nebſt geſtoßenen und geſiebten Ziegeln, womit man den ganzen auswendigen Theil und die Ränder der Gefäße überſtreicht. Man poliert das Werk, ſo wie es trocknet, mit feinen Kellen, und darauf mit Caconen, deren Rinde ſehr hart und glatt iſt, oder mit geſchliffenen Flußſteinen, zu welcher Arbeit viele Schwarze zugleich gebraucht werden müſſen, um den Kitt, ſo wie er trocknet, zu drücken und zu glätten, ohne Ritzen zu laſſen.

Da eine ganz vollgefüllte Küpe durch einen ſehr mittelmäßigen Riß auslaufen würde, ſo muß man, ſo bald man es gewahr wird, Seemuſcheln, von was für Art ſie auch ſeyn mögen, nehmen, und ſie zerſtoßen, ohne ſie zu brennen. Man macht ſie zu Pulver, und ſiebt ſie; alsdann nimmt man ungelöſchten Kalk, welcher auch geſiebt iſt, vermiſchet beydes mit einander, und feuchtet es mit ſo viel Waſſer an, als erfordert wird, einen feſten Mörtel davon zu machen, womit man den Spalt der Küpe ſo geſchwinde als möglich anfüllet; dadurch wird das Auslaufen ſogleich gehemmet.

Andere beſſern die Ritze auf folgende Art aus. Man öffnet und erweitert inwendig den Riß in Geſtalt einer weiten Rinne, welche von oben herunter 7 bis 8 Z. in der Tiefe hat. Man beſchabet die Ränder der kleinen Spalten, welche man, wie das übrige, zu öffnen nicht für gut befindet, und füllet das Leere mit einem Kitte aus, welcher aus gleichen Theilen von lebendigem Kalk, geſtoßenen und geſiebten Ziegeln, und pulveriſirten Hammerſchlage beſteht, welches alles mit ſo wenig Waſſer, als möglich iſt, angefeuchtet wird.

In Isle de France macht man eine Art von Kitt, welcher folgender Maßen zubereitet wird. Man löſet See-Muſcheln in Citronenſafte auf, nimmt den Bodenſatz dieſer Solution, und vermiſcht ihn mit Eyweiß.

Der chineſiſche Kitt, welcher Sarangouſti genannt wird, beſteht aus trocknem Peche, Cocosnußöhl, und geſiebtem ungelöſchten Kalke. Aus dieſen drey Stücken macht man einen Teig, welcher auf einem Klotze mit einer Keule geſchlagen wird, bis er ſich ziehen läſſet, weich, und zu der Abſicht, wozu man ihn braucht, geſchickt wird. Dieſer Teig wird im Waſſer auſſerordentlich hart, und weiß wie Porzellan, daher man ſich deſſelben auch bedient, zerbrochene Porzellangefäße wieder zuſammen zu kitten.

Man muß über dieß darauf ſehen, daß man in denen Gefäßen, welche einige Zeit in der Ruhe bleiben ſollen,

ſollen, allezeit eine gewiſſe Quantität Waſſer laſſe, damit die auſſerordentliche Hitze nicht dergleichen Schaden daran verurſache.

Wenn dieſe Arbeit geſchehen iſt, richtet man vermittelſt einiger in die Erde geſteckter Gabeln einen Schoppen, oder eine Art von Dache, über dem Ruhetroge auf, um den ausgezogenen Indig und die Schwarzen gegen die Witterung in Sicherheit zu ſetzen. Einige machen dieſen Schoppen ſo groß, daß er auch den Schlagtrog und ſo gar den Weichtrog bedeckt. Es iſt nicht zu läugnen, daß es ſehr vortheilhaft wäre, wenn dieſes letztere Gefäß gegen einen beſtändigen Regen, oder gegen einen heftigen Sturm, in Sicherheit geſetzt würde; denn Kälte und überflüſſiges Waſſer verzögern die Gährung, und verhindern die Anzeigen, woran der rechte Grad derſelben zu erkennen iſt. Auſſer dem iſt es noch nicht recht ausgemacht, ob die allzu viele freye Luft, und die große Hitze, welche von der Sonne verurſachet wird, die ſchleunigſten Mittel ſeyn, die Gährung zu erregen. Man wird alſo keinen dieſer Gebräuche tadeln, welche in Anſehung der Beſchaffenheit des Indigs keinen merklichen Unterſchied zu verurſachen ſcheinen. Daher ſehen die meiſten dieſe Bedeckung des Fäulungstroges für unnütz an. Wenn man in der Regenzeit ohne Bedeckung arbeitet, muß man nur darauf ſehen, daß man nicht die ſonſt erforderliche ganze Quantität Waſſer in den Trog gieße.

Da es ſchlechterdings nothwendig iſt, daß man die allzu große Ausdehnung des Krautes in dem Weich- oder Fäulungs-Troge, über deſſen Rand es bald heraus treten würde, verhindere: ſo ſteckt man, 3 F. tief in die Erde, 4 Pfoſten D Fig. 1659, und 1662 [a]), von gutem Holze, welches nicht fault, an den vier auswendigen Ecken in die Quere der Länge des Troges, nähmlich 2 auf einer und 2 auf der andern Seite,

dem vierten Theile der Länge des Gefäßes gegen über. Dieſe Pfoſten, welche Schlußbalken genannt werden, gehen aus der Erde 1 F. 6 Z. über den Rand des Fäulungstroges, und ein jeder hat an ſeinem Ende ein Zapfenloch von 6 Z. in der Breite und 10 Z. in der Länge. Dieſe Zapfenlöcher ſind beſtimmt, die Riegel, G, oder die Querbalken, welche gerade von einem Schlußbalken zu dem andern über die ganze Breite des Weichtroges gehen, nebſt den Keilen, womit die Riegel in die Zapfenlöcher befeſtiget werden, zu faſſen. Die Riegel dieſer Schlußbalken ſind auf ihren vier Seiten 6 Z., und zuweilen 6 bis 8 Z. viereckig gemacht.

Wenn der Trog angefüllt, oder das Kraut hinein gethan iſt, legt man darauf und nach der Länge des Troges, Latten oder Breter, I, Fig. 1662 [a]), von Palmbaumholze ganz nahe an einander, und auf ſelbige quer über 2 oder 3 Sparren, A. Die Querhölzer oder Sparren, welche auf dieſen Latten liegen, ſind viereckige Stücke Holz von 6 Z. auf den vier Seiten. Man befeſtiget ſie in dieſer Lage vermittelſt Keile oder Pflöcke, welche man zwiſchen dieſelben und die Riegel der Schlußbalken legt. Der Theil der Pfoſten oder Schlußbalken, welcher in der Erde ſteckt, muß ungefähr $1\frac{1}{2}$ F. im Durchmeſſer haben. Derjenige, welcher hervor und $1\frac{1}{2}$ F. über die Küpe geht, muß 10 bis 12 Z. im Quadrat haben, um die Arbeit und die Oeffnung der Zapfenlöcher, welche nach den vorerwähnten Riegeln eingerichtet ſeyn müſſen, auszuhalten.

Drey Gabeln oder gekrümmte Stücke Holz, N, Fig. 1659, welche auf beyden Seiten des Schlagtroges als ein Triangel, nähmlich zwey auf einer Seite, und eine in der Mitte der andern Seite, in die Erde geſteckt ſind, dienen der Bewegung der Schlagſtangen, O M, welche dazu beſtimmt ſind, das Waſſer dieſes Troges zu ſchlagen und in Bewegung zu ſetzen, zu

Stützen.

Stützen. In einigen Gegenden ſchlägt man mit vier Schlagſtangen, und ſteckt daher auf jeder Seite 2 Gabeln, aber allezeit in einer ſolchen Stellung, in die Erde, wie die vorerwähnten drey, ſo daß ſie nicht gerade einander gegen über ſtehen. Die Schlagſtange M beſteht aus einem an einen Stiel O geſteckten Kaſten ohne Boden. Der Kaſten iſt von 4 ſtarken Bretern zuſammen geſetzt, und ſieht einer kleinen Krippe, oder einem Backtroge der Bäcker, wovon man den Deckel und den Boden weggenommen hat, ähnlich. Die obere Oeffnung iſt viel weiter als die untere, die beyden Enden aber ſind perpendikulär oder vertical, d. i. ſie ſind ganz und gar nicht breit. Die Länge des Kaſtens beträgt 12 bis 15 Z.; die obere Breite, 9 bis 10; die untere Oeffnung, 3 bis 4, und die Tiefe 9 bis 10 Z. Uebrigens iſt dieſes Maß ſehr willkürlich. Um denſelben mit einem Stiele zu verſehen, muß man in die Mitte eines von den Bretern, welches die Länge ausmacht, ein gerades Zapfenloch, und ein anderes in die Mitte der Länge des gegenüber ſtehenden Bretes, aber etwas tiefer als in die Mitte machen; d. h. man muß dieſes zweyte Zapfenloch derjenigen Seite, wo der Kaſten zugemacht wird, nähern. Hierauf ſteckt man ihn mit der erſten von dieſen Oeffnungen an eine armsdicke Stange, welche ſolcher Geſtalt von einer Seite zur andern ſchief hindurch geht. Man befeſtiget hernach den Kaſten durch einen Vorkeil, welcher durch das Ende der Stange geht. Alsdann legt man dieſe Stange zwiſchen die Arme der Gabel N, welche ſo hoch iſt, daß man ſich mit dem Elbogen darauf ſtützen kann, und befeſtiget ſie vermittelſt eines eiſernen Zapfens daran, welcher durch alles geht, und dem Neger, welcher den Stiel in der Hand hat, die Freyheit läſſet, den Kaſten herunter zu laſſen, und wieder in die Höhe zu heben. Die Länge der Stange von ihrem Stützpuncte auf der Gabel, welche die Mauer

des Schlagtroges berührt, an, bis zu dem Kaſten, wird nach dem Maße der ganzen Breite des Schlag-Troges, wovon man 1 Fuß wegläſſet, damit die Schlagſtange in ihrer Bewegung nicht gehemmet, und die Mauer dieſes Gefäßes nicht beſchädiget werde, eingerichtet. Diejenigen, welche die Maſſe mit dieſem Werkzeuge ſchlagen, müſſen ſich genau mit einander verſtehen, daß ſie ihren Schlag zugleich thun, weil ſonſt das Waſſer einige Fuß hoch über das Becken her-aus ſpritzen würde.

Es gibt zwey Arten von Mühlen den Indig zu ſchlagen. Einige werden durch Waſſer, und andere durch Pferde beweget. Fig. 1673, 1675 und 1677, ſtellen die Grundfläche, den Durchſchnitt und die per-ſpectiviſche Ausſicht einer Pferdemühle, und Fig. 1680 die perſpectiviſche Ausſicht einer Waſſermühle vor. Ich werde weiter unten eine Erklärung aller dieſer Fi-guren beyfügen; denn eine beſondere Zergliederung ih-rer Bewegung, welche mehr die Kunſt des Zimmer-mannes, als die Kunſt den Indig zu bereiten, angeht, würde zu weitläuftig ſeyn, als daß ſich hier eine voll-kommene Beſchreibung davon machen lieſſe. Es iſt genug, wenn man weiß, daß in beyden jede Bewegung hauptſächlich auf eine Welle ankömmt, welche quer über dem Schlagtroge liegt, und, da ſie an jedem En-de eiſerne Zapfen hat, in Ringen von gleicher Materie, die auf den beyden Seiten des Schlagtroges befeſtigt ſind, beweget, und daß dieſe Welle mit 4 ſo genannten Löffeln verſehen iſt, welche ſo lang ſind, daß ihr Kaſten ſich im Herumdrehen mit Waſſer anfullen kann. Dieſe Kaſten ſind unten zugemacht, und müſſen, wenn man es für gut befindet, von ihren Stielen abgenommen werden können, weil, wenn die Mühle ſo eingerichtet iſt, daß mehrere Tröge geſchlagen werden, es unnütz ſeyn würde, wenn dieſe Stücke an denen Wellen, welche ſtehen bleiben, gelaſſen werden ſollten. Der

bey

bey der Abbildung befindliche Maßſtab zeigt die Proportionen dieſer Mühle an.

Um die Koſten einer Mühle zu vermeiden, legen Einige bloß quer über ihren Schlagtrog eine mit Schaufeln verſehene Welie, Fig. 1679, der man vermittelſt 2 Handhaben, welche an ihre beyde Zapfen befeſtigt ſind, eine Bewegung des Umlaufes gibt. Man kann in Anſehung ſolcher Werke auch die Bewegung der oben bey den aſiatiſchen Manufacturen beſchriebenen, und Fig. 1668 b) abgebildeten, Walze der Indianer, welche eine ſehr ſchöne Erfindung iſt, zu Rathe ziehen.

Da der Saft, wenn er in den Setztrog, K, Fig. 1662 a), fällt, noch viel Waſſer bey ſich führt, ſo nimmt man ihn aus dieſem Gefäße, und thut ihn in Säcke von guter gemeiner Leinwand, welche aber nicht allzu dicht iſt, um ihn ablaufen zu laſſen. Dieſe Säcke, Z, Fig. 1665, ſind gemeiniglich 1 bis 1½ F. lang, unten viereckig oder ſpitzig, und oben 8 bis 9 Z. breit. Man macht ganz nahe an ihrer Oeffnung, Ringe oder Löcher, und ſteckt Schnüre oder Riemen, welche man auf- und zuziehen kann, durch, womit man ſie auf beyden Seiten an die Zapfen oder Haken eines Wand-Rechens, U, hänget, welcher bey U in Fig. 1659, und 1662 a) und b), an die Mauern des Ruhetroges befeſtigt iſt. Wenn die Säcke kein Waſſer mehr geben, ſchüttet man den Saft, welcher noch weich iſt, wie dicker Schlamm, in hölzerne Kaſten, Fig. 1667 a), um ihn darin trocken werden zu laſſen. Dieſe Kaſten ſind von einem leichten Holze, 3 F. lang, 1½ F. breit, und 2 Z. tief. Man ſetzt dieſe Kaſten auf Gerüſte, B, Fig. 1669 a), wovon ein Theil von einem Gebäude, S, welches das Trockenhaus (die Treuge) genannt wird, bedeckt iſt, und der andere ſich in der freyen Luft befindet. Dieſe Gerüſte beſtehen aus zwo Reihen von hölzernen Pfählen, welche in einer Höhe, daß man

man ſich mit dem Elbogen darauf legen kann, in die Erde geſtecket werden, und auf welche man, die ganze Länge hin, Latten oder Leiſten von Palmbaumholze nagelt, wobey eben keine beſondere Proportionen zu beobachten ſind. Es iſt genug, wenn ſie nur ſo ſtark ſind, daß ſie die Kaſten tragen können; allein, es iſt nicht nöthig, daß ſie 2 F. von einander ſtehen, damit man bequem dazwiſchen hin gehen könne, und damit die Enden der Kaſten eine Stütze von ungefähr 6 Z. auf jeder Seite haben. Von dem Trockenhauſe laſſen ſich hier keine Proportionen angeben, weil man in Anſehung der Größe dieſes Gebäudes, welches einem Schoppen oder einer Scheune, die vorn an einem Ende offen iſt, ähnlich ſieht, keine beſtimmte Regel hat. An dem andern Ende des Trockenhauſes bringt man ein kleines Magazin, M, an, um den Indig, wenn er ganz trocken iſt, hinein zu thun. Der übrige Theil dieſes Gebäudes dient demjenigen zur Bedeckung, welchen man, wenn es regnet, trocknen, oder während der Nacht, wie allezeit geſchieht, wieder wegnehmen will.

In den franzöſiſchen Colonien in Amerika, ſind 5 Arten der Indigpflanze, oder des Anils, bekannt; nähmlich: der Maron, oder der von Savane, der Mary, der Guatimala, der unechte, und der franzöſiſche. Letzterer wird 3 F. hoch, und noch viel höher, wenn er ſich auf einem guten Boden, wo ſeine Hauptwurzel allezeit als eine Herzwurzel unter ſich zu wachſen anfängt, in Freyheit befindet. Dieſe Wurzel, und die andern, welche daraus hervor ſproſſen, können ſich 12 bis 15 Z. tief ausbreiten. Das Laub dieſer Art gibt, verhältnißweiſe, mehr Saft, als das Laub der andern. Die Farbe, welche von dem franzöſiſchen Anil gemacht wird, iſt ſchöner, als die von dem unechten. Alte Kunſterfahrne behaupten, daß die glänzende Eigenſchaft, als z. B. die Eigenſchaft des wäſſerigen Blau,

oder des Violetten, nicht auf die Art der Pflanze, (weil der unechte ſowohl als der franzöſiſche Anil bald das Blau oder das Violette, bald die taubenhälſige oder die kupferrothe Farbe geben,) ſondern bloß auf gewiſſe Umſtände, welche leichter zu errathen, als genau zu beſtimmen ſind, ankommt; wohin man unter andern die Beſchaffenheit des Bodens, das Schneiden des Krautes vor ſeiner Reife, die Unvollkommenheit der Gährung und des Schlagens, rechnet; Einige fügen auch noch die Raupe hinzu, welche den Anil benaget, und mit dem Kraute in den Trog kommt. Es ſcheint indeſſen, daß die mehr oder weniger ſtarke Fettigkeit der Blätter, und die Art ihren Saft zu trocknen, zu der Leichtigkeit und Schönheit dieſer Materien viel beytragen müſſe. Man kann ſo gar vermuthen, daß die Quantität und Beſchaffenheit des Oehles, welches in den Trog geſprenget wird, einigen Antheil daran habe. Uebrigens iſt die Bereitung des franzöſiſchen Indigs leicht, der Erfolg ſeiner Pflanzung aber ſehr mißlich. Sein zarter und feiner Stängel iſt, wenn er hervor kommt, vielen Zufällen unterworfen. Der Wind, der Regen, die Sonne, alles vereinigt ſich zu ſeiner Zerſtörung. Der Boden ſelbſt, wo er wächſt, ſcheint ihm ſeinen Beyſtand zu verſagen. Wenn der Boden nur ein wenig ausgezehrt iſt, merkt man es an ſeinem Stocke, und er bringt nur ſchwache Stängel hervor, welche ſogleich wieder vergehen. Eine der Haupturſachen ſeines Unterganges in dem erſten Monathe, iſt der Brand, dem er unterworfen iſt, wenn nach einem Regenſchauer die Sonne plötzlich ihre Strahlen auf die Erde ſchießt. Sie erhitzt das Waſſer, welches noch nicht genug hinein gedrungen iſt, dermaßen, daß dieſe junge und ſchwache Pflanze, welche an ihren Wurzeln auſſerordentlich empfindlich iſt, ſich niederlegt, und wie verbranntes Gras verwelkt. Der Anil wird auch während dieſer Zeit von einem In-

Inſecte, welches man den brennenden Wurm, Fr. Colleux, nennt, angegriffen. Dieſes Inſect, welches ſeiner Geſtalt nach beynahe einer kleinen Raupe ähnlich ſieht, hänget ſich an ſeinen Gipfel, und umhüllet ihn mit einem Gewebe, welches ungefähr wie ein Spinnengewebe ausſieht, und ihn erſticket, indem es ihn des erfriſchenden Thaues und der freyen Luft, welche zu der Ausdunſtung der Pflanzen ſo unentbehrlich iſt, beraubet, und ſich unter dieſem Gewebe in brennende Dünſte verwandelt, wenn die Sonne darauf ſcheinet. Zu dieſen Zufällen kommen noch die Raupen, als die allgemeine Landplage. Man ſieht zuweilen ganze Schwärme von Schmetterlingen, wovon einige weiß, andere gelb ſind, von einer Gegend zu der andern fliegen, um ihre Eyer in die Indiggärten zu legen. Die Hitze verurſachet, daß daſelbſt eine unzählige Menge Raupen in dieſer ihrer überflüſſigen Nahrung ſo geſchwinde auskriecht und wächſt, daß ſie zuweilen in einer Zeit von weniger als 24 Stunden ganze Indigfelder auffreſſen; welcher Zufall zu dem Sprichworte, daß die Indigpflanzer zuweilen reich zu Bette gehen und arm wieder aufſtehen, Anlaß gegeben hat. Die beſtändige Furcht, worin man ſich in Anſehung eines ſolchen Zufalles befindet, wird beynahe allezeit von einer wirklichen Gefahr begleitet, welche von dem ſo genannten Rouleur, einer andern Art von Raupe, welche viel größer iſt, als die vorher beſchriebenen, verurſachet wird. Dieſe Inſecten ſuchen die Rinde der Stöcke, und die Knoſpen, ſo wie ſie ausbrechen, zu zernagen. Sie verbergen ſich, aus einem beſondern Triebe, unter der Erde, um der ſtärkſten Tages-Hitze zu entgehen, und kommen, wenn es kühl wird, wieder hervor, um den übrigen Theil des Tages und die folgende Nacht von neuem zu arbeiten. Dieſes dauert zuweilen zwey Monathe nach einander fort, und benimmt den Stöcken dermaßen die Kräfte, daß viele ohne

ohne Rettung zu Grunde gehen. Hierauf verwandeln ſich dieſe Inſecten in Puppen, um Schmetterlinge und Einwohner der Luft zu werden. Dieſes Unglück iſt um ſo größer, da es ſich allezeit in der ſchönſten Witterung, und wenn der Anil am meiſten gibt, eräugnet. Einige halten beſondere Perſonen zum Ableſen der Raupen, welches aber höchſt beſchwerlich, und faſt vergebens, iſt. Das beſte Mittel iſt, ſo bald man Raupen gewahr wird, die Pflanzen abzuſchneiden, und mit ihren Raupen der Manufactur einzuliefern. Hierbey iſt anmerkungswürdig, daß der auf den Pflanzen befindliche Koth dieſer Raupen einen ſo ſchönen Indig, als die Pflanze ſelbſt, gibt. Diejenigen Einwohner, welche Schweine und Truthühner halten, und die Begierde dieſer Thiere nach den Raupen kennen, laſſen dieſelben alsdann in ihre Gärten, um wenigſtens die Anzahl dieſer Feinde zu vermindern; allein, das Fleiſch der Truthühner bekommt davon einen ſo unangenehmen Geſchmack, daß man es, während der Zeit, da dieſes ihre Hauptnahrung iſt, und ſo gar einige Zeit nachher, gar nicht genießen kann. So nützlich dieſes Mittel ſeyn mag, ſo iſt es doch mit demjenigen nicht zu vergleichen, deſſen man ſich auch mit dem größten Erfolge bedient, das Gewebe, womit der ſo genannte brennende Wurm den Gipfel des Anils umhüllet, zu zerſtören. Es beſteht darin, daß man einem jeden von den dazu beorderten Negern einen 3 F. langen Beſen, welcher von Zweigen, woran die Blätter noch ſitzen, gemacht iſt, nehmen, und ſie damit über die jungen Anilſtöcke wegfahren läſſet, wenn die Sonne am ſtärkſten ſcheint, d. i. zwiſchen 11 und 12 Uhr, da die Erde brennend heiß iſt. Denn, ſo bald die Raupe durch die gewaltige Erſchütterung, welche ſie dadurch leidet, verwundet wird, fällt ſie auf den Boden, deſſen Hitze ſie in einer Zeit von weniger als 2 Stunden tödtet. Eben ſo macht man es mit denjenigen

gen Raupen, welche auf die Anilſtöcke, ſo bald man ſie abgeſchnitten hat, zurück kriechen, und die ganze Rinde derſelben zernagen; aber alsdann muß man ſtärkere Beſen, und die kein Laub haben, nehmen, und mit denſelben mit aller Macht über die Stöcke wegfahren. Damit dieſer Handgriff ſeine gute Wirkung thue, muß der Boden von langer Zeit her von dem Unkraute gereinigt ſeyn. Was das Gewebe des brennenden Wurmes betrifft, ſo wird er völlig zerſtöret, wenn man ihn mit einem belaubten Beſen von der Pflanze abkehret.

Einer der gefährlichſten Feinde des Anils iſt auch der Maſoqua. Dieſes Inſect, welches niemahls aus der Erde hervor kommt, iſt ein großer weißer Wurm, welcher zuweilen ſo lang und dick, als ein Daumen, wird. Sein Maul iſt ſo ſtark, daß er die Anilwurzeln damit abbeißt und zernaget, ſo, daß kaum etwas auf dem Erdboden ſtehen bleibt. Wenn man eine Pflanze auszieht, reiſſet man ihn leicht mit heraus. Wird man die Verwüſtungen davon gewahr, ſo läſſet man an denen Orten, wo das Uebel am ſtärkſten iſt, dieſe Inſecten ausgraben; die Negern füllen damit ihre Körbe an, und werfen ſie in einen Waſſergraben oder Moraſt.

Auch der Same des Anils wird von einem Inſecte, oder einer Art Wanze, heimgeſuchet. Der Körper dieſes Inſectes, welches viel Füße hat, hat die Dicke der Spitze des kleinen Fingers. Es iſt von dem Kopfe bis an den Hintern von einer ovalen Geſtalt, und oben und unten ein wenig platt. Einige ſind braun, andere ſchwarz; die zahlreichſte Art aber iſt grün, und alle ſind auſſerordentlich ſtinkend. Wenn ſie dick und alt ſind, fliegen ſie mit Sprüngen über 20 bis 30 F. weit. Dieſes Inſect thut dem Samen des Anils nur zu der Zeit, wenn er eben gebildet und noch in der Milch iſt, Schaden. Es macht in die Schote ein kleines Loch,

wo-

wodurch es die ganze Subſtanz derſelben ausſauget. Die Schote bleibt dem ungeachtet mit ihrem Stiele an dem Zweigen hängen, ohne gleichſam die Farbe zu verändern, und ohne merklich auszuſehen, als diejenigen, woran nicht geſogen worden iſt, wenn man ſie aber abpflückt, findet man ſie inwendig leer. Es gibt Jahre, da ſich dieſe Inſecten auf eine ſo ungeheure Art vermehren, daß wenig oder gar nichts von Samen einzuſammeln übrig bleibt. Wenn man dergleichen Zufall befürchtet, werden die Schwarzen auf den Platz, d. i. an den Ort der Plantage, geſchickt, wo ſie dieſelben ohne Umſtände zwiſchen den Fingern zerdrücken. Man hat aber auch noch ein anderes Mittel, ſie aus dem Wege zu räumen. Man ſchickt nähmlich, wie bey den Raupen, eine Heerde Truthühner auf den Platz, die man von jungen Negern und Negerinnen hüten läſſet, welches zu der Zeit geſchieht, da das Korn noch in der Milch iſt, und ſo gar, wenn es ſchon abgepflückt iſt; denn ob es gleich reif iſt, ſo thun ſie doch noch vielen Schaden daran. Die indianiſchen Hühner ſind ſehr begierig darnach, und ſehr geſchickt, ſie ſo gar in ihren Sprüngen zu fangen, indem ſie ihnen in vollem Fluge und mit einem Zuge nachjagen, ſo bald ſie dieſelben gewahr werden.

Der unechte Anil wird von allen dieſen Inſecten nicht ſo ſtark angegriffen; dagegen aber iſt er dem Zufalle unterworfen, daß er im Herbſte, wo Regen und Hitze ſehr häufig ſind, ſeine Blätter leicht verliert; daher man zu Anfüllung einer Küpe weit mehr Kraut brauchet, als wenn er die Blätter hat, welches für den Eigenthümer einen beträchtlichen Verluſt verurſachet.

Wenn man alle die Zufälle, denen ſich unmöglich zuvor kommen läſſet, in Betrachtung zieht, ſo wird man ſich darüber nicht verwundern, daß die Einwohner der meiſten Gegenden von St. Domingo, wo ſich die Anzahl dieſer Inſe-

cten häufiger als an irgend einem Orte gemehrt hat, die Cultur deſſelben aufgegeben haben, welches hernach die mehreſten größten Theils in den Stand geſetzt hat, Zuckerſiedereyen anzulegen, deren Einkünfte wirklich zuverläſſiger ſind. Die Schwarzen ſelbſt ziehen, ungeachtet der großen Mühe und des öftern Wachens, welches ihnen bey den Zuckermühlen unausgeſetzt obliegt, die Arbeit derſelben einer jeden andern vor, weil ſie von dem Syrupp, den man alle Sonntage unter ſie austheilt, und den die andern Schwarzen kaufen, um ſich damit eine Ergetzlichkeit zu machen, indem ſie eine gewiſſe Quantität davon mit Waſſer vermiſchen, und einen Trank davon zubereiten, den ſie Rape nennen, einen kleinen Nutzen ziehen. Die Gegenden von St. Domingo, wo man die blühendſten Manufacturen von dieſer Art gehabt hat, ſind Aquin, Nippes, les Arcachaix, le Boucaſſin, les Vaſes, Mirbalais, les Gonaives und Artibonite, wo ſich Indig-Manufacturen befanden, welche ſo beträchtlich waren, daß ſie 5 bis 600 Negern Arbeit gaben. Le Limbée, Port Margot, Plaiſanor und St. Louis du Port de Paix, ſind die Gegenden, welche zu dem Cap gehören, wo am meiſten Zucker gemacht worden iſt, ob gleich dieſes in Vergleichung mit den vorhergehenden etwas ſehr geringes war. Allein, Louiſiana fängt an, eine Menge ſehr ſchönen Indig zu liefern.

Der unechte Anil iſt von dem franzöſiſchen hauptſächlich in Anſehung ſeiner vorzüglichen Größe unterſchieden. Er wächſt 6 F. hoch, und noch höher. Wenn es wahr iſt, daß es einigen gelungen hat, denſelben, nachdem er eine auſſerordentliche Größe erreicht, und Blüthe und Samen getragen hatte, zu nutzen, ſo iſt es nicht weniger wahr, daß dieſes in Ermangelung des beſſern geſchehen iſt, und daß die Seltenheit, ſo wie die Schwierigkeit des Erfolges, wenn man ſie mit den von den beſten Indigobereitern vergeblich wiederhohlten Verſuchen vergleicht, jedermann nöthigen muß, ſo viel als möglich den gewöhnlichen Gebrauch zu beobachten, d. i. ihn zu ſchneiden, wenn er der Höhe von 3 F. nahe iſt, und in die Blüthe tritt, deren ſüßer Geruch ſehr merklich iſt; und wenn man eine

eine Handvoll von ſeinen Blättern ein wenig drückt, iſt es ſo ſteif, daß es ein wenig bricht, und ein kleines Geräuſch macht. Dieſe beyde Merkmahle, der Blüthe und des Geräuſches, trifft man bey dem franzöſiſchen ſowohl, als auch dem unechten Anil, an, von was für Höhe beyde auch ſind, und ſie dienen überhaupt in Anſehung des Schneidens beyder Arten zur Regel. Gleichwohl finden ſich Umſtände, wo es nöthig iſt, das Schneiden zu beſchleunigen, und andere, wo man es aufſchieben muß. Man muß es beſchleunigen, wenn die Raupe in ſo ungeheurer Menge überhand genommen hat, daß man befürchtet, ſie möchte vor der geſetzten Zeit alles verzehren; es gibt aber alsdann viel weniger, und die Waare, welche man davon bekommt, bleibt nicht recht beyſammen, welcher Fehler ſchon hinreichend iſt, allezeit ſeinen Preis zu vermindern, wenn auch gleich die Zubereitung noch ſo gut von Statten ginge. Man muß es im Gegentheile aufſchieben, wenn der Anil nach gar zu häufigem Regen ſchnell gewachſen iſt, und es nun das Anſehen hat, als wenn ſich ſchönes Wetter einfinden wollte. Denn eine gute Witterung von 8 Tagen ertheilt ihm Feſtigkeit, und hebt die Schwierigkeiten, welche die Gährung verhindern könnten. Ohne dieſe Vorſicht würde der geſchickteſte Meiſter ſich nicht zu rathen wiſſen. Man ſieht ſich wegen der zu häufigen Regen, beſonders in der erſten Jahrszeit, zuweilen gar genöthigt, eine ganze Aernde wegzuwerfen, weil entweder der Same nicht Feſtigkeit genug hat, und unter der Schlagſtange zergeht, oder, weil dieſer Regen, welcher zu der Zeit fällt, wenn der Anil in ſeiner Reiſe ſteht, verurſachet, daß alle Blätter abfallen, und weiter nichts als Beſen übrig bleiben. Alsdann läſſet man, um nicht die Negern vergeblich zu beſchäftigen, das Kraut ſofort abſchneiden, damit die folgende Aernde nicht aufgehalten werde.

Die Bearbeitung des unechten Anils iſt etwas ſchwerer, als die Bereitung des franzöſiſchen, und das Korn von ſeinem Safte iſt nicht ſo groß; aber durch die Vortheile, welche jener vor dieſem hat, wird der Schade gar wohl erſetzt. Erſtlich kommt der unechte Anil überall und zu allen Zeiten fort; zweytens wird ſein Kraut von den Inſecten nicht ſo angefallen, und es widerſteht ihrem Anfalle viel länger. Der Regen ſelbſt beſchädigt ihn nur, wenn er gar zu häufig fällt; welches aber deſto ungewöhnlicher iſt, da das Land offener und immer bevölkerter wird. Wenn man Bündel für Bündel vom Kraute rechnet, ſo gibt der unechte bey jeder Küpe weniger, als der franzöſiſche, weil ſein Laub an größern Stängeln hängt, welche in der Küpe mehr Platz einnehmen. Dieſer Mangel aber wird durch die Größe des Feldes und durch die Menge der Stängel wieder erſetzet, indem man von dem franzöſiſchen ein gutes Drittel weniger ſchneidet und ärndet, als von jenem. Wenn man alles genau überrechnet, wird man finden, daß es mit beyden auf eins hinaus läuft; und da es ſelten geſchieht, daß derſelbe gleich anfangs verdirbt, ſo pflanzt man ihn immer, ohne die Schwierigkeit bey ſeiner Bearbeitung in Betrachtung zu ziehen, hauptſächlich auf Aecker, welche ſchon getragen haben, indem man die beſſern Felder für den echten ausſetzt. Nur der Punct ſeiner Reife muß wohl getroffen werden; man muß ſie ſorgfältig unterſuchen, und ſich wohl in Acht nehmen, daß man es nicht bis dahin verſchiebe, wenn er in Samen geht; denn alsdann iſt er ſchwer zu bereiten; und wenn auch der Indigbereiter geſchickt genug iſt, den Zweck zu erreichen, und Indig heraus zu bringen, ſo gibt er, es müßte denn ſeyn, daß die Hitze nicht gar groß wäre, ſo wenig, daß die Mühe den Nutzen überſteigt. Schneidet man ihn aber zu rechter Zeit, ſo kann man vortrefflichen Indig daraus machen, wenn

man nur bey der Gährung, und bey dem Schlagen, alle mögliche Sorgfalt anwendet.

Dieſe Art Anil erfordert lange Zeit zu ihrem Wachsthume, daher viele dem franzöſiſchen den Vorzug geben, wenn die Güte des Bodens ihn anzubauen verſtattet; denn dieſer kann in 2 Monathen, zuweilen auch ſchon in 6 Wochen, der unechte hingegen erſt nach 3 Monathen, geſchnitten werden. Dem ungeachtet macht man zuweilen eine Vermiſchung von beyden, wenn die Einrichtung der Plantagen oder der Aernden es erlaubt. Denn der unechte hat mit dem franzöſiſchen dieſes gemein, daß er ſeine Zweige ſo geſchwinde treibt, als dieſer, und 6 Wochen darauf ſchneidet man ſie, und vermiſcht ſie mit einander, als wenn beyde Arten nur eine ausmachten. Dieſe Vermiſchung bringt ein feſtes Korn, welches von einer ziemlichen Größe iſt, hervor, wodurch dem Indigo-Bereiter die Mühe erleichtert, und ihm das Mittel an die Hand gegeben wird, der Gährung und dem Schlagen mit einander den gehörigen Grad zu geben.

Auf St. Domingo verarbeitet man nur das Kraut von dem franzöſiſchen, oder auch das von dem unechten Anil; die Meiſten ſehen alle übrige Arten, denen man verſchiedene Nahmen gibt, als Pflanzen an, welche von einer oder der andern dieſer beyden erſten Gattungen ausgeartet wären. Vielleicht würden aber auch die andern mehr Aufmerkſamkeit verdienen, wenn man nicht wider ſie eingenommen wäre.

Unter denen Einwohnern, die den Indig verfertigen, gibt es wenige, die ſich damit abgeben, den Anil zu pflanzen, um Samen davon zu bekommen. Dieſe beyde Arten von Arbeiten machen unter denjenigen, die ſich darauf legen, gleichſam zwey beſondere Stände aus. Diejenigen, welche ſich mit dieſer Cultur abgeben, laſſen ſich gemeiniglich in Mornes nieder. Einige bauen den franzöſiſchen, andere den unechten Anil,

Anil, einige beyde Arten zugleich, zum Samen. Bey dem Bau des franzöſiſchen verfährt man folgender Maßen. Wenn der Boden zubereitet iſt, machen die Negern A, Fig. 1682, mit ihrer Hacke, Fig. 1684, Löcher, D, Fig. 1682, von 2 Z. in der Tiefe, welche 8 Z. von einander entfernt ſind, und worein ſie 4 bis 5 Anilkörner thun, welche mit dem Fuße bedecket werden. Wenn die Pflanze 4 Querfinger hoch gewachſen iſt, wird ſie gegätet, und dieſes, ſo lange es nöthig iſt, wiederhohlet. Nach 4 Monathen fällt die Blüthe ab, und macht der Schote Platz, welche man bis zu ihrer Reife, d. i. bis ſie ſchwarz zu werden anfängt, an dem Stängel läſſet. Man ſchneidet alsdann die Pflanze 2 Z. hoch von der Erde ab, und trägt ſie, ſo wie ſie iſt, auf eine Art von Tenne, oder einen geſchlagenen und rein gefegten Platz, wo man ſie trocken werden läſſet. Wenn ſie trocken iſt, wird ſie mit einem dicken und langen Stabe gedroſchen, um die Schoten zu zerbrechen, und von den Pflanzen abzubringen. Hierauf werden die Pflanzen, als unnütz, weggeworfen. Die Schoten aber, und den Samen, welcher ſchon davon abgeſondert iſt, raffet man zuſammen, und verwahrt beyde in Haufen, in Magazinen. Wenn ſie nun mit ihrer Aernde fertig ſind, und davon verkaufen wollen, laſſen ſie die Haufen in einem hölzernen Mörſer C, Fig. 1670 a), und 1670 c), vollends zerſtoßen. Dieſer Mörſer iſt aus einer dicken hölzernen Walze gemacht, welche an einem Ende 2 F. tief ausgehöhlt iſt. Seine Oeffnung hat 1 F. im Durchmeſſer, und ſie wird nach dem Boden zu immer ſchmähler, welches in der Höhlung die Geſtalt eines umgekehrten Zuckerhutes vorſtellt. Der Stiel, oder Stämpel, oder die Keule, Fig. 1670 b), und D, Fig. 1670 c), iſt aus einem harten Holze gemacht, und beträgt in der Länge 4½ F., und in der Dicke ungefähr 2½ Z. im Durchmeſſer, unten iſt er rund. Wenn der

Mör-

Mörſer mit Schoten angefüllt iſt, ſtellet man 2 oder 3 Negern, E, Fig. 1670 c) dazu, deren jeder einen Stämpel in der Hand hat; dieſe ſtoßen ſo lange, bis der Same von der Schote völlig abgeſondert iſt. Alsdann worfeln ſie ihn, reinigen ihn, und thun ihn in kleine Fäſſer, die auf einer Seite keinen Boden haben. Dieſer Same wird an die daſelbſt wohnenden Indigbereiter fäſſerweiſe verkauft. Man nimmt dazu die Fäſſer, in welche das Mehl gethan wird, welches man aus Frankreich nach Amerika ſchicket.

Die Anilſtöcke treiben nach der erſten Aernde neue Sproſſen, welche, wie die vorhergehenden, Samen geben, den man auf gleiche Art einſammelt. Wenn der franzöſiſche Anil auf dieſe Art geſchnitten wird, kann er ſich ungefähr 2 Jahre halten; da aber bey jedem Schneiden allemahl eine Menge von Stöcken eingeht, ſäet man im folgenden Jahre auf die leeren Stellen friſchen Samen.

Das Pflanzen (Säen) und Gäten des unechten Anils geſchieht auf eben die Art. Sein Same aber wird auf eine andere Art eingeſammelt, weil er niemahls auf einmahl reif wird, indem die niedrigen Zweige viel eher blühen und Schoten bekommen, als die obern. Wenn dieſe Schoten reif ſind, ſehen ſie ſchwarzroth oder ſchwarzgrün aus, ſo wie die Schoten des echten. Wenn man ſie gar zu lange an den Aeſten lieſſe, würden ſie auf einmahl ſchwarz werden, und dieſe übermäßige Reife, welche das Korn zu hart macht, würde verurſachen, daß es ſchwerer aufginge.

Wenn man an den oben erwähnten Merkmahlen gewahr wird, daß es gut abzunehmen iſt, ſo läſſet man die Negern Körbe an den Ort tragen, wo ſie es einſammeln ſollen. Wenn ſie beyſammen ſind, gehen ſie von einem Anilſtocke zu dem andern, und reiſſen die Schoten, welche reif ſind, mit vollen Händen ab; denn ſie wachſen bündel- oder büſchelweiſe, von einer Ent-

Entfernung zur andern, an den Zweigen herunter. Zu Mittage und des Abends bringen ſie ihre Körbe, welche damit angefüllet ſind. Man legt dieſen Samen auf Leinwandtüchern an die Sonne, bis er recht trocken iſt; alsdann zerſtampft man die Schoten, wie die Schoten des echten, worfelt ihn, und verwahrt ihn in Fäſſern, welche auf einer Seite keinen Boden haben. So bald die allgemeine Einſammlung der niedrigen Zweige geſchehen iſt, wird die Einſammlung der obern und derer am Gipfel vorgenommen, welche wie die vorhergehende geſchieht. Kaum iſt dieſe zweyte Einſammlung vorbey, ſo fängt man wieder eine neue an den erſten Zweigen an, wo gar bald wieder anderer Same wächſt, welcher in der Zeit reif geworden iſt, u. ſ. w.

Da aber der unechte Anil ſehr ſtark, und auf gutem Boden 12 Z. hoch wächſt, welches die Einſammlung ſeines Samens auſſerordentlich ſchwer macht, und da das Alter ſeines Stängels ſeiner Aernde ſchaden könnte, ſo ſchneidet man ihn alle Jahre 5 bis 6 Z. hoch von der Erde ab, damit der Stock neue Sproſſen treibe, welche eben ſo eine Menge Samen geben, welcher viel leichter eingeſammelt werden kann. Das Kraut hält ſich auf dieſe Art viele Jahre.

Das Samenkorn des franzöſiſchen ſowohl als auch des unechten Anils iſt, ſeiner ganzen Länge nach, rund, und an beyden Enden platt. Die Farbe des franzöſiſchen iſt von einem dunkeln Gelb, welches in das Grüne, und zuweilen in das Weiße fällt, wenn es nicht recht reif iſt. Die Farbe des unechten iſt ſchwarz, wenn es recht reif iſt; und dieſes Schwarz fällt ein wenig in das Grüne, wenn das Samenkorn noch nicht recht reif iſt. Der Same des franzöſiſchen iſt etwas dicker, als der Same des unechten. Des Schadens, welchen eine gewiſſe Wanze dem Samen zufügt, iſt bereits oben, S. 592, Erwähnung geſchehen.

Zur

Zur Pflanzung des Anils iſt der vortheilhafteſte Ort ein ſolches Land, welches vorher keine Früchte getragen hat, weil es gemeiniglich mit Salzen, die zu dem Wachsthume der Pflanzen beförderlich ſind, angefüllt iſt, weil die Inſecten, die ihm am meiſten ſchaden, ſich darauf noch nicht niedergelaſſen haben, und weil beynahe zwey Jahre nach einander faſt gar kein Unkraut darauf wächſt. Doch geſchieht es zuweilen, daß das Feuer, welches über gewiſſe Felder, die neu aufgeriſſen worden ſind, und die man Neubruch (Fr. Dégras) nennt, (weil es in dieſen Ländern gewöhnlich iſt, alles hohe und andere Holz an dem Orte ſelbſt, wo es gefället worden iſt, zu verbrennen,) weggegangen iſt, und die Aſche, welche davon in gar zu großer Menge auf den Feldern liegen bleibt, für das Wachsthum der Pflanzen ein großes Hinderniß ſind; daher der Anil weder ſo dick, noch ſo ſchön darauf wächſt, als man vermuthen ſollte; allein, man darf ſich nicht darüber verwundern, weil man für dieſe Verzögerung in der Folge völlig ſchadlos gehalten wird.

Ob man gleich vortreffliche Arten von rother und weißlicher Erde findet, ſo muß man doch geſtehen, daß diejenigen allen andern überhaupt vorzuziehen ſind, welche ſchwarz und leicht ſind, und abſchüſſig liegen, oder einen ſanften Abhang haben, weil ſolche Lage dieſelben gegen ſtehendes Waſſer von dem Regen ſchützet, welches dieſer Pflanze ſehr ſchädlich iſt, indem dieſelbe, wenn ſie ſich auf einem platten Boden, wo das Waſſer ſtehen bleiben kann, befindet, verwelket, gelb wird und eingeht. Daher muß man, wenn man ſich in dieſem Falle befindet, die Mitte der Beete, welche dieſem Ungemache unterworfen ſind, erhöhen, und rings herum kleine Abzüge machen, welche in einen größern, und dieſer in einen Graben ihren Ablauf haben. Bey Beobachtung dieſer Vorſicht kann man niedrigen und platten Boden ſehr gut nutzen; allein, es iſt allemahl

die Unbequemlichkeit damit verknüpft, daß man mit der Pflanzung warten muß, bis die ſtarken Regen, welche oft Ueberſchwemmungen verurſachen, vorbey ſind. Denn eine Ueberſchwemmung, welche den Anil auch nur 5 oder 6 Stunden bedeckt, iſt ſchon hinreichend, ihn durch den Schlamm, den ſie auf den Blättern zurück läſſet, zu Grunde zu richten. Ueber dieß verurſachet die allzu große Feuchtigkeit und die darauf folgende Hitze, daß das Samenkorn faulet, oder daß mit demſelben eine ungeheure Menge von Unkraute aufwächſt, welches die jungen Pflanzen erſticket, ohne daß man ihnen durch das Gäten, welches in einem gar zu weichen Boden unmöglich iſt, zu Hülfe kommen könnte.

Die Zärtlichkeit dieſer Pflanze erfordert über dieß viel Reinigkeit des Feldes, und ein behutſames Verfahren dabey; daher man den dazu beſtimmten Boden, ſo viel möglich, von allen Steinen, welche ihr hinderlich fallen, und von allem Unkraute reiniget. Der Anil kommt aber auch ſehr gut auf Aeckern fort, die mit kleinen weißen Kalkſteinen, welche Roche à chaux heiſſen, angefüllet ſind, weil dieſer Boden gemeiniglich ſehr leicht und voll fruchtbarer Salze iſt, die ihn kühl erhalten. Man ſucht aber überhaupt die mangelhaften Felder, ſo viel als möglich, zu reinigen und fruchtbar zu machen. Dieſe Vorſicht trägt zum Wachsthume der Pflanze, und zur Erleichterung derer, die ſie bauen, ſehr viel bey. Da der Anil nur durch Hülfe ſanfter Regen und großer Hitze zu ſeiner gehörigen Größe und Güte gelangt, ſo ſind ihm ſolche Gegenden, wo die Luft temperirt iſt, welche dem Regen unterworfen oder gar zu kühl und ſchattig ſind, weniger günſtig. Daher iſt die Methode, den Anil zwiſchen die jungen Kaffebäume zu pflanzen, für ihn ſehr nachtheilig. Es läſſet ſich derſelbe auch auf Anhöhen nicht lange bauen, weil der Regen die Erde der Oberfläche, welche allezeit

die beſte iſt, wegſchwemmet, und weiter nichts als einen trocknen und mit Steinen angefüllten Boden zurück läſſet.

Die Einwohner, deren Felder denen Regen, welche die kühle Herbſtwitterung herbey führt, unterworfen ſind, und die ihr Getreide in dieſer Jahrszeit der Gefahr nicht ausſetzen wollen, fangen das Pflanzen ihres Anils zu Ende des Decembers an, und können damit bis in den May continuiren. Dieſe letztere Pflanzung iſt ſo gar die vortheilhafteſte, weil ſie der brennenden Hitze nicht ſo unterworfen iſt; allein, da es alsdann ſchon gar zu ſpät im Jahre iſt, ſo gibt ſie nur 2 oder 3 Aernden, worauf die meiſten, ganz erſchöpften Stücke beym Eintritt des Herbſtes eingehen, da man hingegen denjenigen, welcher vom Anfange des Novembers an gepflanzet worden iſt, wohl 5 Mahl ſchneiden kann.

Eigentlich wird der Same nicht, wie anderer Same geſäet oder blindlings ausgeſtreuet, ſondern maßweiſe in jedes Loch, welches mit der Hacke beſonders dazu gemacht worden iſt, D, Fig. 1682, geſchüttet. Vorher aber müſſen mit dieſem Werkzeuge die alten Stöcke ausgerottet werden, welche man hernach mit der Krücke, oder einem Rechen ohne Zähne, Fig. 1687, zuſammen raffet, und anzündet. Man bearbeitet alsdann dieſes ganze Feld, von Grunde aus, mit der Hacke, welche $\frac{1}{2}$ F. tief hinein dringen muß.

Die Hacke, Fig. 1684, iſt ein Werkzeug, welches demjenigen beynahe ähnlich ſieht, deſſen ſich die Mäurer bedienen, den Kalk einzurühren, auſſer daß das Eiſen derſelben breiter iſt. Einige behaupten, daß der Spaten oder das Grabſcheit von einem viel bequemern Gebrauche ſey, als die Hacke. Andere ſchätzen ſich glücklich, daß ſie ihre Negern haben gewöhnen können, das Land mit dem Pfluge zu bearbeiten. Es iſt gewiß, daß die Güte des Anils größten

Theils

Theils auf einen tief genug umgearbeiteten Boden ankommt; doch muß man geſtehen, daß die Pflanzung des Anils in einen Boden, welcher durch das Pflügen, oder, weil der Regen in niedrigen Gründen neue Erde herbey geführt hat, gar zu ſehr aufgelockert worden, ebenfalls vielen Schwierigkeiten unterworfen iſt. Denn, wenn die Negern ihre Meſſer, deren ſie ſich zum Schneiden des Anils bedienen, Fig. 1686, nicht recht ſcharf machen, reiſſen ſie entweder einen großen Theil der Pflanzen aus, oder verurſachen eine höchſt nachtheilige Verrückung der Stöcke. Ueber dieß verurſachet die Stärke der Stängel, welche vorzüglich groß und dick ſind, nach der erſten Aernde, welche ſehr einträglich geweſen iſt, zuweilen den ganzen Verluſt derſelben, weil entweder die Faſern des Stockes eine gar zu große holzichte Feſtigkeit erlangt haben, oder, weil die Sonnenhitze die Wurzeln, welche eines beſtändigen Schattens gewohnt iſt, angreift, oder endlich, weil das durch eine ſo große Anſträngung erſchöpfte Wachsthum nicht mehr im Stande iſt, weiter fort zu dauern. Da ſo viele verſchiedene Arten von Boden nicht auf ein und eben dieſelbe Art behandelt werden können, ſo findet auch in Anſehung der Werkzeuge zur Pflanzung des Anils eine Verſchiedenheit Statt; indeſſen iſt doch der Gebrauch der Hacke bey allen Arten von Boden der gewöhnlichſte.

Auſſer der Hacke muß das Feld noch 3 oder 4 Mahl gegätet werden, ehe es geſchickt gemacht wird, nach dem erſten günſtigen Regen beſäet zu werden. Wenn der Boden ſchon zu ſehr erſchöpft, oder von Natur mager iſt, breitet man, gleich nach der erſten Umarbeitung, altes verfaultes Indigkraut, oder andern Dünger, darauf aus. Die Vortheile, welche daraus entſtehen, halten für dieſes Verfahren, welches nicht ſo allgemein üblich iſt, als es wohl ſeyn ſollte, völlig ſchadlos.

Es

Es iſt kurz vorher geſagt worden, daß man die alten Stöcke ausreiſſen müſſe, ob gleich bekannt iſt, daß ein Theil davon bis auf das Ende des folgenden Jahres dauern könnte. Es iſt hier von dem unechten Anil die Rede; denn der franzöſiſche geht gemeiniglich mit dem erſten Jahre aus. Allein, es ſind wenige, die zu dieſem Mittel, welches alsdann einen Zuſatz von Samen erfordert, um die Stelle der abgeſtorbenen Stöcke wieder zu beſetzen, Zuflucht nehmen. Man gibt auch überhaupt der Methode, ganz von neuem wieder zu pflanzen, den Vorzug. Man ſeparirt daher erſtlich das Land durch gewiſſe Abtheilungen, p, Fig. 1671; man theilt darauf von einem Ende zum andern, die zwiſchen dieſen Abtheilungen enthaltenen Stücke, um in ihrer ganzen Länge Beete, q von 13 bis 14 F. in der Breite, welche man auch Chaſſes nennt, zu machen.

Wenn man die Beſtellung des Ackers vornehmen will, ſtellen ſich die Negern, A Fig. 1682, in eine Reihe vorn auf das Land, welches auf allen Seiten nach der Schnur gezogen iſt, und machen, indem ſie rücklings gehen, mit der Ecke des Eiſens ihres Werkzeuges kleine Gruben, D, welche 5 bis 6 Z. auf allen Seiten von einander entfernt, und ungefähr 2 Z. tief ſind, und, wo möglich, von dem Puncte, wo man angefangen hat, in gerader Linie ausgehen. Nur ſelten aber ſind die zuſammen geſpannten Negern im Stande, dieſe Genauigkeit, welche das Gäten ſo ſehr erleichtert, zu beobachten. So wie die Negern Löcher machen, ſcharren ihre Weiber, B dieſelben, welche ein Coui, oder eine mit Samen angefüllte Kürbißſchale, C in der Hand halten, und 5 bis 6 Körner davon hinein fallen laſſen, damit ſie nicht eines verfehlen, ſogleich wieder zu, indem ſie mit dem Fuße darüber weg fahren, welches die Sache gewiſſer machet, als wenn man ſie von der andern mit der Krücke zuſcharren läſſet, un-

ge-

geachtet mit ſelbiger dieſe Verrichtung viel geſchwinder von Statten geht. Man mag es aber auf eine Art, wie man nur will, bewerkſtelligen, ſo muß doch allezeit ungefähr 1 Z. hoch Erde auf das Samenkorn kommen. 5 bis 6 Körner ſind von dem franz. Anil, und 3 bis 4 von dem unechten, hinreichend. Wenn der Boden gut iſt, wechſelt die Entfernung der Löcher, ihre Tiefe und die Anzahl der Samenkörner, welche man hinein thut, von einem Stücke Landes zu dem andern, und oft von einer Indigoterie zu der andern, ab.

Gewiſſe Einwohner laſſen ihre Samen, um haushälteriſch damit umzugehen, und in dieſem Stücke der Nachläſſigkeit der Negern vorzubeugen, mit Aſche oder feinem Sande vermiſchen. Letzterer iſt für die Negerinnen noch bequemer, weil ſie dieſelben beſſer unterſcheiden, und die Zahl, welche ſie auszuſtreuen für gut befinden, davon wegnehmen können.

Die Pflanzung eben zu machen und zu beſchleunigen, bedient man ſich, in einigen Gegenden, eines Rechens, Fig. 1689 a), b) und c), welcher mit 9 bis 11 geraden eiſernen Zähnen, R, Fig. 1689 b), welche 4 Z. von einander ſtehen, verſehen iſt. Das Vordertheil dieſes Rechens beſteht aus zwey Armen, E, Fig. 1689 c), welche 1½ F. von einander ſtehen, und deren Enden durch ein Querholz F gehen, an welches 3 Negern, G, Fig. 1681, geſtellet werden. Das Hintertheil dieſes Rechens hat 2 von einander abgeſonderte Stiele, zwiſchen welche ein vierter Neger, I, geſtellet wird, welcher den Gang dieſes Werkzeuges regiert.

Wenn der Boden zubereitet und geebnet worden iſt, indem man die Erdſchollen zerbrochen und die Erde zerſchlagen hat, welches ſehr leicht mit einem Stocke geſchehen kann, macht man die Abtheilungen gleich, und läſſet den Rechen auf einer Seite quer über alle die Beete q, Fig. 1671, gehen, welche ſich zwiſchen den Abtheilungen p befinden. Dieſer erſte Zug macht

9 klei-

9 kleine Furchen, K, Fig. 1681, welche 2 Querfinger tief ſind. Wenn der Rechen ſich an dem Ende dieſer Seite des Grundſtückes befindet, drehet man ihn um, und ſetzt den erſten Zahn in die nächſte kleine Furche; und auf dieſe Art fährt man fort, das ganze Stück umzuarbeiten, welches durch dieſes Mittel mit Hülfe weniger Negern gar bald umgegraben und zu Stande gebracht wird. Wenn es möglich wäre, an dieſem Rechen die Bewegung eines von den Säetüchern, welche man in verſchiedenen Ländern erfunden hat, anzubringen, ſo würde die Vollkommenheit dieſes Werkzeuges, und der Verrichtung dieſer Arbeit, nichts abgehen.

Die Bepflanzung dieſer Furchen geſchieht auch ſehr geſchwinde und accurat. Jede Negerinn, L, Fig. 1681, ſtellt ſich vorn an die Furchen hin, die ſie beſäen ſoll, und deren 5 bis 6 ſind, und indem ſie die Hand vor die Tiefe einer jeden Furche ein wenig hinunter ſinken läſſet, wirft ſie 2 oder 3 Körner, welche als ein Klumpen beyſammen ſind, hinein; auf dieſe Art fährt ſie fort, indem ſie ſich mit dem Leibe und der Hand, von 4 zu 1 Zoll, immer vor ſich hinaus beugt. Die Weiber, welche ſich neben ihr befinden, machen es eben ſo, und das Stück wird ſolcher Geſtalt ſehr geſchwinde und accurat beſäet. Um darauf den Samen zu bedecken, fährt man über das Erdreich mit einem ſehr rauhen Beſen, deſſen Zweige aus einander ſtehen, und an ihrem Ende gleich ſind. Der Stiel dieſes Beſens muß ſehr lang ſeyn, damit die Negern ein großes Stück damit überfahren können, und ſich nicht ſehr bücken dürfen.

Uebrigens fährt man in denen Gegenden, wo dasjenige, was ich eben geſagt habe, beobachtet wird, nur ſehr leicht über die Oberfläche des Erdreiches weg, weil ſie glauben, daß 1 Linie Erde auf dem Anilſamen hinreichend ſey. Viele unterlaſſen ſo gar dieſe Arbeit, weil ſie glauben, daß ſie ſchon durch den Gang und die

Bewegung der Negerweiber, welche, indem ſie über den Samen, nachdem ſie ihn geſäet haben, weggegangen ſind, geſchehen ſey. Diejenigen, die den Vortheil haben, daß ſie ihre Aecker bewäſſern können, ſind derſelben noch viel lieber überhoben, weil die durch die Kunſt hervor gebrachten Ueberſchwemmungen, wodurch ſie bewäſſert werden, hinreichend ſind, den Samen ſo tief, als ſie es haben wollen, zu bedecken. Die Art, die Aecker zu bewäſſern, werde ich weiter unten beſchreiben.

Die Zeit iſt in den amerikaniſchen Colonien ſehr koſtbar, inſonderheit diejenige, da der Regen zur Pflanzung des Indigs einladet. Daher macht man die zu dieſer Arbeit gehörigen Zubereitungen, und beſchleuniget ſie, damit man den rechten Nutzen daraus ziehen könne. Denn ſo bald der Erdboden einmahl trocken geworden iſt, muß man mit dem Pflanzen aufhören. Man ſieht ſich zwar zuweilen genöthigt, trocken, d. i. zur Zeit einer großen Dürre, zu pflanzen, um mit der Pflanzung voraus zu kommen, weil ein oder zwey kleine Regen nicht hinreichend ſind, einen großen Bezirk zu bepflanzen. Allein, man wagt dieſe Art zu pflanzen nicht eher, als bis man höchſt wahrſcheinlich einen Regen vermuthen kann. Man macht alſo in dieſes trockene Land Löcher, den Samen hinein zu ſäen, den man ſogleich wieder zudecket. Auf dieſe Art hat der Einwohner viel voraus, wenn der Erfolg mit ſeiner Erwartung überein ſtimmet. Er ſieht dieſen Samen auf einmahl aufgehen, und kann unterdeſſen bey Gelegenheit eben dieſes kleinen Regens andere pflanzen; bleibt hingegen das Wetter mehr oder weniger trocken, ſo iſt er in Gefahr, um ſeine ganze Ausſaat zu kommen, weil der Same ſich erhitzet, oder durch die große Hitze hart wird. Es fallen ſo gar oft falſche Regen in dieſer Jahrszeit, welche, da ſie die Erde nur ein wenig befeuchten, verurſachen, daß der Keim des Samens, welcher die Stärke nicht hat, durch die Oberfläche der Erde

Erde in die Tiefe zu dringen, ausgeht und verdorret. Dadurch leidet der Beſitzer einen deſto größern Verluſt, weil die verlorne Zeit der Sclaven, eine große Einbuße ſeiner Einkünfte, und endlich der Werth des Samens, welches nach der Quantität der Pflanzung, und der Theurung dieſer Waare, wenn dieſe Unfälle allgemein ſind, ein wichtiger Punct iſt, mit darunter begriffen ſind.

Wenn der franzöſ. Anil zu rechter Zeit gepflanzt worden iſt, ſieht man ihn am dritten Tage nach einem Regen aufgehen; der Same des unechten hingegen braucht zuweilen über 8 Tage, ehe er, bald früher, bald ſpäter, nach dem es der Grad ſeiner Reife mit ſich bringt, und aus dieſer Urſache niemahls auf einmahl aufgeht. Bey jedem kleinen Regen kommt einiger aus der Erde hervor. Es iſt ſo gar nicht ſelten, daß man Samen von einem Jahre zu dem andern aufgehen ſieht, wenn er zu reif iſt; daher ſucht man dieſer übermäßigen Reife zuvor zu kommen, indem man die Schote, wenn ſie trocken zu werden anfängt, abnimmt.

Dieſes Kraut zehrt den Boden ſehr aus, und muß daher allein ſtehen; man darf alſo ja nicht das Gäten unterlaſſen. Man verrichtet dieſe Arbeit zuerſt 14 Tage oder 3 Wochen, nachdem es aus der Erde hervor gekommen iſt, und darauf ferner von 14 zu 14 Tagen. Da die Negern bey dem Graben der Löcher zum Säen des Anils nicht allezeit eine genaue Gleichheit beobachten, ſo gehen ſie oft darüber weg, wenn ſie gäten. Wenn das Erdreich von Steinen gereinigt iſt, leidet er dadurch keinen Schaden, und die junge Pflanze richtet ſich ſogleich, als darauf getreten worden iſt, wieder auf.

Das Gäten geſchieht allenfalls mit der Hand, gemeiniglich aber mit dem Kratzeiſen (la Gratte), Fig. 1691 a) und b). Es iſt dieſes ein kleines eiſernes

Werkzeug, wovon ſich jede Spitze um 2 oder 3 Finger in Geſtalt eines Gänſefußes ausbreitet, und wovon das eine Ende als ein Winkelmaß gebogen iſt. Zuweilen bedient man ſich auch eines Stückes von einem eiſernen Ringe, welches man krumm bieget, oder des Endes der Sichel, Fig. 1692. Das heraus geriſſene Unkraut thut man in Körbe, und läſſet es auſſerhalb den Verzäunungen und unter dem Winde hinwerfen, weil, wie die Erfahrung gelehrt hat, die Wurzeln und ſo gar die Blätter, welche übrig geblieben ſind, oder der Same, welchen die großen Sturmwinde ausſtreuen, von dem vielen Thaue und der Hitze befruchtet werden, und nach kurzer Zeit Stoff zu einer gleichen Aernde geben. Daher treiben gewiſſe Einwohner die Reinigung der Felder und die Genauigkeit ſo weit, daß ſie bey jedesmahligem Gäten ihren Acker kehren oder fegen laſſen, um ſo gar die geringſten Hälmchen von Graſe wegzuſchaffen, wovon die meiſten Arten die Eigenſchaft haben, ſich fortzupflanzen. Dieſe Arbeit, welche zum öftern geſchehen muß, iſt für die Schwarzen ſehr beſchwerlich, weil ſie bey Verrichtung derſelben immer den Kopf bücken müſſen, welches ſo lange dauert, bis die Indigpflanze im Stande iſt, den Boden mit ihrem Schatten zu bedecken.

Wenn ſie ihre Reife erlangt hat, ſchneidet man ſie mit großen krummen Meſſern, die wie eine Sichel ausſehen, ausgenommen daß ſie keine Zähne haben, Fig. 1686, einen guten Zoll hoch von der Erde ab. Auf recht gutem Boden aber, wo der unechte Indig zuweilen 6 F. hoch wächſt, ehe ſein Kraut zur Reife kommt, wird der Stock ſo dick und ſtark, daß man ihn mit der Sichel, Fig. 1692, abſchneiden muß. Darauf bedient man ſich des Meſſers, um auf dem Platze die dünnen Zweige abzuſchneiden, welche man auf hebt, die Küpe damit zu füllen, und das übrige, welches nur hinderlich fällt, wirft man weg. Wenn der Indig abge-

abgeſchnitten iſt, pflegt man ſich an einigen Orten gewiſſer Tücher zu bedienen, um das kleine ſowohl als auch große Kraut darin wegzutragen. Dieſe Tücher beſtehen aus Stücken von Packtuche oder grober Leinwand, die 1 Elle in der Länge, und eben ſo viel in der Breite, haben, damit ſie viereckig werden, und an deren Zipfel man Bänder knüpfet. Ein ſolches Tuch, wenn es vollgefüllt iſt, macht die Laſt eines Negers aus. An andern Orten macht man bloß Bündel davon, die man mit Indig ſelbſt, oder mit Stricken, bindet. Hernach wird das Kraut in der Küpe wieder aufgebunden, und gleich ausgebreitet, ohne eine leere Stelle zu laſſen.

Der Indig hat eine ſo große Neigung zu gähren, daß er, wenn man ihn in Bündeln zugebunden läſſet, ſich erhitzt, und brennendheiß wird. Man kommt auch den Folgen, welche bey der Bereitung ſehr nachtheilig ſeyn würden, zuvor, indem man dieſe Bündel ſofort wegtragen läſſet. In großen Indigplätzen aber, wo die Indigoterien von dem Orte, wo das Kraut geſchnitten worden iſt, und wo man zuweilen 4 bis 500 Bündel auf einmahl machet, der Transport derſelben ſo langweilig als beſchwerlich ſeyn würde, ſehr weit entlegen ſind, ladet man dieſe Bündel auf leichte Wägen, woran man Mauleſel ſpannet. Jeder Wagen muß 50 Bündel fahren, welche die Ladung einer Küpe ausmachen. Es iſt in dieſen großen Indigplätzen gebräuchlich, daß man das Kraut gegen Abend und zu Anfange der Nacht einfüllen läſſet, damit man bey anbrechendem Tage von dem Grade der Gährung, und von der Zeit, da die Küpen ausgeleeret werden müſſen, deſto beſſer urtheilen könne. Uebrigens iſt leicht zu erachten, daß es nicht bequem ſeyn würde, das Einfüllen einer ſo großen Menge Krautes bis auf die Nacht zu verſchieben, wenn man nicht zu gleicher Zeit die Bequemlichkeit hätte, alsdann auf einmahl die Küpen

mit dem Waſſer aus einem benachbarten Fluſſe, und zwar auf die Art, welche ich ſogleich anzeigen werde, anzufüllen, nachdem ich zuvor dasjenige werde erklärt haben, was ins Werk geſetzt werden muß, wenn man das Waſſer zurück halten, es vertheilen, und zur Befeuchtung der Indigpflanze brauchen will.

Die Zeit, da man, die Flüſſe zur Bewäſſerung der Indigpflanze anzuwenden, angefangen hat, iſt zu St. Domingo nicht ſehr alt. Da der Nachtheil und die Verwüſtung, welche eine auſſerordentliche Dürre nur allzu oft einer Plantage zufügt, vor ungefähr 60 Jahren einen Einwohner von Arcachaix, welcher nicht weit von einem Fluſſe wohnte, genöthigt hatte, auf einen Theil ſeines mit Indig bepflanzten Bezirkes einen Canal von dieſem Fluſſe abzuleiten, gab der Erfolg ſeines Verſuches vielen, die an dem Fluſſe wohnten, Anlaß, ihn nachzuahmen, und der Fluß trocknete gar bald aus. Diejenigen die davon weiter entfernt waren, wurden des Waſſers beraubt, und beklagten ſich über dieſe Anmaßung. Es wurde eine allgemeine Verſammlung der Einwohner zuſammen berufen, und man machte Verordnungen, dieſem Mißbrauche abzuhelfen, und in Anſehung der Ableitung des Flußwaſſers eine beſtändige Ordnung einzuführen, deren Beobachtung gar bald gemein wurde. Ich werde von dem Inhalte dieſer Verordnungen, von denen Arbeiten, die ſich darauf beziehen, und von dem Verfahren, welches man bey der Bewäſſerung des Indigs zu beobachten hat, ſo kurz als möglich Meldung thun.

Inhalt der Verordnungen, welche in dem obern Rathe von *Port-au-Prince* regiſtrirt ſind, um in Anſehung der Austheilung des Flußwaſſers zum Geſetz zu dienen.

Die Flüſſe von einer und eben derſelben Gegend, werden unter alle Einwohner, nach dem Verhältniſſe der Menge

Menge ihrer Aecker, die einer Bewäſſerung bedürfen, vertheilet. Es ſoll daher an jedem Fluſſe ein Damm nebſt einem Keſſel angeleget werden, um welchen herum Schleuſen zu führen ſind, von denen die Canäle ausgehen, und ſich in beſondere Keſſel, wo man die Austheilung des Waſſers den obigen Regeln gemäß machen wird, ergießen ſollen.

Es ſoll ein geſchworner Waſſermeſſer geſetzet werden, welcher die Oeffnungen dieſer verſchiedenen Keſſel anordnen, und für die Wiederherſtellung ihrer Gränzen, wenn ſie beſchädiget worden ſind, ſorgen ſoll.

Der Waſſermeſſer ſoll allemahl gegenwärtig ſeyn, wenn man die Oeffnungsſteine dieſer Keſſel und die grauen Bruchſteine ſetzt, die ſich in den Vertheilungskeſſeln befinden müſſen, damit das Waſſer ſich auf allen Seiten gleichaus verbreite.

Der oberhalb Wohnende iſt verbunden, dem Waſſer einen bequemen Durchgang für die unterhalb Wohnenden, die ihm nur den Werth des Bodens, durch welchen es geht, zu bezahlen gehalten ſind, ohne Rückſicht auf den Schaden, den ihnen dieſer Canal verurſachen kann, zu verſtatten.

Der Eigenthümer des obern Platzes kann auf keine Weiſe mit dem Waſſer desjenigen, der unter ihm liegt, ſchalten, noch einen Ablauf, welcher daſſelbe verderben könnte, hinein führen, bey Vermeidung einer Leibes-Strafe.

Alle Einwohner, welche ihr Waſſer aus einem und eben demſelben Fluſſe erhalten, müſſen eine gewiſſe Anzahl Negern, die ihrem Waſſerfange gemäß iſt, abſchicken, um das Bett, und die allgemeinen Keſſel und Canäle zu reinigen. Die beſondern Keſſel und Canäle aber werden, nach eben den Verhältniſſen, bloß von den Negern derjenigen, welche daſelbſt ihr Waſſer zu nehmen, angewieſen ſind, unterhalten.

Jeder Einwohner ſoll die Canäle, welche bloß zum Nutzen ſeines Platzes angelegt ſind, auf ſeine eigene Koſten unterhalten; allein, er iſt nicht ſchuldig, für die andern zu ſorgen, denen er zum Nutzen derer, die unter ihm liegen, einen freyen Durchgang verſtatten muß.

Die Einwohner der Gegenden von St. Domingo, welche an jetzt erwähnten Werken Theil haben, ſetzen

gleich bey dem Schleuſenkeſſel, D, Fig. 1671, einen Aufſeher, dem man ein jährliches Gehalt von 2500 bis 3000 Pfund (*), ein Haus, O, ein Magazin, nebſt einer oder zwey Negerhütten, 3 bis 4 Sclaven, und 5 bis 6 Beete Land gibt, welche 100 Schritt, den Schritt zu $3\frac{1}{2}$ F. gerechnet, im Quadrat haben; welches alles auf gemeine Koſten der Theilnehmer eben deſſelben Fluſſes nach den obigen Verhältniſſen gekauft wird. Die Pflicht dieſes Aufſehers beſteht darin, daß er bey ſchönem Wetter die Schleuſen offen halte, und ſie, wenn auf den Anhöhen des Diſtrictes und in der Gegend des Fluſſes Platzregen fallen, zumache, damit das Waſſer nicht die Canäle und die Plätze überſchwemme, welches unendlichen Schaden verurſachen würde, wofür er ſtehen muß. Auch iſt ſeine Schuldigkeit, den Einwohnern von dem Schaden dieſer Ueberſchwemmungen, und von andern Beſchädigungen, die der Damm und die andern dazu gehörigen Werke erlitten haben, Nachricht zu geben, damit ſie ſelbige, nach Erfordern, entweder ausbeſſern oder reinigen laſſen.

Was die Einrichtung und Anlegung aller dieſer Werke betrifft, ſo iſt ſie folgende. Vorn an dem Damme B, Fig. 1671, iſt der Fall des Strohmes C, welcher das Waſſer des Fluſſes A in den Keſſel D führt, deſſen Höhe des Randes nach der Quantität des Waſſers, welches man zum Dienſte der Plätze zurück halten will, eingerichtet wird. Dieſer Keſſel hat gewöhnlich 3 Schleuſen, E, an deren Eingange man Schiebeleiſten macht, damit man die Schutzbreter (Schütze) F, welche man bey ſchöner Witterung aufzieht, und, wenn Platzregen kommen, fallen läſſet, hinein ſchieben könne. Zwey von dieſen Schleuſen ſind zu dem Durchgange des Waſſers beſtimmt, welches in die Keſſel H läuft, wo die für jeden Platz erforderliche Austheilung deſſelben geſchieht. Dieſe beyde Schleuſen ſtehen auf den beyden Seiten des Keſſels

(*) 3000 Pfund auf den franzöſiſchen Inſeln in Amerika machen nach franzöſ. Gelde nur 2000 Pfund aus.

Keſſels D; die dritte iſt gerade in der Mitte des Dammes, und theilt ihn von oben herunter bis auf die horizontale Fläche des Bodens des Keſſels in zwey gleiche Theile. Dieſe Schleuſe, deren Breite gemeiniglich 2 F. beträgt, wird nur aufgemacht, wenn man den Keſſel oder die beyden andern Schleuſen reinigen will.

Die dichten Stücke des Schleuſendammes und des Falles vom Strohme müſſen von großen und feſten Steinen, wie ſie zu dem Werke erforderlich ſind, gemacht werden. Der Boden des Keſſels wird mit eben ſolchen Bruchſteinen, und bis an die Hälfte des Falles recht horizontal gepflaſtert. Die Ränder des Keſſels, des Falles, des Dammes und der Schleuſen, müſſen mit einem ſtarken Mauerwerke überzogen werden, welches mit breiten Steinen bedeckt wird, die man mit eiſernen Klammern befeſtiget, damit ſie der Gewalt des ſtärkſten Strohmes widerſtehen können.

Jede Schleuſe auf den Seiten, welche inwendig ſchmähler ſind, als auswendig, muß ſich in einen beſondern Canal G ergießen, welcher durch einen beſondern Fall in den Keſſel H läuft, welchen man den Vertheilungskeſſel nennet, weil von dieſem Keſſel aus die Vertheilung der Gewäſſer geſchieht. Der Umfang dieſes Keſſels iſt rund, und der Boden platt und vollkommen horizontal. Alle dieſe Stücke ſind gemauert, wie die Stücke des erſten; allein, die verſchiedenen Oeffnungen I welche man zur Vertheilung des Waſſers daran macht, haben keine Schütze, weil man bey ſtarkem Regen die Schütze des Schleuſenkeſſels D zumachen muß, während daß man dasjenige, welches ſich in der Mitte des Dammes E befindet, aufmacht.

Man ſetzt bey dem Eingange eines jeder Vertheilungskeſſels drey große Steine, K aufrecht, in Geſtalt eines Dreyfußes, an welche das Waſſer, das gerade auf ſie zukommt, anſchlägt. Dieſes ſind vier-

eckige Bruchſteine, welche dazu dienen, daß ſie den Lauf des Waſſers aufhalten, und verurſachen, daß es ſich gegen die Vertheilungsöffnungen gleich aus verbreite. Dieſe Oeffnungen macht man auf der Seite des Keſſels H nicht ſo weit als auf der Seite der beſondern Canäle L, die es jedem Platze zuführen. Da eine kleine Quantität oder ein Faden Waſſer leicht verſchlungen werden kann, wenn es einen Bezirk von einer beträchtlichen Weite durchläuft, um zu ſeiner Beſtimmung zu kommen, ſo erhalten diejenigen Einwohner, die von dem Vertheilungskeſſel H am weiteſten entfernt liegen, alles ihr Waſſer gemeinſchaftlich durch eine und eben dieſelbe Schleuſe, und ſie führen es durch einen gemeinſchaftlichen Canal M in einen andern durch einen Vertrag verwilligten Keſſel N, wo die weitere Austheilung auf eben die Art, wie in dem vorhergehenden, und nach eben den Regeln, geſchieht.

Wenn man einen Bezirk, Q, Fig. 1694, bewäſſern will, führt man das Waſſer in den Graben R, der ſich auf der Seite des Beetes P, welches man wäſſern will, befindet. Man macht darauf mit einer Hacke die Erde von dem Rande des Beetes P an dem Orte, wo man mit der Bewäſſerung den Anfang machen will, weg, und bringt ſie in den Graben R der Oeffnung T, die man eben gemacht hat, gegenüber und darunter, wodurch ein kleiner Damm V entſteht, welcher das Waſſer nöthiget zu ſteigen, und ſich auf dem Beete, welches einen unmerklichen Abhang haben muß, auszubreiten. Daher wird das Waſſer, welches auf das Beet läuft, von einer Entfernung zur andern mit langen zuſammen gedrehten Bündeln Y von Bananasblättern gleichſam verſperret, damit es ſich auf der ganzen Breite des Beetes gleichaus verbreite, und Zeit habe, ſich nach einander auf allen Theilen eines Bezirkes, welcher ungefähr 100 Fuß lang iſt, aufzuhalten. Alsdann öffnet man den Graben,

ben, um das Waſſer 100 Fuß niedriger zu führen, wobey man eben den Handgriff, wie oben, beobachtet, und allezeit das Waſſer mit gleicher Langſamkeit in Anſehung des Abhanges der Beete führt und anhält. Denn, wenn das Waſſer zu geſchwinde lieſe, würde es die Erde unter einander werfen, das Samenkorn hier und da mit wegreiſſen, und einen Schlamm hervor bringen, welcher daſſelbe verhindern würde, in die gehörige Tiefe zu dringen. Dieſe Tiefe muß wenigſtens 1 F. betragen, weil, wenn die Erde nur 2 oder 3 Querfinger tief befeuchtet würde, das in der Erde liegende Samenkorn ſich in eben dem Falle eines ſehr kleinen Regens befinden, und folglich der Keim deſſelben nothwendig verderben würde. Denn man gibt demſelben nicht eher wieder Waſſer, als bis es aufgegangen, und bis gegätet worden iſt.

Die Beete ſind 13 bis 14 F. breit, und 120 bis 200 Schritte lang. Sie ſind durch Rinnen, deren Ränder ein wenig über den Horizont des Bodens gehen, von einander abgeſondert. An dem obern Ende aller dieſer Beete iſt eine kleine Rinne, in welche man das Waſſer thut, wenn man ſie zu bewäſſern anfangen will: alsdann fährt man an einer ihrer Seiten fort. An dem andern untern Ende der Beete iſt eine andere Rinne, welche viel größer iſt, als die obere, weil ſie das Ueberflüſſige der Bewäſſerung und das Regenwaſſer auffängt. Unter dieſer untern Rinne muß man allezeit einen kleinen Weg zur Bequemlichkeit des Durchganges laſſen, damit man nicht auf die Pflanzen treten dürfe. In großen Plantagen, wo man die Krautbündel für die Indigoterien auf kleine Wägen, oder ſo genannte Karren (Fr. Charrettes) ladet, wird dieſer Weg breiter gemacht.

Die erſte Wäſſerung muß gegen die Mitte des Nachmittages geſchehen, damit das Waſſer Zeit habe in die Erde zu dringen, ehe die Sonne darauf ſcheint. Allein, wenn der Indig aufgegangen iſt, thut man ſich hierin keinen Zwang an.

In denen Gegenden, wo man Waſſer nach Belieben bekommen kann, hat man noch zwey ſehr weſentliche Dinge in Gewohnheit; das eine betrifft die Bepflanzung alter verlaſſener Aecker, welche von dem Unkraute verderbt worden ſind; und das zweyte die Art, wie man mit den von der Raupe verwüſteten Indig-Stängeln umzugehen hat.

Einen von Unkraut verwilderten Boden vollkommen zu reinigen, muß man die Erde umgraben, gäten und zurichten, um ſie zu einer vollkommenen Bewäſſerung, welche man ſogleich darauf anſtellt, zuzubereiten. Das bewäſſerte Stück Landes ſieht bald nach der Bewäſſerung mit Graſe ganz überzogen und befleckt aus. Man läſſet aber das Gras nur ſo lang wachſen, daß man es mit der Hand ohne Mühe ausreiſſen kann, welches leicht angeht, wenn man die Erde auf gedachte Art zubereitet hat. Man nimmt alle dieſe Arbeiten, von der erſten an bis auf die letzte, zum zweyten Mahl vor, um den Boden vollends zu reinigen. Endlich werden dieſe Arbeiten zum dritten Mahl wiederhohlet, doch mit dem Unterſchiede, daß man bey dieſer Wiederhohlung vor der Wäſſerung den Indig pflanzet. Man gätet ihn einige Zeit nachher, d. i. wenn er ungefähr $1\frac{1}{2}$ Zoll hoch iſt, aus; denn, wenn er zu klein wäre, würde man ihn mit dem Unkraute zugleich ausreiſſen.

Nächſt dem Gäten iſt die Raupe eine der Haupt-Gegenſtände der Aufmerkſamkeit des Indigotiers. Man ſucht der Verwüſtung derſelben dadurch zuvor zu kommen, daß man, ſo viel möglich, den Indig ſchneidet, ehe ſie noch großen Schaden darin angerichtet hat. Wenn aber die Raupe, aller Wachſamkeit und aller dabey gebrauchten Vorſicht ungeachtet, zu weit eingeriſſen hat, überläſſet man ihr den Ueberreſt der Pflanze, welche ohne dieß in kurzem weiter nichts als einen Be-

Beſen vorſtellt. Hierauf ſterben dieſe Inſecten aus Mangel der Nahrung und der Bedeckung.

Wenn die Sache ſich ſo verhält, ſchneidet man die Stängel nicht ab, wie man ſonſt in gleichem Falle thut, wenn man Zweige haben will, die nach Verlauf von 6 Wochen für die Küpe taugen, ſondern man erhält ſie, indem man den Boden unter Waſſer ſetzt, und ihm eine oder zwo Bewäſſerungen gibt, wenn kein Regen fällt. Die Pflanze erhält dadurch ihre Lebhaftigkeit wieder, und treibt neues Laub, ſo, daß ſie nach 14 Tagen geſchnitten werden kann. Iſt aber das Kraut abgeſchnitten worden, ſo muß man ſich wohl in Acht nehmen, daß man die Stöcke nicht bewäſſere, ehe ſie Knoſpen getrieben haben. Denn geſchähe es eher, ſo würden ſie unfehlbar eingehen; welcher Gefahr man hingegen nicht ausgeſetzt iſt, wenn man ſie nach Verlauf von 10 Tagen bewäſſert. Wenn man ein Stück Land, deſſen große Gräben durch den Lauf des Waſſers gar zu ſehr ausgewaſchen worden ſind, umarbeitet, ſchüttet man dieſe zu, und gräbt daneben neue, ehe man das Stück wieder bepflanzet. Die Tiefe und Breite der großen und kleinen Gräben wird nach der Menge des Waſſers, welches man hat, eingerichtet.

Da es ſehr vortheilhaft iſt, wenn man eine Quantität Waſſer in die Indigoterien führen kann, um damit das Kraut, womit der Weichtrog angefüllet wird, zu bedecken, ſo legt man ſie an einem Orte an, welcher dazu bequem iſt, daß dieſes Waſſer über den Trögen gefaſſet werden kann, und man unterhält den Lauf und die horizontale Fläche deſſelben durch eine kleine Waſſerleitung, welche gerade in den Weichtrog geht. Wenn verſchiedene dieſer Gefäße neben einander ſtehen, macht man die ganze Länge hin auf einer Seite ſelbſt an dem Rande der Indigoterie eine Rinne von Mauerwerk. Dieſe Rinne muß, der Mitte eines jeden

den Gefäßes gegen über, eine Oeffnung g oder eine Ablaufröhre haben, welche auf- und zugemacht werden kann, nach dem man das Waſſer in die eine oder andere dieſer Küpen laſſen will.

Die Art und Beſchaffenheit des Waſſers hat auf die Verfertigung des Indigs einen großen Einfluß. Das Flußwaſſer und das Waſſer von klaren Regenbächen iſt am tauglichſten, die Pflanze zu durchdringen und aufzulöſen, wenn es nicht zu kalt oder trübe iſt. Dieſes Waſſer iſt dem Brunnenwaſſer, welches oft Salze bey ſich führt, und letzteres iſt dem trüben Fluß-Waſſer vorzuziehen, weil der Schlamm die Wirkung deſſelben zurück hält, und die Beſchaffenheit des Indigs gar ſehr verändert; wie es die Bewohner der Ufer des Miſſiſſipiſtrohmes erfahren haben, ehe ſie das Mittel ergriffen, das ſchlammige Waſſer dieſes Fluſſes läutern zu laſſen, um es zur Verfertigung ihres Indigs zu gebrauchen. Es iſt bey dieſer Gelegenheit anzumerken, daß ein Waſſer, welches man gar zu lange in Behältern verwahret hat, um den Vortheil zu haben, daß man eine Küpe auf einmahl damit anfüllen könne, und deſſen ſich einige bedienen, diejenigen, die bald gebraucht werden ſollen, warm zu machen, die Auflöſung, welche man davon erwartet, verzögern oder verderben kann, indem es durch die Hitze der Sonne, und durch die Inſecten, die darein kommen, in Fäulung geräth, ungeachtet dieſe Methode an ſich ſelbſt ſehr nützlich iſt.

Der mit Salzwaſſer zugerichtete Indig erlangt eine ſchädliche Eigenſchaft. Denn, ob derſelbe gleich, wenn er lange an der freyen Luft gelegen hat, ſehr ſchön in die Augen fällt, ſo geſchieht es doch, daß die ſalzigen Beſtand-Theile, woraus er beſteht, eine Feuchtigkeit behalten, oder an ſich ziehen, die ſich, ſo bald er einige Zeit verſchloſſen geweſen iſt, zeigt. Dieſes Salz macht ihn zum Kaufe viel ſchwerer, als einen andern, und verurſachet, daß er nicht ſo gut an den Mann zu bringen iſt, wenn er aus den Schiffen ausgeladen wird.

Wenn

Wenn das Kraut geſchnitten iſt, bringt man es in den Weich- oder Fäulungs-Trog, A, Fig. 1662 [a]), und breitet es darin ſo aus, daß es weder Klumpen macht, noch leere Stellen gibt. Man legt alsdann auf ſelbiges, nach der Länge des Troges, Latten I von Palmbaumholze, und auf ſelbige querüber ſtarke Quer-Hölzer H. Dieſe Querhölzer werden mit Keilen oder kleinen Pflöcken befeſtiget, welche man zwiſchen ſelbige und die Riegel G der Schlußbalken D, Fig. 1659, ſtecket. Wenn die Riegel der Schlußbalken D in ihren Löchern zu frey ſind, befeſtiget man ſie durch einige Keile. Das Kraut muß aber nicht zu ſehr gedrücket werden, damit es den Wirkungen der Ausdehnung und Entwickelung, welche die Gährung verurſachen muß, ſich nicht widerſetze.

Wenn dieſe Vorbereitungen geſchehen ſind, füllet man den Trog bis auf 6 Z. von dem Rande, mit Waſſer aus einem Brunnen P, Fig. 1660, oder aus einem benachbarten Regenbache, vermittelſt einer Rinne g, oder eines Canales, welcher mit beyden Gemeinſchaft hat, an. Kurz nachher, wenn man Waſſer aufgefüllt hat, welches 3 bis 4 Z. über das Kraut geht, erheben ſich von dem Boden des Troges mit einer Art von Kochen große Luftblaſen, und ein Liquor, welcher, wenn er wieder fällt, kleine Ringe macht, und auf der Oberfläche eine ſchwache grüne Farbe ausbreitet, welche das Waſſer ſtufenweiſe in ein auſſerordentliches Grün verwandelt. Wenn das Grün ſeinen höchſten Grad erreicht hat, überzieht ſich die Oberfläche des Troges mit einer prächtigen Kupferfarbe, worauf wieder eine Haut von einem ſehr dunkeln Violblau folgt, ob gleich die ganze Maſſe des Waſſers allezeit grün bleibt; wobey alsdann der Trog den Grad der Hitze hat, welcher ihm eigen iſt, und überall dicke Schaumflocken in Geſtalt der Pyramiden auswirft. Dieſer Schaum iſt dermaßen ſpirituös, daß, wenn

man

man ihn anzündet, er das Feuer allem hernach folgenden ſchnell mittheilt, und der Indig zuweilen ſo gewaltige Ausbrüche bekommt, daß er die Riegel aufhebt, und die Schlußbalken ausreißt, wenn ſie nicht tief genug in der Erde ſtecken und befeſtigt ſind. Wenn die Küpe dergleichen Wirkungen hervor bringt, ſagt man alsdann, daß ſie tonnere.

Dieſe Gährung, welche nach der Beſchaffenheit oder der Feſtigkeit des Krautes, und nach dem die Witterung kalt oder warm, trocken oder naß iſt, länger oder kürzer dauert, entwickelt alle Säfte und Theile deſſelben, welche geſchickt ſind, den Indig zu bilden. Wenn man von der Neigung aller dieſer Beſtandtheile zu einer nahen Vereinigung urtheilen will, unterſucht man die Küpe, deren Materie alsdann ſo dick iſt, daß ſie ein Ey tragen kann. Dieſer Verſuch wird vermittelſt einer ſilbernen Schale, Fig. 1663, welche rund und mit einem Stiele verſehen iſt, angeſtellet, und es wird ungefähr der dritte Theil derſelben mit dem Indigwaſſer angefüllet. Inwendig muß dieſe Schale oder Kelle recht blank ſeyn; denn aus dem Boden derſelben muß man von der Beſchaffenheit der Küpe urtheilen. Iſt derſelbe ſchlammig, ſo ſcheint das Waſſer trübe und von ganz anderer Beſchaffenheit zu ſeyn, als es in der That iſt, ſo, daß man den Indig für gar zu ſehr aufgelöſet hält, da er doch nicht genug aufgelöſet iſt; und ob man es gleich hernach bey dem Schlagen gewahr werden kann, ſo entſteht doch daraus allezeit ein Verluſt, wenn man auch dieſen Irrthum, welcher gleichſam von nichts herkommt, einſehen ſollte. Daher hat der Verfaſſer des Maiſon ruſtique de Cayenne angerathen, daß man eine kryſtallene Schale nehmen ſollte, weil dieſelbe zu dieſer Prüfung am geſchickteſten iſt. Man erhält die verlangte Läuterung durch die Bewegung der Schale, welche beynahe eben dasjenige hervor bringt, was in gleichem Falle das Schlagen

in dem zweyten Troge wirken würde; d. i. wenn die Materie in dem erſten Troge dermaßen gegohren hat, daß ihre Theile, indem ſie die größte Neigung zur Vereinigung haben, durch das Schlagen vollends zur Vereinigung gebracht werden, ſo entſtehen gleichfalls in der Schale kleine Maſſen oder Körner, welche ſich nach der Beſchaffenheit des Krautes und nach dem Grade ſeiner Entwickelung in der gegenwärtigen Gährung mehr oder weniger unterſcheiden laſſen. Wenn dieſes Korn, welches nicht größer iſt, als das kleinſte Senfkorn, recht formiert iſt, ſinkt es durch ſein eigenes Gewicht auf den Boden der Schale, und läſſet dem Waſſer, welches oben ſchwimmt, gemeiniglich nur eine helle Goldfarbe, welche ungefähr der Farbe eines alten Franzbranntweines ähnlich ſieht. Wenn man nun die Schale, nachdem man ſie geſchüttelt hat, ein wenig umbiegt, um die eine Seite des Bodens frey zu laſſen, ſieht man alsdann nicht allein die obigen Wirkungen, ſondern auch wie die feinen Körner von dem höchſten Rande, den ſie zurück laſſen, abrollen und ſich entfernen, und wie das Waſſer, gegen dieſen Rand zu, einen ſehr klaren und von den Körnern ganz abgeſonderten Faden macht. Dieſen Handgriff wiederhohlt man von Zeit zu Zeit, bis die Merkmahle ſich ſo deutlich, als es die Umſtände verſtatten, zeigen, wovon ich weiter unten ſprechen werde.

Da aber auf dieſe Merkmahle ſo vieles ankommt, ſo iſt es nicht genug, die Küpe oben zu unterſuchen, wenn man eine genaue Kenntniß davon haben will. Denn einige Arten Indig haben oft nur ein falſches Korn auf der Oberfläche. Ueber dieß kommt das Kraut, welches ſich unten in der Küpe befindet, viel eher in Gährung, als das obere, welches faſt 2 Stunden erfordert, ehe es bedeckt wird; und in der Regenzeit, da der Indig nur 10 bis 12 Stunden Zeit zur Gährung braucht, verändert ſich das obere in der Küpe

ſo

ſo wenig, daß man vergeblich ein Korn daſelbſt ſuchen würde, welches ſie daſelbſt zu entwickeln nicht die Kraft haben ſollte. Man pflegt daher die Küpe auch unten zu unterſuchen, und zwar vermittelſt eines kleinen Hernes, Fig. 1664, womit man das Waſſer vom Grunde heraus hebt, oder, welches noch beſſer iſt, indem man den Hahn öffnet, damit man den Unterſchied gegen einander halten, und wechſelsweiſe damit fortfahren könne, bis die erforderlichen Eigenſchaften ſich wahrnehmen laſſen. Wenn die Schale das Korn und das Waſſer, welches man von der Beſchaffenheit des Indigs erwarten kann, ziemlicher Maßen zu erkennen gibt, ſo muß man die Beſtandtheile dieſes Kornes einer längern Gährung nicht ausſetzen, weil ſie dadurch zu einer Auflöſung gebracht werden würden, welche durch das Schlagen nicht wieder hergeſtellet werden könnte, ſondern den Verluſt dieſer Küpe nach ſich ziehen würde. Daher iſt es beſſer, wenn man ſich dieſen Augenblick zu Nutze macht, um die Küpe auszuleeren, und alles Waſſer, welches eine dunkelgrüne Farbe hat, in die Schlagküpe ablaufen zu laſſen. Da die grüne Farbe durch die Verbindung des Gelben und des Blauen entſteht, ſo beſteht die ganze Kunſt des Indigbereiters bloß darin, die Beſtandtheile dieſer Farben zu entwickeln, damit man ſie deſto leichter trennen, und alsdann den gelben Theil abſondern könne, indem man den blauen zurück behält.

Die Zubereitung, welche das Extract in dem Schlagtroge erhält, beſteht in der heftigen Bewegung und Umkehrung, welche der Fall der Schlagſtangen verurſachet. Durch die Bewegung geſchieht es, daß alle Theile, die zur Verfertigung des Saftes geſchickt ſind, an einander ſtoßen, ſich verbinden, und ſich unter der Geſtalt kleiner Maſſen, welche nach der verſchiedenen Beſchaffenheit des Krautes, der Gährung und des Schlagens, mehr oder weniger dick ſind,

con=

concentriren. Dieſe kleine Maſſen ſind dasjenige, was man das Korn nennet. Durch dieſe Umkehrung wird das Waſſer, welches anfänglich grün ausſieht, unvermerkt auſſerordentlich dunkelblau. Während dieſer Arbeit wirft man zu verſchiedenen Mahlen Fiſchöhl, oder eine Hand voll zerquetſchten Samen von Palma Christi, welcher ſehr öhlig iſt, in den Schlagtrog, um den dicken Schaum, welcher ſich unter dem Schlagen mit den Stangen, deren Wirkung er verhindert, erhebt, zu zerſtreuen. Die Dicke, die Farbe, und die mehr oder weniger ſchnelle Scheidung dieſes Schaumes, nebſt den Anzeigen, welche die Schale an die Hand gibt, dienen, von der Beſchaffenheit des Krautes, und von dem Uebermaße oder dem Mangel der Gährung zu urtheilen, und das Schlagen darnach einzurichten.

Wenn das Korn ſich unter der gehörigen Geſtalt noch nicht zeigt, ſetzt man dieſe Arbeit, ſo lange es nöthig iſt, fort. Wenn daſſelbe am größten iſt, unterſucht man die Verminderung, welche das Schlagen nothwendig daran verurſachen muß; und dieß iſt es, was man die Läuterung (Rafinage) nennet. Dadurch wird es rund, und concentrirt ſich, ſo, daß es vollkommen auf den Boden der Schale fällt, und zuſammen rollet. Wenn es ſich in dieſem Zuſtande befindet, hört man mit dem Schlagen auf. Das Waſſer, welches den gelben Theil und die andern überflüſſigen Beſtandtheile in Auflöſung erhält, ſondert ſich einige Zeit darauf von dem dicken Safte ab, und wird nach und nach hell, indem es ihn ganz und gar zu Boden fallen läſſet. Zwey bis drey Stunden Ruhe ſind für die Küpe hinreichend, wenn ihr nichts fehlt; hat man aber nicht zu eilen nöthig, ſo iſt es beſſer, ſie 4 Stunden in Ruhe zu laſſen, damit das leichteſte Korn Zeit habe, ſich zu ſetzen, und damit deſto weniger Waſſer mit dem Satze vermiſcht bleibe. Alsdann öffnet man

bloß die erſte Röhre, F, Fig. 1662 [b], damit das Ablaufen die Küpe nicht trübe mache. Wenn alles Waſſer, welches bis an dieſe Röhre ging, abgelaufen iſt, öffnet man die zweyte, welche den dicken Saft auf dem Boden der Küpe frey zurück läſſet.

Wenn das Waſſer aus dieſen beyden Röhren heraus läuft, fällt es in den Seßtrog K, und weil dieſer bald angefüllet wird, von da auf den Boden des Ruhetroges, von dannen es durch die Oeffnung Q abläuft, da es denn weiter, nach den Landesgeſetzen, in einen verlornen Graben oder Sumpf fließen muß, weil dieſes Waſſer, wenn man die Unvorſichtigkeit beginge, daſſelbe in einen Bach zu leiten, die Thiere, welche daraus trinken würden, zu vergiften im Stande wäre.

Wenn das Waſſer dieſer beyden erſten Röhren, welches, dafern bey der Bereitung des Indigs gehörig verfahren worden iſt, von einer Bernſteinfarbe und hell iſt, abgelaufen iſt, macht man die dritte auf, damit dasjenige, welches mit dem dicken Safte vermiſcht iſt, ablaufen könne. So bald dieſer ſich zeigt, macht man ſie wieder zu, und fährt damit fort, bis beynahe keins mehr kommt. Alsdann leeret man den Seßtrog von allem Waſſer aus, damit man den Saft hinein laufen laſſen könne. Andere bedienen ſich hier eines viereckigen Zapfens, ſtatt desjenigen, welcher die dritte Oeffnung zuhält. Der Saft bleibt ſtehen, bis das Waſſer durch den Ausgang, den das Viereck macht, abgelaufen iſt. Endlich wird der Zapfen heraus gezogen, damit aller Saft, welcher in dieſem Zuſtande einem flüſſigen Schlamme von einer beynahe ſchwarzblauen Farbe gleicht, in den Seßtrog, welcher vorher ausgeleeret worden iſt, falle. Sodann läſſet man einen Neger in den Schlagtrog ſteigen, welcher den übrigen Saft mit einem Beſen vollends an die Röhre kehret. Vor den dritten Spund wird ein Korb ge-

geſetzt, um alles, was nicht dazu gehört, aufzufangen und zurück zu halten. Geht noch etwas in den Setz-Trog, ſo nimmt man dasjenige, was oben ſchwimmt, mit einer Seefeder weg; den Saft aber nimmt man vermittelſt einer halben Kürbißſchale heraus, und ſchüttet ihn in Leinwandſäcke, Z, Fig. 1665, welche mit Schnüren verſehen ſind, womit man ſie an die Haken des Wandrechens, U, Fig. 1659, aufhänget. Darin läſſet man den Indig ſich bis auf den andern Tag reinigen. Wenn die Säcke, welche allemahl, wenn man ſie gebraucht hat, gewaſchen und getrocknet werden müſſen, kein Waſſer mehr geben, theilt man ihre Anzahl in 2 Theile, und hänget jede Hälfte auf, indem man die Schnüre eines jeden Theiles zuſammen knüpfet. Auf dieſe Art werden ſie zuſammen gepreßt, und das übrige Waſſer wird vollends ausgedruckt. Alsdann ſchüttet man den Saft, welcher noch ſehr weich iſt, aus, und breitet ihn in platte Kaſten, Fig. 1667 [a]), [b]) und [c]), welche am Tage auf Geſtellen, B, Fig. 1669 [a]), wovon ein Theil in dem Trocken-Hauſe, S und der andere in der freyen Luft ſteht, an die Sonne geſetzet werden. Hier wird der Indig nach und nach trocken. So bald die Sonne ihn durchdrungen hat, bekommt er Ritze, wie Schlamm, welcher etwas feſt geworden iſt. Den Anfang dieſer Operation muß man des Abends vornehmen, weil eine zu lange anhaltende Hitze dieſe Materie zu ſtark angreift, die Oberfläche derſelben in Schuppen auftreibt, und ſie höckerig machet, welches hingegen nicht geſchieht, wenn auf eine Hitze von 5 oder 6 Stunden eine Kühle folgt, die der ganzen Maſſe Zeit läſſet, eine gleiche Feſtigkeit zu bekommen. Alsdann fährt man mit der Kelle, Fig. 1666, darüber weg, um alle Theile derſelben zuſammen zu drücken, und an einander zu fügen, ohne ſie umzukehren, welches, wie ich unten erklären werde, dem Indig nachtheilig ſeyn würde.

Wenn er endlich die gehörige Feſtigkeit erlangt hat, macht man die Oberfläche glatt, und theilt ihn in kleine Vierecke A, Fig. 1667 c), ab, die auf allen Seiten $1\frac{1}{2}$ Z. haben. Man ſetzt ihn noch ferner an die Sonne, nicht allein bis die viereckigen Stücke ohne Mühe von dem Kaſten abgehen, ſondern auch bis er ganz trocken iſt. Indeſſen darf er, nach den Geſetzen, doch nicht eher ausgegeben oder verhandelt werden, als bis er noch einmahl ausgetrocknet iſt. Denn, wenn man ihn in dieſem Zuſtande feſt in Fäſſer packen wollte, würde man, nach Verlauf einiger Zeit, nur Stücke von einem verdorbenen Teige, welcher ſchwerlich an den Mann zu bringen iſt, antreffen. Daher thut man ihn in Haufen in ein Faß, welches mit ſeinem heraus genommenen obern Boden, oder mit Büſcheln von getrockneten Bananasblättern zugedeckt wird, und darin läſſet man ihn ungefähr 3 Wochen liegen. Während dieſer Zeit kommt er in eine wirkliche Gährung; er erhitzt ſich dermaßen, daß man die Hand nicht darauf leiden kann; er gibt große Tropfen Waſſer von ſich; er breitet einen unangenehmen Dunſt aus, und wird mit einem, einer Art von feinem Mehle gleichenden Schimmel überzogen. Endlich deckt man ihn auf, worauf er in 5 oder 6 Tagen wieder trocken wird, ohne daß man ihn weiter an die Luft zu ſetzen, nöthig hat.

Alle dieſe Wirkungen kommen vermuthlich von der Trockenheit und Zuſammenziehung her, welche dieſe Materie erlitten hat, die, wenn ſie einmahl zugedeckt iſt, ſich auszubreiten ſucht, und der ſich hinein ziehenden äuſſern Luft Gelegenheit gibt, zu gleicher Zeit die Feuchtigkeit, welche ſie bey ſich führt, mit hinein zu bringen. Dieſe Wirkung der innern Luft, welche ſich los zu machen ſucht, und der kühlen äuſſern Luft, welche mit ihrer Feuchtigkeit hinein dringt, theilt ſich der ganzen Maſſe mit, und muß nothwendig eine Unordnung

ung und Bewegung unter deren Theilen verurſachen, worauf eine Hitze folgt, welche alle die Erſcheinungen der Gährung, welche ich eben beſchrieben habe, hervor zu bringen vermögend iſt. Man kann ſo gar vermuthen, daß der Indig dieſe Art von Criſis mehr als einmahl leidet, hauptſächlich wenn er über das Meer geht, wenigſtens wenn er nicht recht ſehr trocken und wohl verſchloſſen eingepackt iſt. So viel iſt gewiß, daß der Indig viel weniger wiegt, ehe er noch einmahl ausgetrocknet worden iſt, als bald darauf, nachdem man letztere Arbeit mit ihm vorgenommen hat. Wenn ſolches geſchehen iſt, ſo iſt er ganz fertig, und man muß alsdann den Verkauf deſſelben nicht verſchieben, wenn man nicht die Verminderung leiden will, der er 6 Monathe nach dieſer Criſis unterworfen iſt, und welche ein Zehntel, und oft noch mehr betragen kann.

Einige trocknen ihn, ſo bald die viereckigen Stücke aus dem Kaſten kommen, im Schatten. Es iſt dieſes zwar eine langwierige Arbeit, welche über 6 Wochen Zeit erfordert, ehe er, vollends auszutrocknen, im Stande iſt; allein, dieſe Art zu trocknen, iſt ſehr vortheilhaft für ihn. Er ſcheint dadurch eine neue Verbindung zu erlangen, und ſein Glanz wird durch die langſame Zerſtreuung der verſchiedenen Feuchtigkeiten, die ihn während dieſer Zeit mit einem Schimmel, welcher ſo weiß als der Kalkſtaub iſt, bedecken, vollkommen. Es iſt gewiß, daß dieſe Methode nicht mit der Verminderung, dergleichen die andere nach ſich zieht, verknüpft iſt, und daß ſie ihm eine vorzügliche Beſchaffenheit ertheilt. Daher kann man den Indigbereitern die Befolgung dieſer Methode nicht genug empfehlen. Diejenigen aber, deren Werkſtätte mit einer beträchtlichen Menge von Kaſten beſetzt ſind, würden es nicht leicht vornehmen können, ſie müßten denn unter dem Dache und rings herum um ihren Trockenplatz, Breter anbringen wollen, um ihn

ihn darauf auszubreiten. Wenn dieſes geſchehen iſt, ſo legt man ihn darauf, und läſſet ihn auf vorerwähnte Art vollends austrocknen.

Wenn der Indig in den Kaſten trocken zu werden anfängt, glaubt man ihm durch das Kneten mehrere Verbindung zu geben; allein, das iſt ein Irrthum; denn dieſe Verbindung kommt bloß auf den Grad der Gährung und des Schlagens, den er erhalten hat, und zwar hauptſächlich auf letzteres, an. Ein Indig, der in beyden Fällen einen Mangel hat, zerbröckelt ſich bey dem geringſten Stoße, weil ihm die zu ſeiner Verbindung nöthige Zurichtung fehlt; und man irret, wenn man glaubt, daß dieſe Eigenſchaft ihm erſetzet, oder daß er dadurch verbeſſert werde, wenn man die mangelhaften Theile knetet. Es entſteht im Gegentheil oft ein Verluſt hieraus. Denn wenn man das obere im Kaſten mit dem untern vermiſchet, ſo wird in dem Falle, da Rinden entſtanden ſind, dieſe durch die Sonne veränderte Oberfläche, indem man ſie mit dem übrigen Theile vermiſchet, dunkle und ſchieferfarbige Adern formiren, welche den Preis deſſelben gar ſehr vermindern. Diejenigen, welche genauer auf ihren Vortheil bedacht ſind, ſondern ihren Indig in dem Kaſten am 2ten oder 3ten Tage darauf ab, welches in der Zeit, welche die andern zum Trocknen brauchen, einen Unterſchied von 6 Tagen beträgt. Sie finden dieſes auch deswegen vortheilhaft, weil, je mehr der Indig Zeit zum Trocknen braucht, die Kraft ſeines Geruches ſich deſto ſtärker vermehrt, wodurch Fliegen herbey gelocket werden, die ihre Eyer hinein legen. Dieſe Eyer verwandeln ſich, in einer Zeit von weniger als 48 Stunden, in Würmer, welche in die Ritzen des Indigs hinein kriechen, wovon ſie einen Theil verzehren, und den andern Theil verändern, indem ſie eine kleberige Feuchtigkeit darin ausbreiten, die ihn verhindert, zu trocknen, woraus ſowohl in Anſehung

des

des Gewichtes, als auch der Güte, ein wahrer Verluſt, und eine große Verzögerung, vornehmlich in der Regenzeit, entſteht, da ſowohl die einen, als die andern, ein beſtändiges Feuer in dem Trockenhauſe unterhalten müſſen, damit der Rauch alle Inſecten davon vertreibe. Man würde beynahe alle dieſe Schwierigkeiten vermeiden, wenn man, wie in gewiſſen Gegenden von Oſt-Indien, wo man den Indig zu kneten und gänzlich im Schatten zu trocknen pflegt, ihn in Kaſten von ½ Z. in der Höhe legte, und, nachdem man ihn in viereckige Stücke zertheilt hätte, dieſe in andere Kaſten, welche an der Sonne getrocknet werden, brächte. Dieſe Methode würde zwar eine größere Anzahl Kaſten erfordern; allein, da der Indig viel geſchwinder trocknen würde, ſo würden auch die Kaſten deſto eher wieder leer werden.

Wenn man das Kraut aus dem Fäulungstroge nimmt, ſehen die Stängel und Zweige eben nicht verändert aus, die Blätter aber, welche noch etwann daran hängen, ſind dermaßen welk und ſchwarzgelb, daß man leicht ſehen kann, daß der Saft der Blätter einzig und allein den dicken Saft hervor bringt. Es iſt aber doch glaublich, daß der Körper und die Schale der Pflanze einige Säfte hergeben, die zur Gährung und zur Hervorbringung der gelben Farbe der Brühe geſchickt ſind. Allein aber ſind ſie nicht im Stande es zu machen, weil, wenn die Raupe alle grüne Blätter verzehrt hat, das übrige der Pflanze keine Farbetheilchen gibt oder wenn es noch etwas weniges von Safte gibt, ſo muß man ihn vielmehr für das Product des grünen Theiles an dem Ende der Zweige, welche die Eigenſchaft der Blätter haben, als für das Product der Schale, halten.

Auf denen Plantagen, wo bey ſehr anhaltender Dürre kein Waſſer zu haben iſt, ſucht man dasjenige, welches ſonſt durch eine beſondere Rinne, welche

die Leere, oder Ausleerungsrinne, Fr. Vuide, heißt, abläuft, zu erhalten, und thut davon, ſo viel als man kann, auf das friſch geſchnittene Kraut, um den Transport des zur Anfüllung des Troges nöthigen Waſſers zu erſparen. Dergleichen Fälle ſind zwar ſelten; und man behauptet, daß dieſes für die Verfertigung des Indigs nicht nachtheilig ſey; es läſſet ſich aber vermuthen, daß das Waſſer eines ſolchen Troges viel dunkler, als jedes andere, und zu einer neuen Auflöſung nicht ſo geſchickt ſeyn müſſe.

Der Körper des Mauerwerkes zu einer oben beſchriebenen Indigoterie koſtet, mit der Arbeit der Negern, welche die Hälfte Koſten macht, an 1000 Rthlr., ohne die Koſten der Mühle, des Trockenhauſes, und der andern dazu gehörigen Werke und Geräthſchaften, mit in Anſchlag zu bringen. Jeder Neger koſtet der Plantage ungefähr an 2000 Livres in amerikaniſchem Gelde. Jeder Trog von 40 Bündeln oder Laſten eines Negers gibt bey günſtiger Witterung etwann 30 Pf. Indig, welcher, nach Beſchaffenheit ſeiner Güte, in Frankreich 6 bis 11 Livr. gilt. Unter den Aernden gibt die erſte wenig, weil das Laub noch zart iſt; die zweyte iſt die ergiebigſte; die dritte liefert ein Drittel weniger; die vierte, drey Viertel, und die fünfte faſt gar nichts. Eben ſo zieht man aus dem unechten Anil faſt ein Drittel weniger, als aus dem echten, ohne was die Zufälle durch die Inſecten, Verwahrloſung der Tröge, durch die Regenzeit und das mühſame Trocknen wegnehmen. Zwey Indigoterien, und 30 Negern, welche dabey angeſetzt ſind und Arbeit haben, dienen, um ein Land von 15 Beeten, das Beet zu 100 Schritte im Quadrat, und den Schritt zu 3½ franz. Fuß gerechnet, zu beſtellen; es nehmen aber die Gebäude, Viehtriften, Negerhütten &c. den vierten Theil des Platzes ein, den man auf eine Indig-Plantage in den Colonien auf St. Domingo gemeiniglich zu rech-

rechnen pflegt, und oft bleibt faſt eben ſo viel davon brach, oder zum Holzbaue liegen, damit man ſich deſſelben alsdann bedienen könne, wenn das Land, wo man den Indig pflanzet, erſchöpft iſt.

In denen Plantagen, wo man keine Holzplätze mehr hat, die Stelle der erſchöpften Indigäcker dadurch zu erſetzen, und wo man ſich genöthigt ſieht, ſich der umgeriſſenen Beete zu dieſem Zwecke zu bedienen, nimmt man, um dieſelben tragbar zu machen, zu verſchiedenen Mitteln ſeine Zuflucht. Eins der vornehmſten iſt, wenn man auf die Beete, welche man wieder bearbeitet, etwas alten Miſt von Indig thut, den man in Amerika **Plunder-Indig** (Fatras-Indigo) nennet, welchen man aus den Küpen oder Trögen genommen hat. Dieſer Dünger, ſo wie er aus dem Troge kommt, iſt vortrefflich und allezeit ſehr kräftig. Wenn man aber ein Stück Land von Grunde aus wieder herſtellen, und es in den Stand, lange Zeit ohne Dünger zu dauern, ſetzen will, muß man dicke Hirſe darauf pflanzen, deren Stängel und Laub dem Mays, oder türkiſchen Weitzen, ſehr ähnlich ſehen. Dieſe Hirſe ſchneidet man nach 6 Monathen, und läſſet den Stängel mit den Blättern auf der Erde verfaulen. Der Stock treibt alsdann wieder neue Stängel, wovon man den Samen zur Zeit ſeiner Reiſe einſammelt. Man ſchneidet darauf die Pflanze bey der Erde weg, und läſſet ſie auf dem Acker liegen, damit ſie daſelbſt vertrockne; und wenn die große Pflanzzeit ſich nähert, ſo zündet man ſie an. Endlich reißt man den übrigen Theil der Pflanze heraus, und verbrennt ihn ebenfalls, nachdem man das ganze Stück mit der Hacke umgearbeitet hat. Alsdann wird es, ſo oft es nöthig iſt, umgearbeitet, bis es im Stande iſt, den neuen Indigſamen zu empfangen, welches eine Zwiſchenzeit von ungefähr 15 Monathen beträgt. Wenn ein Stück ſolcher Geſtalt wieder in guten Stand geſetzt iſt, gibt es

 ein

ein ſehr ſchönes Kraut, und kann beynahe ſo lange Indig tragen, als neues Holz.

Einige laſſen, um ein Stück Land, welches eine Zeitlang brach gelegen hat, und mit Raſen bewachſen iſt, wieder in Aufnehmen zu bringen, die ganze Ober-Fläche ſtück- oder ſchollenweiſe aufheben, und in gewiſſer Diſtanz Haufen davon machen. Wenn dieſe aus einander gelegte Schollen trocken geworden ſind, zünden ſie dieſelben an, und ſtreuen die Aſche davon auf dieſes ungebauete Feld, welches dadurch auf lange Zeit fruchtbar gemacht wird.

Nachdem man die Hälfte eines Stückes mit Indig bepflanzt hat, wird das übrige erſt nach 4 oder 6 Wochen bepflanzet. Dieſe Vorſicht iſt deswegen nothwendig, damit man den Hinderniſſen des Regens, welche oft verurſachen, daß das Schneiden des Krautes aufgeſchoben werden muß, zuvor kommen, und damit man es nach dem verſchiedenen Alter, ſo wie es den gehörigen Grad der Reife erlangt hat, nach einander ſchneiden laſſen könne. In der Zwiſchenzeit nimmt man das erſte Gäten und andere nöthige Arbeiten vor; man fällt Bäume auf dem neuen Lande; man führt Gebäude auf; man pflanzt Lebensmittel (*) und Hecken, oder reiniget ſie vom Unkraute; man beſſert die Verzäunungen und Gräben aus, oder bringt die Arbeiten, die man während der Aernde, welche keinen Augenblick zum Gäten verſtatten, nicht vornehmen kann, zu Ende; man ſucht auch die Vermehrung des Unkrautes unter dem Indig zu verhindern.

Die Hecken Z Fig 1694, werden von Citron-Bäumen, oder von Campecheholz, entweder durch den Samen, oder durch Zweige, in 2, 3 bis 4 Reihen angelegt; und wenn man Waſſer zu freyen Gebrauche in

(*) Ein gewöhnlicher Ausdruck, welcher alle Pflanzungen unter ſich begreift, die den Negern zur Nahrung dienen.

in der Nähe hat, läſſet man, nach dem es nöthig iſt, etwas dahin leiten, oder auch in großen Kürbißſchalen herbey bringen, und dieſen Boden damit befeuchten. Die Zweige dieſer Bäume werden ſo, wie ſie wachſen, zuſammen geflochten, damit ſie vor der Beſchädigung der Thiere geſichert ſeyn. Wenn die Hecke eine Höhe von 4 F. erreicht hat, beſchneidet man ſie oben und an den Seiten.

Was die Plätze zu den Lebensmitteln, r, Fig. 1671, betrifft, ſo bewäſſert man ſie, wenn es die Gelegenheit verſtattet, wie den Indig. Wo man an die Negern Land auszutheilen pflegt, damit ſie darauf für ſich und ihre Familien Lebensmittel erzeugen, darf man ihnen weder allzu trockne, noch allzu feuchte, Oerter anweiſen, ſondern muß ihnen in der Regenzeit einen Bezirk auf Anhöhen, und bey trockner Witterung einen andern in den Gründen, zu ihrem Unterhalte einräumen. In den Küchengärten s, gräbt man ein oder mehrere Baſſins, in welche man Waſſer leitet, deſſen man ſich zum Begießen mit Gießkannen bedient. Ueber denen Beeten, welche Schatten nöthig haben, werden Lauben gemacht, und auf ſelbige gleichſam ein Bett von Zweigen von ſchwarzem Holze, oder von Palmbaumblättern, geleget.

Wenn die Zeit des Schneidens herbey rückt, muß der Indigbereiter eine allgemeine Beſichtigung der Indigoterien, und alles deſſen, was dazu gehört, anſtellen, damit er ſich von ihrem Zuſtande unterrichte, und wahrnehme, ob nicht entweder durch die Röhren, oder durch eine Ritze, ein Auslaufen zu befürchten ſey, ob die Ständer und die Schlagſtangen feſt ſeyn, u. d. gl. Er unterſucht auch das Gerüſt e, Fig. 1660, den Brunnen und ſeinen Kaſten, ob kein Querbalken ſchadhaft ſey; er beſieht auch den Schwängel b des Eimers, und ſein Seil f; endlich die Riegel der Schlußbalken einer jeden Indigoterie, damit man nicht

nicht mitten im Schneiden aufgehalten, und dadurch zu großen Unordnungen bey der Verfertigung des Indigs Anlaß gegeben werde, welche ſich eräugnen können, wenn die Küpen wieder kalt werden, und Regen dazu kommt; denn dieſe Zufälle verurſachen, daß hernach 3 bis 4 Tage vergehen, ohne daß man den rechten Grad der Gährung wieder treffen kann. Wenn nun die Ordnung einmahl zu Stande gebracht iſt, hat der Indigbereiter weiter keine Beſchäftigung, als daß er ſchneidet, einſchüttet und gätet, bis die erſte Aernde geendigt iſt. Hierauf nimmt er die nöthigſten Arbeiten vor, in der Hoffnung, daß bald eine zweyte Aernde erfolgen werde, welche ſowohl wegen der Verwüſtung der Raupe und anderer Inſecten, deren Anzahl ſich immer vermehrt, als auch wegen des Krautes, welches mehr Fäulniß nöthig hat, aber auch weit mehr gibt, als das erſte, eine größere Aufmerkſamkeit erfordert.

Erklärung der zu der Kunſt des Indigbereiters gehörigen Figuren.

Fig. 1659. Perſpectiviſche Vorſtellung einer einfachen Indigoterie, deren Fäulungstrog angefüllt und mit Hölzern belegt, der Schlagtrog aber mit ſeinen zuſammen geſetzten Theilen, und mit der Schlagſtange zum ſchlagen, fertig gemacht iſt.

A, Weich- oder Fäulungs Trog, in welchen man das Kraut thut, um es in Gährung kommen zu laſſen.

B, Schlagtrog, worin man das Extract ſchlägt, ſiehe oben, S. 562. und 573.

C, Ruhetrog, drittes großes Behältniß, welches eine Art von einem eingeſchloſſenen Platze iſt, welcher den Setztrog, K, Fig. 1662 a) und b), und den Wandrechen U, F. 1659. und 1662 a) und b), woran man die mit dem Anilſafte angefüllten Säcke hänget, in ſich faſſet.

D, Pfoſten oder Schlußbalken des Weichtroges; ſiehe oben, S. 583.

E, Röhre des Weichtroges, welche aufgemacht wird, wenn das Kraut genug gezohren hat.

F, Röhren des Schlagtroges, welche nach dem Schlagen, und wenn das Extract ſich geſetzt hat, nach einander geöffnet werden.

G, Riegel zu den Schlußbalken des Weichtroges.

H, Querhölzer oder Riegel des Fäulungstroges, welche auf den Latten I, Fig. 1662 a), liegen.

I, Latten oder Breterchen von Palmbaumholze, welche auf das Kraut, wenn der Trog damit angefüllt iſt, geleget werden; ſiehe oben, S. 584.

L, Treppe des Ruhetroges; ſiehe oben, S. 580.

M, Käſtchen an der Schlagſtange M O, womit das Extract geſchlagen wird; ſiehe oben, S. 584, und 585.

N, Gabeln oder Stützen der Schlagſtangen; ſiehe oben, S. 584.

O, Stiel der Schlagſtange M O.

Q, viereckige Röhre des Ruhetroges. Dieſe Röhre, welche allezeit offen iſt, ſteht der ſo genannten Leere oder Ausleerungsrinne gerade entgegen.

U, Wandrechen, woran man die mit dem Anilſafte angefüllten Säcke hänget; ſiehe oben, S. 587, und 627.

Fig. 1660. Perſpectiviſche Vorſtellung des Gerüſtes, welches man über einem Indigoterie-Brunnen errichtet, um Waſſer daraus zu ſchöpfen, und mit demſelben den Fäulungstrog, nachdem er mit dem Anilkraute angefüllet und mit Hölzern beleget worden iſt, voll zu füllen. Siehe oben, S. 576, und 6[illegible].

a, Gabel zu dem Brunnenſchwängel.

b, Sparren, welcher den Schwängel ausmacht.

c, [illegible], S. 635.

f, Schnur oder Seil zu dem Eimer.

g, Rinne, worin das Waſſer in den Trog läuft.

m, Ein Neger, welcher einen Eimer nimmt, um Waſſer in die Rinne zu gießen.

n, Ein Neger, welcher den Eimer, der an einen von den Armen des Schwängels gebunden iſt, herauf zieht.

p, Brunnen der Indigoterie.

Fig. 1661. Perſpectiviſche Vorſtellung des Trockenhauſes, und der Gerüſte, worauf man die Kaſten ſetzt, welche mit dem Indig, den man trocknen will, angefüllt ſind.

r, Gebäude des Trockenhauſes.

t, Gerüſte, welche ſehr weit in das Gebäude hinein gehen.

Eine

Eine umſtändlichere Beſchreibung, ſiehe bey Fig. 1669 a) und b), und deren Erklärung.

Fig 1662 a) Geometriſcher Abriß einer einfachen Indigoterie, deren Fäulungstrog angefüllt und mit Hölzern belegt, der Schlagtrog aber mit ſeinen zuſammen geſetzten Theilen, und mit der Schlagſtange zum ſchlagen, fertig gemacht iſt.

A, Weich- oder Fäulungs-Trog, worein man das Kraut thut, um es in Gährung kommen zu laſſen; ſiehe oben, S. 561, 573, und 577.

B, Schlagtrog, worin man das Extract, welches aus dem Fäulungstroge kommt, ſchlägt; ſ. oben S. 574, 578.

C, Ruhetrog, drittes großes Gefäß, welches eine Art von einem eingeſchloſſenen Platze iſt, welcher den Setz-Trog K, und den Wandrechen U, woran die mit dem Anilſafte angefüllten Säcke gehänget werden, in ſich faſſet; ſiehe oben, S. 574, und 580.

D, Pfoſten oder Schlußbalken des Weichtroges; ſiehe oben, S. 583.

E, Röhre des Weichtroges, welche man öffnet, wenn das Kraut genug gegohren hat.

F, Röhren des Schlagtroges, welche nach dem Schlagen, und wenn ſich das Extract geſetzt hat, nach einander geöffnet werden.

G, Riegel zu den Schlußbalken des Weich- oder Fäulungstroges.

H, Querhölzer oder Riegel des Fäulungstroges, welche auf den Latten I liegen.

I, Latten oder Breter von Palmbaumholze, welche auf das Kraut, wenn der Trog damit angefüllt iſt, geleget werden.

K, Setztrog, worein der Saft, welcher aus dem Schlag-Troge kommt, läuft; ſiehe oben, S. 574, 575, und 580.

L, Treppe des Ruhetroges.

M, Käſtchen der Schlagſtange M O, womit man das Extract ſchlägt.

N, Gabeln oder Stützen der Schlagſtangen.

O, Stiel der Schlagſtange M O.

P, Kleine Form, oder Loch, welches ſich auf dem Boden des Setztroges K befindet; ſiehe oben, S. 575.

Q, viereckige Rinne des Ruhetroges; ſiehe oben, S. 575.

U, Wand-

U, Wandrechen, woran man die mit dem Anilſafte angefüllten Säcke hänget.

V, Boden des Ruhetroges.

Fig. 1662 b). Der verticale Durchſchnitt einer Indigoterie.

A bis V, ſiehe Fig. 1662 a).

X, die hölzernen Spunde, in welche man die Löcher der Röhren machet; ſiehe oben, S. 575, und 576.

Fig. 1663, ſtellt die ſilberne Schale vor, deren man ſich bedient, die Probe zu machen, d. i. die Beſchaffenheit des Kornes, welches ſich während der Gährung in dem Extracte formiret, und durch das Schlagen ſeine vollkommene Geſtalt erhält, zu unterſuchen; ſiehe oben, S. 622.

Fig 1664, das kleine Horn, welches aus einem Stücke Ochſenhorn, das in einen hölzernen Stiel geſteckt wird, beſteht. Dieſes Werkzeug wird gebraucht, unten aus dem Fäulungs- und Schlag-Troge ein wenig Extract heraus zu ſchöpfen, welches man in die Schale, F. 1663, oder ſelbſt in den Trog gießt, wenn man bloß an der Verdickung des Liquors den Fortgang der Gährung erkennen will; ſiehe oben, S. 624.

Fig. 1665. U, Wandrechen, an deſſen Haken die mit Anilſafte angefüllten Säcke, Z, gehänget werden, um ſie abträufeln zu laſſen; ſiehe oben, S. 562, f., 587, und 627.

Fig 1666. Kelle, den Indig in die Kaſten zu drücken; ſiehe oben, S. 627.

Fig. 1667 a). Ein leerer Indigkaſten, wie er in ſeinen Verhältniſſen zu ſehen iſt; ſiehe oben, S. 587.

Fig 1667 b). Ein Kaſten, welcher eben mit Indig angefüllet worden iſt; ſiehe oben, S. 563.

Fig. 1667 c). Ein Kaſten voll Indig, welcher zu trocknen anfängt; ſ. oben, S. 628..

Fig. 1668 a). Ein beſonderes Gefäß, worin man das Anilkraut auf die indianiſche Art, welche Tavernier und Pomet beſchrieben haben, ſchlägt; ſ. oben, S. 562.

B, Schlagtrog, worin man das Anilkraut ſchlägt.

G, Eimer, welche unten offen, und an die Welle des Schlagtroges befeſtigt ſind; ſiehe G der folg. Figur.

I, Indianer, welche die Welle und die Eimer vermittelſt einer Handhabe herum drehen.

R, Welle des Schlagtroges.

T, Röhren des Schlagtroges.

Fig.

Fig. 1668 b). B, Durchſchnitt des Schlagtroges der vorhergeh. Figur.

G, Schöpfeimer oder Zober, welche unten offen ſind.

R, Wellbaum des Schlagtroges.

Fig. 1669 a), ſtellt das Trockenhaus vor. Dieſes Gebäude bedeckt einen Theil der Gerüſte, worauf man den Indig in Kaſten trocknet.

A, Indigkaſten.

B, Gerüſte; ſiehe oben, S. 587, und 627.

M, Magazin, wo man den Indig verwahrt, wenn er trocken iſt; ſiehe oben, S. 588.

S, Gebäude des Trockenhauſes; ſiehe oben, S. 587, und 627.

Fig. 1669 b). Vorderſeite von dem Ende des Trockenhauſes.

A, auf die Gerüſte geſetzte Kaſten.

B, Gerüſte.

Fig. 1670 a). Durchſchnitt des hölzernen Mörſers, worin die Indigſchoten zerſtampfet werden.

C, die Aushöhlung und Weite des Mörſers, den man uneigentlich den Stämpel, Fr. Pilon, nennet. Siehe oben, S. 598.

Fig. 1670 b). Stiele oder Stämpel des Mörſers C.

Fig 1670 c), ſtellt die Art, den Samen aus den Indigſchoten heraus zu bringen, vor.

C, Mörſer; ſiehe oben, S. 598.

D, Stiele oder Stämpel des Mörſers.

E, Negern, welche Indigſchoten zerſtampfen; ſiehe oben, S. 599.

Fig 1671. Abriß einer Plantage, wo ſich ein Fluß befindet, welcher von einem Damme umgeben iſt, um das Waſſer deſſelben in verſchiedene Gegenden zu vertheilen. Dieſer Abriß ſtellt eine Gegend vor, wo man ſich dieſes Waſſers zur Befeuchtung des Indigs bedient, und eine Indigoterie, welche aus 8 Fäulungs- und 4 Schlagtrögen beſteht, wo man den Indig auf beyden Seiten vermittelſt einer Mauleſel- oder Pferde-Mühle ſchlägt, wie Fig. 1673, 1675 und 1677, zeigen. Siehe oben, S. 573, 576, u. 614.

A, Fluß.

B, der Damm.

C, der Fall des Fluſſes.

D, das Baſſin zu den Schleuſen.

E, die Schleuſen.

G, Ca-

G, Canäle des Baſſins der Schleuſen.
H, Vertheilungskeſſel, von da aus das Waſſer vertheilet wird.
L, beſondere Canäle der Vertheilungskeſſel.
M, gemeinſchaftlicher oder geſellſchaftlicher Canal, welchem man, im erforderndeh Falle, einen freyen Durchgang verſtatten muß.
N, Keſſel einer nochmahligen Vertheilung.
O, Haus des Dammwächters, nebſt einem Magazine und zwey Negerhäuſern.

Erklärung der verſchiedenen Theile des Platzes.

a, Schlagbaum oder Eingang zur Plantage.
b, Negerhäuſer.
d, umzäunte Weide für die Ochſen und Kühe.
e, Spital.
f, umzäunte Weide für die Schweine.
g, dergleichen für die Schafe. In der Mitte iſt ein Häuschen für den Hirten.
l, vier Magazine, welche zu verſchiedenem Gebrauche dienen.
m, Gebäude, in welchem man den Indig trocknet.
n, Indigoterie mit doppelter Equipage, nebſt einer Mühle in der Mitte, welche auf beyden Seiten ſchlägt.
p, Abtheilung des mit Indig bepflanzten Feldes; ſiehe oben, S. 605.
q, mit Indig bepflanzte Beete und Vierecke.
r, Platz für die Lebensmittel der Negern, oder Acker, den die Negern zu ihrem Unterhalte bauen; ſ. ob., S. 635.
s, Küchengarten.
t, Platz für die Lebensmittel des Herrenhauſes, oder Feld, welches für die Bedürfniſſe des Herren und des Spitales bebauet wird.
u, Platz, wo Bananasbäume gepflanzt ſtehen.
x, Ein Stück Wald am Ende, oder Acker, welcher brach liegt.
y, Feld mit Magnioc; einer Pflanze, deren Wurzel, wenn man ſie klein ſtößt, oder reibt, und trocknet, als Mehl, oder in kleinen Kuchen, die man Caſſavabrod nennet, in verſchiedenen Gegenden von Amerika, wie bey uns das Brod von Rocken, gegeſſen wird.

z, Hecken oder Einfaſſungen des Platzes; inwendig ſind die Gräben, in welchen das überflüſſige Waſſer des Fluſſes, und anderes, ſeinen Ablauf hat.

Z, Gräben der Plantage.

Fig. 672. Geometriſcher Abriß einer Indigoterie, welche aus 4 Fäulungströgen, wovon der letzte ang füllt und mit Hölzern belegt iſt, aus 2 Schlagtrögen, deren Löffel oder Schaufeln durch Spindeln, welche ihre Bewegung von einer Pferdemühle, F. 673, erhalten, herum getrieben werden, und aus einem Ruhetroge, worin ſich 2 Setztröge befinden, beſteht.

A, Weich- oder Fäulungs-Tröge, welche ausgeleeret werden, und wovon man die Riegel der Schlußbalken abgenommen hat, um die Stellung der Pfoſten, welche Schlußbalken genannt werden, deſto deutlicher zu zeigen.

A A, Fäulungstrog, welcher angefüllt und mit Hölzern belegt iſt.

B, Schlagtröge, wo man hier das Extract der beyden Fäulungströge ſchlägt.

C, Ruhetrog, oder eine Art von eingeſchloſſenem Platz, welcher die Setztröge K, und den Wandrechen U, woran man die mit dem Anilſafte gefüllten Säcke hänget, umgibt.

D, Pfoſten oder Schlußbalken eines jeden Fäulungstroges.

E, Röhren der Fäulungströge.

F, Röhren der Schlagtröge.

G, Riegel zu den Schlußbalken des Weichtroges A A.

H, Querbalken oder Riegel des Fäulungstroges.

I, Latten oder Breter von Palmbaumholze, welche auf das Kraut geleget werden, wenn der Trog voll gefüllt iſt.

K, Setztrog, worein der Saft, welcher aus dem Schlag-Troge kommt, läuft.

L, Treppe des Ruhetroges.

M, Kaſten der Löffel, mit welchen man das Extract ſchlägt. Dieſer Kaſten iſt unten nicht offen, wie der an den Schlagſtangen. Der Boden deſſelben iſt wie ſeine Seitenwände zuſammen geſetzt. Wenn dieſer Kaſten an ſeinen Stiel befeſtigt iſt, macht er ein Werkzeug aus, welches man den Löffel nennt.

N, Ringe von Metall oder Holz, welche die Achſen der Wellen, die durch jeden Schlagtrog gehen, tragen.

O, Stiel des Löffels M O.

P, kleine

P, kleine Form oder Loch, welches ſich auf dem Boden des Setztroges K befindet.

Q, viereckige Rinne des Ruhetroges.

R, Welle des Schlagtroges, durch welche die Stiele der Löffel gehen.

S, Röhre, welche jeden Fäulungstrog mit Waſſer verſieht. Dieſe Röhre und ihre Ränder ſind an den Fäulungs-Trögen hinauf gemauert, und mit einer Schicht von Kitt bedeckt. Wenn man Waſſer in den Trog laſſen will, darf man nur den Lehm, womit die kleine Schleuſe G zugeſtopft iſt, wegnehmen, und zugleich die Schleuſe der andern Tröge mit ſolchem Lehme verkleiben.

T, Rinne, wodurch man in den nächſten und in den entfernteſten Schlagtrog das Extract der Tröge, welche genug gegohren haben, laufen läſſet. Dieſe Rinne iſt, wie die vorige, gemauert. Ihre Ränder ſind vor den Röhren als ein Hufeiſen gebogen. Die Hufeiſen, welche den Röhren der Fäulungströge, die nicht vor den Schlagtrögen ſtehen, gerade gegen über ſind, haben an dem Vordertheile ihrer Ründung auch keine Schleuſe oder Oeffnung; allein die andern Hufeiſen, die ſich auf dem Rande der Schlagtröge befinden, haben gerade in der Mitte ihres halben Zirkels eine Schleuſe.

U, Wandrechen, woran man die mit dem Aniiſafte angefüllten Säcke hänget.

V, Boden des Ruhetroges.

g, Schleuſen des Fäulungstroges.

h, Schleuſen des Schlagtroges.

m, Waſſerleitung, wodurch das Waſſer in die Indigoterien geführet wird.

Fig. 1673. Geometriſcher Abriß einer Pferdemühle, den Indig zu ſchlagen; ſiehe oben, S. 586.

A, Durchſchnitt des Platzes der Mühle, welche ein wenig in die Erde geſenkt iſt.

B, Geſtell der Mühle.

C, Balancier, oder das große horizontale Rad, welches in den Drilling E eingreift.

D, Arme des Balanciers, deren an der Zahl 4 ſind. Sie machen ein Kreutz, man ſieht aber nur 2 davon, weil die beyden andern unter dem Sterz oder Dreh-Balken G verſteckt liegen.

E, Drillinge der Wellen F.

F, Wellen der Drillinge, welche horizontal liegen.

G, Sterze, Drehbalken oder Arme der verticalen Welle.

H, Wagen, woran man die Stränge der Mauleſel anhänget.

X, Welle des großen Rades oder des Balanciers.

Fig. 1674 a), ſtellt die Zuſammenſetzung und Verbindung der Welle eines Drillinges mit der Welle eines Schlagtroges vermittelſt der Achſe, welche in einen an dem Ende dieſer beyden Wellen gemachten Einſchnitt eingefügt iſt, vor. Wenn das Ende der Achſe in ſeinem Einſchnitte liegt, bedeckt man es mit einer Leiſte, welche den übrigen Theil des Leeren ausfüllet, und man befeſtigt dieſe Verbindung mit einem eiſernen Ringe.

A, Ende der Welle des Drillinges.

B, Ende der Welle des Schlagtroges.

C, Achſe, welche in die Enden der Wellen A und B eingezapft und gebunden iſt.

L, eiſerne Ringe, welche die Achſe und die Leiſte, welche ſie bedeckt, befeſtigen.

Fig. 1674 b). Verbindungsachſe zwiſchen den verſchiedenen Wellen der Drillinge und des Schlagtroges.

Fig. 1674 c). D, Einſchnitt, den man in das Ende der Wellen A und B, F. 1674 a), machet, und welcher die Achſe C, F. 1674 b) und c), wie auch die Leiſte E, F. 1674 d), faſſen muß.

L, eiſerne Ringe, F. 1674 a), welche zur Bindung der Achſe und der Leiſte, wenn beyde in dem Einſchnitte liegen, nothwendig ſind.

Fig 1674 d). E, Leiſte oder Stück Holz, welches den übrigen Theil der Oeffnung D, F. 1674 c), worein man vorher die Spitze der Achſe C, F. 1674 a) und b), gelegt hat, genau ausfüllet.

Fig. 1675. Geometriſcher Durchſchnitt einer Pferdemühle, den Indig zu ſchlagen; ſiehe oben, S. 586.

A, Diameter des Platzes der Mühle.

B, Geſtell der Mühle.

C, Balancier, oder das große horizontale Rad, welches in die Drillinge E eingreift.

E, Drillinge der Wellen F.

F, Wellen der Drillinge.

G, Drehbalken oder Arme der verticalen Spindel X.

H, Wagen

H, Wagen, woran die Stränge der Pferde befeſtiget werden.

I, Gemauerte Pfeiler, in welche die Kragen, welche die Achſen der horizontalen Spindeln F faſſen, eingefüget werden.

K, Pfeiler von Mauerwerk, in welchen man die Platine, die das ovale Untertheil der verticalen Spindel X trägt, einfüget.

L, Hut oder Bedeckung der Mühle. Dieſer Hut, und alle dazu gehörige Stücke, drehen ſie mit der verticalen Welle X, worauf ſie ruhen, herum.

X, die verticale Welle der Mühle.

Fig. 1676. Geometriſcher Durchſchnitt der beyden Schlagtröge, deren Löffel ihre Bewegung von der daneben ſtehenden Mühle, F. 1675, erhalten. Man ſieht hinter dieſen beyden Schlagtrögen rechter Hand die Erhöhung der Mauer der 4 Fäulungströge, und vor den beyden letztern Fäulungströgen ſieht man die Erhöhung einer kleinen Mauer, auf welcher ſich die Rinne T, F. 1672, befindet, durch welche man in den entfernteſten oder nächſten Schlagtrog das Extract der Tröge, welche genug gegohren haben, laufen läſſet.

A, Mauer der 4 Fäulungströge.

AA, mit Hölzern belegte Fäulungströge.

B, Schlagtröge.

D, Pfoſten oder Schlußbalken des Fäulungstroges.

G, Riegel des Fäulungstroges.

MO, Löffel, deren Stiel durch die Welle, welche auf jedem Schlagtroge liegt, gehet.

R, Wellen des Schlagtroges.

T, Mauer der Rinne.

Fig. 1677. Perſpectiviſche Vorſtellung einer Pferdemühle, welche im Gange iſt, den Indig zu ſchlagen. Den untern Theil dieſes Werkes kann man nicht ſehen, weil er mit einem Erdhaufen umgeben und bedeckt iſt, damit die Mauleſel darauf gehen können. Vorher aber ſind die Wellen der Drillinge mit langen und breiten Bretern beleget worden, um ſie gegen das Herabrollen der Erde, und gegen alle andere Schwierigkeiten, welche ihnen Nachtheil zufügen, oder ihre Bewegung hindern könnten, in Sicherheit zu ſetzen. Siehe oben, S. 586.

B, Gehäuſe des Geſtelles.

C, Balancier, oder großes horizontales Rad.
E, Drillinge.
G, Drehbalken oder Arme der Mühle, woran die Mauleſel geſpannet werden.
H, Mauleſel oder Pferde, welche, indem ſie auf dem Erdhaufen m gehen, allen Theilen der Mühle und der Schlagtröge, welche damit verbunden ſind, die Bewegung geben.
L, Hut oder Bedeckung der Mühle.
m, Erdhaufen, welcher rings um die Mühle herum aufgeworfen iſt, nachdem man die Wellen der Drillinge, welche darunter hingehen, mit ſtarken Bretern oder Bohlen belegt hat.
X, verticale Spindel der Unruhe.

Fig. 1678. Perſpectiviſche Vorſtellung einer Indigoterie, welche aus verſchiedenen Fäulungströgen beſteht. Man ſieht hier zwey Schlagtröge, deren Löffel von der daneben ſtehenden Mühle, F. 1677, ihre Bewegung erhalten.
A, Fäulungstrog.
B, Schlagtrog.
C, Ruhetrog.
D, Schlußbalken oder Pfoſten des Fäulungstroges.
M, Kaſten des Löffels MO.
O, Stiel des Löffels MO.
Q, Rinne zu der Leere.

Fig. 1679, ſtellt einen beſondern Trog vor, worin man den Indig vermittelſt einer Welle mit Schaufeln ſchlägt, welche ſich mit zwo Handhaben, die mit den Händen herum gedrehet werden, endiget; ſiehe oben, S. 587.

Fig. 1680. Waſſermühle, den Indig zu ſchlagen. Man hat bey dieſer Vorſtellung alles dasjenige weggelaſſen, was die Bewegung dieſer Mühle, und ihre Verbindung mit denen Theilen, welche ſie in den dabey ſtehenden Schlagtrögen in Bewegung ſetzt, verbergen konnte. Zu mehrerer Erläuterung dient die Erklärung der F. 1672, 1676, und 1678.

Fig. 1681. Perſpectiviſche Vorſtellung eines Ackers, welcher mit dem Rechen bearbeitet wird, um Indig darauf zu pflanzen. Siehe oben, S. 606.
A, Rechen.
E, Arme des Rechens.
F, Riegel des Rechens.

G, Re-

G, Negern, welche den Rechen ziehen.
H, Stiele des Rechens.
I, Neger, welcher den Gang des Rechens regiert.
K, Furchen, welche von den Zähnen des Rechens gemacht werden.
L, Negerinnen, welche den Aniſſamen in die von dem Rechen gemachten Furchen legen; ſiehe oben, S 607.

Fig. 1682. Perſpectiviſche Vorſtellung eines Ackers voll Löcher, welche mit der Hacke, F. 1684, gemacht worden ſind, den Indig hinein zu pflanzen. Siehe oben, S. 593, und 605.
A, Negern, welche die Löcher mit der Hacke machen.
B, Negerinnen, welche den Aniſſamen in die Löcher D legen.
C, Eine Kürbißſchale, F. 1688, worin die Negerweiber den Aniſſamen, welcher geſteckt werden ſoll, tragen.
D, Löcher, welche mit der Hacke in die Erde gemacht werden; ſiehe oben, S. 603.

Fig. 1683. Perſpectiviſche Vorſtellung eines Ackers, wo man das Indigkraut ſchneidet, und Bündel davon machet, welche in den Trog gebracht werden.
M, Indigbeet, welches zum Schneiden reif iſt.
N, Negern, welche das Kraut mit ihren Indigmeſſern, F. 1686, abſchneiden.
O, Eine Negerinn, welche von dem Kraute ein Bündel macht.
P, Neger, welcher ein Bündel Kraut nach dem Troge trägt.

Fig. 1684. Eine Hacke, deren man ſich überhaupt in den franzöſiſchen Colonien in America bedient, die Erde zu bearbeiten. Dieſes Werkzeug beſteht aus einem hölzernen Stiele, welcher in die eiſerne Höhlung der eigentlich ſo genannten Hacke geſteckt wird. Siehe oben, S. 598, und 603.

Fig. 1685 a). Eiſen einer Hacke, wie es auf der Seite ausſieht.

Fig. 1685 b). Eiſen der Hacke, wie es auf der inwendigen Seite ausſieht.

Fig. 1686. Indigmeſſer, oder Eiſen, womit man den Indig ſchneidet; ſiehe oben, S. 604, und 610.

Fig. 1687. Krücke, ein hölzernes Werkzeug, womit man die Erde wieder in die Löcher, worein man den Aniſſamen geſteckt hat, drückt; ſiehe oben, S. 603.

Fig. 1688, Kürbißſchale, worin die Negerweiber den Aniſſamen, welcher geleget werden ſoll, halten.

Fig. 1689 a), ſtellt die Seite des Rechens, F. 1681, mit welchem man auf dem Acker, den man mit Indig beſäen will, Furchen zieht, vor.

A, Fuß des Rechens.
E, Arme des Vordertheiles.
H, Stiele des Hintertheiles.
R, Zähne des Rechens.

Fig. 1689 b), ſtellt das Vordertheil des Rechens, oder wie er von vorn her ausſieht, vor.

A, Fuß des Rechens.
H, Stiele des Rechens.
R, Zähne des Rechens.

Fig. 1689 c. Rechen, wie er in ſeiner Länge ausſieht; ſiehe oben, S. 606.

A, Fuß des Rechens.
E, Arme des Vordertheiles.
F, Riegel des Vordertheiles.
H, Stiele des Hintertheiles.
R, Zähne des Rechens.

Fig. 1690, ſtellt einen Zahn des Rechens vor.

Fig. 1691 a). Gäteiſen, wie es auf der Seite ausſieht

Fig. 1691 b). Eben daſſelbe, wie es platt ausſieht; ſiehe oben, S. 609.

Fig. 1692. Eine Art von Sichel, welche in allen Indigoterien häufig gebraucht wird; ſiehe oben, S. 610.

Fig. 1693. Schere, welche Hr. von St. Venant, Ingenieur auf dem Cap francois erfunden hat, den Indig damit zu ſchneiden.

Fig. 1694. Abriß einer Gegend, wo ſich ein Fluß befindet, welcher mit einem Damme umgeben iſt, damit das Waſſer in verſchiedene Gegenden vertheilet werden könne. Man ſieht unten auf dieſem Kupfer 3 Stücke von Beeten, welche mit dem Rechen, F. 1681, bearbeitet worden ſind, auf welche man eben den Aniſſamen geſäet hat; wie auch den Anfang ihrer Bewäſſerung auf dem Beete P. Die Buchſtaben T und R zeigen die Orte an, wo man dieſes

Beet

Beet ſchon unter Waſſer geſetzt hat. Die Buchſtaben S, T, V, Y, ſtellen die Art, wie man das Waſſer der Rinne R ableitet, und das Mittel, deſſen man ſich bedient, es auf der ganzen Breite des Beetes P zu vertheilen, vor; ſ. S. 616.

A, Fluß.

B, Damm.

C, Fall des Strohmes.

D, Schleuſenkeſſel.

E, Schleuſen.

F, Schütze, oder Schutzbreter der Schleuſen.

G, Canäle des Schleuſenkeſſels.

H, Vertheilungskeſſel, von welchem ſich das Waſſer ausbreitet.

I, Oeffnungen oder Ausgänge der Vertheilungscanäle.

K, Bruchſteine, welche in den Vertheilungskeſſel als ein Dreyfuß geſetzt ſind, um den Schuß des Waſſers zu hemmen, damit es ſich egal in die Oeffnungen I ausbreite.

L, beſondere Canäle der Vertheilungskeſſel.

M, Haupt- oder geſellſchaftlicher Canal, welchem die obern Indigplätze den Durchgang verſtatten müſſen, wenn es der Fall erfordert.

N, Keſſel, von da aus eine weitere Vertheilung gemacht wird.

O, Haus des Damm-Auffehers, nebſt einem Magazine und zwey Negerhäuſern.

P, Stück von einer Abtheilung, worauf ſich ein Theil von drey Beeten befindet, welche mit dem Rechen, F. 1681, bearbeitet worden ſind, und worauf man eben Indig gepflanzt hat.

Q, Stück von einem Beete, welches man bewäſſert.

R, Rinne, wodurch das Waſſer auf das Beet q geleitet wird.

S, Ein Neger, welcher vermittelſt eines Bündels Y, welches er quer über das Land zieht, das Waſſer auf dem Beete q ausbreitet.

T, Oeffnung, welche an dem Rande des Beetes gemacht wird, das Waſſer darauf zu leiten.

Y, Bündel von Bananasblättern, welches quer über das Beet geleget wird, um das Waſſer auf demſelben zu behalten, und zu vermitteln, daß es ſich auf ſeiner ganzen Fläche ausbreite.

z, Hecken der Plantage.
Z, Gräben der Plantage; ſ. oben, S. 634.

Fig. 1695 a). Perſpectiviſche Vorſtellung einer Mühle, die getrockneten Anilblätter zu mahlen, wie es an einigen Orten in Indien gebräuchlich iſt.

Fig. 1695 b). Durchſchnitt von eben dieſer Mühle, wovon der Trog oder das Baſſin weggelaſſen worden iſt, um die Wirkung eines Rechens ſehen zu laſſen, welcher die Blätter, die ſich auf dem Boden des Troges befinden, herum rühret, und verſchaffet, daß diejenigen, welche an den Seiten liegen, in die Mitte fallen.

Fig. 1695 c). Grundfläche von eben der Mühle.

Die Kunſt des Indigobereiters, von Hrn. von Beauvais Raſeau, ſt. im X Bande des von Hrn. Prof. Schreber überſ. Schauplatzes der Künſte und Handwerke. Lpz. und Königsb. 1772, gr. 4. S. 261 — 436, u. 11 K. T.

Ein Auszug daraus, ſt. in Hrn. Pr. Halle Werkſtäte der heutigen Künſte, 6 B. Brandenb. und L. 1779, 4. S. 1 — 40.

Le parfait Indigotier, ou deſcription de l'Indigo, par *Elie Monnereau*. Nouvelle edition revuë, corrigée & augmentée par l'Auteur. à Marſeille, 1765. 12. 238 S.

Die Producte der Kunſt pflegen ſonſt um ſo vollkommener zu werden, je mehr ſie ſich von dem Zeitpuncte ihrer Entdeckung entfernen. Nur die Zeit und wiederhohlte Verſuche, bringen ſie zu ihrer Vollkommenheit. Es werden nun faſt 100 Jahre ſeyn, da der Indig und ſeine Zubereitung bekannt iſt. Der ſchnelle Abſatz, den die erſten Proben davon fanden, war die Urſache, daß man in allen Theilen der neuen Welt Indig-Manufacturen anlegte. Der Preis dieſer Waare iſt jetzt doppelt ſo hoch, als er vor 10 Jahren war; und dem ungeachtet ſind wir gezwungen, die Zeiten zurück zu wünſchen, da die Indig-Manufacturen noch in ihrem Anfange waren. Wenn man die jetzigen Indige mit den alten Proben von gleicher Güte vergleicht, ſo nimmt man einen ſehr merklichen Unterſchied in allen Kennzeichen wahr, welche einen guten Indig ausmachen. Dasjenige, was die Färber die Ausbeute, das Herausgeben der Küpe nennen, hat ſich ſeit einigen Jahren gänzlich geändert. Kurz, man

muß jeßt doppelt ſo viel anſeßen, als ſonſt, wenn man die nähmlichen Wirkungen haben will. Die übel angebrachte Sparſamkeit einiger Beſißer der Indigoterien, in Anſehung der Zurichtung und der Arbeiter, hat unſtreitig viel Schuld an dieſer auffallenden Veränderung, welche faſt jedes Jahr zunimmt. Aber auch die uneigennüßigſten Eigenthümer von Indigoterien fangen an, ſich darüber zu beſchweren, daß ihre Arbeiten weit ſchlechter belohnet werden als jemahls; daß die rohen Indigpflanzen ärmer an Farbetheilchen zu ſeyn, und weniger von den gährenden Theilchen, die zur Abſonderung des Indigs ſo geſchickt ſind, zu beſißen ſchienen; ja es geſchieht oft, daß ganze Haufen ſich gar nicht ſcheiden laſſen. Dieſe leßten Zufälle haben ohne Zweifel ihren Grund in Urſachen, welche eher, als alle Bearbeitungen des Indigs, vorhanden ſind.

Der Indig, ſo wie alle andere vegetabiliſche Producte der neuen Welt, war wahrſcheinlicher Weiſe bey ſeiner Entdeckung nur in geringer Quantität vorhanden, und hin und wieder zerſtreuet, wie es immer die freywilligen Producte eines jeden Bodens zu ſeyn pflegen; der koſtbare Theil, den man gleich für die Färberey daraus zog, machte das Land bald zu einem beträchtlichen Gegenſtande der Bearbeitung und der Cultur. Dieſe friſch aufgeriſſene Felder, welche vorher noch mit Holz bewachſen waren, hatten anfangs einen ſehr ſtarken Trieb; die Bearbeitung war beynahe überflüſſig. Damahls zogen die Eigenthümer der Indig-Plantagen unermeßliche Einkünfte aus ihren Beſißungen, und der Indig, welcher damahls verführt wurde, hatte die größte Vollkommenheit. Bald darauf mußten die mit Wäldern bedeckten Felder, welche durch ihr jeßiges Product nicht mehr vor der Sonnenhiße geſchüßet wurden, ſchon dadurch vieles von ihrem Safte und ihrer Kraft verlieren. Ohne Unterlaß durchwühlt,

um

um neue Aernden hervor zu bringen, und zugleich von den heißen Sonnenſtrahlen, welche ihre Oberfläche ausſogen, verbrannt, mußten ſie natürlicher Weiſe gar ſehr ausarten. Eine vorzügliche Bearbeitung würde allen dieſen Unbequemlichkeiten vorgebeuget haben; allein, die einzige Cültur, welche man bis jezt den Indigfeldern hat wiederfahren laſſen, beſteht darin, daß man die Erde leicht mit der Hacke umreißt; und dieſe Arbeit iſt den ſchwachen und entnervten Armen der Negern anvertrauet. Dieſe erſte Felder, welche ſtets nur halb von Armen ohne Kraft umgearbeitet wurden, mußten alſo mehr und mehr ausarten, ſo wie ihre Producte. Die neuen Plantagen, welche man noch auf Koſten der Wälder anlegte, und woraus neue Indigoterien entſtanden, lieferten noch einige Jahre Indig von der erſten Güte, oder gleichſam vom alten Schrot und Korn; auf die Zukunft aber darf man nicht mehr auf dieſen Vortheil rechnen. An ſtatt daß man von der Ausbreitung der franzöſiſchen Colonien Verbeſſerung hoffen könnte, bemerkt man, daß ſie ſich nach dem Verhältniſſe der Negern, welche man zu ihrer Bearbeitung gebrauchen kann, ſchon allzu weit ausgebreitet haben. Dieſe unglückliche Schlachtopfer werden von Tag zu Tage weniger. Man möchte ſagen, daß auch ihre Quelle zu vertrocknen anfängt. Das einzige Mittel, welches einem ſo großen Uebel abhelfen könnte, und welches vielleicht die Geſtalt aller Colonien veränderte, wäre dieſes, daß man die jezige Art, die Indigfelder zu bearbeiten, völlig fahren lieſſe, und die Hacken abſchaffte, welche kaum einige Zolle tief in die Erde dringen, bey ihrer geringen Wirkung doch die äuſſerſte Anſträngung der Kräfte erfordern, und, was ein noch größerer Fehler iſt, eine beträchtliche Anzahl von Negern auf einmahl beſchäftigen. Man müßte, ſtatt eines ſo ungeſchickten Werkzeuges, einen von unſern Pflügen, und ſo gar einen unſerer

ſchwer-

ſchwerſten, einführen. Man könnte hiergegen einwenden, daß aller Boden in Amerika von dem europäiſchen ſehr verſchieden ſey, daß derſelbe weit geſchmeidiger ſey, und daß folglich leichte Werkzeuge mehr Wirkung dabey hervor bringen können; kurz, daß, wenn der Verarmung des Bodens durch etwas hätte können abgeholfen werden, es längſt durch die vortreffliche Düngung mit verfaultem Indigkraute geſchehen wäre. Es iſt doch aber nicht zu läugnen, daß ein jeder Boden, er ſey ſandig oder nicht, durch tiefes Umgraben ſehr gewinne. Die Indigfelder würden um ſo viel mehr dabey gewinnen, da man den Indigſamen nicht ſäet, wie wir die Getreidearten, ſondern ziemlich tiefe Gruben macht, und eine Anzahl Samenkörner hinein wirft. Wenn die vortreffliche Düngung, welche man zur Befruchtung des Bodens anwendet, wenig Wirkung thut, ſo kommt es gewiß daher, daß dieſelbe nicht gehörig eingepflüget wird. Würde man mit dem Seche unſerer Pflüge dieſe wohl gedüngte Erde durchgraben, ſo könnte alsdann die fruchtbare Fettigkeit des Düngers, an ſtatt daß ſie von der Sonnenhitze ohne Unterlaß ausgeſogen würde und verdunſtete, in die Tiefe dringen, wo das Samenkorn zum Wachsthum anſetzt und ſich entwickelt. Sie würde daſelbſt unmerklich ein neues, edleres und nahrhafteres Erdreich, als das erſte war, bilden, und ſelbſt unfruchtbare Ländereyen würden ihre Fruchtbarkeit wieder erhalten.

Die Bereitung des Indigs iſt für die Geſundheit höchſt nachtheilig. Denn bey dem Rühren des faulenden Krautes ſteigen unerträgliche Dünſte auf, ſo, daß die Negern, welche dieſe Arbeit verrichten, aus dem Winde treten müſſen, um nicht ihre Geſundheit dabey einzubüßen. Der auch bey dem Sieben des Indigs zu beobachtenden Vorſicht, iſt oben, S. 568, Erwähnung geſchehen.

In

In der Handlung unterſcheidet man folgende Arten des Indigs:

1. Serquiſſe-Indig, ſ. oben, S. 561; dieſer wird unter allen oſtindiſchen Sorten für den beſten gehalten, wiewohl ihm Einige den aus Java vorziehen. Er iſt platt, da ſonſt der oſtindiſche Indig in der Geſtalt halber Eyer formirt iſt, und daher von den Kaufleuten, die ihn nach Europa ſchaffen wollen, vorher klein geſtoßen wird, um ihn bequemer packen zu können. Der Golconda- und Agra-Indig geben dem ſerquiſſiſchen wenig nach.

2. Indigo-Lauro, oder Indigo de Bayane, heißt ein vorzüglicher oſtindiſcher Indig, von dem es, nach des Baldäus Berichte, dreyerley Sorten gibt: a) Vouthy; dieſer hat ein glänzendes Blau, welches in Violett fällt, wenn man es auf dem Nagel des Daumens an der Sonne ausdrückt. b) Gerry, nähert ſich dem Violett. c) Catéo, iſt die geringſte unter dieſen 3 Sorten, dunkelroth, und wegen ſeiner Härte ſchwer zu zerreiben.

3. Inde de Béampour, und Inde de Bengale, ſind die ſchlechteſten unter den oſtindiſchen Sorten.

Allen oſtindiſchen Indig, welcher nicht platt, wie der Serquiſſe-Indig, ſondern in halb eyförmiger Geſtalt iſt, nennen die Franzoſen Inde en marons, oder Inde maron.

Aller weſtindiſcher Indig iſt in platten Täfelchen, und wird daher auch platter Indig, oder Platt-Indig, Indigo platto, genannt. Die beſte Sorte darunter iſt der Guatimala-Indig, welcher auch nur ſchlechtweg Guatimala genannt wird, Fr. Inde oder Paſtel de Guatimala, wiewohl ihm der gute oſtindiſche vorgezogen wird. Er kommt in Kiſten mit rauchen Fellen überzogen, mit oder ohne Riemen, ingleichem in Serons, welche zuweilen in Matten eingewickelt ſind, zuweilen aber nicht; wie auch in Fäſſern oder Tonnen. Der St. Domingo-Indig hat keine ſo leb-

hafte und kupferige Farbe als der von Guatimala, wird ihm aber, wenn er ganz rein iſt, faſt gleich geſchätzt; ſo wie auch der Indig aus Jamaika. Der Indig von den antilliſchen Inſeln, welcher insgemein ſchlechthin Indig aus den Inſeln, Fr. Indigo des iles, genannt wird, iſt, den von St. Domingo und Jamaika ausgenommen, geringer als andere weſtindiſche Sorten. Der Indig von den caraibiſchen Inſeln, nebſt einigen andern Sorten des amerikaniſchen Indigs, wird nicht viel geſuchet, auſſer daß man aus dieſen letztern, mit Beymiſchung blauer und weißer Stärke, und Gummiwaſſers, eine Maſſe bereitet, welche gemeiner Indig, und von Einigen auch Platt-Indig, genannt, und mehrentheils nur zum Zeichnen der Schafe gebraucht, von Betriegern aber auch für guten und wahren Indig verkauft wird.

Ein Indig, auf deſſen Oberfläche, und auch inwendig, ein Kupferroth bemerkt wird, wird kupferiger oder gefeuerter Indig, Fr. Indigo cuivré, genannt. Dieſer Sorte bedienen ſich inſonderheit die Seidenfärber.

Heutiges Tages kommt der meiſte Indig aus Spanien, Frankreich, England, Portugal und Holland, als welche Nationen insgeſammt Länder in Oſt- und Weſt-Indien beſitzen, in welchen oberwähnter Maßen der Indig entweder ſelbſt gemacht wird, oder doch durch die Handlung aus der erſten Hand zu haben iſt. Nur allein die Holländer bringen aus Oſt-Indien jährlich über 5 bis 600 Centner nach Deutſchland, wovon ein guter Theil nach Deutſchland und Rußland geht. Bey dem d. 29 Jul. 1773 in Guatimala vorgefallenen Erdbeben hat die Handlung mit dem Indig ſehr gelitten. Guatimala lieferte dieſe Waare mit vorzüglicher Schönheit. Von da haben die Engländer den Indig nach Smyrna gebracht.

Der Preis der oben genannten Sorten von Indig, welche man in der Handlung führt, iſt ſteigend und fallend.

fallend. Damit man ſich aber doch einen Begriff machen könne, wie dieſelben im Preiſe von einander unterſchieden ſind, will ich diejenigen Preiſe davon herſetzen, welche Savary, im Dict. univ. de commerce, Th. 2, S. 912, angibt. Nach dieſem gilt zu Amſterdam das Pfund Serquiſſe-Indig 25 bis 35 Stüv., und wird in Bancogeld bezahlt, und nach dem Gewichte tariert; Indig von Guatimala, in Kiſten, 50 bis 60 Stüv., Tara iſt 45 ℔ für die Kiſte; dito in Serons ohne Matten, am Preiſe gleich, Tara iſt 28 ℔; dito in Serons mit Matten, gleicher Preis, Tara 30 ℔ auf jeden Seron; dito in Fäſſern oder Tonnen, 45 bis 90 St., Tara was die Fäſſer wiegen; Indig von Java, 40 bis 75 St., Tara nach dem Gewichte; Indig von St. Domingo, 50 bis 60 St., Tara wie bey dem vorigen; Indigo Lauro, $14\frac{1}{2}$ bis $15\frac{1}{2}$ St., Tara wie vorher. Alle dieſe Sorten geben für gut Gewicht und promte Bezahlung für jedes 1 pro Cent; vorher aber werden noch 2 p. C. für den Staub abgezogen. In Hamburg hat man eben dieſe Sorten, und verkauft ſie eben ſo wie in Holland, nach Verſchiedenheit der Gattung und Güte, zu ſo und ſo viel Schill. flämiſch, nur mit dem Unterſchiede, daß in Hamburg die Bezahlung in Banco geſchieht, $8\frac{2}{3}$ p. C. Rabatt gegeben wird, und der Indig von Guatimala ohne Riemen 40, mit Riemen aber nur 42 ℔ Tara auf jede Kiſte gibt, wobey der Käufer oft ſehr zu kurz kommt, indem die Kiſte oft 50 ℔ wiegt.

Bey dem Einkaufe des Indigs, muß man inſonderheit auf folgende Eigenſchaften ſehen: 1. daß man ihn in platten und mittelmäßig dicken Stücken wähle; 2. daß er weder zu weich noch zu hart, ſondern mittelmäßig feſt, ſey, und ſich leicht zerbrechen laſſe; 3. daß er ſich leicht entzünde; 4. daß er auswendig dunkelblau, lebhaft und glänzend an Farbe ſey, und in das Violett ſpiele, inwendig aber noch ſchöner als aus-

wendig

wendig ausſehe, und gleichſam mit ſilberfarbigen Flimmern durchſäet ſey, und wenn er auf dem Nagel gerieben oder geritzet wird, röthlich erſcheine; wiewohl auch der feſte, und dunkel glänzende Indig, welchen man hochgefeuert nennet, nicht zu verwerfen iſt; hauptſächlich aber iſt 5. dahin zu ſehen, daß er leicht ſey, und auf dem Waſſer ſchwimme; je tiefer er unterſinkt, deſto verdächtiger wird er wegen einer Beymiſchung von fremden Theilen. Wenn er demnach im Verhältniß ſeiner Größe gar zu ſchwer iſt, muß man ſeine Beſchaffenheit genauer unterſuchen; denn da er oft in anſehnlichem Preiſe ſteht, iſt es gut, daß die Käufer wiſſen, was für Betrug dabey vorgehen kann, und wirklich vorzugehen pflegt. Der erſte beſteht darin, daß man die Pflanze im Fäulungstroge allzu ſehr rühret, damit Blätter und Schale völlig aufgelöſet werden. Der zweyte Betrug beſteht darin, daß man ihn mit Aſche, Erde, einem gewiſſen braunen und glänzenden Sande, vornehmlich aber mit geſtoßenem Schiefer, oder geriebenen Ziegelſteinen, vermenget. Dieſes alles thut man unter den Bodenſatz in die Küpe, indem ſolcher hinein fällt, und rührt alles wohl, damit es ſich recht unter einander menge, und der Betrug nicht leicht in die Augen falle. Dieſer Betrug aber geht viel leichter bey dem geriebenen Indig vor, als bey demjenigen, den man in Täfelchen bekommt, weil dieſe fremde Körper ſich nicht ſo genau mit einander verbinden, daß ſie nicht an verſchiedenen Orten gleichſam Schichten von Materie mancherley Art formiren ſollten, welche man leicht entdeckt, wenn man Stücke von dieſem Indig zerbricht. Beyde Arten von Betrug aber laſſen ſich leicht erkennen, und zwar der erſte aus der Farbe und dem Gewichte des Indigs, als welcher in ſolchem Falle ſchwärzlich, dick und ſchwer wird. Den andern Betrug zu entdecken, kann man ſich folgender zwey Mittel bedienen: 1. daß man ein

Stück Indig in einem Glaſe mit Waſſer zergehen läſſet, welches ſich denn, wenn er rein und unverfälſcht iſt, völlig auflöſen muß, da hingegen die unechte Beymiſchung in dem Waſſer zu Boden fällt; 2. daß man ein Stückchen Indig anzündet, da denn der gute Indig ganz und gar verzehret und zu Aſche wird, bey dem verfälſchten hingegen die beygemiſchte Erde, Sand, Schiefer ꝛc. ganz und zurück bleiben (*). Um unter verſchiedenen Sorten die beſte zu treffen, feuchtet man dieſelben etwas an, macht damit einen Strich auf die Hand oder auf weiß Papier, und breitet dieſen Strich mit einem naſſen Finger weiter aus einander; je dunkler, reiner und ſchöner blau der Strich ausfällt, je beſſer iſt der Indig.

Ich habe oben, bey Beſchreibung der Verfertigung des Indigs, geſagt, daß die Indigbereiter, wenn ſie die Maſſe aus dem Setztroge gebracht haben, dieſelbe in leinene Säcke thun, wo ſie dieſelbe einige Zeit abtropfen laſſen, daß ſie alsdann den noch halb flüſſigen Teig in viereckige Kaſten ſchütten, und endlich, wenn der Indig zu einem feſten Teige geworden iſt, dieſe mit einander verbundene Oberfläche mit beſonders dazu beſtimmten Meſſern in kleine Würfel, von ungefähr 2 Z., welche man nun Indigſteine nennt, zerſchneiden, die man hernach, wenn ſie genug abgetrocknet ſind, ſo feſt und dicht, als möglich, in Fäſſer ſchlägt. Aus dieſen letzten Behandlungen des Indigs entſteht aber der größte Nachtheil, ſo viel Sorgfalt man auch dabey anwendet. Alle dieſe Würfel ſind zu klein, als daß man ſie ordentlich in Fäſſer ſchlagen oder ſetzen könnte, ſondern man muß ſie nur ſo aufs Gerathewohl hinein werfen. Dieſe unzählige Menge von

Win-

(*) Nach Hrn. Dijonval's Verſuche, welchen ich weiter unten anführen werde, iſt dieſes letztere Kennzeichen der Güte des Indigs ungegründet.

Winkeln und Oberflächen macht beynahe eben ſo viel leere Räume, welche durch das Reiben der Steine an einander noch vermehret werden. Daher erfolgt bey jeder Bewegung der Indigfäſſer eine Erſchütterung, welche eine beträchtliche Anzahl Steine zermalmet. Da der Indig in der Färberey nicht anders, als geſtoßen, gebraucht werden kann, ſo würden nun zwar alle dieſe zerriebene Steine und aller dieſer feine Staub, ohne Nachtheil ſeyn, wenn die Gefäße, welche den Indig halten, feſt verpicht wären. Allein, die Fäſſer, in welchen die meiſten Nationen dieſe ſo koſtbare Waare aus ihren Colonien verführen, ſind noch das rohe und unförmliche Werk der Negern; die Dauben ſind ſchlecht zuſammen gefügt, und verſtatten dem ſich innerhalb denſelben formirenden und beſtändig anhäufenden Staube unzählige Schlupfwinkel, da auch die geſchickteſte und vollkommenſte Verbindung nicht von langer Dauer ſeyn kann, indem allein flüſſige Dinge die Eigenſchaft beſitzen, die Theile eines Faſſes feſt mit einander zu verbinden. Der geringe Zuſammenhang dieſer Theile unter ſich verurſachet alſo einen unerſetzlichen Verluſt der in ihm befindlichen Waaren. Allein, auch ſo gar die Geſtalt dieſes Gefäßes iſt noch zwey großen Unbequemlichkeiten unterworfen. Erſtlich, die cylindriſche Geſtalt dieſer Fäſſer veranlaſſet ſowohl in den Colonien, als auch in den Seehäfen, daß die Pack- und Kram-Knechte dieſelben bey jedem Transporte, welcher mit ihnen vorgenommen werden ſoll, kollern. Es iſt leicht zu erachten, daß dieſes Rütteln die ſchon gebrochenen Steine ſehr zermalmet, und daß dieſe Bruchſtücke mehrere zerbrechen, und ins beſondre, daß viel Pulver durch die Fugen der Dauben verloren geht. Dieſes alles aber würde unterbleiben, wenn die Indigfäſſer eine andere Geſtalt hätten. Hiernächſt aber iſt auch die gewöhnliche Geſtalt der Fäſſer die unbequemſte zur Befrachtung der

Schiffe, indem ein Drittel des Platzes, den die Fäſſer einnehmen, leer bleibt, und eine nähmliche Menge Waaren, welche z. B. in viereckigen Kiſten enthalten wären, ein Drittel weniger Raum einnehmen würde. Wenn man bedenkt, daß der vornehmſte Vortheil der Schiffsreeder von einer mehr oder weniger beträchtlichen Ladung ihrer Schiffe abhängt, und dieſe nie genug enthalten können, beſonders auf ihrer Rückfahrt: ſo wird man geſtehen müſſen, daß alles, was der Befrachtung ſchadet, ſehr wichtige Folgen hat; nun aber ſind alle, die das Schifffahrtweſen verſtehen, darin eins, daß von der ganzen Ladung, die Fäſſer den größten Raum einnehmen, ſo vorſichtig man ſie auch ladet.

Die Maſſe, wenn ſie aus dem Setztroge kommt, und in den Säcken geweſen iſt, iſt ein geſchmeidiger Teig, dem man nach Belieben eine Form geben kann. Die in den Colonien gewöhnliche Methode, dieſen Teig alsdann auf platten Kaſten aus einander zu breiten, trocken werden zu laſſen, und ſodann in Würfel von der bekannten Größe zu zerſchneiden; dieſe Methode, ſage ich, macht es noch weit leichter, eine dieſen Steinen beliebige neue Geſtalt oder Größe zu geben. Man ſollte daher billig die noch flüſſige Maſſe, an ſtatt der Würfel von 2 Zoll, in Quadrate von der nähmlichen Dicke, aber auf der Oberfläche von 6 Z., oder in Parallelepipeda von 6 Z. in die Länge und 4 Z. in die Breite, zerſchneiden. Der Nutzen, welcher hieraus entſtehen würde, iſt, daß man nun die größern Indigſtücke ohne Mühe mit aller möglichen Sorgfalt in die Fäſſer, darin man ihn verführen wollte, ſchlagen könnte. An ſtatt der bisherigen Fäſſer, welche ſo vielen Ungemächlichkeiten unterworfen ſind, könnte man viereckige Kaſten von beliebiger Größe, von dem leichteſten und wohlfeilſten Holze, welches in den Colonien wächſt, machen, die aber durch Leiſten und Einzapfungen verbunden ſeyn müßten. Ferner ſollte man die-

dieſelben, ehe man den Indig hinein packt, mit ſtarkem Papier, oder, welches vielleicht in gewiſſen Colonien weniger koſtbar ſeyn möchte, mit Matten auslegen. Hierdurch würde allen denjenigen Unbequemlichkeiten abgeholfen, welche bisher die Indigſteine zerrieben haben; und geſetzt, es würden auch einige zerſtoßen, ſo iſt doch nicht die geringſte Oeffnung für die flüchtigen Theile dieſer Waare vorhanden; ja, dieſes Verfahren iſt zugleich auch ein Mittel, den Indig in einem der Schiffſahrt ſehr bequemen Raume zu verführen, und erfordert höchſtens nur dieſelbe Mühe und Koſten, als diejenigen Fäſſer, deren man ſich bisher bedient.

Sowohl das Waſſer als der Weingeiſt ziehen aus dem Indig im Digeriren und Kochen eine roth- oder braungelbe Subſtanz heraus, welche Dijonval für eine harzige Subſtanz hält, die aber, eben wegen ihrer Aufloslichkeit im Waſſer, wenigſtens kein reines Harz ſeyn kann. Indeſſen hat doch Dijonval nach Abſcheidung dieſer Subſtanz den Indig weit ſchöner gefunden, und überhaupt wahrgenommen, daß derjenige Indig, welcher das Waſſer und den Weingeiſt am wenigſten gelb färbte, auch allezeit der beſte war. Er hält dieſes gelbbraune oder rothgelbe Weſen demnach für nichts anders, als für eine Beymiſchung, welche bey dem blauen Sedimente des Indigs von dem gelben Waſſer zurück geblieben iſt. Selbſt alsdann, wenn man das Waſſer, mit welchem man den fein zerriebenen Indig kocht, mit Kochſalz, Salmiak, Pottaſche oder Weinſteinrahm verſetzt hat, wird auſſer dieſer gelblichen Subſtanz aus dem Indig, nach Hrn. Bergrath Pörner's Erfahrungen, nichts heraus gezogen. Das feuerbeſtändige Alkali entbindet einigen alkaliſchen Geruch; der flüchtige alkaliſche Spiritus zieht eine gelblich bräunliche Tinctur, und

 ätzen-

ätzendes Laugenſalz mit Waſſer verdünnt, mit der Zeit eine gelbe und in der Folge eine ſchöne rothe Farbe heraus. Doch verändern weder die flüchtigen, noch die feuerbeſtändigen Alkalien, die blaue Farbe des Indigs im geringſten, wiewohl nicht zu läugnen iſt, daß das Einweichen des Indigs vor ſeinem Gebrauche, in Urin, deſſen ſich die Schönfärber bedienen, und das Einweichen deſſelben in einer Lauge aus Kalk und Soda vor ſeiner Zerſtoßung und Anwendung bey dem Baumwollenfärben, zur Entwickelung ſeiner Theile ſehr vieles beyträgt. Auch dem Kalkwaſſer theilt der Indig ſeine blaue Farbe nicht mit.

Die vegetabiliſchen Säuren, z. B. der Citronen-Saft und der Weineſſig, ziehen eben ſo wenig aus dem Indig heraus, wiewohl der Eſſig nach dem Kochen mit dieſer färbenden Subſtanz doch ein wenig in das Grünliche ſpielt. Die mit Waſſer verdünnten mineraliſchen Säuren verändern die blaue Farbe des Indigs nicht. Am wenigſten wirkt die Salzſäure auf den Indig, wiewohl ſie ein ſchwaches Aufbrauſen hervor bringt. Ein Theil gefälltes Scheidewaſſer gab Hrn. Dijonval mit 2 Theilen Indig unter ſtarkem Aufbrauſen eine heidelbeerröthliche Farbe, und einen zähen kleberigen Teig, welcher mit einer ſaffranfarbigen Haut überzogen wurde. Drittehalb Unzen rauchender Salpetergeiſt zündete, nach Hrn. Woulfe's Erfahrungen, (Philoſ. Tranſact. Vol. LXI. S. 125.) eine Unze Indig an. Zwey Unzen der ſtärkſten Salpeterſäure, welche mit 8 Unzen Waſſer verdünnet, und in einem hohen gläſernen Gefäße mit ½ Unze gepülverten Indig eine Woche lang in der Kälte, alsdann eine Stunde, oder darüber, in einem Sandbade digerirt, hierauf mit noch 4 Unzen Waſſer vermiſcht, und endlich durchgeſeihet wurden, gaben eben dieſem Chemiſten einen ſchönen gelben Liquor, welcher, wenn er mit 4 bis 5 Mahl mehr Waſſer verdünnet wird, eine brauchbare

bare gelbe Farbe auf Leinwand und Seide hervor bringt, welche nach der kürzern oder längern Zeit des Abſiedens heller oder dunkler ausfällt, und auch einen ſehr guten Grund abgibt, wenn man gedachte Subſtanzen grün färben will, welches vermittelſt der darauf geſetzten blauen Farbe des Indigs erhalten wird. Die ſtärkſte Vitriolſäure löſet den gepülverten Indig mit einigem Aufbrauſen und Erhitzen auf, und gibt dasjenige, was die Färber den Anſatz nennen, und zu dem ſo genannten ſächſiſchen Blau und Grün gebrauchen, welches aber doch noch den Fehler hatte, daß das ſonſt ſo feſte Indigblau ganz flüchtig wurde, und auch ſelten durchfärbte, bis endlich Hr. Pörner eine Art, dieſe Farben auf Wolle recht feſt zu ſetzen, entdeckte. Es nimmt Derſelbe nähmlich auf 1 Th. gepülverten Indig, 8 Theile Vitriolöhl, die er in einem gläſernen Gefäße mit einem gläſernen Keulchen wohl durch einander reibet, 24 Stunden ohne beygebrachte Wärme ſtehen läſſet, und alsdann mit nach und nach hinzu gegoſſenen 96 Theilen Waſſer unter beſtändigem Umrühren vereiniget. Hr. Woulfe hingegen nimmt gegen 1 Th. gepülverten Indig 4 Theile Vitriolöhl, und ſetzt die Vermiſchung in einer gläſernen Phiole, unter fleißigem Umſchütteln, 1 Stunde lang in ein Waſſer-Bad, verdünnet ſie hierauf mit 12 Theilen oder auch mehrern Waſſer, rührt alles wohl durch einander, und ſeihet es endlich durch. Wenn man mit der vitrioliſchen Indigtinctur, welche gleichſam eine Art von kalter Küpe vorſtellt, eine dauerhafte blaue Farbe auf Wolle hervor bringen will, nimmt man gegen 2 Theile von Pörner's gedachter Indigtinctur, 24 Theile ſiedendes Waſſer zu 1 Th. in Waſſer eingeweichter Waare. Man erhält eine ſehr ſchwarzblaue luftbeſtändige Farbe, welche man dadurch lebhafter und heller macht, daß man die Waare 24 Stunden lang in eine durch Sieden gemachte und darnach etwas abge-

kühlte Solution von 1 Th. Kochſalz und 48 Th. Waſſer legt. Eine mit Alaun gebeizte Waare gibt eine dunkelblaue echte, und eine in kalte Pottaſch-Solution einige Stunden lang gelegte Waare eine noch dunklere Farbe. Auf ſeidenen Waaren gelingt das nähmliche Verfahren ebenfalls ziemlich gut; allein auf Waaren aus dem Gewächsreiche wird die Farbe nicht ganz beſtändig.

Wenn man die vitriolſaure Indig-Solution ſehr lange und ruhig ſtehen läſſet, erhält man davon, nach Hrn. Struve, einen ſehr ſchönen rothen Bodenſatz, und wenn man etwas von dieſer Auflöſung in einem flachen gläſernen Mörſer eine Zeitlang rührt, und nach und nach Waſſer hinzu gießt, ſo verliert ſie ihre blaue Farbe, und wird violettroth.

Wenn man die vitriolſaure Indig-Solution mit Zucker und Gummi verſetzt, und die Farbe nach Belieben mit mehrerm oder wenigerm Waſſer heller oder dunkler läſſet, ſo bekommt man eine brauchbare blaue Tinte, deren ſich auch die Buchbinder zu bedienen pflegen. Mit ſehr vielem Stärkmehl verſetzt, gibt ſie eine blaue Stärke für die leinene Wäſche; mit vielem geſchlämmten Kalk verſetzt, eine Art von grüner Farbe; mit der wäſſerigen Solution von feuerbeſtändigem Alkali gefällt, ein blaues Präcipitat, welches ſich im Weineſſig wieder auflöſet, und eine beſondere Art von Indig-Tinctur liefert, welche ebenfalls zum Färben gebraucht werden kann. Dijonval hat den Zuſatz des feuerbeſtändigen Alkali zu der Vermiſchung von 1 Th. fein geſtoßenem Indig, und 6 Th. Vitriolöhl, bis zu einer unter ſtarkem Aufbrauſen erfolgenden Sättigung, ſo nützlich gefunden, daß, als er die aufgequollene Maſſe zerrührte, und mit genugſamen kochenden Waſſer vermiſchte, ein hierauf hinein gethanes Stück Zeug binnen 8 Minuten dick und feurig gefärbt, und ganz durchſetzet oder durchfärbet wurde. Struve hat durch

den Zuſatz der Alaunerde, die er aus einer Solution des Alaunes durch halb ſo viel feuerbeſtändiges Alkali gefället hatte, und mit einer aus 1 Th. Indig und 4 Th. Vitriolöhl durch Reiben im Mörſer verfertigten Indig-Solution zuſammen rieb, eine ſehr milde blaue Farbe erhalten, welche Seide, Leder und Knochen zu färben vermögend iſt, ohne ſie allzu ſehr anzugreifen und brüchig zu machen.

Sehr wenig von einer ſalpeterſauern Eiſen-Solution, verändert bey ſeiner Vermiſchung mit der vitriolſauern Indig-Solution ohne einigen Niederſchlag nach ungefähr 10 Minuten die dunkelblaue Farbe deſſelben in eine helle rothgelbe; die Zinn-Solution in Königswaſſer hingegen bewirket ein weißes Präcipitat aus der vitriolſauern Indig-Solution. Aus 4 Unzen des beſten Indigs erhielt Dijonval, vermittelſt der Deſtillation aus einer Retorte, ein riechendes Waſſer und ein flüchtiges Alkali, welches (vermuthlich mit dem Waſſer zuſammen genommen,) 2 Quent betrug, 1 Qu. von einem leichten, und 3 Qu. von einem ſchweren, grünlichen, brennzlichten Oehle, und 2½ Unzen von einer ſchwammichten Kohle, welche bey ihrer ſchwer erfolgten Einäſcherung 3 Qu. einer graulichen Aſche hinterließ, welche mit keiner Säure brauſete, von darauf gegoſſenem Weingeiſte braun wurde, und mit dem Magnete ſowohl, als bey dem Sublimiren mit Salmiak, Kennzeichen von Eiſentheilchen zeigte. Dijonval hat auch, bey der Deſtillation mit der pneumatiſch-chemiſchen Vorrichtung, Luft daraus entbunden. Die beträchtliche Menge der Kohle, welche bey dieſer Deſtillation übrig blieb, beweiſet zur Genüge, daß dasjenige Kennzeichen der Güte des Indigs, welches einige Schriftſteller angeben, als ob nähmlich ein guter Indig im Feuer ohne einiges Rückbleibſel verfliegen müſſe, ungegründet ſey. Auch Hr. Pörner hat dieſes bereits widerleget, nachdem er in ſeinen

Verſuchen gefunden hatte, daß der bloße Indig weder unter der Muffel, noch im freyen Feuer mit einer lichten Flamme brannte, ſondern nur verglomm, und allemahl etwas Erde, welche ziegelfarbig ausfiel, und ihm nach ſeinen deshalb angeſtellten Verſuchen eine eiſenſchüſſige Alaunerde zu ſeyn ſchien, zurück ließ.

Chymiſche Unterſuchung und Auflöſung des Indigo, ſo wie er in der Handlung und zum Gebrauche für Färber verführt wird. Aus dem Franzöſiſchen des Hrn. *Quatremere Dijonval* herausgegeben, und mit einer Vorrede begleitet von D. Wilh. Heinr. Sebaſt. Bucholz. Weimar, 1778. 8. 9 B.

Pet. Joſ. Macquers chymiſches Wörterbuch, überſ. von Hrn Prof. Leonhardi, 3 Th. Lpz. 1781, gr. 8. S. 58, fgg.

Carl Wilh. Pörner chymiſche Verſuche und Bemerkungen zum Nutzen der Färbekunſt, 2 Th. Lpz. 1772, gr. 8. S. 3?2, fgg.

Hrn. D. Heinr. Struve Verſuche über eine neue blaue Farb aus dem Indigo, ſt. im 2 St. des 2 B. des berniſchen Magazins der Natur, Kunſt und Wiſſ. Bern, 1779, 8. S. 16?, f.

Hrn. D. Wilh. Otto Struve Verſuche über den Indigo, ſt. in Hrn Webers phyſik. chemiſchen Magazin ꝛc. 2 Th. Berl. 1780, 8. S. 5, fgg.

Man gebraucht den Indig hauptſächlich zum Färben, ſowohl der Seide, als auch des leinenen oder flächſenen Garnes oder Zwirnes und der geſponnenen Baumwolle, wie auch der Wolle und Tücher. Die zum Färben aus Indig bereitete blaue Farbe, wird die Indigküpe, oder Blauküpe, Fr. Cuve d'Inde oder Cuve de bleu, genannt, zu deren verſchiedene[r] Anſtellung und Regierung man im V Th. S. 623 — 656, die nöthigen Vorſchriften findet.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß der Indig nich[t] nur ein durch eine Art von Gährung erhaltenes FärbeMaterial, ſondern auch ein ſolches iſt, deſſen färbend[e] Theilchen durch eine in ihm aufs neue bewirkte, un[d] durch allerley ſchleimige, urinöſe und gashaltige Zuſätze, mit oder ohne Beyhülfe der Wärme unterhalt[e]ne, hinwiederum aber durch mancherley die ſchnel[le] Fäulniß deſſelben hindernde Mittel (z. B. Kalk, Alau[n]

S

Eiſenvitriol, Sublimat, Pottaſche ꝛc.) gemäßigte Gährung immer mehr und mehr entwickelt werden. Es beweiſet es auch der beſondere Geruch der Indig-Küpen, die aufſteigenden Bläschen, die kupferfarbige Haut und der blaue Schaum, welcher ſich auf dem Liquor der Küpe, unter dem Nahmen der Blume, der Blüthe oder des Florirens, anhäufet, daß eine wirkliche Gährung in derſelben vorgehe. Der Liquor der Indigküpen ſelbſt iſt, wenn ſie gehörig angekommen ſind, d. h. gut gegohren haben, grün, und alles, was man daraus färbet, iſt, wenn es aus denſelben heraus gezogen wird, ebenfalls grün. Zu der Entſtehung dieſer grünen Farbe ſcheint, nebſt der Gährung, vorzüglich die Wirkung der alkaliſchen Theile des Indigs ſelbſt, ingleichem die Wirkung der alkaliſchen Zuſätze, das meiſte beyzutragen. Ich ſchließe dieſes vornehmlich aus Hrn. Pörner's Verſuchen, a. ang. O., S. 337, aus welchen erhellet, daß ein zu wiederhohlten Mahlen mit 6 Mahl mehr Pottaſche gekochter Indig zwar auf das erſte Mahl nur eine bräunlichgelbe, bey den folgenden Kochungen und Digerirungen aber grüne Solutionen gibt. So wie aber der Schaum von dem grünen Liquor der Indigküpe, welcher der Luft ausgeſetzt iſt, blau ausfällt, ſo pflegt auch die aus der Indigküpe grün heraus gezogene Waare an der Luft zu vergrünen, d. i. ihre grüne Farbe mit der blauen zu vertauſchen. Dieſe Veränderung der Farbe ſcheint nun nicht ſo wohl von einer plötzlichen Entweichung der aus dem Indig und ſeinen Zuſätzen entwickelten flüchtig alkaliſchen Lauge, als vielmehr daher zu rühren, weil die in der Luft befindliche mephitiſche Säure die Wirkung des alkaliſchen Salzes unkräftig macht.

Aus der Indigküpe können auch Federn blau gefärbet werden; ſ. Th. XII, S. 388, f.

In den Apotheken wird der Indig, mit 4 oder 8 Theilen Gelbwurz (Curcuma) vermiſcht, einige Pflaſter grün zu färben, gebraucht.

Zuweilen gebrauchen auch die Wäſcherinnen den Indig ohne fernere Zubereitung, die Wäſche damit bläulich zu färben.

Man hat bereits vor einiger Zeit, in Deutſchland und in Frankreich, die Frage aufgeworfen: ob es nicht möglich ſey, in den europäiſchen Ländern eben ſo wohl, als an verſchiedenen Orten Oſt- und Weſt-Indiens, den Indig zu verfertigen, oder wenigſtens eine Farbe, welche demſelben in allen Stücken gleich käme, ausfündig zu machen? Die Meinungen der Naturforſcher ſind, in Beantwortung dieſer Frage, verſchieden ausgefallen. Einige unter denſelben, als: Hr. v. Juſti und Schreber, haben die Möglichkeit, dieſes zu bewerkſtelligen, gar nicht in Zweifel gezogen, ſondern vielmehr verſchiedene Wege vorgeſchlagen, wodurch man in beyden Fällen zu dieſer Abſicht gelangen möchte. Andere haben die Zubereitung eines wahren Indigs, in unſern Gegenden, zwar für unmöglich gehalten, doch aber zu behaupten geſucht, daß man, eine dem Indig gleiche Farbe ausfündig zu machen, gar wohl im Stande ſeyn möchte. Noch Andere haben die Möglichkeit, ſo wohl den wahren Indig, als auch eine demſelben in allen Stücken gleiche Farbe zuwege zu bringen, gänzlich läugnen wollen. Wenn man erwäget, daß der Indig in ſehr vielen Stücken von allen übrigen bekannten blauen Farben ſich unterſcheidet, ſo iſt daraus leicht zu erſehen, wie ſchwer es fallen möchte, in unſern Gegenden ſowohl einen echten Indig, als auch eine andere Farbe, welche die Stelle deſſelben in der Färbekunſt vertreten könnte, zu verfertigen.

Die Liebhaber der Botanik haben ſich bereits viele Mühe gegeben, die ſo nutzbare Indigpflanze in unſern Ge-

Gegenden einheimiſch zu machen; allein, man hat dieſelbe kaum mit aller Sorgfalt, in den Glashäuſern erhalten können, wo ſie gar ſelten zur Blüthe, noch ſeltener aber zu reifem Samen gelanget. Und da dieſes Kraut zu derjenigen Art von Pflanzen gehört, welche ſich nicht vermittelſt ihrer Wurzel, ſondern bloß durch ihren Samen, erhalten laſſen, indem dieſelbe nicht über zwey Jahre dauert, und alsdann wieder geſäet werden muß, ſo läſſet ſich leicht ſchließen, wie wenig Hoffnung wir uns zu machen haben, in unſern Gegenden die Verfertigung eines wahren Indigs zu erwarten, als welche man ohne dieſe Pflanze ſchwerlich bewerkſtelligen wird. Geſetzt auch, daß man durch verſchiedene Bearbeitungen, eine blaue Farbe aus einem bey uns bereits vorhandenen Kraute zuwege brächte, ſo würde dieſelbe doch kein Indig, ſondern nur eine dem Indig gleich kommende Farbe vorſtellen, welche aber die Stelle eines wahren Indigs niemahls vertreten wird, wovon uns der Waid, welchen man, wie ich an ſeinem Orte zeigen werde, aus dem ſo genannten Waid-Kraute, Iſatis, verfertiget, einen ungezweifelten Beweis vor Augen leget, indem ſich derſelbe von einem wahren Indig in gar vielen Stücken unterſcheidet, wovon ich jetzt nur die vornehmſten anführen will.

Der Indig hat nicht allein eine weit ſchönere und angenehmere Farbe, als der Waid, ſondern man kann auch in der Färberey mit wenigem von demſelben mehr, als mit einer beträchtlichen Menge von Waid, ausrichten. Hellot verſichert, daß 12 bis 13 Pfund von dem beſten franzöſiſchen Waid kaum ſo viel, als 1 Pf. Indig, bewerkſtelligen; und unſere Färber behaupten, daß ſie mit einigen Pfunden guten Indig mehr, als mit einem Centner Waid, auszurichten im Stande wären. Man hat daher ſowohl in Frankreich, als an andern Orten, durch Ausziehung der beſten Theile aus dem Waid eine Farbe zu verfertigen geſucht, von welcher

cher man glaubte, daß ſie an ſtatt des Indigs in der Färbekunſt angewendet werden könnte; allein, man hat den vermutheten Endzweck noch nicht erreicht, ja, ich glaube, daß, bey Verfertigung einer ſolchen Farbe, vermöge des angegebenen Verhältniſſes zwiſchen der Kraft des Indigs und des Waids, mehr eingebüßet, als erworben werden möchte, indem man aus einem ganzen Centner Waid nicht mehr, als einige Pfunde der vorzüglichſten färbenden Theile bekommen würde, und die erhaltene Farbe würde, nach Beſchaffenheit des Waids, doch die Stelle eines Indigs nicht vertreten können. Die Beſchaffenheit der ſo genannten Waidblumen, welche von den Färbern aus dem Schaume ihrer Waidküpe geſammelt worden, und die in den vorzüglichſten färbenden Theilen dieſes Krautes beſtehen, dienen zu einem Beweiſe, wie wenig Hoffnung man ſich zu machen habe, aus dem Waid auf dieſe Weiſe eine dem Indig gleich kommende Farbe zu verfertigen. Denn ungeachtet dieſelben eine viel ſchönere blaue Farbe enthalten, als der Waid, ſo erhält man doch aus einer beträchtlichen Menge des Waids nur etwas weniges von dieſen vorzüglichſten färbenden Theilen; und die Erfahrung hat beſtätigt, daß dieſelben in keinem Falle, wo man ſich dieſes Indigs zu bedienen genöthigt iſt, für ſich allein anzuwenden ſeyn. Andere haben geglaubt, aus dem Waid eine Farbe zuwege zu bringen, welche in der Färberey eben das ausrichten würde, was der Indig bewerkſtelliget, wenn man nähmlich mit dem Waidkraute eben ſo, wie mit dem Anil, bey Verfertigung des Indigs, verführe. Aſtrüc hat ſchon vor 40 Jahren in der Naturgeſchichte von Languedoc, dieſen Vorſchlag gethan; und ich zweifle nicht, daß man denſelben in Frankreich auszuführen geſucht habe; allein, es iſt gar wohl bekannt, daß man in Frankreich, noch bis dieſe Stunde,

de, den Indig aus den Colonien in Amerika kommen läſſet.

Endlich hat der Indig auch dieſe beſondere Eigenſchaft, daß man ihn ſo wohl auf leinenen und wollenen, als auch auf ſeidenen Zeug ſetzen kann, welches ſich mit dem Waid nicht thun läſſet, indem derſelbe nur zu den wollenen Zeugen gebraucht werden kann; und dieſes iſt ein hinlänglicher Beweis, daß die aus dem Waid gezogene, oder auf eine andere Art verfertigte, blaue Farbe, wie ich bereits geſagt habe, gleichfalls dieſe Eigenſchaft behalten, und ſich daher von einem wahren Indig gar merklich unterſcheiden werde.

Daß, wie ich oben erwähnt habe, der Indig ſich in ſehr vielen Stücken von allen übrigen bekanuten blauen Farben unterſcheide, beweiſen diejenigen Verſuche, welche man in der Färbekunſt mit denſelben anſtellt. Sowohl die Beſchaffenheit des bey den Färbern hierzu gebräuchlichen Gefäßes, welches ſie die Küpe nennen, als auch die Art und Weiſe in demſelben vermittelſt des Indigs, des Waids, und anderer hierzu nöthigen Stücke, die gewöhnliche blaue Farbe im Großen anzuſetzen, iſt im V Th. a. ang. O. beſchrieben worden. Folgender Verſuch, welcher alles dasjenige im Kleinen enthält, was man bey dem Färben in der Küpe zu beobachten hat, wird hinlänglich ſeyn, die Eigenſchaften eines guten und wahren Indigs anzuzeigen, und denſelben von allen übrigen Farben zu unterſcheiden. Man verfährt hierbey folgender Maßen. Erſtlich gießt man ungefähr 10 bis 12 Quart Waſſer in einen Topf, welcher eine gute Hand breit mit Aſche umſchüttet werden muß, und läſſet das Waſſer bey gelindem Feuer heiß werden. Hierauf wirft man 2½ Loth Färberröthe, eine Hand voll Weitzenkleyen, und 6 Loth calcinirte Pottaſche in das Waſſer, rührt alles wohl unter einander, und läſſet es eine Viertelſtunde kochen, worauf man das Feuer wegnimmt, und etwas kaltes

Waſ-

Waſſer zu der in dem Topfe befindlichen Lauge gießt, damit der Sud ſich ablöſche, und die in dem Waſſer vorhandene Färberröthe und Kleye zu Boden ſetze. Wenn dieſes erfolgt iſt, und die Lauge ungefähr ½ Stunde geſtanden hat, thut man 2 Loth fein geriebenen Indig hinein. Will man zugleich mit Waid, wie die Färber bey dem Anſetzen ihrer Küpe gewohnt ſind, färben, ſo muß man noch über dieß 6 oder 8 Loth Waid zuſetzen. Hierauf läſſet man dieſe zuſammen geſetzte Farbe, wenn man ſie vorher recht unter einander gemiſchet hat, ungefähr 1 Stunde lang ruhig ſtehen. Befindet man nach dem Verlaufe dieſer Zeit, daß ſich oben auf derſelben ein blauer Schaum zeigt, welches die Färber bey ihrer Küpe **ankommen** nennen, ſo ſetzt man, wenn man ſich nebſt dem Indig zugleich des Waids bedient, etwas gelöſchten Kalk hinzu; iſt aber die Farbe noch nicht angekommen, ſo rührt man dieſelbe wohl unter einander, und läſſet ſie abermahl eine Stunde ſtehen. Zeigt ſich der gemeldete blaue Schaum, ſo ſetzt man den Kalk zu; iſt ſie aber noch nicht angekommen, ſo macht man den Sud wieder warm, da ſie denn gemeiniglich gleich ankommt, worauf man den Kalk zuſetzt. Alles dieſes hat man ebenfalls zu beobachten, wenn man den Verſuch nur mit Indig anſtellt, nur daß man in dieſem Falle keinen Kalk zuſetzen darf. Wenn, beſagter Maßen, die Farbe angekommen iſt, läſſet man ſie noch eine Zeitlang ſtehen, und legt alsdann den ſeidenen und wollenen Zeug, den man färben will, hinein, läſſet es eine Viertelſtunde darin liegen, und wäſcht es endlich wohl aus.

Wem dieſer Verſuch, welcher eigentlich zeigt, wie der Indig ſich in der Küpe verhält, zu beſchwerlich ſcheint, der kann die Güte deſſelben auf folgende Weiſe ausfündig machen. Man nimmt 1 Loth Indig, 6 Loth Vitriolöhl und 1 Loth wohl geriebenen guten Kobalt. Dieſes alles läſſet man in einem geräumigen

Glas-

Glaskolben 16 Stunden lang ſtehen. Hierauf läſſet man 6 Quart Waſſer in einem Topfe warm werden, ſchüttet die in dem Kolben befindlichen Species zu denſelben, und rührt alles wohl unter einander. Wenn ſich alles vermiſcht hat, und die gehörige blaue Farbe zum Vorſchein kommt, legt man den ſeidenen und wollenen Zeug, den man zur Probe färben will, hinein, läſſet ihn ungefähr $\frac{1}{4}$ Stunde darin liegen, und wäſcht ihn hernach in lauem Waſſer wohl aus. Uebrigens hat man bey dem erſten ſowohl, als auch bey dieſem letzten Verſuche zu beobachten, daß man den Zeug, welchen man färben will, vorher mit lauem Waſſer auswaſche, und hernach wohl austringe, ehe man ihn in den Topf legt, damit derſelbe eine gleiche Farbe annehme.

Wenn man nun von der Güte des zu dieſen Verſuchen angewendeten Indigs ein Urtheil fällen will, ſo beruhen die Kennzeichen deſſelben nicht nur auf der Schönheit der erlangten Farbe, ſondern man muß auch zugleich beobachten, ob der ſeidene Zeug eben die ſchöne und hohe Farbe angenommen habe, die man bey dem wollenen beobachtet; ingleichem, ob die Farbe ſich in beyden Proben rein ausfarben läſſet, dergeſtalt, daß nichts als das hierzu genommene Waſſer übrig bleibt. Dieſe drey Stücke geben nicht nur die Eigenſchaften eines guten und geringen Indigs zu erkennen, ſondern ſie unterſcheiden auch den wahren Indig von allen übrigen zur Zeit bekannten blauen Farben.

Sollte man daher eine blaue Farbe ausfündig machen, welche in dieſen angeführten Verſuchen die Stelle des Indigs verträte, ſo kann man verſichert ſeyn, daß dieſelbe gleichfalls ſo wohl in der Küpe, als auch bey andern Arten mit Indig zu färben, an ſtatt des Indigs gebrauchet werden könne, deſſen Möglichkeit aber in Zweifel zu ziehen iſt. Indeſſen will ich nicht in Abrede ſeyn, daß man nicht eine blaue Farbe,

welche vielleicht in der Färbekunſt dem bekannten Waid noch vorzuziehen, und in einigen Stücken mit dem Indig zu vergleichen wäre, ausfündig machen könnte; zumahl wenn man, zu dieſer Abſicht, verſchiedene Vegetabilien erwählte, und mit denſelben eben ſo, wie bey der Zubereitung des Indigs, oder des Waids, verführe. Wenigſtens hat man ſich auf dieſem Wege, da man ſein Unternehmen auf bereits bekannte ähnliche Fälle gründet, mehrere Vortheile zu verſprechen, als wenn man ſich bemühen wollte, aus verſchiedenen Mineralien dergleichen Farbe zuwege zu bringen, da über dieß bekannt iſt, daß ſolche Farben zwar wohl bey der Arbeit der Mahler, die wenigſten derſelben aber in der Färbekunſt genutzet werden können, indem ſie ſich nicht ſo gut, wie diejenigen, welche aus den Pflanzen zubereitet werden, mit den wollenen, leinenen und ſeidenen Zeugen, wegen ihrer gröbern Theile, verbinden, und folglich denſelben keine reine, ſchöne und gleiche Farbe mittheilen.

Nach Anzeige des 5 Th. des Nouvelliſte oecon. & litter. a. d. J. 1755, S. 101, f. ſoll ein franzöſiſcher Wundarzt auf der Inſel Martinique, Nahmens *de Saint-Pée*, daſelbſt eine ganz neue Pflanze entdeckt haben, woraus er einen eben ſo ſchönen Indig, als aus dem bisher gewöhnlichen Anil, zu bereiten erfunden hat. Dieſe neue Pflanze ſoll weder von den Raupen, noch von ſtarkem Regen, Schaden nehmen, welche beyde Stücke die Haupt-Unglücksfälle des bisherigen Anils geweſen ſind. Es ſollen auch verſchiedene andere Coloniſten auf gedachter Inſel dieſen neuen Indig zu bauen, und mit dem glücklichſten Erfolge zu bearbeiten angefangen haben. Vermuthlich iſt dieſe neue Indig-Pflanze die Sophore, oder von einigen Kaufleuten ſo genannte Sappore. In Süd-Carolina hat der Bau dieſer Pflanze, ſeit 1 oder 2 Jahren, ſolchen Fortgang gewonnen, daß die Stadt Charlestown allein von ihrer

Colonie 200000 Pf. Indig von dieſer Pflanze nach England geliefert hat. Gleichwie nun auch ſchon in mehrern andern warmen Ländern und Provinzen eine einträgliche Plantage angeleget worden iſt, ſo wäre zu wünſchen, daß ausgemacht würde, ob nicht auch dieſe Indigpflanze kein gar zu zärtliches und weiches Gewächs ſey, und unter einem kälteru Klima, nähmlich in Europa, und gar in Deutſchland, gerathen wolle, oder zum Anbau zu bringen wäre.

Da der Anil bey dem Trocknen eine bläuliche Farbe annimmt, und auch die Blumen des kleinen Hornklees, oder kleinen Schotenklees, Lotus corniculatus, und des Wundkrautes, Anthyllis vulneraria, dergleichen Farbe im trocknen Zuſtande annehmen, ſo äuſſert Hr. v. Linné die Muthmaßung, ob nicht vielleicht auch aus dieſen eben dergleichen ſchöne blaue Farbe zu erlangen ſeyn dürfte.

Hr. Graf v. Bielke meldet, in den Abhandl. der kön. ſchwed. Acad. d. Wiſſ., daß die Erbſen aus den Schoten eines ſibiriſchen oder tatariſchen Staudengewächſes, der ſibiriſche Erbſenbaum, Aſpalatus oder Caragana genannt, (ſ. Th. I, S. 196, fgg.) bey Verfertigung des Indigs ſehr wohl zu gebrauchen wären. Sollte ſich dieſes alſo verhalten, ſo wäre es eine herrliche Erfindung, indem dieſe Pflanze ſich in Deutſchland aus Samen, Wurzeln und Zweigen ſtark vermehrt, ſehr anſehnliche Stauden macht, die Strenge der Witterung aushält, und keine beſondere Cultur erfordert.

In den nördlichen Gegenden von Sina wird die Perſicaria foliis ouatis glabris, welche Steph. Kraſcheninnikow im 1 Th. der Nov. Comment. Acad. Sc. Imp. Petrop. 1750, 4. S. 375, fgg. beſchrieben hat, bey Verfertigung des Indigs gebraucht.

Wie aus den ſchwarzen Beeren des Hartriegels, Liguſtrum vulgare *L.* eine Farbe, welche mit dem

Indig eine ſehr ſtarke Aehnlichkeit hat, zu bereiten ſey, wird im Art Rainweide vorkommen.

Der nachgekünſtelte Indig von geſtoßenen Myrrhenäpfeln, oder von der Scherwolle von blauem Tuche, mit Kalk und Urin, iſt wohl der ſchlechteſte.

Auſſer dem Färben, gebraucht man den Indig auch zur Mahlerey, und zwar nimmt man dazu den dunkelblauen am liebſten. Die Farbe, welche der Indig bey der Mahlerey gibt, wenn man ihn unvermiſcht und allein gebraucht, iſt, natürlicher Weiſe, ganz ſchwarz, weil ſein Blau ſehr dunkel und ſaturirt iſt. Daher pflegen die Mahler denſelben mit weißer Farbe abzureiben, um ein ſchönes Blau dadurch zu erhalten. Will man eine grüne Farbe haben, ſo reibt man ihn mit Operment ab. Bey Waſſerfarben braucht man ihn zum Blaßgrauen und zu Landſchaften. Er muß lange mit Branntwein gerieben, und mit Gummi-Waſſer angemacht werden. Einige rathen, man ſoll ihn mit Urin abreiben. Vor Erfindung des berliner Blau bediente man ſich des Indigs auch in der Oehl-Mahlerey, und laſierte ihn mit Ultramarin; jetzt aber muß er dem berliner Blau weichen, weil er, wenn er trocken wird, ſeine beſte Kraft verliert, und verſchießt.

Wie aus Indig eine ſchöne gelbe Tinte zu verfertigen ſey, werde ich im Art. Tinte beſchreiben.

Auch in Anſehung des mediciniſchen Gebrauches, iſt der Anil bey den Indianern und Portugieſen in ſehr hohem Werthe; denn er dient zu den Wunden, er reinigt und trocknet die alten Schäden, wenn er gepülvert eingeſtreuet wird; man bindet ihn auch wider das Kopfweh auf die Stirn. Die abgekochte Wurzel ſoll in der Kolik, welche von dem Nierenſteine entſteht, nützlich ſeyn, und ein Breyumſchlag aus den Blättern verfertigt, und auf den Unterleib gelegt, den verhinderten Abgang des Urins wieder herſtellen. Einige wollen

len auch den Indig als ein anhaltendes Mittel gegen Bauchflüſſe und den allzu ſtarken Abgang der Kindbetterinnen-Reinigung, ingleichem in der Gelbſucht heilſam, befunden haben.

Im 1 Th. des 50 B. der Philoſ. Tranſact. a. d. J. 1757, art. 36, S. 296, erzählt Heinr. Baker einige zu Charlestown in Süd-Carolina beobachtete Wirkungen der Opuntiafrucht und der Indigpflanze, wodurch der Urin und die Milch bey Menſchen, und von letzterer bey Kühen, ſind gefärbt worden. Kühe nähmlich, die auf einem Indigfelde gehütet waren, gaben Milch, deren Rahm oder obere Haut ein ſchönes Blau hatte, und gleichſam aus einem Mittelpuncte farbige Strahlen ſchoß, woraus Baker ſchließt, daß der öhlige Theil der Pflanze vielleicht dieſe hervor bringen möge. Unterwärts war die Milch klar und weiß, wie gewöhnlich.

Indigblau, ſ. oben, S. 547.

Indig-Küpe, ſ. oben, S. 666.

Indig-Pflanze, ſ. oben, S. 549.

Indig-Raupe, ſ. oben, S. 590, fgg.

Indig-Wanze, ſ. oben, S. 592, f.

Indigenat, aus dem Lat. Indigenatus, die Eigenſchaft, da jemand in einem Lande geboren, in demſelben einheimiſch iſt, und das Recht, welches ihm aus dieſer Eigenſchaft zufließt.

Von Ertheilung des Indigenates, oder von der Naturaliſirung, wenn ein Ausländer das Recht eines Eingebornen bekommt, und dadurch aller Freyheiten eines im Lande gebornen Bürgers, oder Edelmannes, fähig gemacht wird, welches in andern Ländern das Incolat, oder Incolatrecht, heißt, ſ. oben, S. 499, fgg.

Indigoterie, ſ. oben, S. 573.

Indoſſament, Indoſſant, Indoſſat, Indoſſirung, ſ. das Folgende.

Indoſſiren, oder **Endoſſiren**, L. indoſſare, Fr. endoſſer deutſch übertragen, oder überweiſen, heißt, in Handlungs- und Wechſel-Sachen, einen Wechſel transportiren, d. h. wenn der Inhaber eines Wechſels demſelben eine kurze Schrift hinzu füget, wodurch die Macht und Gewalt, denſelben beyzutreiben, auf jemand anders gebracht wird. Insgemein aber wird es in Wechſelſachen auf den Fall geſagt, wenn derjenige, dem ein Wechſel zu gute geſtellet iſt, ſolchen an einen andern überträgt und bezahlen läſſet, und in dieſer Abſicht die Ueberweiſung auf den Rücken oder die linke Seite des Wechſels, ungefähr mit ſolchen Formalien: Inhalt dieſes zahle der Herr für mich, an *N. N.* es ſoll mir valediren (validiren, valutiren,) oder: es ſoll mir gute Zahlung ſeyn, ſetzt. Dieſe kurze Schrift, wodurch die Macht und Gewalt, den Wechſel beyzutreiben, auf einen Andern gebracht wird, oder wodurch die Macht und Gewalt eines Wechſels, den ich in Händen habe, von mir einem Andern, um denſelben beyzutreiben, völlig übergeben wird, wird die **Indoſſirung** oder das **Indoſſament**, L. Indoſſamentum, oder Inductio, Fr. Endoſſement, genannt; gleichwie derjenige, welcher ſeinen in Händen habenden Wechſel einem Andern indoſſiret, oder ihn beyzutreiben überträgt, der **Indoſſant**, L. Indoſſans litterarum cambialium, Fr. Donneur d'ordre, oder Endoſſeur; und derjenige, an den ein Wechſelbrief indoſſiret worden, oder der einen Wechſelbrief von einem Andern übernimmt, um ſolchen beyzutreiben, der **Indoſſat**, L. Indoſſatus litterarum cambialium, oder Indoſſatarius, heißt. Endlich der Wechſelbrief ſelbſt, welcher indoſſiret worden, oder von einem auf den andern übertragen iſt, wird ein **indoſſirter Wechſel-Brief** genennet. Alle dieſe Wörter: Indoſſiren, Indoſſament ꝛc. haben ihren Urſprung von dem italiäniſchen Worte Indoſſo, welches ſo viel als auf dem

Rücken

Rücken (in dorſo) bedeutet, weil nähmlich ein Indoſſament auf den Rücken, oder auf die linke Seite des Wechſels geſchrieben wird. Ein Mehreres von dieſer Materie wird im Art. Wechſelbrief vorkommen.

Indoſtan, Hindoſtan, und, wie es in Anſehung ſeines Beherrſchers ſonſt auch genannt wird, **das Reich des großen Mogols oder Moguls, das mogoliſche oder mogulſche Reich, und Mogoliſtan,** L. Imperium magni Mogolis, Fr. l'Indoſtan, oder l'Indouſtan, l'Empire du Mogol, oder ſchlechtweg le Mogol, iſt ein großes Land in Aſien, und ein Theil von Indien, dem es eigentlich den Nahmen gibt. Gegen Norden wird es durch das Gebirge Imaus von der großen Tataren geſchieden; gegen Morgen gränzt es an das Königreich Arracan; gegen Mittag an den Golfo des Ganges, und an die Halbinſel Malabar und Coromandel; gegen Abend an Perſien, und zwar an die Provinz Candahar. Die Größe beträgt von Süden gegen Norden 240, und von Oſten gegen Weſten auf 300 deutſche Meilen. Dieſes weitläuftige Reich, welches den großen Mogol zum Beherrſcher hat, wird in verſchiedene Provinzen, deren über 40 ſind, und davon verſchiedene den Titel eines Königreiches führen, eingetheilet. Die vornehmſten ſind Agra, Dehly, Pengab oder Lahor, Guzarate mit der Halbinſel Cambaya, und Bengala. Unter den vielen Städten, welche ſich in dieſem Reiche befinden, verdienen hauptſächlich Agra, Surate, Amadabat, Bengala, Daman, Bacaim, Diu, Baroche, Boritſchia, Biſantagar, Pettan, Kaſembazar, Ongly und Satagan, angemerket zu werden. Von dieſen Reichen haben: 1. Der perſiſche Schach, ſeit 1739: Cabul, Multan, und ein Stück vom Königreiche Tata ſind. 2. Die Portugieſen, die Stadt Diu in Guzarate; 3. die Engländer, einige Factoreyen; als: zu Amadabat und Surate in Guzarate; zu Calecutta, Kaſembazar,

Charnagur und Maldo in Bengala; im erſtern Orte haben ſie das Fort William und den einträglichen Zoll. 4. Ueberhaupt hat die engliſche oſtindiſche Compagnie durch den Lord Clive ſeit einigen Jahren ſo viel Land gewonnen, daß ſie jährlich über 7 Millionen Thaler Einkünfte ſteht. 5. Die Holländer haben Factoreyen zu Agra, Surate, Chinchura nahe bey Ougli, wie auch zu Kaſembazar und Maldo.

Von den Gewäſſern ſind vor andern zu merken: 1. Drey Meerbuſen, als: a. der guzaratiſche oder indiſche; b. der cambayiſche, und c. der bengaliſche. 2. Drey Flüſſe, als: a. der Indus oder Send, welcher ſich durch verſchiedene Mündungen in den guzaratiſchen Meerbuſen ergießt; b. der Ganges, welcher ſich mit zwey Armen bey Chatigan und Chandernagor in den bengaliſchen Meerbuſen ſtürzt; und c. der Gemini, oder Jemna, welcher durch Dehly und Agra fließt, und in den Ganges fällt.

Der Boden iſt gegen Norden gebirgig und ſandig, und alſo nicht ſo fruchtbar, als gegen Süden, wo derſelbe mehrentheils eben und mit ſchönen Flüſſen durchwäſſert iſt. Gegen Weſten, Norden und Oſten iſt das Land von langen Reihen Gebirge von erſtaunender Höhe, deren Gipfel mit Schnee bedeckt ſind, umgeben, welche von wilden und verwegenen Nationen, als: den Awganen, Padtanen und Balluchiern, bewohnet werden. Der nördliche Theil wird Kantel oder Imag, ſonſt Imaus, genannt. Die Halbinſel Cambaya hat das Vorgebirge Jaquette.

Die Witterung und Luft iſt gegen Norden etwas kalt, gegen Süden heiß und ein faſt beſtändiger Sommer. Die Winde gehen meiſtentheils ſehr ordentlich; 6 Monathe wehen ſie von Süden, und 6 von Norden. Von der Mitte des Jun. bis zur Mitte des Sept. fällt von Surate bis Agra ein faſt beſtändiger Regen, in

in den übrigen 9 Monathen aber wird die Luft durch einen erquickenden Thau abgekühlet.

Einige Länder ſind unfruchtbar, andere hingegen fruchtbar; ja einige ſind es dermaßen, daß ſie an Fruchtbarkeit Aegypten übertreffen, und zwar nicht allein in Anſehung der zum Leben nothwendigen Dinge, ſondern auch in Anſehung einer großen Menge Waaren, wovon man in Aegypten gar nichts weiß. Die Naturproducte, welche Indoſtan hervor bringt, ſind 1. aus dem Gewächsreiche, nicht allein Korn, Weitzen, Gerſte, Hafer, Erbſen, Linſen, Bohnen, Hirſe, und Zuckerrohr in großer Menge, ſondern auch viel Cocosnüſſe, Feigen von verſchiedener Art, Senf, Hanf, Anieß, Baumwolle, Narden, Anil, Opium, Ingber, Zimmetrinde, Pfeffer, indianiſches Rohr, allerley Bau- Zimmer- Färbe- Arzeney- und wohlriechendes Holz, inſonderheit Adler- Sapan- Sandel- Aloe- Roſen- Calambac- und Caliatour-Holz, Pech, Harz, und andere Spezerey- Droguerey- und Arzeney-Waaren. 2. Die zahmen und wilden Thiere, welche Indoſtan hat, ſind: Ochſen, Schweine, Schafe, Ziegen, Rhinoceros, Tieger, Affen, Meerkatzen, Zibethkatzen, Biſamthiere und Schildkröten, (welche letztere in dieſem Lande oft ſo groß ſind, daß ein Mann eine allein nicht tragen kann,) indianiſche Hühner, Papageyen, Pfauen, Fledermäuſe, (welche letztere ſo groß ſind als ein Huhn, und von den Einwohnern gegeſſen werden,) Krokodille, Schlangen, Scorpionen, ſehr große Ameiſen, und Seidenwürmer, welche die köſtlichſte Seide in überaus großer Menge geben. 3. Von Mineralien findet man daſelbſt Gold, Silber, Eiſen, Stahl, die köſtlichſten Diamanten, Rubinen, Schmaragde, Sapphire, Hyacinthe, Chryſolithen, Amethyſten, Carneole, Topaſe, Granaten, Onyxe, Jaspiſſe, Achate, Marmor, Blutſtein, Ambra, Salpeter ꝛc.

Die Einwohner ſind von Olivenfarbe, und haben ſchwarze glatte Haare. Zum Reiten und Fahren bedienen ſie ſich mehrentheils der Ochſen, welche eben ſo ſchnell laufen, als unſere Pferde. Die Hinduer, als die alten Einwohner, ſind am zahlreichſten. Deren 4 Stämme ſind: 1. Brahmanen, d. i. Geſetzgeber oder Prieſter. 2. Die Rajahen, d. i. Kriegsleute oder Adelige. 3. Banyanen oder Schutteris, d. i. Kauf- und Handelsleute, und 4. die Wiſen, d. i. das gemeine Volk. Die Brahmanen oder Braminen und Schutteris glauben die Seelenwanderung, und eſſen daher kein Fleiſch, ſondern Gewächſe, Milchſpeiſe, Früchte und ſüße Speiſen. Sie können nicht leiden, daß einem Thiere oder Wurme etwas zu Leide geſchieht, daher ſie zu Amadabat ein großes Hoſpital für Kühe, Pferde, Ziegen, Hunde, und andere kranke Creaturen, haben. Insgemein verbrennen die Hinduer ihre Todten, und die hinterlaſſenen Weiber laſſen ſich zugleich mit den verſtorbenen Männern lebendig verbrennen. Von den Heurath- und Hochzeit-Gebräuchen in Indoſtan, ſ. Th. XXIII, S. 368.

Die Sprache iſt mit der perſiſchen und arabiſchen verwandt. Indeſſen wird die perſiſche bey Hofe, und die arabiſche unter den Gelehrten geſprochen.

Die Religion der Moguln, Awganen und Padtanen, iſt die muhamedaniſche, von der Secte Sonni, welcher die Türken zugethan ſind. Die Hinduer oder Indianer und Parſi, ſind Heiden. Ihr Geſetzbuch oder göttliche Offenbarung heißt Vedam, von 4 Büchern, welche mit den 5 Büchern Moſis eine faſt ähnliche Einrichtung haben. Sie halten den Fluß Ganges heilig; daher ſie die vornehmſten Tempel (Pagoden) an denſelben gebauet haben, und im Fluſſe ſich öfters reinigen. Chriſten ſind hin und wieder. Die Mönche der mongoliſchen Muhamedaner ſind entweder Derviſche oder Fakiren. Letztere ſind Bettelmön-

che,

che, welche nichts anhaben als nur ihre Blöße zu bedecken. In Bengalen werden allein 20000 gezählt.

Was die Gelehrſamkeit betrifft, ſo iſt die Aſtrologie der Indianer vornehmſtes Geſchäft. In der Stadt Bennares in Bengalen, am Fluſſe Ganges, und zu Tata ſind hohe Schulen, wo die Jugend inſonderheit in der Theologie, Philoſophie und Politik unterrichtet wird.

Da dieſes Land, und die meiſten Königreiche, aus denen es beſteht, ſtark bevölkert iſt, ſo gibt es daſelbſt verſchiedene Provinzen und Städte, deren Einwohner, ungeachtet ſie ihrer Gemüthsbeſchaffenheit nach faul ſind, ſich theils aus Noth, theils aus andern Urſachen, auf Künſte und Manufacturen legen. Inſonderheit werden daſelbſt ſchöne Tapezereyen, Brocate, geſtickte Sachen von Gold und Silber, allerley andere ſeidene und baumwollene, theils weiße, theils gefärbte Gewebe von verſchiedener Feine, vom Segel-Tuch an bis auf die feinſten Mouſſeline, ingleichem Baffetas, Zitze ꝛc. ferner ſehr feines, und inſonderheit das allerfeinſte geſponnene baumwollene Garn, verfertiget. Ueber dieß machen auch die Künſtler in Indoſtan verſchiedene ſaubere Goldſchmid- Juwelier- wie auch ſchöne Lackier- und ausgelegte Arbeit von Perlmutter und Schildkröten, und verſtehen das Kryſtall- und Edelſtein-Schneiden, ſo gut als die Europäer, wie es denn ihnen auch an Mahlern und Drechslern nicht fehlt. Das Lederbereiten verſtehen ſie ungemein gut, und ihre Weiber haben im Nähen und Sticken vor vielen andern Nationen vieles voraus. In verſchiedenen Königreichen, vornehmlich in Agra, Golconda, Bengala und Brampour, wird auch viel Indig bereitet; anderer weniger erheblicher Manufacturen nicht zu gedenken.

Was die Handlung nach Indoſtan betrifft, ſo könnte dieſes weitläuftige Reich, da es an allem dem-

jen-

jenigen, was zur Bequemlichkeit des Lebens gehört, ſo fruchtbar iſt, die Handlung mit auswärtigen Nationen gar wohl entbehren; allein, da die meiſten Einwohner dieſes Landes, und vornehmlich diejenigen in Bengalen ꝛc. welche man Banjanen nennet, zur Handlung ſehr geneigt ſind und ſich ungemein gut darauf verſtehen, wie ſie denn auch die Mittelsperſonen und Agenten im Handel ſind, und ſich als Dolmetſcher, Buchhalter, Mäkler, Commiſſionäre ꝛc. gebrauchen laſſen, ſo wird in dieſem Königreiche, ſonderlich auf den Küſten deſſelben, ein ſehr ſtarker Handel von den Ausländern, inſonderheit von den Holländern, Engländern, Portugieſen, Sineſern, Perſern und usbeckiſchen Tatarn getrieben, welche dasjenige dahin bringen, was den Indoſtanern in ihrem Lande noch fehlt. Dieſes ſind nun: 1. verſchiedene Spezereyen, Leder, Elephanten und einige andere Waaren, welche die Holländer aus Japan, Sina und den moluckiſchen Inſeln hohlen, oder mit den Schiffen, die aus Europa nach Batavia gehen, bekommen, und nach Indoſtan überbringen. 2. Zinn und allerley Tücher, welche ihnen von den Engländern gebracht werden. 3. Scharlach aus der Gobelins-Färberey zu Paris, welches einen Theil der Ladung der Franzoſen ausmacht. 4. Verſchiedene ſineſiſche Waaren, welche die Sineſer dahin bringen. 5. Pferde, welche die Perſer und die usbeckiſchen Tatarn ihnen zuführen. Hauptſächlich aber wird von allen dieſen Nationen, 6. ſowohl gemünztes als auch ungemünztes Gold und Silber dahin gebracht, welches, wenn es einmahl dahin gekommen iſt, von da, wenigſtens unverarbeitet, nicht wieder heraus kommt, wie denn, wofern man dem berühmten Bernier (*) glauben darf, dieſes Reich ein

Ab-

(*) Voyages de *François Bernier*, contenant la deſcription des Etats du grand Mogol, de l'Hindouſtan, du royaume de K cheraire, où il eſt traité des richeſſes, des forces, de la juſtice, & des cau-

Abgrund faſt aller Schätze iſt, welche Amerika und der übrige Theil des ganzen bekannten Erdkreiſes liefert. „Alles mexikaniſche Silber,“ ſpricht er: „und „alles Gold von Peru, nachdem es eine Zeitlang in „Europa und Aſien circuliert hat, langet endlich in „dem Reiche des Mogols an, von wannen das wenig„ſte wieder heraus kommt, weil die Ausfuhre des Gol„des und Silbers, wenn es nicht etwann in Stoffen, „Tapeten und Goldſchmid- oder Juwelier-Arbeit, „oder ſonſt in den Fabriken und Manufacturen verar„beitet iſt, ſcharf verbothen iſt. Man weiß, daß ein „Theil des amerikaniſchen Goldes und Silbers nach „der Türkey kommt, um die Kaufmannswaaren, wel„che man von daher erhält, damit zu bezahlen. Aus „der Türkey kommt es über Smyrna nach Perſien, „für Seide und andere Waaren. Aus Perſien geht „es über Mocha, Babelmandel, Baſſora und Ben„der-Abaſſi, nach Indoſtan. Sonſt kommt auch „viel Gold und Silber unmittelbar aus Europa nach „Oſt-Indien in das mogoliſche Reich, inſonderheit „durch die Handlung mit den Holländern, Englän„dern, Portugieſen und Franzoſen, als welche alles „Geld, welches ſie aus Europa bekommen, dahin „ſchaffen. Ueber dieß bringen die Holländer faſt alles „Geld, welches ſie aus Japan und Sina ziehen, in „das Gebieth des Mogols. Man findet ſeine Rechn„ung dabey, das Geld da zu laſſen, und Waaren da„gegen zu nehmen. Das mogoliſche Reich, wie herr„lich

cauſes principales de la decadence des Etats de l'Aſie, & de pluſieurs evénemens conſiderables; & où l'on voit, comment l'or & l'argent, après avoir circulé dans le monde, paſſent dans l'Hindouſtan, d'où ils ne reviennent plus. Le tout enrichi de cartes & de figg. en 2 Tomes. à Paris, 1670. 1671. à Amſt. 1699. 12. 1710. 8. 1724.

Engl. überſ. u. d. T. Memoirs of Mr. *Bernier*, concerning the empire of the G. Mogol; engliſh'd out of french. Lond. 1671, 8.

„lich und fruchtbar es auch ſeyn mag, erhält zwar, „bereits erwähnter Maßen, von einigen andern euro„päiſchen und aſiatiſchen Nationen allerley Sachen „und Bedürfniſſe, gemeiniglich aber nehmen die „Handwerksleute gegen alle dieſe Sachen andere Waa„ren, womit ſie ihre ausgeleerte Schiffe wieder bela„den. Alſo findet der größte Theil des Goldes und „Silbers in der Welt tauſend Wege und Canäle, wo„durch es in das Reich des großen Mogols fließen „kann, hat aber wenig Wege, wieder aus demſelben „zu kommen.“ Da Bernier das Laſter ſo vieler Reiſebeſchreiber nicht an ſich hat, und die Vortheile des mogoliſchen Reiches, wo er ſich ziemlich lange aufgehalten hat, nicht vergrößert, ſo darf man eben nicht glauben, daß er hierunter zu viel geſagt habe. Wenigſtens iſt dieſes gewiß, daß die Menge gemünzten und ungemünzten Goldes und Silbers, welche jährlich aus fremden Ländern nach Indoſtan geht, erſtaunlich groß iſt, und daß ſehr wenig wieder heraus kommt. Um ſich von der Handlung nach Indoſtan einen vollſtändigern Begriff machen zu können, werde ich einige die Handlung von Guzarate, Cambaya, Surate, Daman und Diu, betreffende Nachrichten hier anführen.

Guzurate, (Guzerat, Gutſcherat, Guſerata, Guſürate,) die Halbinſel zwiſchen Malabar und dem Fluſſe Indus, iſt ſeit 1565 eine Provinz des mogoliſchen Reiches, und das angenehmſte Königreich in Indoſtan. Ihre Einwohner werden für die geſchickteſten Kaufleute von Indien gehalten. Dieſes Land iſt durch die Handlung dermaßen in Aufnehmen gekommen, daß es über 30 herrliche Handelsſtädte hat. Es iſt auch, unter allen Königreichen in Indoſtan, keines, welches anſehnlichere Seehäfen hätte, und wo größere Handlung getrieben würde, als in Guzurate. Es iſt faſt ganz mit der See umgeben, indem es eine Halbinſel aus-

ausmacht, welche zwiſchen dem Meerbuſen des Indus und von Cambaya hervor geht, und über 120 Meilen an den Küſten enthält. In dieſem Raume liegen die zwo Städte, Cambaya und Surate, von welchen ich hernach ſprechen werde. Die Portugieſen haben lange Zeit allein die ganze Handlung in dieſem Königreiche getrieben, von welcher ſie ſich durch die Feſtungen, die ſie zu Daman, Diu und Goa angeleget haben, und die ſie auch noch wirklich beſitzen, zum Meiſter gemacht hatten; weil aber ihre Macht daſelbſt nicht mehr ſo fürchterlich iſt, ſo kann ſie nicht verhindern, daß jetzt dieſe Handlung nicht allen europäiſchen und orientaliſchen Nationen offen ſeyn ſollte, welche alle Jahre ihre Schiffe nach Surate ſchicken, wo ſeit länger, als 50 Jahren, die ganze Handlung von Guzurate gleichſam vereinigt iſt, obgleich auch beſtändig zu Cambaya, Brochia, Brodera und Serquiſſe (Sirches), wo die Engländer und Holländer Comtoirs haben, eine ſehr anſehnliche Handlung getrieben wird. Als die Portugieſen Meiſter von der Handlung in Guzurate waren, brachten ſie ganz allein Zinn, Zinnober, allerley Sorten von Tüchern, Elfenbein, Sandelholz, Pfeffer, Cardamomen, Nelken, Porzellan, chineſiſche Zeuge, und goldene und ſilberne Gefäße dahin. Seit ihrem Verfall aber liefern verſchiedene Nationen den mogoliſchen Landen dieſe und viele andere Waaren; man ſieht in ihren Häfen und in ihren vornehmſten Städten nicht allein Franzoſen, Engländer, Holländer und Portugieſen, ſondern auch Juden, Türken, Perſer, Araber, und Kaufleute aus allen indianiſchen Städten, auſſer nur keine Chineſer und Japaner.

Die Stadt Cambaya, (Cambaja, Cambaye, oder Cambadia) in dem Königreiche Guzurate, iſt ihres Hafens und guten Handels wegen ſo berühmt, daß man ſie das indianiſche Cairo nennt; es wird nach ihr auch das Königreich Guzurate, Cambaya genannt.

Sie

Sie ſteht am Grunde eines Meerbuſens, (welcher von ihr den Nahmen führt, und ihr gegen Mittag liegt,) wo der Fluß Carari darein kommt, 16 Meilen von Brochia oder Boritſchia, und 30 von Surate. Der Hafen hat ſeines gleichen im ganzen Orient nicht; doch iſt die Ebbe zu gewiſſen Jahrszeiten allzu ſtark, daß die Schiffe zuweilen ſitzen bleiben. Die Handlung dieſer Stadt iſt ſehr beträchtlich, und gibt ſelbige darin leicht keiner andern etwas nach, auſſer nur Surate, der ſie es ſo gar ſelbſt noch zuvor that, ehe letztere ſich den Verfall von Goa und den Ruin der Portugieſen zu Nutze machte. Die Engländer und Holländer haben hier Logen, wegen der Nähe von Surate, wo ſie ihr vornehmſtes Gewerbe in den Staaten des großen Mogols treiben, und wo ſie ein Comtoir haben, welches man als das zweyte von ihren Comtoirs in Indien anſehen kann. Die natürlichen Einwohner des Landes, inſonderheit die Banjanen (Banyanen, oder Benjanen,) welche ſich faſt insgeſammt der Handlung ergeben, ſind daſelbſt feiner und geſchickter, als irgend an einem andern Orte im Orient, aber auch verſchlagener und betrieglicher; inſonderheit haben ſie eine vorzügliche Kenntniß von den Edelſteinen. Die Handlung der Banjanen zu Cambaya iſt gemeiniglich auf Diu, Goa, Cochin, Achem, Batavia, Bantam, die Küſte von Coromandel, die von Bengala, Perſien, und das rothe Meer, gerichtet, wohin ſie Schiffe abſchicken, meiſtentheils aber mit holländiſchen Bothsleuten, welche ſie der Compagnie theuer genug abmiethen müſſen, indem die aus dem Lande im Seeweſen wenig erfahren ſind. Ob nun wohl die Verſendung ihrer Waaren an alle dieſe Oerter ein beträchtlicher Gegenſtand ihrer Handlung iſt, ſo iſt ſolches doch, in Vergleichung gegen diejenige, welche ſie mit den Fremden treiben, die alle Jahre zu Cambaya anlanden, für nichts zu achten, immaßen ſo leicht keine Nation in Indien

ſeyn

ſeyn wird, von welcher man nicht ſo wohl, als aus Moſambique, Melinde, Arabien, und dem perſiſchen Meerbuſen, Kaufleute und Schiffe daſelbſt ſähe. Wie denn auch die Europäer zu jeder Mouſſonszeit eine Menge Schiffe dahin ſchicken, die aber gemeiniglich mehr mit Realen, Reichsthalern, Ducaten und Zechinen, als mit Waaren beladen ſind, weil Gold und Silber die beſte Ladung ſind, welche man für dieſe Küſte thun kann; die Spezereyen ausgenommen, welche die Einwohner von Cambaya ſo wenig, als die Guzurater, entbehren können. Die vornehmſten Waaren, welche man von Cambaya bekommt, ſind: ſehr feine Kattune, oder baumwollene Tücher von allen Arten, welche vollkommen gut fabricirt ſind, und die man nicht geringer, als die von der Küſte von Coromandel und von Bengala, ſchätzt, ob gleich die letztern in Indien und Europa in einem großen Rufe ſind; Canevaſſe, woraus man Segeltücher und Säcke macht; daneben vielerley Arten von ſeidenen Zeugen; Tulbandes oder Turbans, Gürtel, durchſichtige Zeuge oder Binden, womit die Weibsperſonen den Kopf und das Geſicht bedecken; Tapeten, Draps d'Or, Bettdecken von Seide und Baumwolle, ſo wohl geſteppte, als geſtickte; Zelte, Matratzen, Bettvorhänge, Cadels oder indianiſche Bettgeſtelle, Lehnſtühle, Bretſpiele, und ſonſt allerley Hausgeräth, wie man es in dieſen Ländern braucht; Indig, Salpeter, Borax, Kümmel, Ingber, Rhabarber, Mirabolanen, nebſt verſchiedenen andern Droguiſtereyen, Zucker, Oehl und Butter, ohne die mancherley Arten von Edelſteinen zu rechnen, welche entweder in Guzurate ſelbſt gefunden, oder von anderwärts dahin gebracht werden, womit den Banjanen, welche in einem von den drey großen Bazars (*) zu

(*) Bazar, Bazari, Bazaard, oder Baſar, iſt ein arabiſches Wort, und heißt ſo viel, als Kauf oder Tauſch der Waaren; in

zu Cambaya ihre Läden haben, ein ſehr einträgliches Gewerbe treiben, und bey welchen ſich die Europäer einen guten Profit machen können, wenn ſie gute Kenner davon, und gegen die Liſt und Kunſtgriffe der banjaniſchen Juwelier, wodurch ſie ſonſt gar leicht hintergangen werden können, wohl auf ihrer Hut ſind. Sie ſind in dieſem Stücke nicht weniger geſchickt, als in der Verfertigung ihrer Arbeit, beſonders von Achat, welche derjenigen, die in Europa gemacht wird, ſo wohl an Schönheit der Steine, als auch an Vollkommen-

in einem weitläuftigen Verſtande aber bedeutet es bey den Morgenländern insgemein einen Markt, und inſonderheit bey den Perſern eine ſehr große, breite, lange, und aus lauter Kramgewölben und Kaufmannsläden beſtehende Straße. Einige ſind offene Plätze, wie die Märkte in Europa, und dienen zu gleichem Gebrauche; aber nur die geringſten und wohlfeilſten, und in großen Laſten beſtehenden Waaren daſelbſt zu verkaufen. Die andern aber ſind mit ſehr hohen und von gewiſſen Arten von Helmen oder Kuppeln (durch welche das Licht darein fällt,) durchbrochenen Gewölben bedeckt. In dieſen letztern haben die Kaufleute, welche mit Edelſteinen, reichen Stoffen, Gold und Silberarbeit, und andern dergleichen Waaren, handeln, ihre Läden. Bisweilen werden wohl gar die Sclaven daſelbſt verkaufet, wiewohl dieſer barbariſche Handel auch auf den offenen oder unbedeckten Bazars getrieben wird. Dieſe Benennung iſt auch bey allen oſtindiſchen Nationen ſo wohl, als bey denen in der Levante, gebräuchlich. Es bedeutet durchgängig in allen dieſen Ländern einen allgemeinen Ort, wo der Markt gehalten wird, ſo wohl die Victualien als auch andere Waaren zu verkaufen. Ein ſolcher Ort führt dieſen Nahmen, es mag nun ein freyer Platz, oder eine etwas breite Straße, und er mag auch bedeckt, oder nicht bedeckt, ſeyn; denn dieſes iſt nach den Oertern unterſchieden. Malacca war vormahls der General-Bazar in der indiſchen Handlung, nähmlich, ehe die Portugieſen ihre Schiffahrt in dieſe Gegenden unternommen haben. Der Bazar oder Maidan zu Iſpahan iſt einer der ſchönſten Plätze von ganz Perſien, und übertrifft ſo gar alle die, welche man in Europa ſieht; ſeiner Koſtbarkeit ungeachtet aber muß man doch geſtehen, daß der Bazar zu Tauris der weitläuftigſte Platz iſt, welchen man nur kennen mag. Man hat auf demſelben öfters 30000 Mann in Schlachtordnung geſtellt. Er enthält über 15000 Kramläden. In letzterer Stadt nennt man den Edelſtein- und Juwelen-Bazar Kaiſerie, d. i. den königlichen Marktplatz. Siehe auch die Art. Maidan und Paſſer.

menheit der Arbeit, nichts nachgibt, und durch ganz Indien verführet wird. Ueberhaupt ſind die meiſten derer Waaren, von welchen die Europäer die mehreſten einkaufen, gar nicht diejenigen, woraus ſie die Ladung ihrer nach Europa zurück gehenden Schiffe zuſammen ſetzen, ſondern ſie brauchen ſie nur, um dieſelben nach verſchiedenen Oertern in Indien zu bringen, und gegen andere Waaren, welche ſich für ſie ſchicken, zu vertauſchen. Dieſes kann man auch von den Korn- Hülſen- und andern Früchten, als: Weitzen, Reiß, Erbſen, Bohnen, Kichern, Hirſe, Gerſte, Pomeranzen, Limonien, Citronen, Mangoſtan und Cocosnüſſen, ſagen, wovon die Holländer unter andern alle Jahre eine anſehnliche Quantität wegnehmen, und wobey ſie großen Profit machen, da ſie ſolche an die Oerter, welche Mangel daran haben, führen. Dieſe Anmerkung kann auch zur Erläuterung über die Handlungsgeſchäfte der Holländer und anderer europäiſchen Nationen in ganz Oſt-Indien dienen. Die Holländer kommen erſt zu Ende des Septembers dahin, weil längſt der indianiſchen Küſte gegen Arabien zu, und inſonderheit in dem Meerbuſen von Cambaya, zu Anfange dieſes Monathes, wegen eines heftigen Weſtwindes, übel fortzukommen iſt, und weil bey demſelben ſich große Gewölke aufziehen, die man Elephanten nennet, indem ſie eine ſolche Figur vorſtellen, da denn der Schiffbruch faſt unvermeidlich iſt.

Surate, Suratte, oder Surat, iſt die vornehmſte und berühmteſte unter allen Handelsſtädten in dem Reiche des großen Mogols, und zwar in dem Königreiche Guzurate, an dem in das perſiſche Meer ſich ergießenden Fluſſe Tapi, oder, wie Andere ſchreiben, Tapta, 6 Stunden von dem Eintritte dieſes Fluſſes in das Meer, unter dem 100 Grad der Länge, und dem 21 Gr. 40 Min. nördlicher Breite gelegen. Weil jetzt gedachter Fluß Tapta nicht bis an die Stadt für

große Schiffe ſchiffbar iſt, und nur leichte Fahrzeuge auf demſelben bis nach Surate kommen können, ſo werden alle Waaren der nach Surate handelnden Schiffe, entweder zu Suali, an der Mündung dieſes Fluſſes, oder auch an der 1 Stunde oberhalb Suali weiter nordwärts befindlichen Reede, bey den daſelbſt nahe an dem Meere befindlichen Niederlagen der europäiſchen Compagnien ausgeladen, und ſodann entweder in kleinen Schiffen, oder zu Lande auf Wägen und Karren, welche von Ochſen gezogen werden, nach Surate gebracht. Diejenigen Waaren, welche nicht für Surate, ſondern für die andern Comtoire der europäiſchen Nationen beſtimmet ſind, werden in den vorhin erwähnten, nur aus Bretern zuſammen geſchlagenen, Niederlagen der europäiſchen Compagnien ſo lange niedergeleget, bis die Zeit kommt, da ſie nach den andern Comtoiren abgeführet werden. Oben genanntes Suali, welches gewiſſer Maßen als der Hafen von Surate betrachtet werden kann, iſt eigentlich eine Art von einem Lager, welches auf einer Erdſpitze, oder einer Halb-Inſel, geſchlagen iſt, welche das Meer und die Mündung des Fluſſes Tapte machen, und welche ſehr bequem gelegen iſt, um daſelbſt einen Bazar oder Markt zu halten, auf welchem das Schiffvolk der auf der Reede liegenden Schiffe allerley Erfriſchungen findet, und wo ſich die an das Land gehenden Matroſen und Schiff-Soldaten ergetzen. Die Portugieſen nahmen dieſe Stadt im J. 1520 ein, und verwüſteten ſie. Da ſie aber ſchon damahls wegen ihrer Handlung ſehr berühmt war, wurde ſie bald wieder aufgebauet, indem alle indianiſche Nationen, welche dahin zu handeln gewohnt waren, ſich gleichſam vereinigten, ſie weit ſchöner, als ſie vorhin geweſen war, wieder her zu ſtellen. Es verging aber faſt noch ein ganzes Jahrhundert, ehe ſie das wurde, was ſie jetzt iſt, nähmlich der General-Stapel aller europäiſchen und oſtindianiſchen Waaren,

welches derjenige Vortheil war, den ſie, gleichſam zu Vergütung des ihr von den Portugieſen zugefügten Uebels, gezogen hat, als die Holländer in den indianiſchen Meeren erſchienen, den Portugieſen faſt alle ihre Plätze wegnahmen, und deren ganze Handlung ruinirten. Seit dieſer Zeit ſorget auch der Mogol mit einer ſolchen Wachſamkeit und Eiferſucht für die Erhaltung dieſes ſo wichtigen Platzes, deſſen Zölle ihm viele Millionen einbringen, daß er kein einziges fremdes Schiff auf dem nach dieſer Stadt führenden Fluſſe leidet. Die Engländer haben daſelbſt ſchon im J. 1609, die Holländer 1616, und die Franzoſen erſt nach 1665, wo die franzöſiſchen Schiffe zum erſten Mahl nach Surate gekommen ſind, ihre Comtoire oder Logen angelegt. Der Franzoſen und Engländer ihre ſind längſt dem Waſſer, der Holländer ihres aber iſt ſehr weit in die Stadt hinein, und von dem Fluſſe abgelegen. Es nehmen dieſelben ganze Straßen und Quartiere der Stadt ein, indem ſie aus verſchiedenen Wohnungen, Stuben, Kammern, Gallerien, Niederlagen, Sählen und Werkſtätten beſtehen, in welchen ſie ſehr viele Handels-Bediente, Senſalen oder Mäkler, und Handwerksleute oder Künſtler, halten, welche zu der Verfertigung und zum Verkauf ihrer Waaren gebrauchet werden, auſſer einigen Soldaten, welche zu ihrer Vertheidigung im Nothfalle gehalten werden. Von andern Gebäuden unterſcheiden ſie ſich durch große Flaggen mit dem Wapen der Fürſten, deren Unterthanen ſie ſind, und welche oben auf jeder Loge gepflanzet ſind. Die ganze Handlung, welche die Europäer zu Surate treiben, geht durch die Hände der Banjanen, welche faſt alle ſehr reich ſind. Die Urſache, warum man ſie lieber zu Senſalen oder Mäklern nimmt, als die muhamedaniſchen Kaufleute, unter welchen es ebenfalls ſehr reiche gibt, iſt dieſe, weil alle Künſtler und Handwerker, mit welchen ſie zu thun haben, Götzendiener ſind, und folglich

mit einem Mäkler, welcher nicht von ihrem Glauben iſt, entweder gar nicht, oder doch nicht mit gleichem Vertrauen, handeln würden. Die europäiſchen Compagnien pflegen aber allemahl einen Ober-Senſal zu haben, welcher deren verſchiedene andere unter ſich hat; und dieſer entſcheidet mit den Vorgeſetzten der Comtoire und dem ihnen zugeordneten Rathe alles, was den Ein- und Verkauf der Waaren betrifft. Die Waaren, welche man zu Surate durch Vermittelung dieſer Mäkler kauft, ſind von verſchiedenen Gattungen, und werden auch nach verſchiedenen Reichen und Welttheilen verführet und daſelbſt verkauft. Diejenigen, welche ſich inſonderheit für Europa ſchicken, ſind: baumwollenes Garn, rohe Baumwolle, glatte, weiße und bunte Kattune, verſchiedene Arten ſeidener Zeuge, ſo wohl glatte, als auch geſtreifte, und mit Gold oder Silber durchwirket, wollene und ſeidene Teppiche, wie auch ſeidene mit Gold oder Silber durchwirket, gemahlte und gedruckte Zitze, rohe Seide, Indig von dreyerley Gattung, Ingber, Aloe, Sapanholz, Kaffe, Cauris aus den maldiviſchen Inſeln, die zur Handlung mit den Negern auf der Küſte von Guinea nöthig ſind, Weihrauch, Salpeter, Borax, Gummilack, Siegellack, welches aus dem Gummilack nach vorher ausgezogener Farbe gemacht wird, Myrrhen, Curcuma, rothe Erde oder Bolus, Biſam, Bezoar, und zuweilen grauer Amber, Perlen von dem Cap Comorin oder aus dem perſiſchen Meerbuſen, rohe Diamanten aus den Brüchen in Golconda, einige andere weniger koſtbare Edelſteine, und endlich viel ſilberne Rupien, welche zur Handlung nach Bengala unentbehrlich ſind; ſiehe auch Balazées im III Th. S. 443. Von den Engländern und Holländern werden in Surate insgemein diejenigen Schiffe geladen, welche ſie nach Perſien, dem rothen Meere, und dem glücklichen Arabien ſenden; wie denn auch daſelbſt die perſiſchen

Kauf-

Kaufleute zu Schiffe gehen, die an vorgedachten Orten die Waaren der Privatperſonen bringen, welche ſie von andern Kaufleuten als Stückgüter zuſammen bringen, und wobey ſie viel gewinnen. So gehen auch von Surate jährlich im May oder Jun. einige Schiffe der Engländer nach Quangcheu in China ab, welche im März des folgenden Jahres wieder zurück kommen. Ferner gehen von Surate jährlich zwey Schiffe mit mahumedaniſchen Pilgrimmen nach Mecca ab. Insgemein aber ſind ſie eben ſo ſtark mit Waaren für Rechnung des großen Mogols, als mit Pilgrimmen, beladen, und ſie bringen ſo reiche Retour-Ladungen mit zurück, daß ſolche nicht einen geringen Theil der Handlung ausmachen, welche zu Surate mit den Europäern in Waaren aus dem glücklichen Arabien getrieben wird. Die Türken von Aden und Mocha ſenden ebenfalls jährlich ein Schiff nach Surate, welches für Rechnung des türkiſchen Kaiſers geladen iſt. Die beſten Waaren, welche man nach Surate bringen kann, ſind: Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Schildkrötenſchale, Campher, Zinnober, Benzoe, Alquemy, und Tücher. Die Holländer bringen auch viel Zucker dahin, woran ſie unter allen ihren Waaren den meiſten Profit machen; wie auch Elfenbein, welches daſelbſt weit mehr geſucht wird, und ſtärkern Abgang findet, als ſonſt in einem Lande in der Welt.

Surate rechnet nach Rupien zu 16 Anas oder Annas, oder zu 32 Ponnes. 100000 Rupien heiſſen ein Lack, und 100 Lack heiſſen ein Couron. 100 Courons machen ein Padan, und 100 Padans ſind ein Nil.

Die wirklich geprägten Münzſorten ſind: goldene Rupien von 4 Pagoden, oder 14 Silber-Rupien, und Pagoden von $3\frac{1}{2}$ Rupien: im Silber aber: ganze, halbe und Viertel-Rupien, wie auch Mamoudiſtücke, wovon $2\frac{1}{2}$ gemeiniglich einer Rupie gleich geachtet wer-

den. Von Kupfer hat man die Pechas oder Peſſas, welche ſo groß ſind, als eine Rupie. Ein ſolcher Pecha gilt 68 Paden, oder bittere Mandeln, welche in Perſien auf einer Staude in Felſen wachſen, und hier ſtatt des Geldes gebraucht werden. Die Rupien von Surate ſind 10 pro Cent theurer, als die bengaliſchen. Von den ſpaniſchen Stücken von Achten paſſiren 100 Stück der mexikaniſchen für $217\frac{1}{4}$, und 100 Stück der peruaniſchen für 218 Rupien.

Was den Münzfuß in Surate betrifft, ſo wiegt die Pagode 9 Vales, oder 240 Aſſe, und hält $8\frac{1}{2}$ Zehntel, oder $20\frac{2}{5}$ Karat fein; die Rupie aber wiegt $30\frac{1}{2}$ Vales, oder 240 Aſſe, und ſoll $15\frac{8}{9}$ Loth fein ſeyn. Die Rupie wird nach vorbeſchriebenem Fuße, zu $17.^{3}$ Aſſe fein Gold, und zu 238 Aſſe fein Silber, mithin 1 Aß fein Gold zu $13.^{7}$ Aſſe fein Silber gewürdiget. Die Pagode enthält $.^{852}$ Ducaten; die goldene Rupie aber ſoll $3.^{215}$ Ducaten Gold enthalten; die Silber-Rupie hingegen iſt 26 Schill. 8 Pf. und die Mamoudi wäre 10 Sch. 8 Pf. hamb. Courantgeld werth.

Gold und Silber, jedes nach ſeiner Feine, hat einen unveränderlichen und feſten Preis. Silber wird allezeit auf Credit von 40 bis 120 Tage verkauft; und wenn der Käufer eher bezahlt, wird ihm für 30 Tage $\frac{3}{4}$ p. C. zu gut gethan. Das Gold- und Silber-Gewicht heißt Tolas, und wird in 32 Vales à 3 Rutter à 6 Chowls getheilet. Ein vollwichtiges Stück von Achten wiegt 2 Tolas, 9 Vales, oder 78 Vales. 24 Roppie ſicce von Bengala wiegen $734\frac{1}{11}$ Vales. 24 Rupien von Surate wiegen 732 Vales. Die franzöſiſche Mark Silbergewicht iſt 646 Vales, und die engliſche Ounce Troy $82\frac{1}{2}$ Vales ſchwer; die cölniſche Mark beträgt $19\frac{1}{4}$ Tolas, oder 616 Vales in Surate.

Das

Das Handelsgewicht betreffend, ſo werden alle Waaren, die von Baumwolle und Seide verfertigten ausgenommen, hier nach dem Gewichte gekauft, welches folgende Eintheilung hat. 1 Kandil hat 20 Mons, 800 Seyras, oder 24000 Paiſas, und ſoll 690 ℔ franzöſ. Poids de marc wiegen. 1 Mon hat 40 Seyras, oder 1200 Paiſas, und wiegt $34\frac{1}{2}$ ℔ franzöſiſch. 1 Seyra hat 30 Paiſas, und wiegt $13\frac{4}{5}$ franz. Onces. Der Mon von Surate rendiret $34\frac{11}{12}$ ℔ in Hamburg, oder 55 ℔ in Hamburg ſind gleich 63 Seyras in Surate.

Das Längen= oder Ellen=Maß, wonach ſeidene und baumwollene Waaren ausgemeſſen werden, iſt von zweyerley Art. Die lange Elle heißt Gueſſe, wird in 24 Taſſen oder Taſſots getheilet, und iſt 305.° franzöſ. Linien lang. Die kurze Elle heißt Covado, oder Cobido, und iſt 209. $7\frac{1}{2}$ franz. Linien lang. 11 Gueſſen oder lange Ellen ſind gleich 16 Covados oder kurzen Ellen, und 524 Gueſſen ſind gleich 305 Aunes de France; 613 Gueſſen ſind gleich 610 brabanter Ellen; 5 Gueſſen ſind gleich 6 hamburger Ellen. 19 Covados ſind gleich 13 brab. Ellen; und 23 Covados, gleich 19 hamb. Ellen. Die Laken, oder wollenen Tücher, welche man aus Europa bringt, werden nach engliſchen Yards ausgemeſſen; doch werden für 105 nur 100 Yards bezahlet, und die Franzoſen geben 77 Aunes für 100 Yards. Solche Tücher werden nach 20 Tage Lieferung bezahlet; will man aber das Geld contant haben, ſo wird 12 p. C. zum gewöhnlichen Disconto prätendiret, und ſo verhältnißmäßig, wenn der Termin länger iſt. Käufer und Verkäufer müſſen alſo auf die Bedingungen Acht geben, und dieſelben zu ihrem Nutzen nicht übertreten wollen, weil ſogleich Zinſerechnung zu calculiren anfängt, wenn Käufer die Waare nur 1 Tag ſpäter empfängt, oder Verkäufer

die Bezahlung auf den verabredeten Tag nicht promt erhält.

Die Zölle für ein- und ausgehende Waaren, welche zu Surate von den europäiſchen Kaufleuten bezahlet werden, ſind ſehr erleidlich, und faſt um die Hälfte geringer, als diejenigen, welche die Landeseingebornen bezahlen müſſen, indem leztere dafür bis $3\frac{1}{2}$ pro Cent entrichten müſſen, dahingegen die Europäer nur 2 p. C. bezahlen.

Eine andere große und volkreiche Stadt in der Provinz Guzarate, iſt Amadabat, Amedabat, Armadabat, oder Hamer-Ewat. Sie gibt an Größe der Stadt Agra wenig oder nichts nach, und liegt unter d. 23 Gr. 32 Min. diesſeits der Linie, 18 Meilen von Cambaya, und 45 von Surate, an einem kleinen Fluſſe, welcher ſich in den Indus ergießt. Ihre Handlung iſt ſowohl inn- als auch auſſerhalb blühend, indem ſie alle Jahre große Caravanen nach Agra ſchicket, und nach Surate, Cambaya und Boritſchia, die Zeuge von ihren Manufacturen, und eine Menge anderer Waaren verführen läſſet, welche theils das Land hervor bringt, theils die Caravanen mit zurück bringen. Man zählt ungefähr 25 große, und über 3000 kleine Flecke unter der Gerichtbarkeit von Amadabat, deren Einwohner faſt alle beſchäftigt ſind, in den Manufacturen zu arbeiten. Die vornehmſten ſind allerley Arten von ſeidenen und baumwollenen Zeugen entweder bloß von einer und der andern dieſer Materien, oder von beyden melirt, deren Fabricirung im Lande ganz beſonders iſt; als z. B die Tulbandes, die Allegias, die Baffetas, und die Chilfes. Sie verfertigen auch Brocate, Draps d'Or und d'Argent, welche aber an Schönheit den perſiſchen nicht beykommen; ferner Damaſte, Atlaſſe, Taffete und Sammete von allen Farben; Alcatifs oder Teppiche mit einem Grunde von Gold, Silber, Seide und Wolle, wie auch allerley

Ar-

Arten von weißen oder gemahlten Kattunen, welche wegen ihrer Feine, der Schönheit ihrer Deſſeins, und der Lebhaftigkeit ihrer Farben, den indianiſchen nichts nachgeben. Die meiſten dieſer Arbeiten, welche man in Amadabat verfertiget, inſonderheit die ſchönſten und am beſten gearbeiteten, ſind für Surate beſtimmt. Die Banjanen, welche faſt die ganze Handlung von Surate treiben, haben hier ihre Factors, welche dieſe Waaren, ſo bald ſie nur fabricirt ſind, wegnehmen; oder ſind durch ihre Commiſſionärs ſelbſt die Entrepreneurs von den meiſten Manufacturen zu Amadabat und in den umliegenden Gegenden. Die Producte des Landes ſind: vortrefflicher Indig, welcher in dem Gebiethe dieſer Hauptſtadt, inſonderheit aber zu Serquiſſe oder Sirches, einer kleinen Stadt, in Menge gebauet und zubereitet wird, wie denn auch eben dieſe Stadt Serquiſſe durch die vorzügliche Cultur und die vortreffliche Zubereitung dieſer Spezerey einen großen Ruf erlangt hat; Candis- und Caſſonade-Zucker, allerley eingemachte Sachen, Kümmel, Honig, Lack, Opium, Borax, trockner und eingemachter Ingber, Mirabolanen, Salpeter, Salmiak, grauer Amber, Biſam und Diamanten; dieſe drey letztern Waaren aber werden von auswärtigen Orten dahin gebracht, und daſelbſt wieder an die fremden Kaufleute verkaufet. Für alle Waaren, welche man von Amadabat zieht, wie auch alle diejenigen, welche mit den zurück kommenden Caravanen dahin gebracht werden, wird nicht der geringſte Zoll bezahlt, noch irgend eine andere Abgabe entrichtet, auſſer einer Art von einem Geſchenke, welches man daſelbſt dem Commiſſionär macht, ſo ſich aber nicht höher, als auf 15 Sols für die Ladung, ſo wohl eines Karrens, als eines Kameles, beläuft. Schießpulver, Bley und Salpeter, ſind die einzigen contrabanden Waaren, in Anſehung der Ausfuhre, welche daſelbſt verbothen ſind, wie-

wohl

wohl man auch gar leicht die Erlaubniß erhalten kann, ſie weg zu hohlen. Sonſt ſind die Kaufleute frey, und ſie können daſelbſt alles, was ihnen beliebt, und von wem, und an wen ſie es für dienlich befinden, kaufen und verkaufen. Der Maydan, oder der Markt-Platz in Amadabat, iſt einer der größten und angenehmſten in Indien, indem er auf beyden Seiten mit zwo Reihen Palm- und Tamarinden- mit untermiſchten Pomeranzen- und Citron-Bäumen beſetzt iſt, unter welchen die Kaufleute ihre Läden haben, ihre Waaren auslegen, und ihr Gewerbe treiben. Die Banjanen thun daſelbſt große Dienſte mit Geldhandel; und es iſt keine Stadt in dem Reiche des Mogols, und ſo gar in Indien, welche nur von einiger Wichtigkeit iſt, wo ſie nicht Remeſſen hin thun könnten, welches für die Kaufleute ſehr bequem iſt, theils wegen der wenigen Sicherheit für die Reiſenden in ganz Indoſtan, wenn man nicht mit einer Caravane geht, theils wegen der malabariſchen Seeräuber, welche alle indianiſche Meere, wie die Corſaren aus der Barbarey das mittelländiſche und einen Theil des großen Weltmeeres, durchſtreifen. Die Engländer und Holländer pflegen, wenn ſie nach Amadabat reiſen wollen, die Caravanen, welche von Surate dahin gehen, und hernach die von Amadabat nach Agra, zu nehmen, wenn ſie in dieſer Hauptſtadt zu verrichten haben. Zu Amadabat laſſen auch die Engländer und Holländer ihre Leinwand färben und ihren Salpeter läutern. So kommt auch aus eben dieſer Stadt alle blaue Leinwand, welche nach Perſien, Arabien, dem Königreiche Abyſſinien, dem rothen Meere, der Küſte von Melinde, nach Moſambique, Madagascar, Java, Sumatra, Macaſſar, und den moluckiſchen Inſeln, geht.

Daman oder Damaon, iſt eine Stadt, nebſt einem ſehr guten Hafen, in dem Königreiche Guzurate,

nicht

nicht weit vom Meerbuſen von Cambaya, und nur einen Kanonenſchuß weit von der See, zwiſchen Surate gegen Mitternacht und Baſſaim gegen Mittag. Die Stadt wird durch einen Fluß gleiches Nahmens in zwey Theile getheilet. Der zur Rechten des Fluſſes heißt Alt-Daman, und der zur Linken Neu-Daman. Alt-Daman iſt faſt von lauter Heiden und Mohren bewohnt, welche verſchiedene Handwerke treiben, und hier ihre Läden haben; Neu-Daman hingegen iſt eine ſehr ſchöne Stadt, ob ſie gleich nur wenig Einwohner hat. Den Hafen formiret der Fluß zwiſchen dieſen zwey Städten; es können aber weder große, noch kleine, Barken eher in denſelben einlaufen, als bis die Fluth ſteigt. Der Strohm iſt bey dem Abfluſſe ſo reiſſend, daß man auch nicht einmahl mit Rudern über denſelben kommen kann, ſondern Anker zu werfen genöthigt iſt. Nicht nur die gute Befeſtigung der Stadt, nebſt ihrer vortheilhaften Lage, ſondern auch die ziemlich gute Handlung, welche daſelbſt getrieben wird, hat die Portugieſen veranlaſſet, dieſen ihnen bis auf das J. 1740 gehörigen Ort höher, als irgend einen andern von denen Plätzen, die ſie im Orient beſitzen, zu ſchätzen, wiewohl ihr die Handlung zu Bacaim (Baſſaim) nichts nachgibt. Doch muß man auch geſtehen, daß dieſe beyde Plätze ſo wohl, als Diu, ziemlich verfallen ſind, ſeit dem die Engländer, die Holländer, und die übrigen europäiſchen Nationen, Surate in Anſehen geſetzt haben. Ueber dieß haben auch die Banjanen ſo wohl zu Daman, als in den meiſten andern Städten, die den Portugieſen noch in Indien übrig geblieben ſind, die daſelbſt zu entrichtenden Zölle in Pacht, welche überhaupt von den eingehenden Waaren 10 pro Cent betragen.

Diu, oder Diou, eine kleine Inſel, nebſt einer Stadt gleiches Nahmens, auf dem indiſchen Meere, an der Küſte von Guzurate, gegen dem Meerbuſen von Cam-

Cambaya. Dieſe Inſel gehörte ſchon ſeit dem J. 1535 den Portugieſen, welche ſie in ihrer Sprache Dive, d. i. eine Inſel, nennen. Sie hat einen vortrefflichen Hafen, welcher mit einer Kette verſchloſſen werden kann, und für die Schiffe ſehr bequem iſt. Die Einwohner ſind zum Theil Guzuraten, die von Cambaya entſproſſen ſind, oder Banias, heidniſche Kaufleute, und zum Theil Türken, oder Perſer, und andere Muhamedaner; die übrigen aber ſind portugieſiſche katholiſche Chriſten; und alle dieſe Nationen leben in der größten Religionsfreyheit bey einander. Es gibt zwar auf dieſer Inſel ſehr wenig Früchte; es kommt aber doch daſelbſt eine Menge Bohnen, Gurken, Rettige, u. d. gl. hervor. Man findet auch daſelbſt Ingber, Rindvieh, Schafe, und einen Ueberfluß an geſalzenen Fiſchen, welche die Einwohner der Inſel, wie die Europäer die Ochſenzungen, räuchern. Die Stadt Diu iſt ziemlich ſchön, voller Läden mit verſchiedenen Kaufmannswaaren, und mit ſtarken Mauern umſchloſſen, welche ſich an den beyden äuſſerſten Enden des Hafens endigen, wo lange Stufen von 50 Schritten ſind, auf welchen man dasjenige, was man aus den Schiffen bringt, und womit man dieſelben beladen will, hinauf zieht und hinab läſſet. Dem Hafen gegen über iſt das Zollhaus, und jenſeit deſſelben ſieht man einen großen Hof, und eine Menge Kammern, Waaren darein zu ſetzen. Die Handlung hat ſehr lange daſelbſt geblühet, und die Könige von Portugal haben von da her mehr Einkünfte, als aus irgend einer ihrer andern Städte in Indien, theils von den Zollabgaben, theils von den Gebühren wegen Viſitierung der Schiffe und Ertheilung der Päſſe, gezogen; immaßen vormahls alle mohriſche Schiffe, welche dahin kamen, viſitieret wurden, und ſelbige auch, zur Sicherheit ihrer Handlung, hier Päſſe nahmen. Es ſind aber dieſe Einkünfte gar ſehr vermindert worden,

seit

ſeit dem die Engländer, Holländer und Franzoſen einen großen Theil der Handlung nach Cambaya und Surate gezogen haben.

Die Münzen, welche man in Indoſtan hat, ſind theils ſolche, die der große Mogol ſchlagen läſſet, theils ſolche, die von den Königen und Rajas gemünzet werden, theils ausländiſche. Die erſten ſind: 1 Rupien von Gold; 2. dergleichen von Silber; 3. Mamoudis von Silber, und 4. Pechas oder Peſſas von Kupfer. Ihres Gehaltes und Werthes iſt bereits oben, S. 695, f. Erwähnung geſchehen, und ein Mehreres davon hat man unter beſondern Artikeln zu ſuchen. Dieſe Münzen ſind im ganzen Lande gangbar; der meiſte Handel aber wird in Rupien geſchloſſen, auſſer zu Surate, wo die Mamoudis gangbarer ſind. Unter den Königen und Rajas, welche Vaſallen des großen Mogols ſind, läſſet der König von Matoucha, deſſen Land über dem Königreiche Agra gegen Norden liegt, ſilberne Münzen ſchlagen, welche nur 1 Qu. 19 Gran wiegen, und am Gehalte wie die Rupien ſind; ingleichem eine Kupfermünze, welche noch um die Hälfte ſchwerer iſt, als die Pechas des Mogols, doch aber nicht mehr gilt als dieſe. Der Raja von Ogen, deſſen Land zwiſchen Brampour, Seronge, und Amadabat, liegt, läſſet eine kleine Silbermünze ſchlagen, die am Werthe 7 Sols 6 Den. an franzöſ. Gelde gilt, und in welcher die Unze auf den Fuß von 3 Livr. 10 Sols, franzöſiſcher Währung, ausgeprägt iſt; ingleichem eine Kupfermünze, 6 Den. an franz. Gelde werth; beyde aber haben nur in ſeinem Lande Cours. Der König von Cheda und Pera ſchlägt in ſeinem kleinen Lande, wo ſich viele Zinnbergwerke befinden, nichts anders als Münzen von dieſem Metalle; ſiehe Cheda, im VIII Th. S. 51. Die ausländiſchen Münzen, die in dem Reiche des Mogols gangbar ſind, habe ich oben, in der Beſchreibung von Surate, angezeigt.

Das

Das Ellenmaß, deſſen man ſich in dieſem Reiche bedient, iſt verſchieden; an einigen Orten iſt es der Cobido, und deſſen Verkleinerung, der Torſſot, an andern hingegen der Cando. Das Gewicht, welches man in ganz Indoſtan gebraucht, iſt der Mein, und die Seere, die man auch Seer nennet; ingleichem das große und kleine Bahar, Tael und Cati; ſ. auch oben, S. 697.

Man betrachtet den ungeheuern Erdraum, welcher den Nahmen Indoſtan führt, wo ſo viele europäiſche Nationen Factoreyen, Colonien, ja ſelbſt große Provinzen beſitzen, gemeiniglich als dem großen Mogol unterwürfig; indeſſen geſchah es nicht eher, als unter der Regierung Auvergzeb's, daß der größte Theil dieſer Halbinſel die Oberherrſchaft des Delhiſchen Hofes erkannte. Der Einkünfte der indiſchen und mohriſchen Fürſten, die er ſich unterwarf, haben ſich ſeither die Unter- oder Vice-Könige bemächtigt, welche man ernannt hatte ſie zu verwalten. Die Staaten, welche der Mogol beſitzt, machen nicht mehr als den dritten, und am wenigſten geſchätzten Theil dieſes weitläuftigen Reiches aus. Bengalen, die kleinſte, aber fruchtbarſte Provinz, wird von einem Vice-Könige regiert. Die andere Abtheilung heißt Deckan, und erſtreckt ſich von Balaſore und Jagonaut, bis zum Vorgebirge Comorin; dieſe wird ebenfalls durch einen Vice-König beherrſcht, deſſen Macht außerordentlich iſt, und ſich über große Provinzen erſtreckt, in welchen er 7 Nabobs, Subadars, Statthalter oder Gouverneurs ernennt. In allen Theilen von Indien ſind noch große Diſtricte, welche, nebſt der Religion der Gentoos (*), auch die alte Regierungsform der indiſchen Könige oder Rajas beybehalten haben; als: Maiſſere, worin Se-

(*) Gentoos, oder Gentiven, heiſſen die alten Ureinwohner in Indien, welche in gewiſſe Haupt-Familien oder Caſten eingetheilt ſind, wovon jede ihre beſtimmte Lebensart hat.

Seringapatam; und Tanjour, wo die Hauptſtadt gleiches Nahmens iſt. Auſſer dem ſind in den waldigen und bergigen Theilen des Landes, verſchiedene kleine Fürſten oder Oberhäupter, welche man Polygars nennet. Dieſe ſind insgeſammt den Nabobs zinsbar, die es wieder dem Vice-Könige ſind, deſſen Hauptſtadt Aurengabad iſt. Der erſte Miniſter des großen Mogols iſt der Jtemadoddowlet. Auf ihn folgen 3 oder 4 Omraen vom erſten Range.

Das Kriegsheer iſt mehr wegen der Menge, als der Tapferkeit, fürchterlich. Es beſteht aus 30000 Reitern, und 400000 Infanteriſten, indem die Rajahen, als des Groß-Mogols Vaſallen, viele Hülfstruppen liefern müſſen. Die Commandeurs der ganzen Armee ſind ein Kriegs-Omra, und ein indianiſcher Rajah. Es iſt kaum zu begreifen, woher dieſe ungeheure Armee, mit der man in Indoſtan zu Felde zieht, ihren Unterhalt nimmt, zumahl da jeder Reiter noch zwey Bediente hat; einer, der für ſein Pferd Sorge trägt, und der andere, welcher Futter anſchaffen muß. Ueber dieß haben alle dieſe nicht allein ihre Weiber und Kinder bey ſich, ſondern es folgt auch allemahl eine bewegliche Stadt von Boutiquen dem Lager, wo man alles kaufen kann, wie in großen Städten; zu allem dieſen kommen noch einige hundert Elephanten, die nur allein zum Staat dienen, und eine Menge Frauenzimmer, die den Fürſten und den vornehmen Officiers gehören, mit ihrem zahlreichen Gefolge. Um nun alle dieſe zu verſorgen, wird das ganze Land in Bewegung geſetzt, und es werden die ſtrengſten Befehle gegeben, daß alle Lebensmittel in das Lager gebracht werden. Zwar werden hierdurch alle, nahe ſo wohl als entfernte Städte erſchöpfet, allein, dafür iſt auch das Lager mehrentheils im Ueberfluß verſehen. Die Fütterung wird auf folgende Weiſe verſchaffet. Der Pferdeknecht, welcher von dem Fürſten für jeden Reiter unterhalten wird, muß Torf ſte-

chen, und die Wurzeln davon waſchen, welches ſie für ein kräftiger Futter für die Pferde, als Gras, halten. Ein Regenguß verſchaffet in dieſem Lande innerhalb wenig Tagen eine friſche Proviſion; wenn aber das Wetter lange trocken bleibt, begeben ſie ſich weiter. Bisweilen füttern ſie dieſe Thiere mit Reiß, oder mit den Abgängen vom Fleiſche, welches ſie klein kochen, und mit Butter vermiſchen; auch gibt man ihnen Opium, welches ihren Hunger dämpft, und ſie zu Strapazen abhärtet.

Indrunk, (verlorner) nennt man, wenn das Vieh die Luſt zum Freſſen verliert, oder aufſtößig wird; ſ. Th. II, S. 779, f.

Indult, (der) aus dem Lat. Indultus. 1. In den Rechten und im gem. Leben, Nachſicht, Friſt, welche man jemanden zur Erfüllung einer Pflicht verſtattet; inſonderheit, eine von der hohen Landesobrigkeit ertheilte Urkunde, wodurch ein Schuldner wider ſeine Gläubiger auf eine gewiſſe Zeit geſchützet wird, bis er ſich erhohlen und Mittel finden könne, ſie zu befriedigen; ein Anſtandsbrief, L. Indultus moratorius; ſ. Th. II, S. 249, f. und den Art. Schulden.

2. In der römiſchen Kirche, überhaupt, die päpſtliche Verſtattung und Gnadenbewilligung einer Sache, welche ſonſt nach den gemeinen Rechten nicht erlaubt iſt; im mittlern Lat. Indultum, Fr. Indult, Ital. Indulto. Inſonderheit diejenige päpſtliche Begnadigung, vermöge deren jemand, der, ſeines Standes wegen, keine geiſtliche Pfründe genießen kann, deſſen fähig zu ſeyn erkläret wird, ingl. die Macht, jemand zu einer geiſtlichen Pfründe zu ernennen, vorzuſtellen, oder ihm dieſelbe zu ertheilen, dergleichen Macht der Papſt insgemein den weltlichen Fürſten, Cardinälen, Biſchöfen, u. a. m. verleihet.

Es gibt active und paſſive Indulte. Active Indulte, Fr. Indults actifs, ſind päpſtliche Gnadenverſtattungen, die

den Cardinälen und einigen andern Collatoren der Pfründen wiederfahren, und vermöge deren dieſe Collatores die von ihnen abhangenden Pfründen innerhalb den von dem lateranischen Concilio ihnen zugeſtandenen 6 Monathen frey vergeben können, ohne daß ihnen von päpſtlicher Seite (ex iure praeventionis) vorgegriffen wird. Die activen Indulte ſind entweder ordentliche, oder auſſerordentliche. Durch die erſtern wird den Cardinälen, oder andern Collatoribus ordinariis, das Recht ertheilt, in allen und jeden Monathen, und ſo gar denjenigen 6 Monathen, welche in Bretagne dem Papſte vorbehalten ſind, Pfründen zu beſetzen, und Subjecte zu denſelben zu ernennen und vorzuſtellen, ohne daß ihnen vorgegriffen werden kann, und ohne den apoſtoliſchen Vorbehalten unterworfen zu ſeyn. Es geſchieht aber ſelten, daß der Papſt diejenigen Collatores ordinarios, welche nicht zugleich Cardinäle ſind, von der Prävention in Anſehung ſeiner ſelbſt befreyet, ſondern er pflegt ſie nur von dem Präventionsrechte ſeiner Legaten und Vice-Legaten zu befreyen. Die auſſerordentlichen activen Indulte ſind Bullen, welche die Päpſte den Cardinälen und andern Prälaten wie auch weltlichen Fürſten, z. B. Kaiſern, Königen von Frankreich, Herzogen von Savoyen ꝛc. ertheilen, und wodurch ſie ihnen das Recht beſtätigen, in den apoſtoliſchen Monathen Pfründen zu vergeben.

Paſſive Indulte, Fr. Indults paſſifs, ſind päpſtliche Gnadenbewilligungen, welche gewiſſen Perſonen in der Abſicht wiederfahren, damit ſie zu gewiſſen Pfründen gelangen können, wenn ſie zu deren Beſitz entweder ſelbſt die erforderliche Fähigkeit beſitzen, oder an ihrer Stelle geiſtliche Perſonen dazu präſentiren, welche hernach der König dem einen oder andern Collator in Frankreich vorſchlägt oder ernennet. Dieſe Art Indulte ſind eigentlich Anwartſchaftsbriefe oder Expectanz Decrete; und von dieſer Art iſt der Indult, welchen die Päpſte dem pariſer Parlamente verwilligt haben, und vermöge deſſen 352 Parlamentsperſonen das Recht haben, eine Pfründe für ſich ſelbſt zu verlangen, wenn ſie die erforderlichen Eigenſchaften dazu haben, im gegenſeitigen Falle aber eine geiſtliche Perſon an ihre Stelle zu ernennen. In Anſehung der Parlamentsperſonen, als Indultarien, iſt ein ſolcher Indult paſſiv, in Anſehung des Königes aber, welcher den Indultarien Präſentationsbriefe an die Collatoren ertheilt, iſt es ein activer Indult.

Ehedem wurde auch der Ablaß Indult genannt; daher es noch kommt, daß

3. in einigen oberdeutſchen Gegenden ein Jahr-Markt noch jetzt Indult, oder Dult, genannt wird.

Endlich 4. heißt auch Indult, Fr. Indult, Indulte, oder auch Droit de bon paſſage, Ital. Indulto, eine Abgabe, welche der König von Spanien von den Waaren der Privatperſonen, die aus Amerika mit der Silberflotte und den Gallionen ankommen, zieht. Dieſer Zoll oder Abgabe beſteht in 8 Stück von Achten und 2 Realen nach dem Ballen, welches ungefähr $2\frac{1}{2}$ pro Cent beträgt.

Induratum, ſ. Stein-Verhärtung.

Indus, oder, wie es die Indianer ausſprechen, Sindus oder Sind, auch Send, ſonſt auch von den Indianern Pang-ab genannt, Fr. le Sinde, iſt ein großer Fluß in Aſien, in demjenigen Lande, welches von ihm, oder vielmehr er von dem Lande, Indien heißt. Er entſpringt auf dem Gebirge Imaus, welches Indien von der großen Tatarey ſcheidet. Seine Quelle iſt nicht weit von der Quelle des Ganges, und ſein Lauf iſt in einer ziemlichen Weite parallel; hernach aber entfernen ſie ſich von einander, indem der Ganges ſeinen Lauf gegen Südoſt, der Indus aber den ſeinigen gegen Südweſt nimmt, und Indien von Perſien ſcheidet. Er verſchlingt 19 andere Flüſſe, iſt an vielen Orten 1 Meile breit, und 15 Faden oder Klafter tief, daß er alſo ſchiffbar iſt, und fällt durch verſchiedene Einflüſſe, deren eigentlich 7 ſind, in das indianiſche Meer.

Indusium, ſ. Hemd.

Indüſtrie, aus dem Lat. Induſtria, und Franz. Induſtrie. In der gemeinen Sprache überſetzt man dieſes Wort bald durch Geſchicklichkeit, bald durch Arbeitſamkeit, Arbeitstrieb, Betriebſamkeit, Emſigkeit, Gewerbſamkeit, Kunſtfleiß, u. d. gl. In der Finanz-

nanzſprache aber erſchöpft keines dieſer deutſchen Wörter völlig den Begriff, den der Franzoſe mit dem Worte Induſtrie verbindet, nähmlich den Begriff eines erfinderiſchen Fleißes, wobey man alle Vortheile ſeiner Kunſt oder ſeines freyen Gewerbes zu der Abſicht anwendet, ſich vermittelſt ſeiner Arbeit ein ſolches Aequivalent zu verſchaffen, wodurch ſich alle Bedürfniſſe befriedigen laſſen. Man behält daher, wenn vom Finanzweſen und der Staatswirthſchaft die Rede iſt, gemeiniglich auch im Deutſchen das kräftigere Wort Indúſtrie bey, und verſteht darunter den betriebſamen Fleiß der freyen Arbeiter und der Kaufleute, nebſt dem ſo genannten ſavoir-faire (*), oder der Geſchicklichkeit, aus allen ſich darbiethenden günſtigen Umſtänden den möglichſten Vortheil zu ziehen. Und in dieſem Sinne ſetzt man die Indúſtrie dem wirklich vorhandenen Vermögens-Beſtande an Capitalien und liegenden Gründen (Fr. Fonds réels) entgegen. Die Indúſtrie, Handlung und Gewerbe, aufmuntern, begünſtigen, mit Abgaben belegen.

Von der Indúſtrie leben, Fr. vivre oder ſubſiſter d'induſtrie. Gemeiniglich bedeutet dieſe Redensart: ſich ſeinen Unterhalt auf die eine oder andere Art (es ſey nun durch löbliche, oder durch unerlaubte und tadelnswürdige Mittel,) zu verſchaffen wiſſen. Man nennt daher im Scherze, allemahl aber im übeln Verſtande, Chevaliers d'induſtrie, oder Chevaliers de l'induſtrie, Leute, die, da ſie kein eigenes Vermögen haben, ſich vom Spielen nähren, oder durch allerley Intriguen, betriegliche Künſte, Fineſſen und liſtige Streiche, wobey ſie ſich aber das Anſehen ehrliebender Männer zu geben wiſſen, die Unerfahrnen zu betriegen ſuchen; auf grobes Deutſch: feine Spitzbuben.

(*) Die Induſtrie iſt eine Geſchicklichkeit und eine feine Wendung des Verfahrens; das ſavoir-faire aber iſt Vortheil der Kunſt oder des Talentes. In der Noth hilft man ſich am geſchwindeſten durch Indúſtrie, am ſicherſten aber durch ein gewiſſes ſavoir-faire.

Das Genie und die Indüſtrie (Arbeitſamkeit) einer Nation iſt das erſte und wichtigſte Beförderungsmittel eines blühenden Nahrungsſtandes; und ohne dieſelben kann man ſich auf den Flor der Handlung und Gewerbe nicht die geringſte Hoffnung machen. Ein blühender Nahrungsſtand erfordert, daß das Land alle Arten von Gütern in möglichſter Menge gewinne, und die Handlungs-Balanz (ſ. Th. XXI, S. 658, fgg.) mit andern Nationen auf ſeiner Seite habe; beydes aber iſt ohne Genie und Indüſtrie der Nation nicht möglich. Denn zu beyden wird ein großer Zuſammenfluß von Arbeitern erfordert, die mit einander um den Vorzug eifern, durch ihre Geſchicklichkeit und Arbeitſamkeit eine große Menge von Gütern und Waaren hervor bringen, und andern handelnden Nationen den Debit abgewinnen. In allen Ländern, wo der Nahrungsſtand eine ſchlechte Beſchaffenheit hat, wird man auch gar bald gewahr werden, daß es vornehmlich an dieſem Genie und Indüſtrie des Volkes mangelt. Es fehlt dem Volke an der Begierde und Fähigkeit, ſich durch Geſchicklichkeit, Fleiß und Arbeitſamkeit unter einander hervor zu thun, als welches eigentlich dasjenige iſt, was man unter Genie verſtehen muß; ſ. Th. XVII, S. 320, fgg. Alles befindet ſich in einer gewiſſen Schläfrigkeit und Trägheit. Man begnüget ſich mit den durch die Gewohnheit einmahl eingeführten Nahrungs- und Bearbeitungs-Arten, ſo ſchlecht dieſelben auch beſchaffen ſeyn mögen, und ſo kümmerlich und elend man auch dadurch ſeinen Unterhalt gewinnet. Niemand iſt darauf bedacht, neue und vorzügliche Bearbeitungsarten zu erfinden, und niemand gibt ſich Mühe, vorzügliche Geſchicklichkeiten zu erwerben. Das iſt der Zuſtand in Spanien, Portugal, Polen, und einigen andern nordiſchen Staaten; und eben dieſes iſt die Urſache, welche die meiſten katholiſchen Staaten in Deutſchland

land hindert, zu einem blühenden Nahrungsſtande zu gelangen.

Es iſt aber der Einfluß und die Wirkſamkeit, welche das Genie und die Indûſtrie der Nation in einen blühenden Nahrungsſtand haben, in der That überaus groß. Da der Flor des Nahrungsſtandes auf Gewinnung der Handlungs-Balanz, und mithin auf einen großen auswärtigen Debit ſo ſehr ankommt: ſo iſt das Genie der Nation und die Geſchicklichkeit der Arbeiter eins der vornehmſten Mittel, wodurch man ſo wohl den in- als auch ausländiſchen Debit erlangen kann. Die Käufer werden vornehmlich durch wohl ausgeſonnene und das Auge ergetzende Erfindungen, und durch eine große Mannigfaltigkeit in den Arbeiten, angereitzet. Da die Umſtände, die Abſichten und der Geſchmack der Käufer faſt unendlich verſchieden ſind, ſo hat ſich eine Nation ſchlechten Abſatz zu verſprechen, die nur wenige Arten von Waaren auf eine einförmige Art bearbeitet. Dieſe große Mannigfaltigkeit in den Arbeiten aber, und die äuſſerlichen Schönheiten der Waaren, können nur durch das Genie und die Geſchicklichkeit der Nation gewirket werden. Ja, es iſt nicht einmahl zureichend, daß eine Nation geſchickte Arbeiter hat; ſie müſſen auch bey den Ausländern in dem Rufe ſtehen, daß ſie es ſeyn. Es hat hier mit einer Nation eben die Bewandtniß, als mit einem einzeln Künſtler oder Arbeiter. Der Ruf von ſeiner Geſchicklichkeit trägt eben ſo viel bey, daß er geſucht wird, als die Geſchicklichkeit ſelbſt; und wenn es möglich wäre, daß dieſer Ruf ohne Geſchicklichkeit entſtehen könnte, ſo würde derſelbe eben die Wirkung haben, als die Geſchicklichkeit ſelbſt. Wie viel aber bey einer Nation auf den Ruf von der Geſchicklichkeit ihrer Arbeiter ankommt, das hat man ſeit einem Jahrhundert an dem Beyſpiele von Frankreich genug wahrgenommen. Die franzöſiſchen Waaren,

ren, wenn ſie auch vor dieſen und jenen Waaren anderer Vőlker ihre Vorzűge hatten, ſind allemahl wegen dieſes Rufes mehr geſuchet worden. Eine weiſe Regierung muß alſo nicht allein auf die Geſchicklichkeit ihrer Arbeiter aufmerkſam ſeyn, ſondern auch ihren Ruf zu unterhalten ſuchen. Eben ſo großen Einfluß in den Debit der Waaren hat die Indůſtrie ſelbſt. Der wohlfeile Preis der Waaren, dieſes zweyte Haupt-Hůlfsmittel des Abſatzes, wird hauptſächlich durch eine große Menge von Arbeitern gewirket, die mit einander um den Vorzug eifern, und mithin alle ihre Indůſtrie anſtrăngen, um durch einen wohlfeilern Preis andern den Vorzug abzugewinnen.

Es gibt nur zwey Hauptquellen oder zwey große **Triebfedern, woraus alles Genie, Geſchicklichkeit und Arbeitſamkeit einer Nation entſteht.** Dieſe ſind **die Begierde, ſich das Leben bequem und angenehm zu machen, und das Verlangen nach dem Vorzuge** (*). Beyde ſind den Menſchen natűrlich, und gleichſam angeboren, ſie dűrfen alſo nicht erſt in den

(*) Eigentlich iſt die Begierde nach dem Vorzuge die wahre natűrliche Triebfeder, welche alle Menſchen zur Geſchicklichkeit und Indůſtrie anreitzt. Wenn es kein Vorzug iſt, die Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens zu genießen, ſo wird dieſes ſofort aufhőren, eine Triebfeder zu ſeyn. Unterdeſſen wird hierzu eine große Weisheit des Geſetzgebers erfordert, wenn er die Begierde nach dem Vorzuge auf andere Gegenſtände, als auf die Bequem- und Annehmlichkeiten des Lebens, lenken, und ſeinen Geſetzen die erforderliche Dauerhaftigkeit geben will. **Lykurg** beſaß dieſe Geſchicklichkeit; und die alten Rőmer fanden in den Bequem- und Annehmlichkeiten des Lebens nicht die geringſte Triebfeder zu ihren Thaten. Selbſt die Jeſuiten in Paraguay dienen zu einem neuern Beyſpiele, daß die Menſchen ohne alle Bequemlichkeiten des Lebens zur Indůſtrie ermuntert werden kőnnen. Allein, die Triebfedern, welche man alsdann brauchen muß, ſind ſo auſſerordentlich, und, wenn die Geſetzgeber dieſelben bloß ihres eigenen Nutzens halber gebrauchen, ſo verwerflich und verabſcheuungswűrdig, daß ſie bey umgänglichen Vőlkern gar nicht brauchbar ſind, ſondern dieſe műſſen ſich zu einem blűhenden Nahrungsſtande beyder Triebfedern zugleich bedienen.

den Menſchen hervor gebracht werden; man darf ſie nur recht leiten, und die Hinderniſſe, welche ihre Wirkung aufhalten, aus dem Wege räumen. Man würde die Menſchen wenig kennen, wenn man behaupten wollte, daß ſie von Natur einen Trieb zu arbeiten beſäßen; ſie haben aber alle einen natürlichen Trieb, ſich das Leben bequem und angenehm zu machen. Dieſer Trieb gründet ſich auf die Eigenliebe, welche der weiſe Urheber der Natur einem jeden Menſchen einpflanzte, um ihm ſeine Selbſterhaltung, als die ſchätzbarſte und vorzüglichſte Sache einzuprägen. Wenn nun keine andere Wege in einem Staate vorhanden ſind, ſich Vermögen und die Mittel zur Bequem- und Annehmlichkeit des Lebens zu verſchaffen, als Geſchicklichkeit und Arbeit, ſo werden dieſelben allemahl als Folgen und Wirkungen von dem natürlichen Triebe der Menſchen zu den Bequem- und Annehmlichkeiten des Lebens von ſelbſt entſtehen. Eben ſo natürlich iſt das Verlangen aller Menſchen nach dem Vorzuge, ungeachtet das urſprüngliche Weſen der Menſchen eine ſo vollkommene Gleichheit in ſich ſchließt. Die Eigenliebe, welche zu unſerer Selbſt-Erhaltung ſo nothwendig war, iſt auch hiervon als der Grund anzuſehen. Es kommt bloß auf die Obrigkeit an, dieſe Begierde der Menſchen nach dem Vorzuge ſolcher Geſtalt zu leiten, daß daraus ein Trieb zur Geſchicklichkeit und Indûſtrie entſtehe. Es iſt weiter nichts nöthig, als daß keine Wege in dem Staate vorhanden ſeyn, zu Vorzügen zu gelangen, als Geſchicklichkeit und Indûſtrie.

Dieſe beyde Triebfedern ſind es demnach, durch welche das Genie, die Geſchicklichkeit und Indûſtrie einer Nation hervor gebracht werden können, und alle Maßregeln der Regierung können in nichts andern beſtehen, als dieſe Triebfedern mehr zu ſpannen, und ſie wirkſamer zu machen. Dieſes iſt ſo gar nur ſelten nö-

thig. Dieſe Triebfedern ſind an ſich ſelbſt überaus ſtark und wirkſam. Es iſt gemeiniglich weiter nichts nöthig, als daß die Regierung die Hinderniſſe aus dem Wege räume, welche die freye Wirkung dieſer Triebfedern aufhalten.

Nichts kann ſo wirkſam ſeyn, als der Trieb nach dem Vorzuge, wenn er keine Hinderniſſe in dem Staate antrifft. Dieſer Trieb iſt es, welcher alle Wiſſenſchaften und Künſte belebet, erhebet und zu ihrer Vollkommenheit bringt. Er iſt ſo mächtig, daß er gar keiner Unterſtützung bedarf. In den alten Zeiten ſind alle Wiſſenſchaften und Künſte bloß durch denſelben auf einen ſehr hohen Grad der Vollkommenheit gediehen, ohne daß ihnen die Regierungen mit beſondern Beförderungen zu Hülfe gekommen ſind. Noch heutiges Tages iſt derſelbe eben ſo mächtig und wirkſam, wenn er keine Hinderniſſe vor ſich findet. Der Trieb nach dem Vorzuge, wenn er in ſeiner freyen Wirkung iſt, ſtrebt nach der Hochachtung ſeiner vernünftigen Nebengeſchöpfe; und wenn dieſe Hochachtung gleichfalls frey iſt, und durch die Einrichtung und Geſtalt des Staates unter keinem Zwange ſteht, ſo wird ſie ihr Urtheil über den Vorzug allemahl nach der Maße ſprechen, als das Beſtreben nach dem Vorzuge der bürgerlichen Geſellſchaft nützlich iſt, weil dieſes allein der natürliche und in der geſunden Vernunft gegründete Maßſtab der Hochachtung iſt. Hierdurch aber wird eben das Beſtreben der Menſchen nach dem Vorzuge auf den rechten Weg geleitet, welcher zu der Uebereinſtimmung mit dem gemeinſchaftlichen Beſten führt. Wenn demnach die Hochachtung der Menſchen frey iſt, ſo können die hauptſächlichſten Lebens-Arten in dem Nahrungsſtande, als: die Landwirthſchaft, die Manufacturen, Fabriken und Commerzien, mit keinem geringen Grade der Hochachtung angeſehen werden, weil die Vorurtheile ſehr groß ſeyn müſſen,

ſen, welche den Verſtand dermaßen verfinſtern, daß er ihren Nutzen in den bürgerlichen Geſellſchaften verkennt. Die Begierde nach dieſer Hochachtung wird demnach allemahl eine mächtige Triebfeder ſeyn, das Genie, die Geſchicklichkeit und Indûſtrie unter dem Volke zu verbreiten. Allein, an dieſer Hochachtung fehlt es eben in den meiſten Staaten. Die deſpotiſchen und ariſtokratiſchen Regierungen, oder vielmehr Tyranneyen des mittlern Zeitalters, welche den Nahrungsſtand in einer ſclaviſchen Unterdrückung erhielten, haben uns ſehr unglückliche Vorurtheile wider die nützlichſten Beſchäftigungen der Menſchen hinterlaſſen; und ob ſie zwar die geſunde Vernunft zu ſchwächen anfängt, ſo gibt es doch noch eine Menge nichtswürdiger Menſchen, die ſich gemeiniglich am meiſten um die Perſonen der Regenten befinden, und welche, weil ſie ſelbſt unnütze Erdenlaſten ſind, und zum Nutzen der bürgerlichen Geſellſchaft nicht das geringſte beytragen, ihren Vortheil dabey finden, dieſe Vorurtheile zu unterhalten; denn ſie erkennen leicht, daß ſie auſſer dieſen Vorurtheilen nicht die geringſte Hochachtung verdienen würden. Am meiſten aber iſt die deſpotiſche oder willkürliche Gewalt ein unüberwindliches Hinderniß gegen die Begierde nach dem Vorzuge, welche den Nahrungsſtand beleben muß, wenn er blühend werden ſoll. Ein deſpotiſcher Regent und ſeine Miniſter, welche gemeiniglich eine große Unwiſſenheit mit ihrer willkürlichen Gewalt verbinden, (denn dieſe letztere iſt faſt allemahl eine Folge aus der erſtern,) ſind am wenigſten geneigt, den verſchiedenen Lebensarten des Nahrungsſtandes diejenige Hochachtung wiederfahren zu laſſen, welche ſie nach dem Maßſtabe des Nutzens in der bürgerlichen Geſellſchaft haben ſollten. So lange alſo die Hauptzweige des Nahrungsſtandes in keiner Achtung ſtehen, ſo lange dieſe unglückliche Vorurtheile nicht ausgerottet werden,

ſo

ſo lange man glaubt, daß Handlung und Manufacturen der Würde des Adels nachtheilig ſeyn, ſo lange dieſe nützliche Nahrungsarten für geringer gehalten werden, als die Wiſſenſchaften und die Staatsbedienungen, wenn man die Sache nicht nach einzeln Perſonen, ſondern im Ganzen betrachtet: ſo kann man ſich keine Hoffnung machen, das Genie und die Indùſtrie der Nation dermaßen zu befördern, als ein blühender Nahrungſtand es erfordert.

Die Folgen dieſer geringern Achtung der Handlung und Manufacturen ſind allemahl dieſe, daß die Kinder aller derjenigen, die bey den Commerzien, Fabriken und andern Gewerben, einiges Vermögen erworben haben, die Beſchäftigung ihrer Väter verlaſſen, und die vorerwähnten, in mehrerer Achtung ſtehenden Lebensarten erwählen. Auf ſolche Art aber geht nicht allein das Geld aus den Commerzien, welches dem Staate darin ſo nützlich iſt, ſondern der Nahrungsſtand kann auch niemahls blühend werden, weil dieſer Flor auf die Menge der darin beſchäftigten Perſonen, welche mit einander wetteifern, nicht wenig ankommt. Ich will deshalb den Wiſſenſchaften den Vorzug nicht abſprechen, in ſo fern ſie ihren Endzweck erfüllen, und den wahren Nutzen der bürgerlichen Geſellſchaft befördern; ich geſtehe aber gern, daß bey mir, der ich die Hochachtung bloß nach dem Nutzen abmeſſe, den jemand der bürgerlichen Geſellſchaft, in welcher er lebt, leiſtet, ein Kaufmann, welcher dem Staate nützliche Commerzien treibt, und durch ſeine Unternehmungen vielen Menſchen Nahrung ſchaffet, in ungleich größerer Achtung ſteht, als ein Halbgelehrter, ja, ſo gar als ein Miniſter, welcher bloß zu ſeiner Bereicherung, zu Bedrückung der Unterthanen, und öfters zum Unglück des Staates, ſeine Stelle bekleidet. Wenn es aber Gelehrte gibt, die ſich weit höher dünken, als ein dem Staate nützlicher Kaufmann und ein angeſehener Fabrikant, und mithin ſolche ſchädliche Vorurtheile fortzupflanzen ſuchen, ſo verdienen ſie ſelbſt ein verächtliches Mitleiden. In einem wohl eingerichteten Staate ſollte man die Gelehrten gar nicht als einen beſondern Stand, oder Claſſe der bürgerlichen Geſellſchaft, anſehen. Die Wiſſenſchaften vertragen ſich mit allen Ständen und Lebensarten. Sie ſind die Vorbereit-

bereitungen, Unterſtützungen und Hülfsmittel zu allen und jeden Geſchäften; und es iſt ſonderbar, daß man aus den Vorbereitungen zu allen Lebensarten einen beſondern Stand und Claſſe macht, und dadurch den andern Ständen eine Menge Menſchen entzieht, die größten Theils dem Staate wenig zu Nutzen kommen. Die Alten waren von einer ſo ſeltſamen Einrichtung weit entfernt. Die größten Weiſen glaubten nicht, daß ſie ſich allein durch die Wiſſenſchaften nähren könnten. Solon trieb zugleich Kaufmannſchaft, und ließ ſich nicht einfallen, daß die Handlung für einen damahligen Gelehrten zu niedrig und unanſtändig wäre. Socrates, welcher für den weiſeſten unter den Menſchen gehalten wurde, übte zugleich die Bildhauerkunſt aus; und man wird keinen Gelehrten des Alterthumes finden, (die cyniſche Secte ausgenommen,) der nicht neben den Wiſſenſchaften eine andere Beſchäftigung gehabt hätte, wenn er nicht von ſeinem Vermögen zu leben im Stande war.

Eben ſo wird auch die Begierde nach den Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens natürlicher Weiſe von ſelbſt das Genie, die Geſchicklichkeit und die Indûſtrie wirken, wenn ſich ihr in den Verfaſſungen und in dem Zuſtande des Staates keine Hinderniſſe entgegen ſtellen. Die Menſchen werden hierzu aus einem doppelten Bewegungsgrunde angetrieben. Die Bequem= und Annehmlichkeiten des Lebens ſind ſchon an ſich ſelbſt reitzend; und hiernächſt ſind die Menſchen allemahl geneigt, ſich deshalb einen Vorzug beyzulegen, wenn ſie ſich mehr Bequemlichkeiten des Lebens verſchaffen können, als andere. Dieſe Triebfeder hat alſo eine doppelte Stärke. Allein, wenn dieſe Triebfeder alle ihre natürliche Wirkung thun ſoll, ſo müſſen erſtlich die Menſchen eine vollkommene Freyheit haben, ſich auf Nahrungsarten und Gewerbe zu legen, die ihnen gefällig ſind, und wobey ſie am beſten die Bequemlichkeiten des Lebens zu gewinnen meinen. Dieſe Freyheit iſt aber faſt in allen Staaten gar zu ſehr eingeſchränkt. Zweytens muß der Fleiß und die Indûſtrie in völliger Sicherheit ſeyn.

Je=

Jedermann muß überzeugt ſeyn, daß er die Früchte ſeines Fleißes genießen wird, daß ihm weder feindliche Ueberfälle, noch unerſchwingliche Abgaben, noch Tyranney, Gewaltthätigkeiten, ungerechte Verfolgungen und Bedrückungen, die Früchte ſeines Fleißes entziehen werden; ſonſt verliert dieſe Triebfeder alle ihre Stärke. Hieran liegt es vornehmlich, warum in den deſpotiſchen Staaten ſich ſo wenig Genie und Indúſtrie des Volkes zeigt; und vielleicht gibt es ſehr wenige bürgerliche Verfaſſungen, wo ſich nicht etwas aus dieſer Claſſe der Hinderniſſe findet. Die wichtigſten und gemeinſten Hinderniſſe aber in den meiſten Staaten, die ſich der natürlichen Wirkung dieſer an ſich ſelbſt mächtigen Triebfeder entgegen ſtellen, ſind, daß es auſſer der Handlung und den Gewerben ſo viele andere und leichtere Wege gibt, Vermögen zu erwerben, und ſich die Bequem= und Annehmlichkeiten des Lebens zu verſchaffen. Ein jeder ſolcher Weg iſt eine Peſt, oder auszehrende Krankheit, welche den Nahrungsſtand entkräftet, und deſſen Flor verhindert. In einem weiſe eingerichteten Staate ſoll man daher äuſſerſt aufmerkſam ſeyn, die Wege, wodurch man auf eine leichtere, bequemere und ſchleunigere Art zu Vermögen gelangen kann, als durch Handlung und Gewerbe, zu verhindern.

Dergleichen Wege ſind faſt in allen Staaten in großer Anzahl anzutreffen. Auch die reichlichen Beſoldungen oder Accidenzien der mittlern Staatsbedienten ſind darunter zu rechnen. Ich bin weit entfernt zu glauben, daß ein weiſer Regent ſeinen Bedienten den Gehalt ſehr genau zuſchneiden müſſe. Eine Regierung, welche ihren Bedienten nicht ſo viel gibt, daß ſie ihrem Stande gemäß leben können, und welche verlangt, daß die Bedienten ihr eigenes Vermögen in Dienſten des Staates zuſetzen ſollen, handelt nicht allein ungerecht, ſondern raubet ſich auch die Liebe ihrer Bedienten, welche ihr in vieler Abſicht nützlich iſt; ja, ſie verurſachet, daß die Bedienten zu allerley, den Unterthanen und dem gemeinen Beſten nachtheiligen, Mitteln ſchreiten müſſen,

um ſich ihren Unterhalt zu verſchaffen, wenn ſie nicht durch eine große Strenge abgeſchrecket werden. Allein, dem ungeachtet glaube ich, daß allzu reichliche Einkünfte, welche mit den mittlern Staatsbedienungen verknüpft ſind, dem Flor des Nahrungsſtandes gar nicht vortheilhaft ſeyn. Die Bedienungen werden, wegen der damit verknüpften größern Achtung und Anſehens, allemahl mehr geſuchet, als die Handlung und Gewerbe; und das iſt ſchon ein großes Hinderniß wider den Flor des Nahrungsſtandes. Wenn nun über dieß noch reichliche Einkünfte damit verknüpft ſind, ſo wird den Söhnen der bemittelten Fabrikanten und Kaufleute das Gewerbe ihrer Väter deſto ekelhafter, und faſt alle verlaſſen dieſe Lebensart, und ſuchen Staatsbedienungen zu erhalten. In Ländern, wo die Gehalte der Staatsbedienten ſehr mäßig ſind, finden ſich ſchon viele Competenten, bey einer Stelle öfters einige hundert; zu einem Beweiſe, wie groß hier ein unnöthiger Zuſammenfluß von Leuten iſt, welcher dem Staate in dem Nahrungsſtande viel nützlicher ſeyn würde. Was für ein Zuſammenfluß muß ſich alſo nicht eräugnen, wenn die Einkünfte reichlich ſind! Dieſes beſtärkt meine obige Anmerkung, daß die Gelehrten neben den Wiſſenſchaften ſich noch auf andere Beſchäftigungen befleißigen ſollten. Dieſes würde ſo wohl ihnen, als auch dem Staate, vortheilhafter ſeyn, weil die meiſten dieſer vielen Competenten, auf Hoffnung einer Bedienung, ihre ganze Lebenszeit in kümmerlichen Umſtänden zubringen.

Es iſt ſchwerlich zu erwarten, daß es jemahls einen Staat geben werde, welcher alle dieſe Hinderniſſe gänzlich aus dem Wege zu räumen im Stande iſt, damit die jetzt vorgeſtellten zwey Triebfedern vollkommen frey und ungehindert auf das Genie und die Induſtrie der Nation wirken könnten. Dieſe Hinderniſſe liegen zum Theil in der Natur der bürgerlichen Verfaſſungen, inſonderheit der Monarchien und Ariſtokratien; und wenn eine Demokratie dieſelben völlig zu heben im Stande wäre, ſo würde ſie doch von Hinderniſſen von einer andern Art, wider den Flor des Nahrungsſtandes, vornehmlich in Anſehung der innerlichen Parteyen und Bewegungen, nicht ganz frey ſeyn. Diejenigen Hinder-

derniſſe alſo, die ſich nicht ganz heben laſſen, muß eine weiſe Regierung durch beſondere Aufmunterungs- und Beförderungsmittel, das Genie und die Induſtrie der Nation rege zu machen, erſetzen. Ich werde die vornehmſten dieſer Mittel anzeigen, vorher aber noch einige Betrachtungen über **den Einfluß der Moralität in die Nahrung und das Gewerbe der Menſchen** anſtellen.

Man bemerkt bey der Erdbeſchreibung und Geſchichte, daß diejenigen Nationen, welche am meiſten barbariſch und ungeſittet geweſen ſind, auch die wenigſten Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten des menſchlichen Lebens beſeſſen, und ſich zu verſchaffen gewußt haben, und alſo eben ſo dürftig am Leibe als an der Seele geweſen ſind. Der ehemahlige Grönländer, welcher meinte, es müſſe auch wohl ein Grönländer geweſen ſeyn, der die Welt gemacht habe, welcher wenig Betrachtungen darüber anſtellte, was recht und unrecht iſt, und bey dem man kaum einige Spuren des geſellſchaftlichen Lebens antraf, war nicht darauf bedacht, weder die wenigen Lebensmittel zu erlangen, die ſein dürftiges Land hervor bringen konnte, noch ſie von fremden Orten her zu hohlen, ſondern zehrte ſo lange von einem Seehunde, bis er entweder einen andern fing, oder bis er verhungerte. Der wilde Amerikaner, welcher ſeine Gefangene auffraß, abgelebte Greiſe vollends todtſchlug, und die Kinder hinweg warf, welche ihm nicht anſtanden, aß, kleidete ſich und wohnte eben ſo ſchlecht als er lebte, und ſtreckte ſich lieber müßig unter einem Baume aus, als daß er ſein gutes Land bauete. Die Sache iſt natürlich, und leicht zu begreifen, wenn man ſo wohl über eine geſunde Moralität, als über die Betriebſamkeit der Menſchen ſich die Güter des äuſſerlichen Lebens zu erwerben, einige Betrachtungen anſtellt, und ihren Einfluß in einander erwäget.

Wenn

Wenn der Kalmücke ſein Fleiſch unter dem Sattel gar gemacht, indem er einen halben Tag darauf geritten, und der Deutſche ſeinen Braten am Spieße gebraten und mit Speck und Butter begoſſen hat, ſo ſchmeckt die Mahlzeit wohl einem ſo gut als dem andern. Aber iſt denn auch der Geſchmack des einen ſo fein und gut, als des andern? Die Zufriedenheit iſt eine Tugend und ein Glück, wenn jemand alles das Gute hat, welches ihm zu erlangen möglich geweſen iſt; aber ſie iſt eine Faulheit und Dummheit, wenn er es beſſer haben könnte und ſollte, und es entweder nicht verſteht, oder ſich keine Mühe darum gibt. Wir könnten auch von Eicheln und Kartoffeln leben, allein die Natur hat das nicht gewollt. Die wenigſten Sachen in der Welt ſind bloß zur Nothdurft; das meiſte iſt zur Annehmlichkeit und zum Vergnügen des Lebens erſchaffen. Die Natur wirft ſie hin, wir aber ſollen ſie aufheben und darnach greifen. Und da beſteht nun die Nahrung, das Gewerbe und die Indûſtrie eigentlich darin, daß wir alle Sachen, die zur Erhaltung, Bequemlichkeit und Vergnügen des Lebens gereichen, zu zubereiten, zu erwerben und zu genießen ſuchen. Speiſe, Trank, Kleidung, Wohnung, Hausgeräth, Pracht, Schönheit, tragen insgeſammt etwas bey, uns unſer Leben angenehm zu machen; und je mehr wir von dieſen Sachen haben, je mehr angenehme Empfindungen ſie uns machen, und je mäßiger wir ſie genießen, deſto glücklicher iſt unſer Leben. Ich ſetze voraus, daß wir mit den angenehmen Empfindungen hauszuhalten wiſſen, und uns nicht durch ein kleines Vergnügen einen großen Verdruß zuziehen. Alsdann aber iſt ein bequemes und mit äuſſerlichen Gütern umfloſſenes Leben nicht Weichlichkeit, Wolluſt und Verſchwendung, ſondern weiſer, dankbarer Genuß der Güter der Natur, welchen ihre Abſicht erfordert.

Das menſchliche Geſchlecht macht eine große Geſellſchaft aus; und die Reiche, die Städte, die Dörfer, die Familien, ſind die Glieder derſelben, welche wieder unter ſich in Verbindung ſtehen. Wenn nun ein jeder Menſch in denſelben alles mögliche thut, die äuſſerlichen Güter des Lebens für ſich ſelbſt, und für diejenigen, die mit ihm verbunden ſind, zu erwerben, ſo blühet die Nahrung und das Gewerbe. Der erſte Trieb dazu iſt die Selbſterhaltung. Ein jeder Menſch will leben, er will glücklich ſeyn, und von den äuſſerlichen Gütern ſo viel haben und genießen, als er kennet und ihm zu erlangen möglich iſt. Aber das allgemeine Wohl, iſt das Wohl einer jeden Privatperſon. Er muß alſo nicht allein für ſich ſelbſt arbeiten, ſondern auch für andere, und zum Nutzen der ganzen Geſellſchaft, von der er Schutz, Hülfe und Sicherheit erlangt. Er muß die Obrigkeit, welche das Beſte der ganzen Geſellſchaft beſorget, mit ſeinen Dienſten und Abgaben unterſtützen. Er muß die Leute und Bedienten, welche ſie braucht, Gerechtigkeit, Sicherheit, Ruhe und die gemeine Wohlfahrt zu erhalten und zu befördern, ernähren helfen.

Die Bedürfniſſe der Menſchen, und die Sachen die ihm nützlich ſind, ſind ſehr mannigfaltig. Einige fordert die Natur, andere hat die Kunſt erſonnen; und ein Menſch bedarf davon immer mehr oder weniger, als ein anderer. Keiner kann alles hervor bringen, was er nöthig hat, und was ihm bequem und nützlich iſt. Keiner iſt zugleich Ackermann, Schuſter, Schneider, Tiſchler; denn die Hervorbringung einer jeden nützlichen Sache erfordert eine gewiſſe Kunſt, und wer kann alle dieſe Künſte auf einmahl lernen? Ein anderer der die Sache gelernt hat, macht ſie viel leichter und geſchwinder, als wer dazu nicht geſchickt iſt. Die Menſchen haben alſo die Geſchäfte des Lebens unter ſich getheilt; einer arbeitet immer für den andern.

Du haſt das nicht was andre haben,
Und andern mangeln deine Gaben.
Aus dieſer Unvollkommenheit
Entſpringet die Geſelligkeit.

Gellert.

Der Ackermann bringt ſich ſelbſt ſein Brod aus der Erde hervor; allein, er kann das Brod nicht ſämmtlich verbrauchen, was ihm ſein Acker trägt. Dagegen kann er ſich nicht ſelbſt Schuhe und Kleider machen. Er bedarf alſo den Schuſter und Schneider, daß er ihn kleide; und dieſe haben ihn wieder nöthig, daß ſie von ihm ihr Brod erhalten. Er bringt alſo die Güter des andern, durch ein Aequivalent von Geld, Waare oder Arbeit, an ſich. Ein jeder arbeitet mit für andere, im Grunde aber für ſich ſelbſt, weil er von den Gütern des andern ſo viel wieder bekommt, als er von den ſeinigen weggibt. In dieſen Einrichtungen, welche die Noth und der eigene Vortheil die Menſchen gelehrt hat, liegt eine große Weisheit der Vorſehung, welche ſie unter einander wie die Glieder einer Kette verbunden hat.

Es iſt beynahe kein einziges Product der Natur, welches der Menſch ohne Arbeit nutzen kann, weil wir zu einem thätigen und geſchäftigen Leben beſtimmt ſind. Auch die friſche Luft muß er in ſein Zimmer herein laſſen, wenn er ſie haben will; zu dem Waſſer muß er Brunnen graben und Waſſerkünſte anlegen; die Erde muß er bauen, die Bäume muß er pflanzen, wenn ſie ihm Früchte tragen ſollen. Ein Theil der Menſchen empfängt die Güter der Natur gleichſam aus der erſten Hand. Das thut der Ackermann, der Gärtner, der Bergmann. Dieſe ſind zum Theil ſogleich brauchbar, als: das Obſt, die Hülſenfrüchte, das Fleiſch. Andere überliefert er andern Menſchen, die den Stoff bearbeiten müſſen, damit er nützlich werde. Den Flachs

und die Wolle empfängt von ihm die Spinnerinn, der Weber, der Färber, der Schneider; und ſo gehen ſie durch viele Hände, ehe ſie der Menſch brauchen kann. Ein jeder verdient daran Geld, und in dem Gelde Brod, Kleider, und andere Sachen, die er nöthig hat.

Das Reich der Kunſt hat ſich mit dem Alter der Welt ſehr ausgebreitet, und den Producten der Natur eine mannigfaltige Geſtalt gegeben. Wie ſchön, wie vielfach werden Wolle, Flachs, Seide und Metalle verarbeitet! Wer erſtaunt nicht, wenn er auf eine Meſſe oder auf einen großen Jahrmarkt kommt, und die Menge von Sachen ſieht, welche Menſchenverſtand erſonnen, und Menſchenhände gemacht haben, und die alle zu unſerm Nutzen, Bequemlichkeit und Vergnügen gereichen! Die Künſte, welche die Schönheit, die Pracht, und den Nutzen der Sachen in der Welt ausbreiten und vervielfältigen, ſind nicht überflüſſig und verwerflich. Der Menſch muß nur ſo viel Verſtand und Mäßigung beſitzen, daß er zuerſt auf das Nothwendige, und was zur Ausrichtung ſeiner Pflichten erfordert wird, ſehe; alsdann kann er auch das Bequeme, das Angenehme und Prächtige hinzu fügen. Er muß nicht ſein Kleid mit Gold oder Silber beſetzen laſſen, wenn er kein Brod, und Schulden hat. Aber, wenn ſeine Haushaltung mit allen Nothwendigkeiten verſehen iſt, und er hat alsdann noch übrig, ſo kann er ſein Haus mit Geräthe ſchmücken, und in einem bequemen Wagen fahren, wie es ſein Stand geſtattet. Wohl dem, der ohne Verletzung ſeiner Pflichten die Summe ſeiner angenehmen Empfindungen vergrößern, und ſeinem Leben in der Welt alle mögliche Freude erwerben kann!

Zur blühenden Nahrung und Gewerbe in einem Lande wird erfordert, daß es volkreich ſey, und wenigſtens ſo viel Menſchen umfaſſe, als ſeine Naturalien erhalten können. Denn die Menſchen biethen einander

der die Hand, helfen ſich fort, ernähren einander, wenn ſie bequem bey einander wohnen, und vertheilen ihre Laſten auf viele Schultern. Das Mittel dieſen Zweck zu erreichen, iſt die Glückſeligkeit und der allgemeine Wohlſtand des Landes. Denn die Menſchen ſind wie die Bienen, ſie fliegen dahin wo ſie Weide finden, und der Geruch eines blumenreichen Angers zieht ſie an ſich. Wer wollte nicht gern unter einem Fürſten wohnen, der ein Vater des Vaterlandes iſt, ſeine Unterthanen liebt, ſie ſchonet, ihnen nicht mehr zu thun und zu geben auferlegt, als das allgemeine Beſte des Landes erfordert, und ſeinen ganzen Ruhm und Freude in dem Glücke ſeines Landes ſuchet! Ferner müſſen die Landes-Producte und Naturalien jedes Ortes gehörig benutzet, und davon aller möglicher Vortheil gezogen werden. Iſt in einer Gegend der Boden beſonders fruchtbar, ſo muß der Unterthan daſelbſt ganz Ackermann ſeyn, und auch nicht eine Handbreit ungenutzt laſſen. In Waldungen muß man ſolche Handwerker anſtellen, die das Holz zu allerley Geräthſchaften verarbeiten. Zur Fiſcherey, Viehzucht Flachs- Seiden- und Weinbau muß die Natur Anleitung geben. In Gegenden, die zum Kornbau nicht ſehr geſchickt ſind, kann man Leinen- Wollen-Manufacturen und Eiſenfabriken anlegen, damit die Leute hernach für ihre Waare, dem Ackermanne ſeine Früchte abnehmen. Ein jedes Land muß die größten und gemeinſten Bedürfniſſe des Lebens ſelbſt hervor bringen; folglich muß es ſeinen Acker ſo gut anbauen, als es die Natur deſſelben geſtattet, ſeine Wolle und Flachs, ſo viel als möglich, ſelbſt verarbeiten, die Viehzucht in den beſten Stand ſetzen, allerley Manufacturen, Fabriken und Handwerke unter ſich haben, die Waldungen ſchonen, und die Bäche mit Weiden bepflanzen. Mit den Ausländern muß man zwar gute Nachbarſchaft halten; es iſt aber doch beſſer, daß ſie die Waa-

ren von uns, als daß wir ſie von ihnen nehmen, um ihrer eigenen Güte willen. So gar ein jeder Land-Wirth muß die Lebensmittel und Kleidungsſtücke, die er ſelbſt hervor bringen kann, aus ſeiner eigenen Haushaltung nehmen, und dadurch die Geldausgaben erſparen. Wer irgend durch ſeine Profeſſion Sachen hervor bringt, die allgemein brauchbar ſind, muß ihnen alle mögliche Güte zu geben ſuchen. Seine Producte müſſen von guten Materialien, auf die Dauer, mit Zierlichkeit und nach aller Kunſt verfertigt ſeyn, damit ſie Beyfall und Abgang finden. Denn ſchlechte Waaren verbiethen den Handel, und wer Geld ausgibt, der will gern was gutes dafür haben. Ein jeder muß alſo ſeine Kunſt und Handwerk aus dem Grunde verſtehen, und alle Stümper und Pfuſcher müſſen ſo viel möglich verbannet werden. Verfälſchung der Waare, Uebertheurung, Ungerechtigkeit und Betrug, müſſen für ſchändlich gehalten werden, wie denn auch in der That dieſes alle brodloſe Künſte ſind, die ihren Meiſter nicht ernähren. Es muß ein gewiſſer Wetteifer unter den Kunſt- und Handwerks-Genoſſen erhalten werden, und wer es am beſten macht, muß den Preis davon tragen. Niemand muß müßig ſeyn, und auch niemand ſchlechte Arbeit verfertigen.

Eine gute Oekonomie muß die erworbenen, von der Natur verliehenen und durch das Glück ertheilten, Güter ſo anwenden und austheilen, daß der allgemeine Wohlſtand in Reichen, Städten und Häuſern daraus erwachſe. Niemand muß ſich gewöhnen, Hunger, Blöße, Froſt und Schande darum zu ertragen, weil er ſich keine Mühe geben will, dieſelben zu vermeiden, und lieber arm, als fleißig und geſchäftig, iſt. Jeder muß ſeinem Stande gemäß leben, ſich kleiden und aufführen, nicht darüber und nicht darunter. Keiner muß ſich das Nöthige und Anſtändige entziehen, und dabey Geld ſammeln; keiner aber muß auch haben

wollen,

wollen, was ihm nicht zukommt, und was er nicht bezahlen kann. Unreinlichkeit, Schmutz und Lumpen, müſſen für ſchimpflich gehalten werden. Ein jeder muß einen Ueberſchlag und Plan ſeiner Haushaltung machen, das Nöthige von dem Nützlichen und Angenehmen unterſcheiden, was ihm fehlt, zu erwerben, und was er übrig hat, wohl anzuwenden ſuchen. Iſt die Nahrung knapp, ſo muß man ſich abziehen; iſt ſie reichlich, ſo kann man ſich zulegen; iſt ſie nicht in der Nähe, ſo muß man ſie in der Ferne ſuchen. Weil die Frauensperſonen vornehmlich zur Haushaltung gebraucht werden, ſo müſſen ſie von Jugend auf zu Wirthinnen gezogen, vor koſtbaren Eitelkeiten und Thorheiten bewahret, und gewöhnet werden ſich genügen zu laſſen, und ſich nach des Mannes Einkünften zu richten.

Aber läſſet ſich wohl das alles durch obrigkeitliche Befehle, Landesverordnungen und Polizeyanſtalten bewirken? — Ich glaube es nicht. — Der Faulenzer, der Verſchwender, der Betriezer, weiß denſelben zu entgehen, ſich zu verbergen, und durch allerley Ausflüchte die Geſetze fruchtlos zu machen. Wie kann die Obrigkeit eine jede Haushaltung beobachten, und eines jeden Menſchen Gange nachſpüren? Sie lenket wohl das Schiff durch das Steuerruder, es muß aber auch ein Wind wehen, der es treibt, und ſeinen Lauf beſchleuniget.

Wie der Menſch denkt, ſo handelt er auch, und ſein ganzes Verhalten richtet ſich nach den Grundſätzen, die er einmahl angenommen hat. Bey geſitteten Nationen aber macht die Moralität einen großen Theil ihrer Grundſätze aus; und wir richten uns doch in der Chriſtenheit noch ſo ziemlich darnach, was wir für Recht und Unrecht erkennen, und nicht bloß nach äuſſerlichem Vortheil, Ehre und Vergnügen. Ich verſtehe aber durch die Moralität die Einſichten und Ueber-

berzeugungen der Menſchen von ihrer Pflicht, die ihnen das göttliche Geſetz vorſchreibt, daraus die Entſchließungen daſſelbe zu beobachten, und tugendhafte Geſinnungen entſtehen; und ich bitte meine Leſer um Erlaubniß, beweiſen zu dürfen, daß dieſelbe keinen geringen Einfluß in die Induſtrie, oder in die Nahrung und das Gewerbe der Menſchen habe, und gar viel beytrage, auch die Erwerbung der äuſſerlichen Güter zu befördern.

Wir wiſſen, daß dieſe Güter, Gaben des gütigen Gottes ſind, die er darum unter uns ausgetheilt hat, unſer Leben auf der Welt angenehm und vergnügt zu machen. Er hat auf der Erde gleichſam ein großes Magazin für die Menſchen angelegt, und daſſelbe mit allem verſehen, was zu unſerer Nothdurft und Bequemlichkeit gehört; er füllet es auch ohne Unterlaß wieder an, wenn es einen Abgang erlitten hat. Unſere Schuldigkeit iſt nur zu zugreifen, hinzunehmen und zu genießen, was er uns darbiethet. Er überreicht uns von den meiſten Gütern des Lebens den rohen Stoff durch die Natur. Dieſen ſollen wir bearbeiten, und dadurch zu unſerm Gebrauche geſchickt machen, damit wir unſere Leibes- und Gemüths-Kräfte daran üben, durch ein geſchäftiges Leben uns Vergnügen machen, und die Summe des Guten in der Welt vermehren, damit der Schöpfer ſeine Freude daran habe. Er könnte das Brod ſo gut auf den Bäumen wachſen laſſen, als die Aepfel, aber was hätten wir alsdann in der Welt zu thun, und womit wollten wir uns beſchäftigen? Ein mäßiger Gebrauch und Genuß des Guten in der Welt, iſt Dankbarkeit gegen den Schöpfer, dürftige Trägheit aber eine Verachtung ſeiner Wohlthaten. Ein Chriſt, deſſen Seele durch das Vertrauen auf Gott und die Freude an ihm aufgeheitert iſt, hat eine innerliche Stärke, die ihn zu allen Arbeiten und Geſchäften geſchickt macht. Unzufrie-

friedenheit und Verdruß ſchneidet gleichſam alle Nerven der Seele ab, macht ſie ſtumpf, unthätig und rathlos, und umzieht ſie mit einer Finſterniß, darin ſie nichts finden kann, was ihr heilſam iſt. Aber wer kann ohne die Ueberzeugung von einer gerechten, weiſen und gütigen Vorſehung Gottes, welche die Welt regiert, und ohne das Bewußtſeyn ſeines Wohlgefallens bey den ungewiſſen Abwechſelungen des menſchlichen Lebens wahrhaftig vergnügt ſeyn? Ein munterer, fröhlicher und durch das Vertrauen auf Gott geſtärkter Chriſt wird allezeit, auch in irdiſchen Geſchäften, mehr ausrichten, die Beſchwerden ſeines Standes leichter ertragen, und bey allen Hinderniſſen ſtandhafter bleiben, als ein kleinmüthiger Gottesverächter, welcher ſeine Schwäche fühlt, und von einem höhern Beyſtande verlaſſen iſt. Von heimlichen Betrug, Unterſchleif und Uebervortheilungen, die vor den Augen der Menſchen verborgen bleiben, gleichwohl aber höchſt ſchädlich ſind, und das Wohl der menſchlichen Geſellſchaft untergraben, kann uns nichts abhalten, als die Furcht vor Gott, und die Vorſtellung ſeiner Allgegenwart und Allwiſſenheit. Die Tugend erhebt die Seele zu einem edeln Beſtreben nach Glück und Freude, wozu ſie ein Recht hat, da hingegen das Laſter verzagt und träge iſt, und Unglück fürchtet, welches es verdient. Ich handle aus allen Kräften rechtſchaffen, und verehre die Befehle meines Schöpfers, und alſo habe ich auch Antheil an aller Glückſeligkeit, die er für ſeine gute Geſchöpfe beſtimmt hat. Ich darf mich mit Recht darum bemühen, ich kann dabey ſeines Segens und Beyſtandes verſichert ſeyn, und er wird mir ſo viel davon geben, als mir nützlich iſt. Und nun arbeite, ſchwitze, wache, und beſtrebe ich mich mit frohem Muthe, bin vergnügt und dankbar, wenn ich etwas erwerbe, gelaſſen, wenn ich etwas verliere, und nie verzagt, wenn ich auch die größten

Hinderniſſe vor mir finde. Habet laborans collaborantem Deum.

Es iſt nützlich, ja höchſt nothwendig, daß Regenten die Induſtrie der Nation rege machen und aufmuntern. Die Regierung kann das Genie und die Induſtrie ihrer Unterthanen allemahl bilden, wozu ſie will. Sie hat hierin gleichſam eine ſchöpferiſche Kraft. Sie darf nur ihre Achtung gegen eine Lebens-Art zu erkennen geben, und denjenigen, welche darin etwas vorzügliches leiſten, Belohnungen und Gnaden-Bezeigungen wiederfahren laſſen, ſo wird dieſe Lebens-Art häufig ergriffen werden, und geſchickte Köpfe werden alle ihre Verſtandeskräfte anſträngen, um die Achtung der Regierung auf ſich zu ziehen. Dieſe ſchöpferiſche Kraft haben alle Regierungen, am meiſten aber ein Monarch, welcher gleichſam der Magnet in ſeinem Staate iſt, welcher alles an ſich zieht, und um deſſen Achtung ſich alles bewirbt, welcher folglich durch ſeinen Beyfall die Unterthanen zu allem, wozu er nur will, aufmuntern kann. Wenn alſo die Regierung ihre Achtung für die Kaufleute, Künſtler, Manufacturiers, Fabrikanten, geſchickte und erfahrne Landwirthe zu erkennen gibt; wenn ſie denjenigen, die darin etwas auſſerordentliches und ſehr vorzügliches leiſten, Belohnungen, Gnadenbezeigungen, Titel und Würden angedeihen läſſet, ſo wird es derſelben niemahls fehlſchlagen, das Genie der Nation ſolcher Geſtalt zu bilden, als es zu dem Flor des Nahrungs-Standes erfordert wird. Ueberhaupt haben die Belohnungen in allen Dingen, wo es auf Fleiß und Geſchicklichkeit ankommt, eine ausnehmende Wirkung. Geſetze, Befehle und Strafen können nur in ſolchen Fällen angewendet werden, wo es die Unterlaſſung dieſer oder jener Handlungen betrifft.

Die Titel, welche man den Kaufleuten, Manufactur- und Fabriken-Herren, und Künſtlern ertheilt, müſſen unterdeſſen allemahl mit ihrem Stande ein Verhältniß haben. Die Titel von Commerzien-Commiſſarien und Commerzien-Räthen, wozu man bey denjenigen, die man beſonders vorziehen will, die Benennung von Ober-Commiſſarien und Räthen hinzu fügen kann, ſind hier allemahl ſchicklich. Allein, den Kaufleuten die Titel von geheimen Etats-Juſtitz- und Hof-Räthen zu ertheilen, wie es in vielen Ländern geſchieht, iſt allemahl unſchicklich.

Die vorerwähnten Belohnungen und auszuſetzenden Prämien können den Caſſen des Staates niemahls allzu beſchwerlich fallen. Die Belohnungen müſſen nur bey auſſerordentlichen und wichtigen Erfindungen und Vorzügen ertheilet, die Prämien aber nur in ſolchen Umſtänden des Nahrungsſtandes ausgeſetzet werden, wo ſich noch etwas mangelhaftes zeigt. Die antigallicaniſche Societät in England gibt in Anſehung der auszuſetzenden Prämien ſehr nachahmungswürdige Beyſpiele; und dasjenige, was einer Geſellſchaft von Privatperſonen nicht zu ſchwer fällt, kann wohl den Caſſen des Staates keine zu große Laſt ſeyn. Ich werde, über dieſe Materie ein Mehreres zu ſagen, im Art. Prämie Gelegenheit haben.

Hiernächſt trägt die Art und Weiſe, wie die Jugend erzogen wird, zur Bildung des Genies und der Induſtrie der Nation gar viel bey; und dieſe wichtige Sache ſollten alle Regierungen mehr zu Herzen nehmen, als es gemeiniglich geſchieht. Wenn die Jugend in grober Unwiſſenheit und Aberglauben erzogen wird, ſo kann man freylich dereinſt wenig Genie, Fähigkeit und Geſchicklichkeit in dem Nahrungsſtande von ihnen erwarten. Vielleicht iſt auch hierin eine Urſache des bisherigen ſchlechten Nahrungsſtandes in den ſo genannten eifrig katholiſchen Staaten, d. i. in ſolchen Ländern, wo die Geiſtlichkeit noch ſo viel Gewalt hat, daß ſie den gemeinen Mann in einer groben Unwiſſenheit und Superſtition zu erhalten vermögend iſt, zu ſuchen; und deſto unſchätzbarer und geſegneter iſt der Nutzen, für das jetzige Zeitalter ſo wohl, als inſon-

derheit auch für die Nachwelt, den Joſeph der Weiſe durch die vorgenommene Reformation der Klöſter und Schul- und Erziehungsanſtalten ſtiftet.

Eine vernünftige Freyheit zu denken, die in ſolchen eifrig katholiſchen Staaten gleichfalls gar ſehr mangelt, trägt natürlicher Weiſe zur Bildung des Genies der Nation nicht wenig bey. Ein Gemüth, welches ſich niemahls nach ſeiner eigenen Ueberlegung zu denken unterſtehen darf, noch die Fähigkeit dazu hat, kann wohl ſchwerlich zu neuen Erfindungen und Bearbeitungen, die ein blühender Nahrungsſtand erfordert, geſchickt ſeyn. Dieſes ſcheint auch die Erfahrung zu beſtätigen. Man wird in den katholiſchen Landen in Deutſchland bemerken, daß diejenigen, welche in ihrer Kunſt und Hanthierung etwas vorzügliches geleiſtet haben, entweder ehedem Proteſtanten geweſen ſeyn, welche ſich aus andern Ländern daſelbſt niedergelaſſen, und die Religion verändert haben, oder ſie haben ihren Ruf proteſtantiſchen Geſellen zu danken gehabt, die noch dermahlen in ihrer Arbeit geſtanden haben. Wie viel Joſeph auch, in Anſehung einer vernünftigen Freyheit zu denken, durch die geſtattete Preßfreyheit zum Wohl ſeiner Staaten beytrage, iſt über alle Lobſprüche weit erhaben.

Die Beſchaffenheit des Unterrichtes bey den Innungen und Zünften hat ebenfalls in das Genie der Nation gar großen Einfluß, und hier trifft man in den meiſten Ländern noch ſehr viel Mangelhaftes an. Man ſollte durch öffentliche Prüfung einen Eifer unter den Lehrlingen zur Geſchicklichkeit rege zu machen, überhaupt aber alle Kinder, von den erſten Jahren an, mehr zur Indůſtrie anhalten, und ihnen die Arbeit gewohnt und beliebt machen. Wie dieſes inſonderheit bey der Land-Jugend zu bewerkſtelligen ſey, werde ich weiter unten zeigen.

Endlich muß man auch behaupten, daß der Luxus, welcher aus ſeiner rechten Quelle entſteht, die Indůſtrie befördert. Der Luxus aber entſteht alsdann aus ſeiner rechten Quelle, wenn er durch die Thüre der Commerzien in den Staat eingeht, und wenn er bloß mit Lan-

des-

deswaaren getrieben wird. Alle andere Quellen des Luxus, welche durch Regierungsfehler, oder im Kriege eroberte Reichthümer, wie bey den Römern, in den Staat eindringt, ſind vielmehr das Verderben der Indûſtrie, und ein wahrer Grund der Faulheit; jener Luxus hingegen dient der Indûſtrie auf eine doppelte Art zur Triebfeder. Er unterhält nicht allein die Indûſtrie, und gibt arbeitſamen Händen Beſchäftigung, ſondern, indem es die Arbeiter andern ihres gleichen in dem Luxus gleich thun, und gleiches Anſehen und Vorzug mit ihnen behaupten wollen, ſehen ſie ſich genöthigt, ihren Fleiß deſto mehr anzuſträngen. Kurz, der Luxus iſt, wie ich an ſeinem Orte beweiſen werde, die Wärme des Staatskörpers, welche den Nahrungs-Stand und die Circulation in ſeiner Lebhaftigkeit und Flüſſigkeit erhält.

Es iſt aber zur Beförderung der Indûſtrie nicht genug, Leute, welche ein Handwerk, eine Kunſt verbeſſern, ein vollkommneres Werkzeug, eine bequeme Maſchine, eine nützliche Manufactur erfinden, oder auch ſolche, die durch ihren Verſtand, durch ihr Privatvermögen, die gemeine Glückſeligkeit zu befördern ſuchen, durch verhältnißmäßige Ehrenbezeigungen, durch anſtändige Belohnungen und Prämien aufzumuntern, und in der Thätigkeit zu ſtärken, ſondern die Regierungen müſſen auch dafür ſorgen, daß der Fleiß der Induſtrioſen durch den Gewinn, den ſie aus ihren Bemühungen ziehen, erhalten und vermehret werde. Wenn der Vertrieb oder Abſatz desjenigen, was der Fleiß des Künſtlers hervor bringt, erleichtert und beſchützet wird, ſo kommen die Natur- und Kunſt-Producte in Bewegung; dieſe Bewegung erleichtert und vermehrt die Vortheile des Arbeiters, welches ihn aufmuntert, ſeinen Fleiß, ſeine Geſchicklichkeit, zu verdoppeln, um immer vermogender zu werden. Dieſe Erleichterung des Debites und Vermehrung des Gewin-

winnes, wird durch verſchiedene Mittel erhalten, wovon ich die vornehmſten anführen will.

Das erſte und natürlichſte Mittel zur Erreichung des vorhabenden Zweckes, iſt, den Eingang derjenigen Natur- und Kunſt-Producte directe oder indirecte zu verhindern, welche man im Lande erzeuget, oder fabriciret. Das erſte wird bewirket, wenn der Eingang ſchlechterdings verbothen iſt; das andere, wenn der Eingang mit hohen Impoſten beleget wird.

Das zweyte Mittel beſteht im Verboth der Ausfuhre ſolcher rohen Materien, die im Lande verarbeitet oder verſchönert werden können. Es iſt eine unverzeihliche, die Künſtler niederſchlagende und der Nation höchſt ſchädliche Thorheit, wenn man ausländiſchen Kunſt-Producten den Vorzug, und ihnen einen eingebildeten Werth gibt. Die Regierung muß aber zugleich dafür ſorgen, daß es die inländiſchen Künſtler den Fremden ſo wohl in der Güte, als auch im Preiſe, gleich thun, damit die Aufrechthaltung einiger Manufacturen und Fabriken nicht eine Contribution für die Nation werde.

Das dritte Mittel iſt, die Erwerbung eines recht kindlichen Zutrauens zu der Gerechtigkeit und Billigkeit der Regierung, vermöge deſſen jedermann gewiß und völlig überzeugt ſeyn kann, daß er Herr über ſeine Güter, Vermögen und Perſon iſt, daß er hauptſächlich für ſich und die Seinigen arbeite, und aus keinem andern Grunde zu den öffentlichen Laſten beytrage, als um ſeine Güter und Gerechtſamen deſto ſicherer beſitzen zu können.

Das vierte Mittel, die Induſtrie zu vermehren, beſteht in gelinden, gleichförmigen, gewiſſen Auflagen. Der Regent kann nur in der Maße Auflagen beziehen, nach welchen er die Unterthanen zu bereichern, oder ihnen Quellen, Vermögen zu erwerben, anzuweiſen ſucht; über dieß ſind die Contributionen eine Laſt, welche

welche billig von allen und jeden Unterthanen mit gleichen Schultern getragen werden ſoll.

Hieraus folgt: 1. Daß die Auflagen den Vermögens-Umſtänden und Erwerbungsmitteln jedes Unterthans genau angemeſſen, und mit den Bedürfniſſen des Staates in richtigen Verhältniſſen ſtehen müſſen; denn, ſo bald die Auflagen die Gränzen der Billigkeit und Gleichheit überſchreiten, wird der Unterthan muthlos und faul und geräth endlich in Verzweiflung, oder verläſſet ein Land, in welchem er gemißhandelt wird. 2. Daß die Auflagen gewiß oder beſtändig ſeyn, und jeder Unterthan genau wiſſe, was er zu bezahlen hat, zumahl die willkürlichen und beſtändigen Auflagen nicht allein die Verfaſſung der Unterthanen in Unordnung bringen, ſondern auch den Staatsbedienten ein weitläuftiges Feld zu Bedrückungen und andern Ungerechtigkeiten eröffnen. 3. Daß der Einnahme-Caſſen wenig, und die Art Auflagen zu erheben, leicht und einfach ſeyn müſſe, zumahl die vielen Einnahme-Bedienten und dabey gekünſtelte Einrichtungen, die Laſten vermehren, ohne daß die Regierung dabey gewinnt, mithin nur die Verſorgung müßiger Leute, die in andern Fächern nützlicher zu gebrauchen wären, begünſtiget. 4. Daß die Auflagen auf die erſten Bedürfniſſe ſehr geringe, auf die Bequemlichkeiten mäßig, auf den Luxus oder gemachten Bedürfniſſe ſtark ſeyn, niemahls aber auf die Natur- und Kunſt-Producte, die von Fremden geſucht werden, und auſſer Landes gehen, fallen ſollen.

Das fünfte Mittel zur Vermehrung der Indüſtrie, iſt eine wohleingerichtete in- und ausländiſche Handlung, deren Grundſätze ich im XXI Th. S. 581, ſgg. aus einander geſetzt habe.

Wer die Richtigkeit der vorgeſchlagenen Mittel einſieht, und ſolche zum Glück einer Nation anzuwenden begehrt, der wird auch unerinnert begreifen, daß die in einigen Staaten noch nicht abgeſtellte Verpachtung der Finanzen die Quellen der Indüſtrie vergifte. Iſt es möglich, daß die Väter des Vaterlandes ihre Kinder der Raubſucht, der Plünderung einiger Finanz-Pächter übergeben können, um, wie man vorgibt, zu

den

den Staatsbedúrfniſſen geſchwinde und ſichere Fonds zu finden? Durch dieſes ſo ungerechte als unvernúnftige Verfahren werden einige Blutegel vom Fette der Nation gemáſtet, die ſie nach und nach entnerven, zerſtören, und táglich neue Mittel erſinnen, das Joch zu erſchweren. Man kann als einen Grundſatz annehmen, daß alle Finanzpáchtereyen die Lánder entvölkern, den Handel hemmen, den Credit ſchwáchen, die Felder wúſte, den Kúnſtler verdroſſen, die Indúſtrie verſchwindend machen. Wenn eine Nation, bey welcher der Handel, der Ackerbau, die Kúnſte und Wiſſenſchaften blúhen, glúcklich iſt, ſo ſind es gewiß deren Regenten auch, wofern ſie keine Tyrannen ſeyn wollen; folglich muß man allen Zwang, alle Dienſtbarkeit, alle Bedrúckung von Menſchen entfernen, deren Indúſtrie man aufmuntern und gemeinnúzlich machen will. Wie glácklich wúrden die Nationen ſeyn, deren Regenten den Fleiß, die Geſchicklichkeit, die Redlichkeit, ja alle búrgerliche Tugenden in den Perſonen ehrten und belohneten! Welcher Menſch wúrde ſo frech ſeyn, ſich den gegenſeitigen Laſtern zu úberlaſſen, wenn er verſichert wáre, durch dergleichen ſchándliches Betragen der Gegenſtand des Mißfallens, der Verachtung ſeines Oberhauptes und ſeiner Mitbúrger, zu werden?

Dieſem fúge ich noch einen Vorſchlag hinzu, inſonderheit die Landleute zur Thátigkeit und Beförderung des gemeinſchaftlichen Nutzens zu ermuntern, und die Landjugend zur Indúſtrie zu erziehen. Ein Hauptzug in dem Character ſehr vieler Landleute iſt dieſer, daß ſie nicht leicht vermocht werden können, neue Verſuche in irgend einer Sache zu machen, oder úberhaupt ſich wirkſam zu beweiſen, wenn ſie nicht ſogleich einen augenſcheinlichen Nutzen, als Belohnung ihrer Bemúhungen, vor ſich erblicken. Nun gibt es aber unzáhlige Verbeſſerungen bey dem

Feld=

Feld- und Landbau, welche entweder bloß zum Nutzen des Ganzen abzielen, oder, wo dieſer erſt nach Verlauf einiger Jahre ſichtbar wird. Der Edeldenkende würde ſich ſchon mit dem ſtillen Bewußtſeyn begnügen, etwas zum Nutzen ſeiner Brüder oder Nachkommen beygetragen zu haben, und der Gedanke, daß ihm, ohne ihn zu kennen, die Nachkommenſchaft den Genuß dieſes oder jenes Vortheiles dankt, würde ihm ſchmeichelhaft und Belohnung genug ſeyn. Aber nicht alle denken alſo. Es ſcheint alſo nöthig zu ſeyn, auf Mittel zu ſinnen, dieſer Unthätigkeit und unzeitigen Gewinnſucht bey ſo vielen abzuhelfen, und ſie für den gemeinſamen Nutzen geſchäftig zu machen. Sollte wohl folgendes Mittel nicht geſchickt ſeyn, dieſen Zweck einiger Maßen zu erreichen? Es müßten nähmlich die Vorſteher einer jeden Dorfgemeinde ein richtiges Verzeichniß von allen Verbeſſerungen führen, welche von Jahr zu Jahre an ihrem Orte gemacht worden ſind, und noch gemacht werden; wobey aber auch allezeit diejenigen treulich angemerkt ſeyn müßten, welche entweder ganz oder zum Theil dieſe Verbeſſerungen bewirkt haben. Würde nicht dieſes nun viele andere zu ähnlichen Bemühungen aufmuntern, wenn alle Jahre, an einem beſtimmten Tage, dieſe Verbeſſerungen der verſammelten Gemeinde vorgetragen, der jetzige und künftige Nutzen gezeigt, und diejenigen öffentlich genannt und gerühmet würden, welche man als Verbeſſerer irgend einer zum Landbau gehörigen Sache in dieſer Liſte benannt fände? Wollte man nun hier und da neue Verbeſſerungen oder neue Verſuche machen, den Nahrungsſtand eines Ortes zu verbeſſern, ſo könnte man ſolche, welche ehedem ihren Eifer hierin bewieſen haben, zu Rathe ziehen, und ihre Urtheile darüber hören. Ja, wäre es erweislich, daß jemand ſich vorzüglich ausgezeichnet hätte, ſo müßte man ihm gar gewiſſe Freyheiten ertheilen, etwann gewiſſe Frohnen erlaſſen,

laſſen, oder, wo gewiſſe Stücke Gemeindewieſen, Land ꝛc. an die Nachbarn überlaſſen werden, ihm die Wahl als einem Patrioten laſſen. Wahrſcheinlicher Weiſe würden viele ſich dadurch ermuntern laſſen, alles zum gemeinſchaftlichen Nutzen nicht nur beyzutragen, ſondern auch neue Verſuche zu machen. Denn oft werden die härteſten Köpfe unter den Bauern durch Lob und gewiſſe Vorzüge, die man ihnen vor andern gibt, mehr, als durch die ſtrengſten Vorſchriften, zu unerwarteten Thaten angefeuert. Ein ſolches Verzeichniß der Verbeſſerer des Landbaues, und überhaupt des Ortes, müßte nun auch der Schullehrer jedes Mahl in Händen haben, und bey gewiſſen Gelegenheiten die Beförderer des Nahrungs- und Wohlſtandes des Ortes ſeinen Kindern rühmen, ihnen begreiflich machen, wie viel Geld das Dorf nun jährlich mehr gewinnen könne, durch die Einführung dieſes oder jenen Gewächſes, oder durch die Anpflanzung einer gewiſſen Anzahl Bäume, welche auf vorher nicht nutzbaren Raſenplätzen jetzt grünen, oder durch die Bearbeitung gewiſſer wüſten Oerter zu Land ꝛc. In dem Sohne oder Enkel würde jetzt früh ſchon der Trieb, ſeinen fleißigen Vorfahren ähnlich zu werden, ſich entflammen. Und ſollte es wohl unſchicklich ſeyn, wenn auch bey öffentlichen Leichenbegängniſſen in den Lebensumſtänden der Verſtorbenen mit angemerket würde, was der Ort ihnen an Verbeſſerungen oder neuen glücklich angeſtellten Verſuchen zu danken habe? Sind nicht Fleiß und Patriotismus zwey Pflichten, welche jeder rechtſchaffene Lehrer ohne dieß ſeinen anvertrauten Zuhörern nachdrücklich einſchärfen wird? Gewiß, wenn nicht ſolche oder ähnliche Mittel angewendet werden, den Landmann thätig zu machen, ſo geht er, oft mit ſaurer Mühe, immer auf dem Wege fort, den ſeine Vorfahren betraten, ohne daß etwas mehr gewonnen wird, weil es zu ſchwer hält, ihn von der Nutzbarkeit neuer

Hand-

Handgriffe und Verfahrungsarten bey ſeiner Arbeit zu überzeugen, und weil er immer nur gar zu gern ſogleich den guten Erfolg ſeiner Bemühungen ſehen will.

Die Indûſtrie eines Volkes hängt gewiß größten Theils von der erſten Erziehung ab. Welch ein Unterſchied iſt zwiſchen dem Genie eines Landvolkes, wo ſchon die kleinen Kinder zu allen Handarbeiten, zur Erfindſamkeit in kleinen Künſten, wenigſtens zur Verfertigung des Spielzeuges, gewöhnt ſind, und zwiſchen einem Volke, welches in Trägheit und Unthätigkeit erzogen wird! Dort findet man ein ganz anderes Geſchlecht von Menſchen; Leute, die weit munterer, klüger und vergnügter ſind, die in ihren Gewerben weit beſſere Umſchläge zu machen wiſſen, die auch in armen Ländern, auch bey noch ſo bedruckten Umſtänden, ihr Leben beſſer genießen, und dabey weit patriotiſcher geſinnet ſind, als Leute, die in einem noch ſo fruchtbaren und zu allem Ueberfluſſe ſo bequemen und in aller Betrachtung glücklichen Lande, großen Theils weit armſeliger, unreiner und mißvergnügter leben, von keiner Liebe zum Vaterlande das geringſte wiſſen, und deren ganze Klugheit in nichts als lauernden Tücken beſteht. Vergeblich predigt man den Alten vom Fleiße, vom Patriotismus, und von dem Pflichten des geſellſchaftlichen Lebens. Wie viele Anſtalten der Patrioten zur Vermehrung der Landes-Producte werden den gewünſchten Zweck verfehlen, bis die erſte Erziehung des Landvolkes durch wirkſame Mittel verbeſſert wird!

Zur Erziehung der Landjugend zur Indûſtrie wünſchte ich, daß jeder Schulmeiſter einige Kenntniß von den nöthigſten Handwerken, oder gar einige mechaniſche Geſchicklichkeit zu einer oder andern nützlichen Kunſt, oder wenigſtens einige Begriffe von der Gärtnerey, beſäße. Ein Haupt-Schulmeiſter in größern Dörfern wird zwar kein eigentliches Handwerk treiben können, meines Erachtens aber würde es ihm nicht nur

allenthalben ſehr nützlich ſeyn, und viele Achtung verſchaffen, ſondern es würde auch einen guten Einfluß auf die Schuljugend haben, wenn er z. B. nur das gemeine Feldmeſſen verſtände, oder kleine Modelle von Mühlen und andern Maſchinen, oder Hausuhren machen, oder Taſchenuhren reinigen, oder auch nur etwas drechſeln könnte. In gewiſſen Gegenden würde es eine einträgliche Nebenarbeit für den Schulmeiſter ſeyn, wenn er in Winter-Abendſtunden die erwachſene ſeefahrende Jugend in den Gründen der Steuermanns-Kunſt unterweiſen könnte. So viel hat kein Schulmeiſter in noch ſo großen Schulen zu thun, daß ihm nicht genug Nebenſtunden übrig blieben, darin er entweder in der Muſik ſich üben, oder andere darin unterrichten, oder ſonſt eine ihm bekannte Kunſt üben könnte; z. B. Zeichnen, Glasſchleifen, Lackieren, Buchbinden, Futterale machen, Formſchneiden, und überhaupt ſolche Uebungen, die eben keinen ununterbrochenen anhaltenden Fleiß erfordern, ſondern in Neben-Stunden zur Luſt getrieben werden könnten. Ohne Zweifel würde ein ſolcher Schulmeiſter dem Lande weit nützlicher ſeyn, als einer, der ſich in die Proceſſe des Landvolkes miſchte, oder ſonſt ſeine leere Stunden mit thörichten Grillen ausfüllte.

Zur bequemen Einrichtung des Schulweſens auf großen Dörfern wünſche ich nicht nur geräumige, luftige, dabey abgeſonderte, und durch eine Thüre vereinigte Schulſtuben für die Knaben und Mädchen, oder auch für kleine und große Schulkinder, daneben auch bequeme Anſtalten bey jeder Schule zur Reinlichkeit der Kinder, wie auch Tafeln und Abbildungen der Buchſtaben und Zahlen, ja gar, wo es möglich iſt, große auf Breter geklebte Landkarten an den Wänden; ſondern auch, indem ich wünſche, daß ein Schulmeiſter etwas Luſt und Verſtand zu der Gärtnerey haben möchte, ſo fordere ich in dieſer Abſicht, daß bey jeder

Schule

Schule ein geräumiger Garten ſey, worin der Schulmeiſter Gelegenheit habe, den größern Knaben die Anlegung und Wartung einer Baumſchule, das Pfropfen, Oculiren, Ablactiren, Copuliren und Beſchneiden der Bäume, das Beſchneiden lebendiger Hecken, die Beſtellung der nöthigſten Küchengewächſe, die Bereitung der Gartenerde, u. d. gl. zuweilen zu zeigen. Dieſes würde ackerverſtändige Leute, auch gute Holz-Bauern bilden. Alsdann (und wenn auch vernünftige Maße und Ordnung hierin gehalten würde,) hätte ich nichts dagegen, wenn auch in einigen abwechſelnden Stunden die Kinder zu ihrer eigenen Luſt und Aufmunterung ihm in dem Garten einige kleine Handreichung leiſteten; wenn z. B. die Schulmädchen ihm ein Gartenfeld gäteten, und dazwiſchen einen Geſang ſängen, oder zur andern Zeit Gartenſamen zu ſammeln und zu verleſen hülfen, und die Knaben auch nach ihren Kräften, aber nicht mehr, als zum nützlichen Vergnügen, ihm einige Handreichungen in dem Garten thäten.

Wie nützlich würde es für ein Dorf ſeyn, wenn auch die Frau des Schulmeiſters Geſchicklichkeit und Luſt hätte, auf die Mädchen einige Mitaufſicht zu führen, ihnen Handarbeiten oder Hausarbeiten zu zeigen, die ſie in ihrer Aeltern Häuſern nicht ſehen, und überall ſie zur Reinlichkeit, Hausordnung und zu kleinen Verſuchen von Geſchäften geſitteter Häuſer zu ermuntern! Eine ſolche Frau würde aller Ehre würdig ſeyn. Auch würde es den Mädchen auf ihre künftige Lebenszeit höchſt nützlich ſeyn, wenn eine erfahrne Frau im Dorfe ſie zuweilen zu kleinen Hausdienſten aus der Schule fordern, und ihnen dagegen zeigen würde, Früchte zu trocknen, Apfelbier zu brauen, Birnen- Flieder- oder Pflaumen-Mus zu kochen, u. ſ. w.

Nach meiner Idee müßten ſelbſt unter den Schul-Stunden nicht alle Kinder mit den Händen müßig

 ſeyn.

ſeyn. Wenn nähmlich der Schulmeiſter, an ſtatt der ſonſt gewöhnlichen Buchſtabier-Methode, einen kleinen Schriftkaſten auf Pappe gezeichneter Buchſtaben hätte, und durch öffentliche Vorzeigung der Buchſtaben, Sylben, Wörter, Ziffern, wie auch durch das Buchſtabieren vorgeſprochener Wörter ꝛc. gleichſam ein Spiel für die kleineren Kinder veranſtaltete, wenn das viele ſo genannte ſtille Ueberlernen der Kinder unterbliebe: ſo könnten manche Kinder dazwiſchen ſtricken (knütten), Schnüre flechten (*), u. ſ. f. Dieſes könnte von einigen geſchehen, indem ein Stück der heil. Schrift, oder ein Stück der Glaubenslehre, oder eine bibliſche Geſchichte laut vorgeleſen, und darnach durchgefraget, oder den kleinen Kindern ein bibliſcher Spruch, ein Gebeth, ein Stück eines Geſanges u. ſ. f. durch wiederhohltes lautes Herſagen beygebracht wird. Ueberhaupt glaube ich, daß in demjenigen Theile der Schulzeit, da die Kinder nicht ſonſt ihre Augen und Hände zum lauten Leſen, Schreiben, Rechnen, nöthig haben, ihre Hände nicht ganz müßig ſeyn dürften.

Die Neben-Schulmeiſter, beſonders wenn ſie ſonſt kein Eigenthum beſitzen, hätten wohl zu ihrem eigenen Unterhalte ein kleines Nebenwerk nöthig. Es verſteht ſich freylich, daß ſie während den Schulſtunden es nicht ſo treiben, daß die Schularbeit ſelbſt darüber verſäumet würde. Aber ſie haben viele Neben-Stunden, viele ganz freye Tage im Sommer. Gewiß iſt es beſſer, wenn ſie fleißige Leute, als wenn ſie Müßiggänger ſind. Man hat wohl ſonſt zur beſſern Verſorgung der Neben-Schulmeiſter, an einem gewiſſen Orte den Vorſchlag gethan, daß ſie ſich etwas auf die Land-Chirurgie legen möchten; dieſer Mein-

ung

(*) Inſonderheit laſſen ſich aus Pferdehaaren allerley nützliche Sachen, als: Haarbeutel (ſ. Th. XX. S. 530, f.), Hand-Schleifen ꝛc. welche mit Nutzen in den Städten verkaufet werden können, flechten.

ung aber bin ich nicht. Der Bauer auf geringen Dörfern barbiert ſich ſelbſt, oder ſeine Frau thut es. Die Wundarzeneykunſt aber, und die ganze Arzeney-Wiſſenſchaft muß keine Pfuſcher haben. Ich ſehe nicht, warum nicht ein Neben-Schulmeiſter ganz füglich z. B. ein Schneider, Leinweber, Strumpfweber, Korbmacher, Stuhlmacher, Schachtelmacher, Siebmacher, Bürſtenbinder, Drechsler, oder dergleichen, seyn könnte. Es würde gewiß der Jugend nützliche Aufmunterungen geben, wenn er auch nur kleine hölzerne Geräthſchaften zu verfertigen geſchickt, erfindſam und fleißig wäre.

Mein Wunſch geht weiter. Vernünftige Schul-Meiſter und Kinderfreunde ſollten die Kinder ermuntern, zu Hauſe und bey dem Hüten des Viehes, k eine Handarbeiten zum Spiele zu machen, die einer dem andern ablernen würde; z. B. geſchnittene und gebeitzte Stöcke von Haseln und Dornen mit Figuren auf dem Knopfe, kleine Körbe, geflochtenes Binſenwerk, Strohteller, Strohhüte, Netze, Rohrpfeifen, Puppen, Drachen, Kinderwägen, Kinderſchlitten, kleine Schiffe, Vogelbauer, geſtrickte Bälle, Peitſchen-Schnüre, u. d. gl. Vernünftige Aeltern müßten, wenn ſie ſähen, daß ihre Kinder zu irgend einem Spiel-Handwerke Luſt hätten, ihnen kleine Geräthſchaften dazu ſchenken. Wenn ſie nun Proben ihrer Künſte dem Schulmeiſter zeigten, und derſelbe ſie, wenn ſie auch noch ſo roh wären, dafür lobte, mit kleinen Bildern, etwas rother Tinte, einer Farbenmuſchel u. d. gl. belohnte, ſo würde das Nacheiferung erwecken, und es würde ein Mittel ſeyn, kluge und erfinderiſche Köpfe zu bilden. Wie manches groſe Genie auf dem Lande wird vor der Geburt erſticket!

Endlich wünſche ich auch noch, daß der Jugend, es ſey von einem muſikverſtändigen Schulmeiſter und Organiſten, oder auch von einigen eigentlich dazu be-

ſtellten Muſikanten, (welche dafür das Privilegium, bey Hochzeiten aufzuwarten, genießen könnten,) Luſt zur Muſik beygebracht würde, wäre es auch nur ein Lied auf einer gemeinen Flöte, Querpfeife, Schalmey ꝛc. zu blaſen, oder ein Hackbret, eine Strohfiedel, oder ſonſt das leichteſte Inſtrument gebrauchen zu lernen. Shakeſpear's Anmerkung: „Wenn ihr einen „Menſchen ſehet, der gar keine Empfindung von „der Harmonie der Töne hat, trauet ihm nimmer, „ſeine Seele iſt ſo finſter wie die Hölle,“ iſt eine gewiſſe Wahrheit. Und was iſt abſcheulicher, als das Geheul tückiſcher Bauern? Man ſage dazu, was man will; genug, ich halte die Muſik für ein nothwendiges Mittel zur Verfeinerung der menſchlichen Empfindungen und Gemüther. Hierbey wiederhohle ich den Wunſch, welchen ſchon Andere gethan haben, daß geſchickte Liederdichter von Geſchmack mehr auf leichte Lieder, nach der Sprache des Landvolkes, von gutem moraliſchen Inhalte, nicht bloß geiſtliche moraliſche Lieder, ſondern auch auf muntere und angenehme Lieder zum Zeitvertreib, kleine Land-Romanzen, ländliche Liebeslieder, natürliche Kinderlieder ꝛc. nach den leichteſten und munterſten Melodien gewöhnlicher, ſonſt abgeſchmackter, Landlieder bedacht ſeyn möchten.

Ich gehe weiter. Ich verlange, daß auch die Spiele der Landjugend ihnen zu ſtarken Leibesübungen und Aufmunterungen des Geiſtes, und auch zum Wetteifer kleiner Künſte, dienen ſollen. Auf den Kirchhöfen und Dorfplätzen müſſen ſie in den Zwiſchen- und Feyerabend-Stunden frey ſpielen, Ball ſchlagen, den Drachen ſteigen laſſen, mit dem Bogen und Armbruſt ſchießen, ſchleudern, u. d. gl. Wo bequeme Gelegenheit dazu iſt, müſſen ſie oft baden und ſchwimmen; es hat keine Noth, daß ſie dabey ertrinken, weit eher, wenn ſie mit Zwang davon abgehalten werden. Wenn ich mir eine ſolche muntere, geſchäftige,

ige, liebreich erzogene Landjugend vorſtelle, wie ſie bey Feyerabenden und Feſttagen ſich (nach Art der Haller=iſchen Alpenbürger) auf dem großen Platze verſam=meln, bald in ſtarken Spielen wetteifern, bald in fröh=lichen bunten Reihen tanzen, bald in getheilten Chö=ren luſtige, dabey aber geſittete, Lieder ſingen, ſo falle ich beynahe in eine poetiſche Entzückung.

Ich weiß noch ein Spiel, welches ich den Land=Knaben am liebſten gönnen möchte, wenn nähmlich ein Beurlaubter oder Invalide, der ein Kinderfreund wäre, die geſchickteſten unter ihnen, in den Spielſtun=den, in den leichteſten Soldaten=Bewegungen übte, daß ſie z. B. ſich ſtellen, wenden, marſchiren, und mit hölzernem Gewehre manoeuvriren, die größten aber mit Feuergewehre nach dem Ziele ſchießen lern=ten. Dieſes würde, wenn es nur erſt eingeführt wäre, ihr angenehmſtes Spiel ſeyn; es würde Leibesgeſchick=lichkeit, Ordnung, Ehrbegierde einflößen, vielleicht auch gar einige Funken patriotiſcher Tugenden auf=blaſen. An Feſttagen, nach dem Gottesdienſte, müß=ten ſie, gleichſam als eine kleine Land=Miliz, mit ih=rer Dorf=Muſik, mit ihren eigenen Trommeln und Pfeifen, einige mit uniformen Kitteln, mit bunten Cocarden oder Sträuchen an den Hüten, mit ſelbſt verfertigten hölzernen Degen und Flinten, und Fähn=lein, aufziehen, und von den Zuſchauern aufgemun=tert werden. Wenn dergleichen Spiele auf dem Lan=de eingeführt wären, würde daſſelbe nicht ſo viele ſteife, ungelenkſame Klötze zu Recruten liefern. — Doch ich verliere mich zu weit von meiner Abſicht.

Ich muß endlich auch noch berühren, was ver=nünftige Landprediger, wenn ſie nicht durch die bisher=igen Hinderniſſe ſchlechterdings davon abgehalten wer=den, zur Beförderung der Erziehung zur Induſtrie etwann beytragen könnten. Ich ſpreche nicht von der Hauptpflicht des Predigtamtes, von der Unterweiſung

der Jugend in der Religion, und von der Aufſicht, welche ſonſt über andere Schulübungen zu führen iſt; dieſes alles verſteht ſich von ſelbſt. Auch ſetze ich einen Prediger voraus, der da weiß, daß er keine ſeufzende Faulenzer, ſondern arbeitende Chriſten erziehen helfen ſoll. Jeder, noch ſo feiner Hang eines Predigers zum fanatiſchen und zum phariſäiſchen Weſen richtet, ſo wie in allen Stücken, und inſonderheit in Anſehung des Chriſtenthumes ſelbſt, ſo auch bis zu Verhinderung der Indûſtrie eines Ortes, unglaublichen Schaden an.

Der Haupt-Einwurf, welcher hiergegen von Einigen gemacht werden könnte, möchte der gewöhnliche politiſche Grundſatz ſeyn: daß die Handwerke allein in den Städten getrieben werden müßten, und daß es zum Verfall der Städte gereichen würde, wenn die Landleute dazu gewöhnet und gar zu erfindſam gemachet werden ſollten. Ich habe dieſe Materie im Art. Dorf-Handwerker, im X Th. S. 405, fgg. erörtert. Meiner Meinung nach, müßten zwar die feinern Künſtler und zunftmäßigen Handwerker nur in den Städten wohnen; und was der Landmann zum Luxus haben will, und dann einige wenige nothwendige Bedürfniſſe, Eiſen- und alle metallene Geräthe, Theer, Pech, Thran, und was die Handlung aus fremden Ländern liefert, das muß er gegen ſeine Waaren, die er nach der Stadt bringt, wieder heraus hohlen; ſonſt aber halte ich es für ungeziemend, wenn der Landmann ſo gar ſein hölzernes Hausgeräth, ſeine tägliche gemeine Kleidungsſtücke, und was ihm ſeine eigene Handarbeit ſchaffen kann, aus Faulheit, Dummheit und Uebermuth aus der Stadt hohlet; dagegen verdient die Frugalität eines Landmannes immer Lob. Selbſt die Einwohner in den Städten würden es mit Danke erkennen müſſen, wenn ſie von dem Lande geſchicktere und gelehrigere Dienſtbothen und Lehrburſchen

ſchen bekämen; die zunehmende Indůſtrie, und mithin auch die Wohlfahrt des Landes, würde nothwendig auch den Flor der Städte befördern.

12 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1769.

v. Juſti Policeywiſſenſchaft, 1 B. Königsb. und L. 1760, 4. S. 687, fgg.

Hrn. geh. R. v. Pfeifer Grundriß der wahren und falſchen Staatskunſt, 1 B. Berl. 1778, gr. 8. S. 200, fgg.

Polizey der Induſtrie, oder Abhandlung von den Mitteln, den Fleiß der Einwohner zu ermuntern, welcher die kön. großbritanniſche Societät d. Wiſſ. 1766 den Preis zuerkannt hat, verfaſſet von Phil. Pet. Guden. Braunſchw. 1768, 8.

Von der Indůſtrie der Landeseinwohner in auswärtigen Ländern, ſ. den Art. Holland-Gänger, im XXIV Th. S. 417, fgg.

Inevuca, ſ. unter Roche.

Infam, aus dem Lat. Infamis, Fr. Infâme, ehrlos, unehrlich, nennt man denjenigen, der ſeine Ehre oder ſeinen guten Nahmen verloren hat, es ſey nun nach den Geſetzen, oder nach der allgemeinen Meinung des Publicum. Daher Infamie, L. Infamia, Fr. Infamie, die Ehrloſigkeit, die Unehrlichkeit, der Zuſtand einer durch die Geſetze für ehrlos erklärten, oder in den Augen des Publicum für ehrlos geachteten Perſon; und die Strafe der Ehrlosmachung, wenn jemand von der Obrigkeit für ehrlos erkläret, oder unehrlich und zum Schelm gemacht wird.

Vergrößerungsweiſe ſagt man im familiären Styl infam, an ſtatt: garſtig, unreinlich, unanſtändig. Er logiert in einer infamen Gaſſe, in einem unreinen, garſtigen, engen Gäßchen, wo lauter ſchlechte Leute wohnen. Das iſt eine infame Leinwand, d. i. von äuſſerſt ſchlechter Beſchaffenheit. Das Kleid ſieht infam, ſchändlich, aus.

Man muß infam und Infamie, oder ehrlos und Ehrloſigkeit oder Unehrlichkeit, nicht mit anrüchtig und Anrüchtigkeit verwechſeln. Jene entſteht nach den Rechten in einer bürgerlichen Geſellſchaft, theils aus einer ſchändlichen, und die natürlichen und bür-

ger-

gerlichen Geſetze verletzenden That, allein und an ſich ſelbſt, theils aber zwar auch daraus, doch nach einer beſondern Anmerkung, welche deshalb die bürgerlichen Geſetze entweder unmittelbar, oder aber vermittelſt richterlichen Ausſpruches, geben, und dadurch der Perſon theils ihren ehrlichen Nahmen überhaupt, theils ihre beſondere Achtbarkeit, welche ihr ſonſt der Unterſchied der Stände in einem Staate gibt, abſchneiden. Daher unterſcheidet man in den Rechten Infamiam facti und Infamiam iuris. Infamia facti, Fr. Infamie de fait, entſpringt aus einer an ſich ſelbſt verunehrenden Handlung, welche ihren Urheber, nach dem Urtheile aller ehrliebenden Leute, um ſeinen guten Nahmen bringt, oder wenigſtens anrüchtig macht, ob gleich kein ausdrückliches Geſetz die Strafe der Infamie auf eine ſolche Handlung geſetzt hat. Infamia iuris Fr. Infamie de droit, hingegen gründet ſich auf die Autorität der Geſetze. Durch die ſchändliche und unzuläſſige That ſelbſt, werden ehrlos, ohne daß es eben die Geſetze, oder ein rechtlicher Ausſpruch, bemerket hätten, vorſetzliche Bankerottier, churf. ſächſ. Polizeyordn. v. J. 1577, Tit. 23, §. 1. 2, die deshalb nach der leipz. Handelsordn. Tit. 22, mit einem gelben Hute einher gehen ſollen; Concubinen und Concubinarii, nach dem Reichs-Abſch. v. J. 1530, Tit. 33, Polizeyordn. v. J. 1550 ꝛc. Durch die Rechte werden unmittelbar wegen der ſchändlichen That für ehrlos und infam gehalten: Soldaten, welche infam gemacht worden; Hurenwirthe; öffentliche Huren; Leute, die ſich wiſſentlich doppelt in ein Ehe-Verlöbniß eingelaſſen haben; Ehebrecher; unchriſtliche Wucherer; Perſonen, die einen beſchwornen Vergleich wieder anfechten und brechen; Notarien, welche wiſſentlich verbothene Inſtrumente machen. Mittelbar und durch richterlichen Ausſpruch werden und können infam gemacht werden: Calumnianten; Prævari-

varicatores, d. i. Sachwalter, welche mit dem Gegen-Parte colludiren, oder welche auf beyden Achſeln tragen; diejenigen, welche Unzucht begangen haben; Diebe; Räuber; Injurianten; Betrieger, welche bey Vormundſchaften, in Geſellſchafts-Contract, bey Vollmachten, deponirtem oder anvertrauten Gute untreu gehandelt haben, und deſſen überwieſen werden.

Die Strafe der Infamie, welche dem Menſchen alle Ausſicht raubet, auch in der fernſten Zukunft durch aufrichtige Reue, durch ein edles, gutes, thätiges, zum Beſten der bürgerlichen Geſellſchaft angewendetes Leben, die Geſellſchaft wieder mit ſich auszuſöhnen, und das Andenken, den Flecken ſeines Verbrechens auszulöſchen, kann, wenn ſie gehäuft wird, der Geſellſchaft ſehr ſchädlich werden. Sie kann nicht aus Verbrechern gute Menſchen, und würdige, nützliche Glieder der Geſellſchaft machen. Vielmehr muß der ehrlos gemachte Böſewicht, wenn er aus der Geſellſchaft, aus aller Theilnehmung mit ihr ſich ausgeſchloſſen und verſtoßen ſieht, nothwendig ihr Feind werden. Er wird einer Geſellſchaft, die ihn auf ewig verfolgt, auch unauslöſchlichen Haß ſchwören; er wird ſie ſeine Rache fühlen laſſen, und wo er nur immer kann, ſelbſt bey minder als gewöhnlichem Grad der Wahrſcheinlichkeit der Strafloſigkeit, ihre Ruhe ſtören. Infamie alſo, anſtatt den Endzweck aller Strafen, nähmlich Verhütung der Verbrechen, zu erreichen, wirkt vielmehr das Gegentheil; ſie befördert, ſie vermehrt die Verbrechen. Alle ehrlos gemachte Verbrecher irren umher, und hören nicht auf die öffentliche Ruhe zu ſtören, bis der Tod, oder undurchdringliche Gefängniſſe, ihre Rache begränzen. Es iſt über dieß, die ſchwerſten Verbrechen ausgenommen, mit den Geſetzen der Menſchheit unvereinbar, unſern Mitmenſchen auf ewig zu brandmarken, ihm ſelbſt die Rückkehr zur Tugend zu verſchließen, und zu einer Zeit, wo er ſein

Verbrechen durch edle, nützliche Handlungen wieder vergütet und aufgewogen hat, ihm, wenn er uns aus dem Abgrunde die Hand biethet, die unſrige zu verſagen, ſondern, fühllos gegen ſeine reuige Thränen, ihn darein zurück zu ſtoßen.

Das Reſultat aller dieſer Sätze iſt, daß ein Geſetzgeber die Strafe der Infamie nur auf ſolche Verbrecher, bey denen alle Hoffnung zur Reue und Beſſerung verloren ſcheint, auf die ſchwerſten Verbrechen, und auf ſolche, welche die Folge einer niederträchtigen Seele, einer ſchändlichen Geſinnung, und einer kalten überlegten Bosheit ſind, einſchränken müſſe; und daß ſie bey ſolchen Verbrechen, die, wie z. B. die ſo genannten fleiſchlichen Verbrechen, ihren Grund in menſchlicher Schwachheit, oder in raſcher Hitze, im Temperament, in Unbeſonnenheit, in der Verwirrung eines einzigen Augenblickes, haben, nicht anwendbar ſey.

Nach dem Reſcript an das Criminal-Collegium, wegen Erkenntniß auf die Strafe der Infamie, *d. d.* Berlin, d. 10 Jul. 1756, welches in der Edictenſamml. v. J. 1756, No. 64, befindlich iſt, ſoll den zur Feſtung, Zucht- oder Arbeitshauſe condemnirten Inquiſiten, Fama ausdrücklich reſerviret, und wenn ja das Verbrechen ſo beſchaffen wäre, daß ſolches, den gemeinen Rechten nach, eine Infamie nach ſich zöge, dagegen mehrere Jahre zur Feſtung oder Zuchthaus-Arbeit erkannt werden.

Ob gleich der Landesherr einem jeden ehrlos gewordenen, und inſonderheit auch Handwerksmanne, den ehrlichen Nahmen und Famam wieder reſtituiren kann, ſo will doch dieſes ſowohl, als die Auslöſchung aller Anrüchtigkeit, und alle Legitimation der Landesherrſchaft, von den Handwerkern für ungültig geachtet werden, und ſie ſuchen daher doch Schwierigkeiten zu machen, ſolche Perſonen an- und aufzunehmen. Ueber dieſes nun ſo wohl, als über die übrigen eigenmächtigen Anrüchtigkeiten, welche die Handwerks-Zünfte erdacht, oder

oder doch, ihrer Wirkung nach, der Infamie gleich geachtet, und ſonſt ſehr weit ausgedehnt, oder zum Aufruhr und zur Auftreiberey gemißbraucht haben, eifert inſonderheit die neueſte Reichs-Satzung Art. 13. Denn die Handwerker haben die Ehrlosachtung unter ſich ſelbſt, von langen Zeiten her, noch viel weiter und ſtrenger durch ihre beſondere Artikel und Gebräuche, welche auch öfters beſtätigt worden ſind, ja ſo gar auf die Uebertretung ihrer Statuten, geſetzt und ausgeübet; ingleichem, wenn die Aeltern ehrlos werden, ſolches auch auf die Kinder wider alle Billigkeit, ja wohl gar die Ehrloſigkeit des einen Theiles unter Ehe-Leuten auch auf den andern zu bringen geſucht, oder kurz, denjenigen für ehrlos, oder der Ehre ihr Mitglied zu ſeyn, für einen ehrlichen Meiſter, Geſellen, oder Jungen zu gelten, oder angenommen zu werden, unfähig geachtet, und ihn daher entweder nicht zu den Rechten dieſer Perſonen bey ihrem Handwerke laſſen, oder ihn, wenn er ſie ſchon gehabt hat, derſelben wieder entſetzen wollen, wenn eine That bekannt geworden iſt, die ſie nur für ſchändlich, oder ehrlos machend, unter ſich erklärt haben, ob ſie es auch gleich ſonſt an ſich nicht war; oder wenn jemand nur mit einer infamen Perſon eine natürliche oder willkürliche Gemeinſchaft hatte, oder von einem andern des Handwerkes nur geſcholten und für unehrlich erklärt worden war, u. ſ. f. Dieſes hat man nun zwar nicht für eine Infamiam facti oder iuris auszugeben ſich getrauet; man hat aber doch bey den Handwerkern, da ſie einmahl eine beſondere Ehrenachtung und Ehrſamkeit in dem Staate mit den Zunftrechten erhalten hatten, anfänglich ſo viel nachgeſehen, daß ſie wenigſtens unter ſich ihrer Ehrlos-Erklärung alle die Wirkungen zugeeignet haben, welche ſonſt Infamia facti und iuris hatten. Denn ungeachtet ſolche Perſonen ſonſt im Staate ehrliche Leute waren und blieben, ſo hat man ſolche doch

bey

bey den Handwerkern für ehrlos gehalten, wenigſtens als Anrüchtige, oder ſolche angeſehen, die einen Flecken an ſich hätten, welcher ihnen nicht verſtattete, unter gewiſſen Leuten fortzukommen, und welcher ſie verhindere, daß ſie nicht zu andern ehrlichen Verrichtungen berechtigt ſeyn oder werden könnten. Sonſt aber iſt anrüchtig ſeyn, und Anrüchtigkeit, wenn jemand wegen einer entweder wahrhaftig unfläthigen, oder wohl ſonſt guten und nützlichen, oder nur nach der Meinung der Menſchen unfläthigen und verächtlichen Lebensart, oder wegen eines ſolchen Zuſtandes, darein er durch Unglück oder Geburt geſetzt worden iſt, z. E. die Knechtſchaft, oder von Knechten herkommen, nur verächtlich, und beſonderer Ehren unwürdig geſchätzet, keinesweges aber des allgemeinen ehrlichen Nahmens beraubet, oder für ehrlos und für einen ſchändlichen Menſchen gehalten wird. Die Rechtsgelehrten haben es daher nur levem maculam, oder nur notam levis maculæ, genannt, inſonderheit, wenn man an jemand gleichſam noch ein Merkmahl derjenigen Verächtlichkeit erblicken wollen, darin ſeine Vorfahren, oder eine Perſon, mit der er in Gemeinſchafe iſt oder lebt, oder als wann dieſe etwann nur der Vorfahren wegen eine ſolche Notam an ſich hätte. Dahin denn nun insgemein die Abdecker, Caſtratores, Schweinſchneider, Scharfrichter, und Häſcher, gerechnet werden. Aus Verwirkung aber hat man auch wohl die Verſchwender (Prodigos), die auſſer der Ehe gebornen (Spurios), die Zöllner, die Nachtarbeiter, öffentliche Spieler, ingleichem die Leibeigenen, oder von Leibeigenen herſtammenden, darunter gerechnet, und bey dieſen allen römiſche Geſetze, deutſche Sitten, und päpſtliche Rechte und Rechtsmeinungen, unter einander gemenget, ja Meinungen und Irrthümer des gemeinen Mannes, in die Rechte gemiſchet, Infamiam aber öfters mit der levi macula verwechſelt, nachdem etwann ein oder an-

derer Rechtsgelehrte geſinnet geweſen iſt, und die Sache angeſehen hat. Man darf ſich alſo auch nicht verwundern, wenn die Handwerker anrüchtige Perſonen, endlich wenigſtens bey ihnen, und in Anſehung ihrer Zünfte, für ehrloſe, oder der Ehre, ihr Mitglied zu seyn, unwürdige Perſonen, ja endlich gar bey ihrem Diffamiren, Schänden und Schelten, die von ihnen beſcholtenen für infam überhaupt gehalten, und ſie als ſolche behandelt haben, zumahl da ihre Gewohnheiten und Gebräuche für Geſetze gehalten wurden, und bey dem allen der Vorwand gebrauchet wurde, die Handwerke, als Geſellſchaften ehrbarer, ehrengeachteter, ſiegelmäßiger, ſchöppenbarer, rechts- und gerichtsfähiger Leute, müßten an Ehren und Leumund als freye Leute ſo rein ſeyn, als wenn ſie von Tauben geleſen wären. Daraus entſtand nun eben die der Infamie und Ehrlosmachung, wo nicht immer, doch bey vielen gleiche Anrüchtigkeit der Handwerker, vermöge welcher ſie nicht nur 1. diejenigen, welche ein Verbrechen verübet hatten, weder zur Zunft lieſſen, noch darin duldeten, ſondern ausſtießen; 2. keinen von unechter Geburt; 3. keinen, der eine auſſer der Ehe geborne, oder eine Perſon, welche zu Falle gebracht worden war, heurathete, 4. oder der von den ehemahls als Heiden, oder ſonſt den andern Deutſchen, inſonderheit aber Franken und Sachſen verhaßten Wenden und Slaven herſtammete, 5. oder etwas verächtliches und ſchändliches that, oder von ſolchen Aeltern herſtammete, oder mit einem ſolchen umging, aß, oder trank, oder etwann einmahl ein gleiches that, in der Zunft litten oder dazu lieſſen, ſondern auch 6. alle diejenigen als ehrlos und eben ſo anrüchtig hielten, welche eine Innung, ein Handwerk, ein Meiſter, ja auch nur ein oder mehrere Geſellen, wegen einer nichtswürdigen Sache, oder wegen Uebertretung ihrer Gebräuche, geſcholten und für ehrlos erklärt hatten; als woraus eben die

Diffamation, die Auftreiberey, und der Aufſtand, nicht weniger eines Handwerkes unter verſchiedenen Zünften allerley Trennungen und Secten entſtanden ſind, da eine die andern für anrüchtig hält, und deswegen die Geſellen und Meiſter der einen nicht bey der andern zugelaſſen werden. Es iſt zwar endlich, da die Thoren ſelbſt viele üble Folgen dieſer ihrer zu hoch getriebenen Ehrlichkeit fühlten, eines und das andere gemindert, und die Beſtrafung mit Gelde beliebet worden; allein, in vielem iſt es doch lange Zeit ſo geblieben. In dieſem Zuſammenhange nun haben inſonderheit die erſten alten kaiſerlichen Handwerke, welche Zunft-Rechte erhielten, und in die Städte gezogen wurden, wie auch geſchenkte Handwerke waren, inſonderheit theils andere damahls noch unzünftige Profeſſions-Verwandte, theils auch, da dieſe ebenfalls zünftig wurden, anfänglich aber auch auf dem Lande nur, oder im Kriege, und unter den, den Stadtbürgern aufſätzigen Edelleuten, und zwar noch von den Leibeigenen getrieben wurden, für anrüchtig, unehrbar, und nebſt ihren Kindern, ihres Handwerkes oder ihrer beſondern Gemeinſchaft für unfähig, und dieſer Ehre unwürdig, erkläret; nähmlich: die Müller, Bader, Leinweber, Todtengräber, Schäfer, Pfeifer, Trompeter, Barbierer, Zöllner, Landgerichts- und Stadt-Knechte, Scharfrichter, Gerichts-Frohn-Thurm- und Feldhuter, Nachtwächter, Bettelvögte, Gaſſenkehrer, Bachſtecher (*). Denn von dieſen Hanthierungen wollten ſie keine, auch nicht deren Kinder, zum Handwerke laſſen. Ja, ob es ſich gleich mit einigen darin änderte, weil, wie die Barbierer, welche ſich auf die Wundarzeneykunſt legten, die Trompeter und Pfeifer, welche die Muſik excolirten, und ohne dieß

(*) d. i. Leute, welche ſich zu Ausräumung der heimlichen Gemächer brauchen laſſen.

dieß für keine Handwerker, ſondern für freye Künſtler geachtet werden, und endlich die Künſtler überhaupt vornehmer ſeyn wollen, was auch etwas künſtliches iſt, ſolche Achtung leicht, vermöge einer natürlichen Neigung der Seele erlanget, die Zöllner aber Diener großer Herren wurden, und nur aus einer affectirten Nachahmung der jüdiſchen Staats- und Kirchen-Sitten unter den Chriſten gehaſſet wurden, ob ſie gleich keine Zoll-Pächter waren, und was etwann noch mehr Veränderungen hierin verurſachte: ſo blieb doch dieſe Anrüchtigkeit eine lange Zeit noch in Anſehung der Müller, Leinweber und Bader, bis es endlich durch die Reichsgeſetze mit Ernſt abgeſchaffet wurde. Eben ſo iſt auch die Anrüchtigkeit der Wenden und Slaven nach und nach eine Chimäre geworden; die leichfertigen Diffamationen und Auftreiberehen aber ſind auch, nebſt andern unvernünftigen Anrüchtigkeiten der unehelichen Kinder, ingleichem derer, die eine Geſchwächte heuratheten, und was dergleichen Dinge mehr ſind, inſonderheit in der neueſten Reichs-Satzung, v. J. 1731, ſcharf verbothen, und nur noch etwas weniges von einiger Anrüchtigkeit, in Anſehung der Schinder und Scharfrichter, gewiſſer Maßen mit einiger Wirkung zugelaſſen worden. Indeſſen dauern doch noch an einigen Orten, ſo wohl viele von dieſen Mißbräuchen der Anrüchtigkeit, als auch diejenigen, die unter verſchiedenen ſo genannten Secten der Handwerker einer Arbeit herrſchen. Von dieſen Mißbräuchen und Vorurtheilen, und den dagegen ergangenen Verordnungen, habe ich im XXI Th. S. 502, f. gehandelt. Ich habe daſelbſt erwähnt, daß durch einen neuern Reichsſchluß, v. J. 1772, auch ſo gar die letztere Ausnahme in Anſehung der Schinder aufgehoben worden, und den Kindern der Waſenmeiſter, Schinder, und Abdecker vergönnt worden iſt, Handwerke zu lernen, ſie mögen die Abdecker-Arbeit ſchon getrieben

haben, oder nicht, wenn nur in letzterm Falle die Ehrenhaftmachung vom Kaiſer, oder aus kaiſerlicher Gewalt, oder von der Landesherrſchaft, vorher geſchehen iſt. Wohin auch das kön. preuß. Edict, wegen Abſtellung einiger Mißbräuche bey den Handwerkern, *d. d.* Berlin, d. 24 März 1783, gehört; in welchem, Art. 7, zum Beſten des Staates und der Menſchlichkeit hinführo geſtattet und zugegeben wird, daß die Kinder und Abkömmlinge der ſo genannten Waſenmeiſter und Abdecker, welche die verwerfliche Arbeit ihrer Aeltern noch nicht getrieben haben, noch treiben wollen, zu den Handwerken und andern Geſellſchaften, ohne daß es einer Legitimation bedürfe, zugelaſſen werden, mithin die Söhne ſolcher Leute von den Handwerksmeiſtern, gleich anderer redlicher Leute Kindern, in die Lehre genommen, und für handwerks: auch der Meiſterſchaft fähig angeſehen werden, die Töchter aber, ohne den geringſten zu befürchtenden Vorwurf, ſich an Handwerksleute und andere ehrliche Perſonen verheurathen können.

Von der Ausſchließung der unehelichen Kinder von Zünften und Gewerken, und daß dieſer Mißbrauch von der geſetzgebendeen Macht gänzlich abzuſchaffen ſey, ſ. Th. XXV, S. 829, fgg.

Infans, ſ. Kind.

Infant, (der) die Infantinn, Fr. Infant, Infante, eine aus dem Lat. Infans, noch in Spanien und Portugal übliche Benennung der königlichen Kinder männliches und weibliches Geſchlechts, die Erbprinzen ausgenommen; denn der Erbprinz in Spanien wird Prinz von Aſturien, und der in Portugal, Prinz von Braſilien, tituliret. Daher man auch ehemahls die Appanage, welche einem ſolchen Prinzen oder Prinzeſſinn gegeben wurde, Infantaticum, oder Infantaticum genannt hat. So wurde z. B. eine gewiſſe Gegend in Spanien, welche aus den Städten Alcozer, Salmeron,

Val

Val de olivas und verſchiedenen Burgaden beſteht, und den Titel eines Herzogthumes führt, ehemahls gemeiniglich den Infanten zur Appanage gegeben, und heißt daher Infantado.

Infante, (Zuckerbrod à l') ſ. unter Zucker=Brod.

Infanterie, aus dem Franz. Infanterie, Soldaten zu Fuß, das Fußvolk, die Fußvölker; ehemahls die Fußgänger oder Fußknechte genannt; im Gegenſatze der Cavallerie oder Reiterey. Im Ital. Infanteria, Fanteria.

Ob wir gleich dieſes Wort zunächſt unſern Nachbarn abgeborget haben, ſo iſt es doch, ſeinem Urſprunge nach, ein gutes altes deutſches Wort, welches von dem noch in Niederſachſen üblichen Fänt Vent, ein junger unverheurather Menſch, und in weiterer Bedeutung ein Diener, ein Soldat zu Fuß, abſtammet. Das Isländ. Fant, das Ital. Fante, das Dän. Fiant, und das Schwed. Fant, haben eben dieſelbe Bedeutung mit dem Niederſ. Vent, und ſind ohne Zweifel auch mit dem Lat. Infans verwandt. Mit dem vorgeſetzten Ziſchlaute iſt Swein, im Angelſ. Swain, im Engl. und Suend im Däniſchen, ein Jüngling, beſonders ein junger Liebhaber. Siehe Trabant, welches ſeiner letzten Hälfte nach gleichfalls hierher gehört.

Infanticidium, ſ. Kinder=Mord.

Infel, oder Inful, L. Infula, Fr. Infule, hieß bey den alten Römern ein Hauptſchmuck der Pontificum oder oberſten Prieſter. Nach des Feſtus Bericht waren die Infulæ wollene Franſen und Troddeln, womit man die Prieſter, vornehmlich diejenigen, welche Opfer verrichteten, ausſchmückte. Viele Schriftſteller verwechſeln unrichtig die Infula mit der Mitra, Tiara, oder Mütze, welche die Prieſter trugen. Die Infula war eigentlich ein wollenes Band oder Bändchen, welches denjenigen Theil des Kopfes, welcher bis zu den Schläfen mit Haaren bewachſen iſt, bedeckte, und woran auf jeder Seite zwey Zipfel oder Schnüre (L. Vittæ) herab hingen, mit denen jenes quer über den Kopf gehendes Band zugeknüpfet wurde. Die Infula

war bey den Prieſtern das, was bey den Königen das Diadem war, nähmlich ein Zeichen ihrer Würde und Autorität. Das Diadem war platt und breit, die Infel aber geſchlängelt und rund. Mit der Infel wurden auch die Opferthiere, (indem ihnen dergleichen zwiſchen die Hörner gebunden wurden, von denen auch Vittæ an beyden Seiten bis an die Knie des Thieres herunter hingen,) wie auch die Tempel ſelbſt, ausgezieret. Noch mehr aber waren die Infulæ auch Zierrathen der hohen obrigkeitlichen Perſonen, als: der Bürgermeiſter, der Statthalter, und Anderer. Wie denn auch wohl einige Kaiſer mit ſolcher Infula beehret wurden, ob ſie gleich das Amt ſelbſt, welches dieſelbe bedeutete, nicht bekamen, mithin nur ſo genannte Titulares wurden. Allein, es wurde dergleichen auch ſelbſt den Kaiſern in den Titeln mit beygeleget, und ihre Hoheit daher Infula maieſtatis genannt.

Noch heut zu Tage wird der Haupt-Schmuck, den die Erzbiſchöfe und Biſchöfe zu tragen pflegen, ſo wohl bey großen Solennitäten, wenn ſie in ihrem Pontifical-Habite erſcheinen, als auch über ihren Stiftswapen, eine Infel, oder Inful, genannt. Es hat derſelbe die Geſtalt einer hohen Mütze, (daher er auch mit mehrerm Rechte die Biſchofsmütze, als der Biſchofshut, genannt wird,) welche grün iſt, oben ſpitzig zugeht, daſelbſt offen iſt, und an jeder Seite einen breiten Streif mit ſechs Quaſten herunter hängen hat. Von den zwey ſpitzig zugehenden Blättern, ſoll das eine die Bedeutung des alten, das andere aber des neuen Teſtamentes haben. Einige Aebte, auch einige Stiftsherren, welche von dem Papſte das Vorrecht erhalten, biſchöfliche Ehrenzeichen, und alſo auch die Inful, zu tragen, werden daher Infulati, oder infulirte Aebte, genannt.

Die Art, wie die Biſchöfe ihren Wapen die Biſchofsmütze und den Biſchofsſtab, als Zeichen ihrer Würde, beyfügen, ſtellt Fig. 1696 dar.

Von den Infeln, und deren Gebrauche, ſ. *Schmeitzel* de coronis tam antiquis quam modernis, Sect. 4. C. 4. p. 202, und *Adr. Stegerus*, in diſſ. de Infulis, ſacræ dignitatis inſignibus.

Infibuliren, L. Infibulatio, Fr. Infibulation, das Zuheften und Ringeln der Geſchlechtsglieder, heißt eine bey verſchiedenen afrikaniſchen und aſiatiſchen Völkern übliche Operation, welches die Erhaltung der Keuſchheit zur Abſicht hat. Es wird nähmlich den Knaben die Vorhaut oben und unten vorwärts gezogen und durchgebohrt; in die gemachten Löcher aber wird, nachdem ſie ſich genarbet haben, ein Ring geſteckt, welcher ſo lange an Ort und Stelle bleiben muß, als es demjenigen, der die Operation befohlen hat, gefällt; zuweilen das ganze Leben hindurch. An Mädchen geſchieht das Infibuliren, ſo bald ſie auf die Welt gekommen ſind. Gewiſſe von der Natur getrennte Theile werden durch eine beſondere Art Naht, wozu man ſich eines Fadens von Amiant bedienen ſoll, ſo nahe an einander gebracht, daß nur eine ganz kleine Oeffnung für die natürlichen Ausleerungen übrig bleibt, das Fleiſch an beyden Seiten aber nach und nach zuſammen wächſt, ſo daß im Brautſtande erſt eine neue Inciſion geſchehen muß. Bey einigen Völkern wird es nicht zuſammen genähet, ſondern es wird nur ein Ring durchgeſteckt, welcher bey Unverheuratheten nicht abgenommen werden kann, bey Verheuratheten aber mit einem Schloſſe verſehen iſt, wozu allein der Mann den Schlüſſel hat. Siehe auch Neſtelknüpfen, und italiäniſches Schloß.

Inflammation, die Entzündung; diejenige Erſcheinung, da eine verbrennliche Materie ſich entzündet, oder in Flammen ausbricht.

Figürlich bedeutet Inflammation eine Schärfe und Hitze, die ſich an einem oder andern Theile oder

Gliede des thieriſchen Körpers äuſſert, wenn das Blut in den kleinern Gefäßen ſtockt, und wegen des übrigen darauf ſtoßenden Blutes eine größere Wärme in demſelben Theile entſteht, worauf derſelbe von auſſen roth wird, und gemeiniglich etwas anſchwillt. Jede Inflammation endigt ſich auf eine oder die andere von dieſen viererley Arten: entweder ſie zertheilt ſich allmählich, oder es wird ein eiterndes Geſchwür daraus, oder es entſteht eine Verhärtung, oder der entzündete Theil ſtirbt völlig ab. Siehe Entzündungs-Krankheiten.

Informator, ſ. Hof-Meiſter.

Infrau, ſ. Inmann.

Inful, ſ. Infel.

Infundibulum, ſ. Trichter.

Infundiren, L. infundere, Fr. infuſer, aufgießen, beſteht, in dem allgemeinſten Verſtande genommen, darin, daß man zuſammengeſetzte Körper in eine Feuchtigkeit bringt, welche dazu beſtimmt iſt, daß ſie entweder in der Kälte, oder mit Beyhülfe einer gelinden und ſtets geringern Wärme, als die bey dem Aufwallen iſt, ſich mit einigen Beſtandtheilen dieſer Körper anfüllen ſoll. Das Infundiren iſt eine der vorzüglichſten Arbeiten bey der Zerlegung der Körper durch Auflöſungsmittel, eben ſo gut als das Abkochen, von dem ſie als der erſte Grad angeſehen werden kann.

Man nimmt das Infundiren aus verſchiedenen Abſichten vor. Hauptſächlich aber kommt es darauf an, daß leicht zu entwickelnde oder auflösliche Theile in einem Körper ſeyn. Wenn nun dieſe von den andern, die ſich ſchwerer entwickeln, zu ſcheiden ſind, ſo bedient man ſich des Infundirens, und nicht des Kochens, weil durch letzteres auch die ſchwer auflöslichen und ſchwer zu entwickelnden Theile heraus gezogen werden. Wenn man z. B. Färberröthe nimmt, und dieſelbe mit heißem Waſſer infundiret, alsdann eine Zeitlang warm digeriret, ſo bekommt man eine

ro-

rothe Brühe. Kocht man aber die Färberröthe mit Waſſer, ſo wird man gewahr, daß die rothe Farbe immer mehr und mehr abnimmt, und ſich in ein unangenehmes Röthlichgelb verwandelt. Unterſucht man die Urſache dieſer Veränderung, ſo findet man, daß durch das lange Kochen die ſauer-erdichten Theile entwickelt werden, wodurch die erſtern, welche als ſchleimichte mit etwas Saueröhlichtem verbundene Theile anzuſehen ſind, verändert werden, und alſo eine andere Farbe bekommen. Man gebraucht demnach das Infundiren nicht allein bey Körpern, welche riechen und flüchtige Theile enthalten, ſondern auch da, wo lauter feuerbeſtändige ſind, wo aber immer ein Theil leichter, als der andere, ſich entwickeln läſſet, und wo jede Art von dieſen Theilen beſonders erhalten werden ſoll.

Das Infundiren wird mit wäſſerigen, ſpirituöſen, öhlichten, ſauern oder alkaliniſchen Feuchtigkeiten verrichtet, je nachdem es die Beſchaffenheit der Materien, die man ihm unterwirft, und die Beſchaffenheit der Beſtandtheile, welche man aus ihnen ausziehen will, erfordert. Es geſchieht gemeiniglich, um Arzeneymittel dadurch zu bereiten, denen man den Nahmen **Infuſionen**, oder **Aufgüſſe**, L. Infuſa, Fr. Infuſions, gibt. Es werden nicht allein vegetabiliſche Körper dazu genommen, ſondern man macht auch aus thieriſchen Materien, als: Bibergeil, Cochenille ꝛc. mit Waſſer, und aus metalliſchen Subſtanzen, als: dem Eiſen, mit Eſſig oder Wein, Aufgüſſe. Aus dem Gewächsreiche ſind es vorzüglich die gewürzhaften Pflanzen, und andere riechbare Materien, welche man infundiret, wenn man ihren riechbaren Beſtand-Theil behalten will, in welchem ihre Kraft beſteht, und welcher allezeit ſo flüchtig iſt, daß er bey der Siedehitze ſich zerſtreuen und verlieren würde. Damit man nun dieſe flüchtige Beſtandtheile deſto beſſer be-

halte, muß man nur die geringſte Wärme, die zum Ausziehen erfordert wird, anwenden, und dieſe Aufgüſſe in Phiolen, oder andern Gefäßen, welche man genau verſtopfen kann, bereiten.

Die vermittelſt des Infundirens ausgezogenen Beſtandtheile ſind, nach der Art des Auflöſungsmittels, mit welchem man es verrichtet, von ſehr verſchiedener Beſchaffenheit. Das reine Waſſer nimmt den Grundſtoff des Geruches, oder Spiritus Rector, und ſalzichte, ſeifenartige, ſchleimichte, ausziehbare Theile in ſich. Der Weingeiſt löſet den Spiritus Rector, die weſentlichen Oehle, die harzichten Materien, welche ein Oehl von der Art der weſentlichen Oehle zum Grunde haben, und den größten Theil der ſeifenartigen Subſtanz, auf. Dieſe mit dem Weingeiſte verfertigten Aufgüſſe führen, vorzüglich in der Apothekerkunſt, den beſondern Nahmen Tincturen, zuweilen auch Eſſenzen, Elixire u. ſ. f. ſo wie ſie ſich durch ihr äuſſerliches Anſehen, Geſtalt und Conſiſtenz, von einander unterſcheiden. Die Oehle löſen den Spiritus Rector und die öhlichten Materien auf, von welcher Art ſie immer ſeyn mögen. Die Säuren und die Alkalien löſen die erdichten Theile der Pflanzen und beynahe alle ihre andere Beſtandtheile auf; allein ſie verbergen und verändern dieſelben, und verurſachen durch dieſe Verbindung, daß ihre Kräfte merklich anders ausfallen; ſie werden daher zu dieſen Arten von Extractionen wenig gebraucht.

Die Subſtanzen, welche ausgezogen werden ſollen, werden vorher gröblich zerſtoßen, oder zerſchnitten, in eine Phiole oder in eine ſteinerne Kruke geſchüttet. Soll die Extraction mit Waſſer geſchehen, ſo gießt man dieſes kochend über die in der etwas erwärmten Kruke befindlichen Species, verbindet das Gefäß mit einer Blaſe, und ſtellt es an eine gelinde Wärme. Die Infuſionen, zu welchen Wein kommt,

hei-

heißen arzeneyiſche Weine, Vina medicata. Sollen ſie aus Waſſer und Wein beſtehen, ſo gießt man das Waſſer zuerſt kochend auf die Species, und nachher den Wein kalt hinzu, und läſſet dieſes, feſt verbunden, eine Zeitlang in einer gelinden Wärme ſtehen. Iſt Wein allein vorgeſchrieben, ſo muß dieſer kalt aufgegoſſen, und hernach digeriret werden. In dieſem Falle kann man, ehe der Wein aufgegoſſen wird, die Species mit etwas kochendem Waſſer einbrühen, alsdann den Wein hinzu gießen, und die verbundene Kruke in das Marienbad ſetzen. Dieſes muß der Apotheker aber nur alsdann thun, wenn es der Vorſchrift des Arztes nicht gerade zuwider iſt. Denn ſonſt, wenn dieſes Mittel nicht innerhalb 1 oder 2 Tage fertig ſeyn darf, kann man den Wein kalt aufgießen, und an einem kalten Orte, wohl verſtopft, 5 bis 6 Tage ſtehen laſſen.

Nachdem die Infuſion lange genug, nach der Vorſchrift des Arztes, in der Wärme geſtanden hat, oder kalt digerirt worden iſt, läſſet man dieſelbe durch ein leinenes Tuch laufen, ohne ſie ſtark auszudrücken. Sie muß darauf eine Weile ruhig ſtehen, damit die Theilchen, welche ſie trübe machen, zu Boden ſinken, und ſie ganz hell und klar abgegoſſen werden kann, weil ſie ſonſt dem Kranken beym Einnehmen leicht Ekel erregen könnte.

Infuſion, L. Infuſum, Fr. Infuſion, ein flüſſiges Arzeneymittel, welches entweder in der Kälte, oder in einer ſehr gelinden Wärme, welche nie bis zu dem Grade des Kochens ausgedehnet werden muß, einige Beſtandtheile zuſammen geſetzter Subſtanzen in ſich genommen hat. Siehe den vorhergeh. Artikel.

Infuſions=Thierchen, L. Animalia infuſoria. Da dieſer Nahme in den neuern Zeiten mancherley kleinen, nur durch das Vergrößerungsglas wahrzunehmenden, und in verſchiedenen Feuchtigkeiten ſich zeigenden Thierchen

chen beygeleget worden iſt, hat der erlangiſche Hr. Prof. Müller das letzte Thiergeſchlecht, welches der Ritter Linné Chaos genannt hat, darunter begriffen, jedoch auch eine Art beſonders mit dieſem Nahmen belegen wollen. Hr. Staatsrath Müller *) behält auch den Nahmen Infuſions-Thiere, oder belegt vielmehr eine beſondere Claſſe der Würmer mit dieſem Nahmen, und erinnert, wie die meiſten derſelben bloße Gegenſtände des Vergrößerungsglaſes wären, und daher auch von Einigen mikroſkopiſche Weſen genannt werden. Doch ſoll man dieſe zwey Nahmen nicht für gleichbedeutend, oder als Synonymien, annehmen, indem es Infuſionsthierchen gibt, welche man auch mit bloßen Augen ſehen kann, hingegen aber auch außer den Infuſionsthierchen andere, die man allein durch Hülfe des Vergrößerungsglaſes erblicken kann. Warum der Ritter dieſes Geſchlecht Chaos, und Houttuyn Thiere der Verwirrung, genannt habe, ſcheint zweifelhaft zu ſeyn. Eine Verwirrung könnten dieſe Thierchen machen, da man noch nicht weiß, wofür man ſie halten ſolle; oder ſie ſind Chaos, als ein Urſtoff, woraus fernere Bildungen entſtehen können. Alle hieher gehörige Thierchen ſind freye, einförmige, auflebende, ungemein kleine Körperchen, an welchen ganz und gar keine Gliedmaßen wahrgenommen werden können; daher auch die Abtheilung derſelben in verſchiedene Arten, und die Merkmahle, wodurch eine von der andern unterſchieden ſey, ſchwerlich genau zu beſtimmen und anzugeben ſind. Linné hat 5 Arten dieſer Thierchen angenommen.

Die erſte nennt derſelbe Chaos redivivum, filiforme, vtrinque attenuatum, und im Deutſchen Kleiſter-Aal, oder Kleiſter-Aelchen. Hierunter verſteht man alle die-

(*) Vermium terreſtrium & fluviatilium, ſeu animalium infuſoriorum, helminthicorum & teſtaceorum non marinorum, ſuccincta hiſtoria, Auct. *Oth. Frid. Müller*. Hafn. & Lpſ. 1773. gr. 4.

diejenigen Geſchöpfe, welche in verdorbenem Eſſig, Buchbinderkleiſter, Stärke, Sauerteige u. d. gl. gleichſam durch eine lebendig machende Kraft aus einem vieljährigen Tode, nach vorhergehender Einweichung, Erwärmung und Gährung, entſtehen. Wenn dieſe Thierchen aus der Näſſe in das Trockne verſetzet werden, ſterben ſie, und würden auch niemahls wieder aufleben, wenn ſie nicht über kurz oder lang, durch zugebrachte neue Feuchtigkeit und Gährung, ein neues Leben erhielten; und dergleichen Sterben und Leben kann in dem nähmlichen Thierchen mehrmahls abwechſeln, und es kann ſolches Spiel, nach Willkür der Menſchen, mehrmahls wiederhohlet werden. Wenn ſie todt ſind, kann man ſie ganz und gar nicht wahrnehmen; wenn ſie aber leben, erſcheinen ſie, unter dem Vergrößerungsglaſe, als fadenförmige, an beyden Seiten zugeſpitzte Schlängelchen oder Aelchen, welche in einem Tropfen Waſſer hurtig herum ſchwimmen, und ein ſonderbares Schauſpiel darſtellen, über dieß Eyer und lebendige Junge von ſich geben, und ſich zuſehends häufig vermehren. Wenn man dieſe Aelchen durchſchneidet, verſchütten ſie oft 100 Junge, deren jedes in einem Ey eingeſchloſſen iſt, welche aber ſofort heraus kriechen, und, gleich den Alten, leben, herum ſchwimmen und wachſen. Andere, vielleicht mehr zufällige als beſtimmte Umſtände haben die Beobachter dieſer Thierchen noch angemerkt, daß z. B. die Eſſig=Aale ſehr lang, und aus zwey, parallelen, dunkeln Linien, mit dazwiſchen kommenden durchſichtigen Körpern, zu beſtehen ſcheinen; ingleichem, daß dieſelben einen doppelten oder geſpaltenen Schwanz darſtellen, und daß die Anzahl der enthaltenen Eyerchen oder Jungen zuweilen nur geringe, ein ander Mahl aber ſehr groß ſey. Die Beſchaffenheit des Vergrößerungsglaſes, und das mehr oder weniger gewöhnte Auge, müſſen bey allen dieſen Unterſuchungen

in Erwägung gezogen, und daher muß nicht alles ſogleich geläugnet werden, was ein Anderer nicht wahrgenommen hat. Man muß hierbey der Herren Baker, Needham, Röſel, Ledermüller, von Gleichen, Müller, und Göze, und Anderer neuere Beobachtungen nachleſen. Uebrigens kann man dergleichen Aelchen nicht zu allen Zeiten, auch nicht in jedem Kleiſter, Sauerteig und Eſſig, finden und wahrnehmen. Je älter und ſauerer alles dieſes iſt, worin ſie ſich aufhalten, je gewiſſer wird man ſie antreffen.

Der unermüdete und glückliche Naturforſcher, Hr. Paſt. Goeze, äuſſerte, im 1 St. des Naturforſchers, S. 25, f. die Muthmaßung, daß die Kleiſter=Aale eine von den Eſſig=Aelchen ganz verſchiedene Art wären. Der Abt zu Caſanova, D. Roffredi, hat ſolches in ſeiner Abh. über die Entſtehung der Würmer im gichtigen (rhachitiſchen) Getreide (Bled rhachitique) und im Mehlkleiſter, welche in der Samml. brauchbarer Abhandlungen aus des Abt Rozier Beobachtungen über die Natur und Kunſt, 1 B. die 5te iſt, beſtätigt. Unter andern hat er gezeigt, daß Ledermüller die Eſſig=Aelchen, und die im Buchbinderkleiſter befindlichen, aus Mangel eines guten Mikroſkopes, und alſo ohne Grund für einerley gehalten habe.

Roffredi fand im Kleiſter 4 verſchiedene Arten von Aelchen. Seine Methode den Kleiſter zu bereiten, und zur Erzeugung der Aelchen fruchtbar zu machen, iſt vielleicht die einzige, welche unter allen Umſtänden und zu allen Jahrszeiten gelingt. Die erſte Art iſt am häufigſten zu finden, die 3 übrigen ſeltener. Bey der erſten hat er den Unterſchied des Geſchlechtes, und ſo gar ihre Begattung wahrgenommen. Die zweyte Art bringt nie lebendige Junge zur Welt, und legt bloß Eyer, iſt kleiner als die erſtere, und hat einen längern Schwanz. Die dritte kann man füglich die allgemeine nennen, weil man ſie auch in dem brandigen und gekeimten Getreide antrifft. Ihr Schwanz geht ſpitziger zu, als bey den Aelchen in den reifen Körnern des gichtigen Weitzens. Der Beobachter will ſo gar 2 Zitzen bemerkt haben. Er hält ſie gleichwohl nur für Eyerlegende. Die vierte Art iſt überaus klein, und wird ſelten gefunden. Dieſe Aelchen ſind der Länge nach von den Jungen der übri-

gen

gen Arten nicht wohl zu unterſcheiden; ſie ſind aber viel dünner, und bewegen ſich auch weit lebhafter, als jene.

Von der Aehnlichkeit und dem Unterſchiede der Kleiſter- und Eſſig-Aale heißt es überhaupt: 1. daß dieſe letztern eben ſo wohl lebendige Junge gebären, als auch Eyer legen; 2. daß bey dieſen der Schwanz viel länger und feiner, und ihre Bewegung auch unendlich lebhafter, als bey jenen, iſt; 3. daß dieſe bey dem Anfange des Schwanzes eine kleine hervor ſtehende Zunge haben, welche ſie aber auch zurück ziehen können; 4. daß ſie innerlich in Anſehung der Lage der Eingeweide den Kleiſter-Aalen ähnlich ſind.

Die Beſtätigung der meiſten dieſer Erfahrungen, hat Hr. Paſt. Göze durch ſeine eigene Beobachtungen über die Kleiſter-Aale gefunden, und die Art und Weiſe, wie er zu den Kleiſter-Aalen gekommen iſt, iſt ſehr ſeltſam. Er berichtet davon, im 9 St. des Naturforſchers, S. 180, fgg. Folgendes:

„Es war der 26 Sept. 1775, da mir Hr. Juſtitzrath Mahling (*) in Kopenhagen, ein ſehr geübter und erfahrner Beobachter, etwas vertrockneten Kleiſter mit darin zugleich vertrockneten Aalen überſchickte. Des andern Morgens gegen 7 Uhr that ich ihn in ein Gläschen, und goß etwas lauliches Waſſer darauf, da denn gegen 12 Uhr ſchon einige Aelchen lebendig waren, ſich aber noch ſehr langſam bewegten. Des andern Tages waren ſchon mehrere vorhanden, die in dem Waſſer herum ſpielten, und die Todten ſchwammen wie weiße gerade Fäſerchen im Waſſer herum, von denen einige ganz ohne Bewegung waren, andere zuckten, andere ſich ſchon etwas mehr zu bewegen ſchienen. Ich habe ſie durch meine ſtärkſte Vergrößerungen in einem reinen Waſſertropfen, den ich ganz flach ziehen konnte, um dadurch die Bewegungen des Thieres etwas zu hemmen, genau beobachtet, und folgende Umſtände an ihnen entdeckt: 1. Sie ſchienen zu der erſten Art des Roffredi zu gehören.

(*) Fr. Chr. Mahlings Schreiben aus Kopenhagen, v. 27 März 1759, die Betrachtung einiger Infuſionsthierchen betreffend, ſt. im 25 St. der Fränk. Samml. Nürnb. 1759, 8. S. 45—56, und in den von C. H. Mengel aus dem Däniſchen überſ. Oeconom. Gedanken, 2 B. 2 Th. Kopenh. und L. 1760, gr. 8. S. 121—125.

hören. 2. Ich habe darunter einige mit lebendige Jungen im Leibe, andere mit Eyern angetroffen, und bey dem Kaiſerſchnitt wahrgenommen, daß die Jungen eben ſo ſchneckenförmig, als bey den Eſſig-Aalen, in eine zarte netzförmige Haut eingeſchloſſen waren, aus welcher ſie, faſt auf gleiche Art heraus zu kommen, ſich bemüheten, und wenn ſie ſolche zerriſſen hatten, muthig fortſchwammen. 3. Ich habe bey ihnen folgende Unterſcheidungszeichen in Abſicht der Eſſig-Aale bemerkt. Die Kleiſter-Aale ſind weit kürzer, und nach dem Kopf-Ende zu dicker, als die Eſſig-Aale. Der Kopf iſt kolbenförmig zugerundet, und oben auf dem Rücken haben ſie einen runden dunkeln Schild, der mit einem weißlichen Zirkel eingefaßt iſt. Die Bewegung iſt weit langſamer und ungeſchickter, als bey den Eſſig-Aalen. So geht auch der Schwanz bey jenen nicht ſo ſpitzig zu, als bey dieſen. 4. Eine der artigſten Wahrnehmungen war dieſe, die ich zuletzt anführen will, und womit ſich diesmahl das ganze Phänomen meiner Kleiſter-Aale endigte. Auf eine ſeltſame Art durch eine Reiſe übers Meer hatte ich ſie bekommen; auf eine ſeltſame Art hatte ich ſie aus ihrer Erſtarrung aufgeweckt, und auf eine ſeltſame Art ſollte ich ſie auch wieder verlieren. Ich that nähmlich ein Par ſolcher Aale in ein Eſſigtröpfchen. Es dauerte keine Secunde, ſo bekamen ſie Krämpfe und verſchieden. Hierauf goß ich nicht mehr, als 4 bis 6 Tropfen guten Weineſſig in das Waſſergläschen, worin der vertrocknete Kleiſter aufgelöſet war, und binnen wenigen Minuten fingen ſie alle an, ganz langſam zu ſchwimmen, und bald gar zu erſtarren. Ein offenbarer Beweis, daß die Eſſig-Säure weit ſtärker, als die Kleiſter-Säure, und ihnen alſo tödlich ſeyn muß. Gleichwohl hat der Abt Roffredi bey der Zubereitung ſeines Kleiſters, das Waſſer, worin das Weitzenmehl zu Kleiſter gekocht werden ſollte, mit etlichen Tropfen Eſſig vermiſcht. Wie viel iſt alſo nicht noch an dieſen Thierchen zu beobachten! So viel wiſſen wir nun mit Gewißheit, daß das Chaos redivivum *Linn.* aus ungleich mehrern Arten beſtehe, als der Ritter darunter begriffen hat. Zwar ſetze ich nicht das mindeſte Mißtrauen in die vortrefflichen Beobachtungen des Abts; allein manches ſcheint mir doch mit den Theilen anderer Thiere, als den beyden Zitzen, zu analogiſch. Eben ſo dünkt mich, daß die vorgegebene Begatt-

ung

ung wiederhohlte Erfahrungen und Beſtätigungen erfordere.“

Die zweyte Art nennet Hr. v. Linné Chaos Proteus, gelatinoſum, polymorpho-mutabile. Nach der Fabelgeſchichte war Proteus ein Meergott und Sohn des Oceans, und zugleich ein Sinnbild der Unbeſtändigkeit. Weil nun dieſe Art ein gallertartiges Geſchöpf iſt, welches vielerley verſchiedene Geſtalten in der größten Geſchwindigkeit annimmt, hat der Ritter dieſen Nahmen, und Hr. Müller im Deutſchen Unbeſtand gewählet. Dieſes Geſchöpf beſteht aus vielen großen und kleinen, hellen und durchſichtigen Kügelchen, die alle mit einander wunderbar durch einander beweget werden, wodurch in dem Ganzen immerfort eine andere und unbeſtändige Geſtalt erſcheint. Es gleicht dieſelbe, in natürlicher Größe, bald einem Senfkorne, bald einem Kleeblatte, bald einem Hirſchgeweihe, bald einer andern Figur. Dieſe Geſchöpf beſitzt das Vermögen, ſich der Länge nach auszudehnen, ſich wieder einzuziehen, ſich in zwey Theile zu theilen, und wieder in einer Kugel mit einem Halſe zu vereinigen, aus welcher endlich eine unſägliche Menge kleiner Kügelchen heraus fahren. Wenn dieſes erfolgt, und die kleinen Kügelchen ausgeſchüttet worden ſind, verſchwindet das ganze Geſchöpf. Ob dieſes wirklich zum Thier-Reiche gehöre, will Houttuyn zweifeln, und dieſe Kügelchen lieber aus dem Pflanzenreiche herleiten, und für öhlichte Materie halten, welche durch die Fäulniß in Wärme, und durch die Wärme in eine Bewegung gerathen wäre.

Der Schwammſtaub, Chaos fungorum, macht die dritte Art aus. Dieſer Staub iſt der wahre Same der Schwämme, welcher, wenn er in das Waſſer kommt, gleichſam ein Leben oder vielmehr nur eine Bewegung zeigt, ſich endlich irgendwo

feſt anſetzt, und wieder in einen neuen Schwamm ſich verwandelt. Hr. v. Münchhauſen hat zuerſt behaupten wollen, daß die Schwämme mehr in dem Thier- als Pflanzen-Reiche ihren Platz einnehmen ſollten, wovon im Art. Schwamm ein mehreres vorkommen wird.

Das Brandkorn, Chaos Vſtilago, iſt die vierte Art. Ich habe bereits bey dem Brande, im VI Th. S. 392, fgg. angemerkt, daß in den Gräſern, dem Bocks-Barte und andern Pflanzen, ſich zuweilen ein ſchwarzes Pulver zeige; und dieſes ſoll nach Hrn. v. Münchhauſen mit dem Vergrößerungsglaſe angeſtellten Wahrnehmungen, und wenn es eine Zeitlang in warmen Waſſer eingeweicht worden iſt, ſich in längliche durchſichtige Thierchen verwandeln, welche ſich, wie Aelchen, darin bewegen. Nach Hrn. Baker Beobachtungen gibt auch das innere weiße Weſen des Mutter-Kornes, wenn man daſſelbe einweichet, dergleichen längliche und ſich bewegende Aelchen. Es will derſelbe aber auch bemerket haben, daß die noch weichen Körner, wenn ſie nur mit Waſſer angefeuchtet würden, dergleichen Geſchöpfe lebendig darſtellen; wenn ſie aber einige Zeit gelegen haben, und dadurch hart geworden ſind, müßten ſie lange Zeit im Waſſer liegen, um ſie vollkommen aufzuweichen, in Bewegung zu bringen, und unter dem Vergrößerungsglaſe als lebendige Thierchen zu betrachten. Hieraus will Ledermüller (*) folgern, daß dieſe Geſchöpfe mit dem Getreide in das Mehl, und mit dem Mehle in den Sauer-Teig, Kleiſter und Eſſig, um ſo eher kommen könnten, je leichter ſie und ihre ungemein viele Eyerchen, zwiſchen den Mühlſteinen, wegen ihrer ungemeinen Kleinigkeit unzerſtört, durchlaufen können. Und geſetzt, ſagt

(*) In ſeiner mikroſkopiſchen Beluſtigung, S. 34.

ſagt er ferner, es würde auch ein ſo kleiner Aal von dem Mühlſteine getroffen und zerſtücket, ſo geſchieht alsdann eben das, was bey der Zerſchneidung vorgeht, nähmlich eine Geburt vieler jungen lebendigen Aale und befruchteten Eyer, welche doch insgeſammt mit in das Mehl kommen; woraus wir denn natürlich folgern müßten, daß alles Mehl dergleichen Thierchen enthalte und gleichſam davon belebt ſey, und daß daher diejenigen Beyfall verdienten, welche unſern Körper als ein Behältniß von unzählich vielen dergleichen Thierchen ausgeben wollten. Wir wollen indeſſen immer Mehl und daraus bereitete Speiſen genießen, und uns vor dergleichen Würmerheere nicht fürchten. Hrn. Staatsrath Müller's Lehrgebäude von Erzeugung der Infuſionsthierchen ſcheint Ledermüller's angenommene Sache zu beſtätigen; und je ſinnreicher daſſelbe ausgedacht worden iſt, je mehr iſt es aller Betrachtung würdig. Zuvörderſt bemerkt derſelbe, wie er ehedem geglaubt habe, daß die kleinen Thierchen in den Infuſionen, welche anfangs wie Bläschen ausſehen, aus der Luft hinein kämen. Nachdem er aber gefunden, daß die Kryſtallkügelchen der Schwämme den, unter der Blaſenhaut der Infuſion, ſie ſey animaliſch oder vegetabiliſch, ſich aufhaltenden Thierchen ſehr ähnlich ſeyn, und ſich oft in viele Fäden auszögen, habe er endlich durch viele mühſame Verſuche wahrgenommen, was er nicht glauben wollen, und was Needham und Wrisberg ſchon vor ihm bemerket haben, nähmlich wie die kleinen runden Bläschen der Infuſionshaut, welche als die kleinſten Pünctchen erſcheinen, eines nach dem andern, auch wohl einige zuſammen, von der Haut abgehen, zittern und beweglich werden; wie dieſe Bewegung in kurzem immer ſtärker werde, und bald nach verſchiedenen Richtungen geſchehe; woraus derſelbe ferner folgert,

daß der Same aller Thiere mit ſolchen Thierchen angefüllet ſey, und die animaliſchen und vegetabiliſchen Theile durch eine Decompoſition, wie Hr. Müller ſich ausdruckt, in blaſenartige Häutchen aufgelöſet werden, deren Bläschen oder Kügelchen ſo wohl, als die Kryſtallkügelchen der Schwämme, von der allgemeinen Maſſe allmählich abgehen, und in gewiſſe Fadengewebe, wie die Spinnen machen, ausgezogen, lebendig werden, und die Infuſions = und Samen = Thierchen vorſtellen. Dieſe aus rohen Klümpchen, welche unſern Sinnen gar nicht organiſch vorkommen, entſtandene, ganz einfachſte und kleinſte Thierchen unter allen, ſind von den übrigen mikroſkopiſchen Weſen ſo wohl in der Subſtanz, als auch in der Organiſation, verſchieden. Es ſind gleichſam die, nach den von dem Schöpfer vorher geſehenen Abſichten, präformirten Fötus, welche durch die Menge ſolcher Thierchen entwickelt werden ſollen, und alſo fähig zu ſeyn ſcheinen, alle Geſtalten der Thiere und Gewächſe hervor zu bringen. Es ſey alſo, ſchließt Hr. Müller ferner, nicht ganz unwahrſcheinlich, daß aus dieſen Thierchen, wenn ſie mit mehr oder weniger erdhafter Materie vermiſchet würden, die feſten und flüſſigen Theile der Körper entſtänden. Blieben ſie aber frey und ohne Vermiſchung, ſo machten ſie den Nerven-Saft und die animaliſchen Geiſter aus, vermehrten das Wachsthum, je mehr ihrer aufs neue zuſammen kämen, und unterhielten das Leben; ſtürbe aber dieſer oder jener Körper, ſo würden ſie gleichſam befreyet, fingen aufs neue an, vor ſich zu leben, fingen auch wohl, nach veränderten Umſtänden, ihr voriges Geſchäft wieder an, und auf ſolche Weiſe würde durch einen beſtändigen Zirkel aus roher Materie eine organiſche, und aus der organiſchen wieder eine rohe, u. ſ. f.

Die eigentlich ſo genannten Infuſionsthier-chen, Chaos infuſorium, machen die letzte Art aus. Hierunter verſteht man alle diejenigen Geſchöpfe, welche unter dem Vergrößerungsglaſe entdeckt werden, wenn man auf Pflanzen und deren Theile, als: Getreideſamen, Gras, Heu, Blätter, Blumen oder Früchte, etwas Waſſer gießt, und beydes mit einander einige Zeit an einem laulichen Orte ſtehen läſſet, und alsdann einen Tropfen davon unter das Vergrößerungsglas bringt, da ſich denn ein ganzes Meer voll Wunder zeigt, nähmlich Geſchöpfe, welche oft Millionen Mahl kleiner, als ein Sandkörnchen ſind, ſehr ſchnell durch einander fahren, wieder umkehren, ſich wälzen, an einander anhängen, wieder los reiſſen, und faſt nicht zu beſchreibende Bewegungen machen. Alle haben faſt immer einerley Geſtalt; doch haben die Beobachter auch zuweilen Verſchiedenheiten, als: drahtförmige, ringartige, traubenförmig mit einander verbundene, u. ſ. w. angemerket, welche aber vielleicht nicht ſo wohl dieſen Geſchöpfen eigen ſind, als vielmehr von der verſchiedenen Vollkommenheit des Vergrößerungsglaſes, und von der Geſchicklichkeit des Beobachters ſelbſt, herzuleiten ſeyn dürften. Es liegt auch viel an dem rechten Grade der Fäulniß und Gährung, welche erfordert wird, dieſe Geſchöpfe aus ihrem trocknen Zuſtande zu entwickeln, und zur Bewegung fähig zu machen. Infuſionen auf Theilen von Thieren bringen ähnliche Geſchöpfe hervor. Ob nun dieſe Geſchöpfe wirklich ein Leben beſitzen, und ſich aus eigener Kraft bewegen, oder ob hierbey eine andere Urſache Statt finden möchte, darüber ſind die Naturforſcher nicht einerley Meinung. Man will die Bewegung der Luft, die Wärme des Zimmers, die Feuchtigkeiten in dem Auge des Zuſchauers, ein Stoßen am Tiſche, die Einbildung, und was derglei-

chen mehr iſt, als die Urſache der Bewegung dieſer Geſchöpfe annehmen. Die neueſten Beobachter aber haben alle dieſe Einwürfe gründlich widerleget, und Hr. Staatsrath Müller führt triftige Gründe für das thieriſche Weſen dieſer mikroſkopiſchen Körperchen an, wenn er von ihrem Bemühen, ſich in den ſchon vertrocknenden Tropfen zu erhalten, von ihrer Aengſtlichkeit gegen ihren Untergang, von ihrem matt werden und wieder aufleben, von ihrer Vorſicht, Gefahren auszuweichen, u. d. gl. redet. Indeſſen haben dieſe Gründe doch dem Hrn. Prof. Müller nicht hinreichend geſchienen, dieſe Körperchen für lebendige Creaturen oder Thiere anzunehmen, wie aus den Zweifeln erhellet, welche Derſelbe über den vermeintlichen thieriſchen Urſprung der ſo genannten Thierpflanzen erreget hat, und welche ich bey der allgemeinen Betrachtung der Thierpflanzen anführen werde. Spallanzani (*), welcher wirklich über dieſe Geſchöpfe neue und wichtige Bemerkungen mitgetheilt hat, ſchreibt in der Vorrede zu dem Bonnet: „Eine unrichtige Philoſophie hat uns bereden wollen, die Infuſionsthierchen wären gleichſam eine Art Baſtarte in der Natur, und würden nicht ſo, wie die andern „uns

(*) *Laz. Spallanzani* Saggio di oſſervazioni microſcopiche concernenti il ſiſtema della generazione de Signori Needham e Buffon, (Modena) 1765. 4.

Programme ou Précis d'un ouvrage ſur les reproductions animales, par Mr. l'Abbé *Spallanzani*, traduit de l'Italien, à Geneve, 1768. 8.

Nouvelles recherches ſur les decouvertes microſcopiques, & la génération des corps organiſés. Ouvrage traduit de l'Italien de Mr. l'Abbé *Spallanzani*, par Mr. l'Abbé *Regley*, avec des notes, des recherches phyſiques & métaphyſiques ſur la nature & la religion &c. par Mr. *de Needham*. à Londr. & Par. 1769.

„uns bekannten Thiere, erzeuget. Es wäre indeſſen „gut, wenn Andere hiervon noch ſo viel Beweiſe, als „möglich, ſammleten. Die natürliche Theologie „würde es ihnen nicht wenig Dank wiſſen, und das „von einer geſunden Philoſophie ſo ſehr unterſtützte „Syſtem der Entwickelung hätte viel Vortheil davon. „Das gegenwärtige Problem aufzulöſen, wird indeſ„ſen faſt mehr, als menſchliche Genauigkeit und Vor„ſichtigkeit erfordert. Ich weiß keine Art von Unter„ſuchung, die von den Naturforſchern eine ſtrengere „Logik heiſchete. Man muß unaufhörlich zweifeln, „ob man recht ſieht, und ſich nicht durch den Schein „betriegen laſſen. Man muß, ſo zu ſagen, alles, „was man von den großen Thieren weiß, wieder ver„geſſen.“

Hr. v. Linné erinnert zuletzt, daß vielleicht noch verſchiedene belebte Theilchen in der Welt vorhanden ſeyn, welche zu dieſem Geſchlechte gerechnet werden könnten; weil aber ſolche noch nicht gehörig unterſucht worden, auch nicht füglich angegeben und beſtimmet werden möchten. Er nennt deren ſechs, als: 1. die Anſteckung derjenigen Krankheiten, welche mit einem Ausſchlage auf der Haut verbunden ſind; 2. den Zunder der hitzigen Fieber; 3. das Gift der Liebesſeuche; 4. die von Leeuwenhoek entdeckten Samenthierchen; 5. das Flockengewebe, welches im Frühlinge in der Luft hängt, wozu Hr. Müller noch die Kerbfäden rechnen wollte; 6. alles dasjenige, was die Gährung und Fäulniß verurſachet.

Nach Hrn. Bonnet ſind einige der Infuſions-Thierchen den Glocken-Polypen ſo ähnlich, daß man ſie dieſerhalb zur Claſſe derſelben rechnen muß. Andere ſind rund, länglich, ohne ſichtbare Gliedmaßen; andere gleichen den Zwiebelgewächſen, mit langem

fadendünnen Schwanze; und dieſe letztern ſcheinen ins beſondre zur zahlreichen Claſſe der Polypen zu gehören. Andere, welche kugelicht ausfallen, haben vorn gleichſam einen krummen Schnabel; noch andere ſind ſternförmig, u. ſ. w. Alle aber ſind durchſichtig wie Blaſen, und bewegen ſich mit mehr oder weniger Geſchwindigkeit. Ueberhaupt ſind ſie auſſerordentlich klein, und darunter ſind einige ſo klein, daß man ſie mit den ſtärkſten Linſengläſern nicht entdecken kann. Andere, deren Größe nicht ſo ſehr abfällt, können durch ein mittelmäßiges Vergrößerungs-Glas geſehen werden. Dieſe ſind von den obern, oder erſten, jene von den untern oder letzten Ordnungen. Es ſcheint faſt unmöglich, Thierchen, deren ſpecifiſcher Unterſchied ſich im unendlich Kleinen verliert, unter gewiſſe Claſſen zu bringen; und doch iſt Hr. Staatsrath Müller ſo glücklich geweſen, über 100 Arten derſelben zu characteriſiren.

Es macht Derſelbe von den Infuſionsthierchen folgende Eintheilung:

I. Ohne äuſſerliche Werkzeuge oder Organen.

A. Häutige oder membranöſe.

a. Das eyförmige.
b. Das längliche.
c. Das winkelichte.
d. Das gekrümmte.
e. Das hohle.

B Etwas dickere.

a. Das punctförmige.
b. Das kugelförmige.
c. Das walzenförmige.
d. Das längliche oder ausgedehnte.

II. Mit äuſſerlichen Werkzeugen.

A. Geſchwänzte.

a. Das bloße.
b. Das gehaarte.
c. Das gefranzte.

B. Gehaarte.

C. Gewimperte oder gefranzte.

a. Das bloße.
b. Das ſchalige.

Alle dieſe Arten mikroſkopiſcher Weſen haben einen eben ſo regelmäßigen Urſprung, als die größern Thiere unſers Erdbodens. Ihre äuſſerſte Kleinheit verſtattet nur höchſt ſelten, daß man die Körperchen oder Keime, woraus ſie entſtehen, wahrnehmen kann. Bloß dieſes weiß man für gewiß, daß die Art, wie ſich eine jede Gattung vervielfältiget, gewiſſen, beſtändigen und unveränderlichen Geſetzen unterworfen iſt, und daß ſich dabey nicht das mindeſte von der Erzeugung durch Fäulniß findet, welche die Alten ſo durchgängig angenommen, und die Neuern zum Theil wieder aufgebracht haben.

Man kann leicht erachten, daß ſo kleine, ganz blaſenhafte und faſt gallertartige Thierchen überaus zärtlich ſeyn müſſen. Die von den untern Ordnungen dürften es noch weit mehr ſeyn. Und wie zart müſſen nicht ihre Keime ſeyn! Wie läſſet es ſich begreifen, daß dieſe dem Anſehen nach ſo zarte Keime die Hitze des ſiedenden Waſſers aushalten, da die Thierchen ſelbſt bey dem 34ſten Grad Wärme des reaumüriſchen Thermometers umkommen! Hier betriegt man ſich ſehr, wennn man über die Natur Muthmaßungen anſtellet. Die Keime der Thierchen von den obern

Ordnungen ſterben, oder entwickeln ſich wenigſtens nicht, bey einer Wärme von 28 Grad.

Die Infuſionsthierchen ſind Waſſergeſchöpfe, welche nur in dem Waſſer, ſo lange es flüſſig bleibt, leben können. Sie haben die Kälte des Waſſers weit weniger, als die davon entſtehende Gefrierung, zu fürchten. Das Waſſer kann unter gewiſſen Umſtänden auf 9 Grad unter dem Froſtpuncte kalt werden, ohne ſeine Flüſſigkeit zu verlieren. Die Thierchen, welche eine bis zu dieſem Grade erkaltete Infuſion bewohnen, ſterben darin nicht, ſondern bewegen ſich nur langſamer. Die Keime dieſer Thierchen können einen noch weit beträchtlichern Grad von Kälte aushalten; wenigſtens ſterben ſie bey dem 15ten Grad unter Reaumür's Null durchaus nicht. Und wie wahrſcheinlich iſt es, daß ſie einer noch weit größern Kälte widerſtehen! So viel Kälte und Wärme aber dieſe Thierchen aushalten, ſo plötzlich werden ſie von einem durchdringenden, ſpirituöſen, oder auch ſtinkenden Geruche getödtet. Auch vom Oehle kommen ſie um; und dieſe ſo wohl als andere Eräugnungen haben ihre thieriſche Natur völlig auſſer Zweifel geſetzt. Das bloße Ausſtröhmen der elektriſchen Flüſſigkeit ſchadet dieſen Thierchen im mindeſten nicht, der elektriſche Funke aber tödtet ſie auf der Stelle und zerſtücket ſie. Einige leben im luftleeren Raume einen ganzen Monath lang, bewegen, nähren und vermehren ſich darin; andere halten in demſelben kaum 2 Tage aus.

Die in Waſſer eingeweichten Fruchtkörner ſetzen darin einen Schimmel an, und dieſer beſteht aus wirklichen Pflanzen. Die Haarfäden, oder die äuſſerſt kleinen Zweige dieſer mikroſkopiſchen Pflanzen haben an ihrer Spitze einen rundlichen Kopf, worin die

die Samenkörnchen enthalten ſind. An dieſen Pflänzchen hängen ſich oftmahls die kleinen Thierchen an, deren Kopf dem Schimmelköpfchen ſehr ähnlich, und der Leib dünn wie ein Faden iſt. Und mehr bedurfte es nicht, einen berühmten Beobachter, Hrn. Needham, auf die Gedanken zu bringen, daß der Schimmel ſich in Thierchen verwandelte. Wenn die Getreidekörner ſich im Waſſer auflöſen, ſo vertheilt ſich ihre Subſtanz in Bläschen. In dieſe ſetzen ſich, der Nahrung halber, ſolche Thierchen, und theilen ihnen Bewegungen mit, welche Hrn. Needham und Hrn. Müller auf die Meinung brachten, daß die Bläschen belebet würden, und nach und nach eine thieriſche Beſchaffenheit annähmen.

Die Fortpflanzungsart, nach welcher verſchiedene Polypen-Arten ſich durch ſtete Zertheilungen vermehren, iſt den Infuſionsthierchen ſehr gemein, und in mancherley Abſicht merkwürdig. Viele dieſer Thierchen pflanzen ſich fort, indem ſie ſich quer durch in zwey Stücke theilen. Gerade in der Mitte ihrer Länge entſteht eine Abbindung, welche alle Augenblicke zunimmt, ſo, daß beyde Theile zuletzt nur durch einen ſehr feinen Faden zuſammen hängen. Dieſe Theile ſind nunmehr zwey Thierchen, welche man in der Begattung glauben ſollte. Sie machen beyde mancherley kleine Bewegungen, wodurch ihre Trennung befördert wird. Von der Art iſt die Vermehrung gewiſſer kleiner, runder oder länglicher Thierchen, in deren Naturtriebe ſich etwas beſonderes bemerken läſſet. Gewöhnlicher Maßen ſtoßen ſie in ihrem ſchnellen Laufe nicht an einander, und wiſſen ſich ſehr geſchickt auszuweichen. Wenn aber eines von ihnen im Vermehrungsgeſchäfte begriffen, und es mit der Theilung ſchon weit gekommen iſt, werfen ſich andere

von

von ihnen zwiſchen die beyden Thierchen, um ihre Abſonderung zu beſchleunigen.

Die mikroſkopiſchen Polypen, welche ſich durch natürliche Theilung vermehren, trennen ſich beſtändig in zwey Stücke, doch einige ſchief abgeriſſen, andere in der Mitte der Länge nach. Bey einer Art derſelben eräugnet ſich hierin etwas ganz neues, welches den Hrn. de Sauſſüre, der es zuerſt bemerkte, ſehr aufmerkſam gemacht hat. Dieſes Thierchen findet ſich in der Infuſion vom Hanfſamen. Es gehört zu denjenigen, welche vorn einen krummen Rüſſel haben; dabey iſt es länglich und ſehr munter. Wenn es im Begriffe iſt, ſich zu vermehren, ſetzt es ſich unten am Boden der Infuſion feſt, zieht den gebogenen Rüſſel ein, und nimmt die Geſtalt einer kleinen Kugel an. Unmittelbar darauf fängt es an, ſich um ſich ſelbſt zu drehen, dergeſtalt, daß der Mittelpunct ſeiner Bewegung feſt bleibt, und das Kügelchen ſich nicht von der Stelle rücket. Dieſe Bewegung geſchieht mit der größten Regelmäßigkeit, wiewohl nicht beſtändig nach einerley Richtung; denn das Thierchen dreht ſich anfänglich von der Rechten zur Linken, ſodann von vorn nach hinten, weiter von der Linken zur Rechten, und zuletzt von hinten nach vorn, u. ſ. w. Alle dieſe Bewegungen nehmen ſtufenweiſe in der Geſchwindigkeit zu, und man entdeckt anfänglich nicht die Abſicht davon. Nach kurzer Zeit aber wird man auf der zuſammen hängenden Oberfläche des Kügelchens zwey kleine Streifen gewahr, welche daſelbſt das Anſehen eines Kreutzes machen. Das Kügelchen ſieht alsdann ziemlich wie eine Kaſtanienſchale, welche ſich eben öffnen will, aus; und in der That iſt nun der Augenblick da, wo das Thierchen ſich theilen wird. Es bewegt ſich ſchnell, ſchüttelt ſich und trennt ſich in vier andere Thierchen, die dem erſtern, wovon ſie herkommen,

men, völlig ähnlich, nur weit kleiner, ſind. Dieſe wachſen ſchnell, theilen ſich wieder in vier Stücke, und ſo gehen dieſe fernere Theilungen ohne Ende fort.

Die zahlreichen Einwohner der Infuſionen haben, gedachter Maßen, auch ihre Polypen, und dieſe ſehr kleine Polypen vermehren ſich nach Art der Glocken-Polypen, ſo daß, der Länge nach, aus einem ihrer zwey entſtehen. Bey den meiſten fängt die Theilung vom vordern, bey einigen andern aber vom hintern Ende an; und wenn in dieſem Zuſtande die Theilung bis zum Kopfe gekommen iſt, ſo ſieht das Thier wie ein zweyleibiges Monſtrum aus. Dieſe zwey Leiber an Einem Kopfe machen mancherley ſeltſame und ſchnelle Bewegungen. Doch vermehren ſich alle Infuſions-Polypen nicht auf die Weiſe, daß ſie ſich der Länge nach theilen. Bey einer Art derſelben geſchieht es faſt eben ſo, wie die Flechten ſich zu vermehren pflegen. Dieſe Art hat einen rundlichen Körper, und einen kleinen fadendünnen Schwanz. Zur Zeit der Vermehrung ſondert ſich vom untern Theile des Körpers ein Stückchen ab, welches ſich beſtändig und mit großer Behendigkeit bewegt. Dieſes ziemlich geſtreckte Stückchen iſt der Anfang eines neuen Thierchens. In einigen Stunden iſt es demjenigen, wovon es ſich abſonderte, völlig ähnlich. Noch trifft man in den Infuſionen kleine, ſonderbare Geſchöpfe an, deren Vermehrung mit den jetzt angezeigten Vermehrungsarten wenig oder gar keine Aehnlichkeit hat. Dieſes ſind kleine, beſeelte Kugeln, aus einer Menge von Kügelchen zuſammen geſetzt, welche ſich nach und nach von einander abſondern, und ſolcher Geſtalt ihre Art fortpflanzen.

Man

Man hat alſo bey unſern Infuſionsthierchen ſchon einige Arten der Vermehrung, welche ſich insgeſammt ſehr verſchiedentlich auszeichnen. Ohne Zweifel gibt es deren noch weit mehrere, welche ſich durch neue Unterſuchungen dem Naturforſcher darſtellen werden. Denn vornehmlich in dieſem Bezirke der unendlich kleinen Geſchöpfe zeigt ſich die erſtaunende Fruchtbarkeit der Natur. Zuletzt vermehren ſich die Thierchen in den Feuchtigkeiten, eben ſo wie die vollkommenern Thiere, durch Eyer, und durch lebendige Junge. Man hat geſehen, daß ſie Eyer legen, und auch wie die Blattläuſe gebären. So gar unter denen Arten, welche ſich durch natürliche Theilung vermehren, gibt es einige, welche Eyer legen, wohin unter andern die mit krummen Schnäbeln gehört. Bey dem Austritte aus dem Eye iſt das Junge kugelförmig; bald darauf wird es länglich, und der krumme Schnabel kommt zum Vorſchein. Das Zwitter-Geſchlecht iſt vornehmlich bey den Infuſionsthierchen anzutreffen; und daraus läſſet ſich beurtheilen, wie ſehr weit es ausgebreitet ſey. Niemahls hat man dieſe Thierchen ſich begatten geſehen, und wenn eyerlegende, oder lebendig gebärende Arten in der genaueſten Einſamkeit gehalten worden ſind, ſo haben ſie ſich darin beſtändig vermehret. Verſchiedene Arten dieſer Thierchen können, wie die mikroſkopiſchen Polypen, im Waſſer einen kleinen Wirbel erregen, welcher allerley Körperchen, wovon ſie ſich ernähren, zu ihrem Munde hinreiſſet. Etliche von ihnen haben daher am Munde kleine Bartfäden, welche ſie ſehr geſchwinde bewegen. Viele Arten von ihnen ſind fleiſchfreſſende Thierchen, und verſchlingen ſelbſt einander (*). Andere verſchlucken ganze lebendige Thierchen,

(*) Infuſionsthierchen, die andre freſſen, beſchrieben von Jo. Aug. Ephr. Goeze, m. 13 Figg. ſt. im 3 B. der Beſchäftig.

chen, die ſich noch eine Zeitlang im Innern des gefräßigen Räubers bewegen; manchmahl aber ſind die erhaſchten Thierchen ſo glücklich, aus ihrer Gefangenſchaft zu kommen.

Das Begattungswerk hat man, wie geſagt, bey den Infuſionsthierchen noch nicht beobachtet; doch will man männliches und weibliches Geſchlechtes angetroffen haben. Ein ſonderbares, und ſeiner Eigenſchaften wegen ganz außerordentliches Geſchöpf, zeigt uns hierin ein eigenes Verhalten. Wenn man aus einem Haufen Getreidekörner eine Handvoll nimmt, ſo finden ſich darin öfters etliche ſchwarzbräunliche, gleichſam mißbürtige, höckerige Körner, welche ein mangelhaftes, unvollkommenes Wachsthum erreicht zu haben ſcheinen. Ihre Subſtanz iſt weißlich, ſchleimig, und hat weder mit dem brandigen, noch mit dem Mutter = Korne etwas gemein. Zerſchneidet man dieſe Körner, und thut einen Waſſertropfen darauf, ſo wird man unter einem Vergrößerungsglaſe in der Feuchtigkeit augenblicklich eine Menge der feinſten Fäden, wie kleine Aelchen, gewahr, welche ſich nach verſchiedenen Seiten hin und her ſchlängeln. Anfangs ſollte man zweifeln, daß dieſe Weſen, die, ohne Leben zu zeigen, im Samenkorne, und folglich in der Erde begraben lagen, durch das bloße Berühren mit Waſſer ſo ſchnell ein wahrhaftes Leben bekommen haben. Eine fernere Beobachtung aber zeigt deutlich, daß es lebendige Aelchen ſind, in denen man ſo gar Männchen, Weibchen, die Geſchlechts-Theile bey einem und dem andern, im letztern den Eyerſtock, und in dieſem die Eyer nach der Reihe, und in dieſem endlich das lebendige Junge unterſchei-

ſchäftig. der berlin. Geſellſch. naturforſch. Freunde, Berl. 1777, gr. 8. S. 375—381.

ſcheidend wahrnehmen kann. Dieſe ſo feine Bemerkungen haben die Herren Roffredi und Fontana angeſtellet, und ihren reitzenden Anblick, vornehmlich vermittelſt des Sonnen-Mikroſkopes, genau beſchrieben. Sie haben zugleich bewieſen, daß dieſe Thierchen ſich in dem ausgetrockneten Getreide an 27 Jahre lang erhalten, und ihr Leben nach einer ſo langen Zeit, wie gewöhnlich, wieder annehmen können. Sie finden ſich nicht allein im Korne, ſondern auch im Hafer, in der Wurzel, und ſelbſt in der Erde, aus welcher ſie ohne Zweifel in Wurzel, Halm und Samenkorn hinüber gehen, und in letzterm ihre Vollkommenheit erreichen. Beſonders zeigt ſich dieſe Eigenſchaft des Wiederauflebens an den vom mittlern Alter, welche etwann $\frac{1}{3}$ Linie lang, und den 179ſten Theil einer Linie breit ſind. Die Franzoſen nennen die Körner, worin dieſe Thierchen, durch das Befeuchten mit Waſſer, ſich finden, gichtiges Getreide (Bled rhachitique), welches man für nichts anders, als für mangelhafte Getreidekörner, halten kann. Wir haben dazu keinen eigentlichen Nahmen im Deutſchen; und man iſt auch ungewiß, ob es ſich bey uns findet. Denn der Character, daß die Subſtanz dieſer Körner ſchleimicht und weißlich ſey, paſſet gar nicht auf unſere bekannte Schmachtkörner. Dieſe ſind nur deshalb flach, kurz und geringe, weil es ihnen an Nahrung gefehlt hat, ſonſt würden ſie eben ſo viel Mehl, als die vollkommenen Körner, enthalten; und ihr weniges Mehl iſt, der Subſtanz nach, jener ihrem gleich. Es ſcheint, daß wir hier zu Lande weder im Weitzen, noch im Rocken, dergleichen rhachitiſches Getreide haben, und es ſteht dahin, ob nicht Rocken ſollte gemeinet ſeyn, weil die Franzoſen und Italiäner daſſelbe dem Mutterkorne (Ergot oder Bled cornu) entgegen ſetzen, als welches nur unter dem Rocken allein

Infuſionsthierchen, angeſtellet worden iſt, ſo darf man deswegen noch nicht denken, als könnten beyde das Austrocknen nicht aushalten. Wenn Gräben, Moräſte, Teiche u. ſ. w. durch die Sonnenhitze austrocknen, ſo ſind ſie in dem Zuſtande ganz mit Polypen und Infuſionsthierchen, im weitläuftigen Verſtande, angefüllt, und leben wieder darin, wenn ſich ihr Waſſer wieder durch anhaltenden Regen anhäufet. Es iſt daher zu vermuthen, daß ſich dieſe Thierchen ſelbſt, oder ihre Samen und Keime, im trocknen Schlamme erhalten haben, und daß die Natur durch dieſes beſondere Mittel für die Erhaltung ihrer Arten in verſchiedenen Gegenden geſorget habe. Es wäre gar auch wohl möglich, ſagt Herr Bonnet, daß die Infuſionsthierchen, oder ihre Keime, in die vegetabiliſchen und animaliſchen Subſtanzen hinein treten, ſich daſelbſt im trocknen Zuſtande, wie die Aelchen in dem mangelhaften Korne, erhalten, und ſich zuletzt in dieſen Infuſionen, worin man ſie in großer Menge antrifft, entwickeln.

Doch, ich muß abbrechen, theils, weil die zu jedem Theile dieſes Werkes beſtimmte Bogenzahl erfüllt iſt, theils und vornehmlich, weil ich den gerechten Vorwurf einer allzu großen Ausſchweifung in das Gebieth der Phyſik und Naturgeſchichte befürchten müßte. Indeſſen durfte ich dieſe Materie nicht ganz mit Stillſchweigen übergehen, um die Erwartung derjenigen meiner geneigten Leſer, welche dieſelbe in gegenwärtigem Werke ſuchen möchten, nicht zu täuſchen; und ich hoffe, daß dasjenige, was ich darüber beygebracht habe, zu einiger Befriedigung ihrer Wißbegierde hinreichend ſeyn werde.

Ich könnte noch eine beträchtliche Anzahl Schriften über die Infuſions- und mikroſkopiſchen Thierchen nahmhaft machen; ich will aber zu den in vorſtehender Abhandlung angezeigten, nur noch folgende hinzu fügen.

Mart. Terechowsky diſſ. zoologico-phyſiologica de Chao infuſorio Linnaei. Argent. 1775.

Ein Auszug daraus, u. d. T. Mart. Terechowsky Abhandlung von den Infuſionsthierchen, ſt. im 2 St. des 2 B. der Sammlungen zur Phyſik und Naturgeſchichte, Lpz. 1780, gr. 8. S. 128 — 174.

Wilh. Fr. Freyherrn v. Gleichen genannt Rußwurm, Vorſchlag zu einer geſellſchaftlichen Beobachtung der Infuſionsthierchen, ſt. im 4 Jahrg. der neuen Mannigfaltigk. Berl. 1777, gr. 8. S. 481 — 487, und 491 — 500.

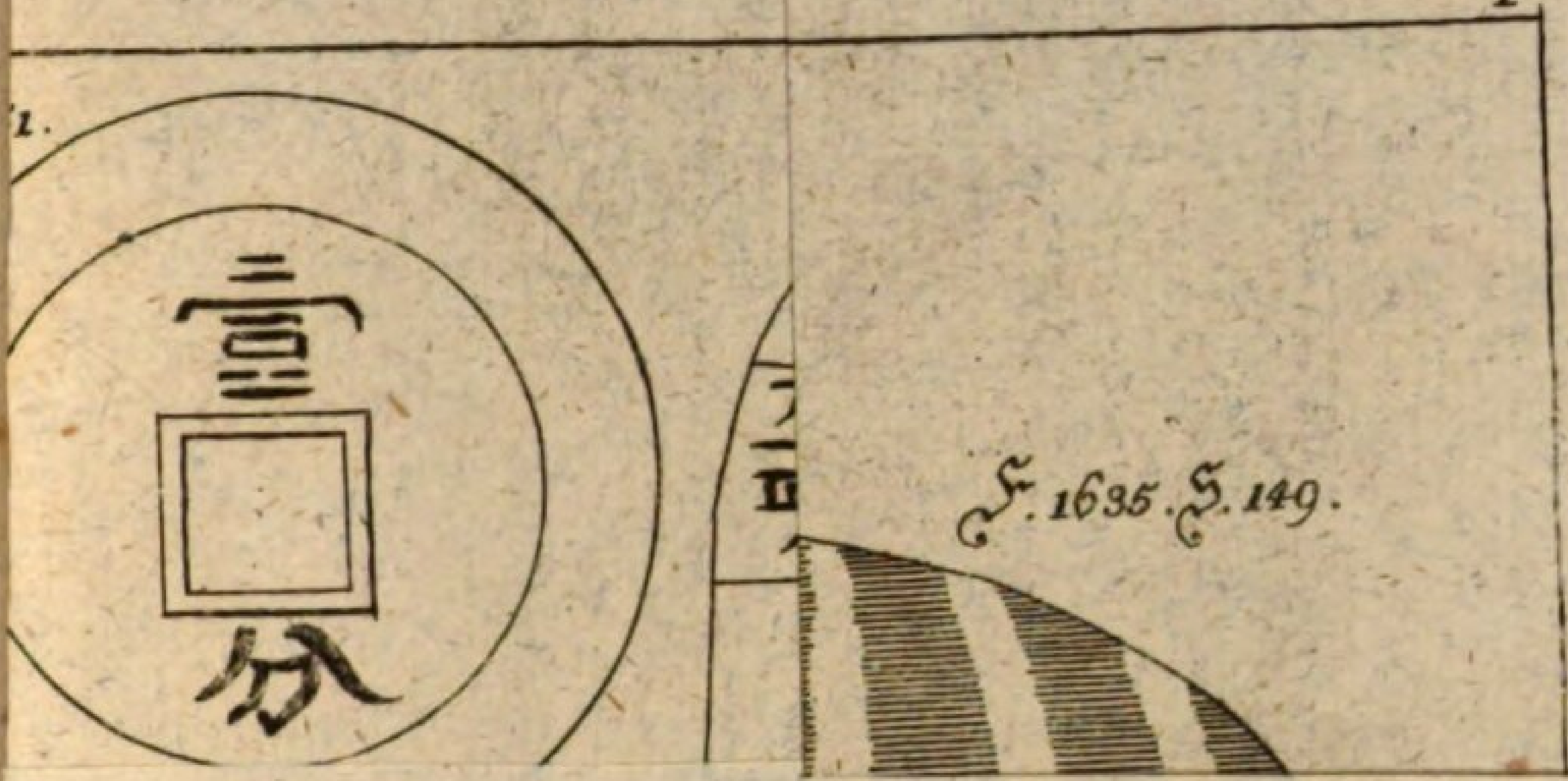
Eb. Deſſ. Abhandlung über die Samen- und Infuſions-Thierchen, und über die Erzeugung; nebſt mikroſkopiſchen Beobachtungen des Samens der Thiere, und verſchiedener Infuſionen. Mit 33 zum Theil illum. Kupfert. Nürnb. 1778, gr. 4. 22 B.

Ende des neun und zwanzigſten Theiles.

Nachricht für den Buchbinder.

Dle Kupfer werden, nach der Ordnung der oben auf
Platte zur rechten Hand befindlichen Zahlen, hinte
das Buch, an ein Blatt Papier, damit ſie bequem
aus geſchlagen werden können, angekleiſtert.

1



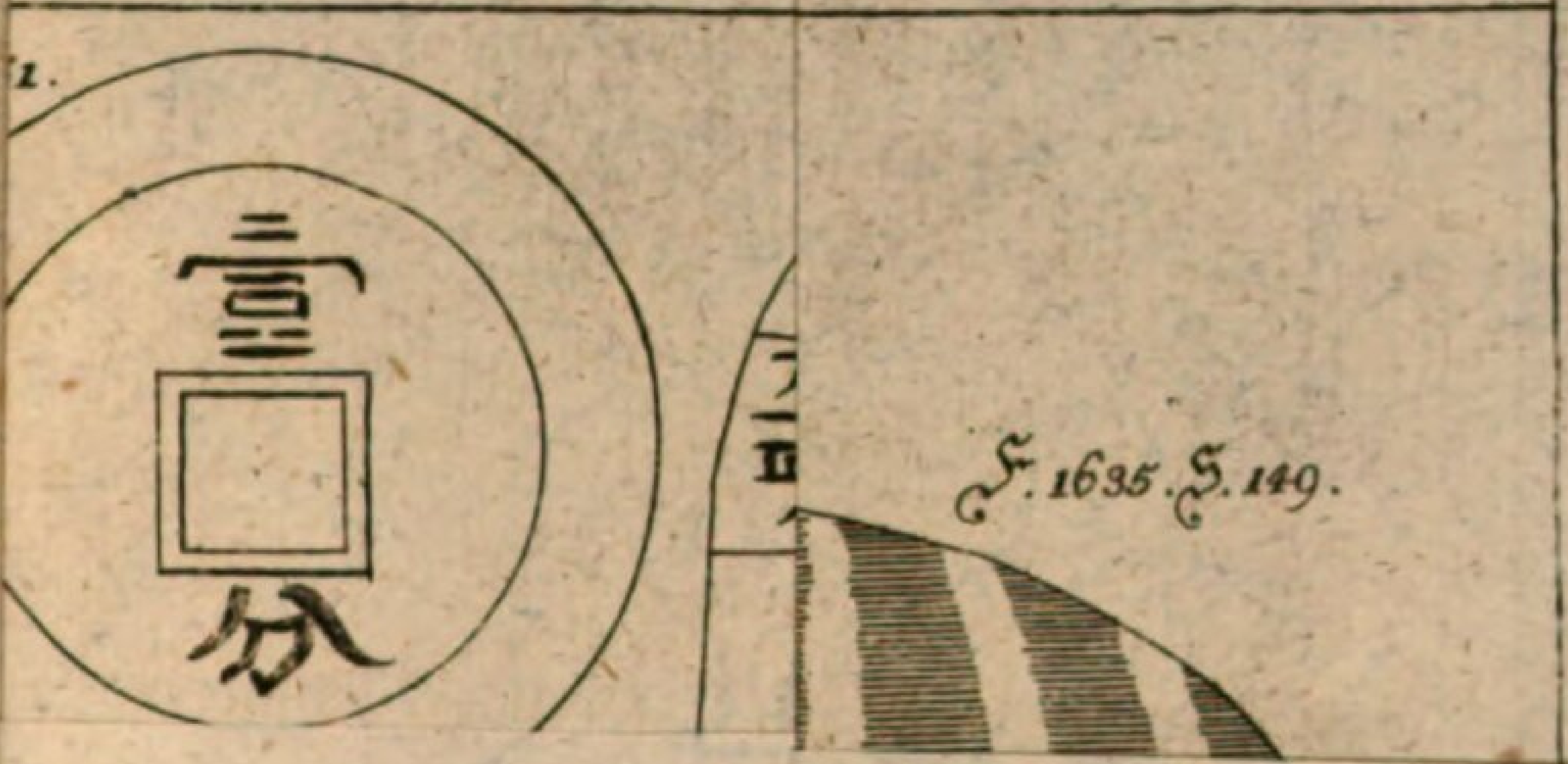
F. 1635. S. 149.

Oec. Enc. X

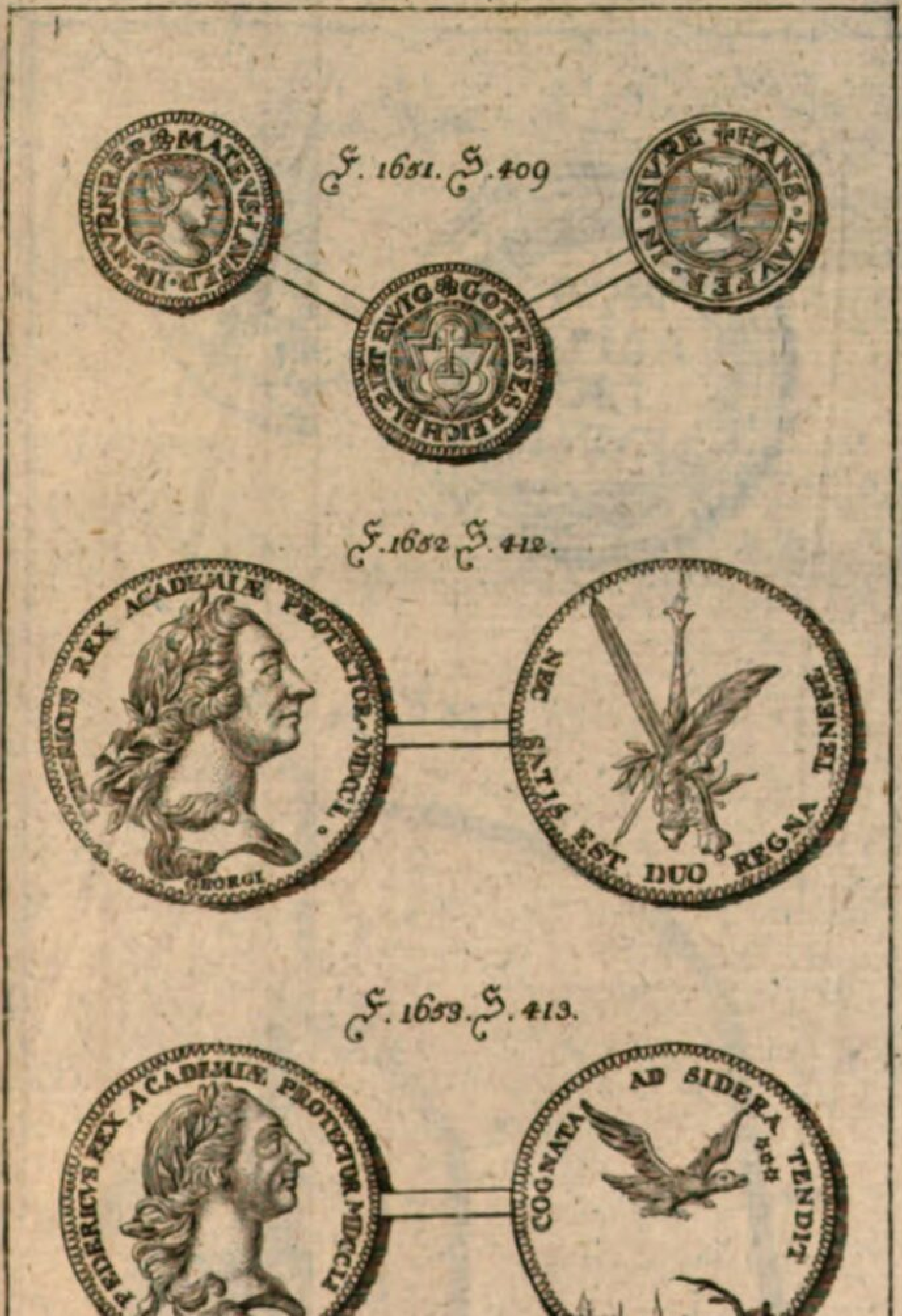
1

1.

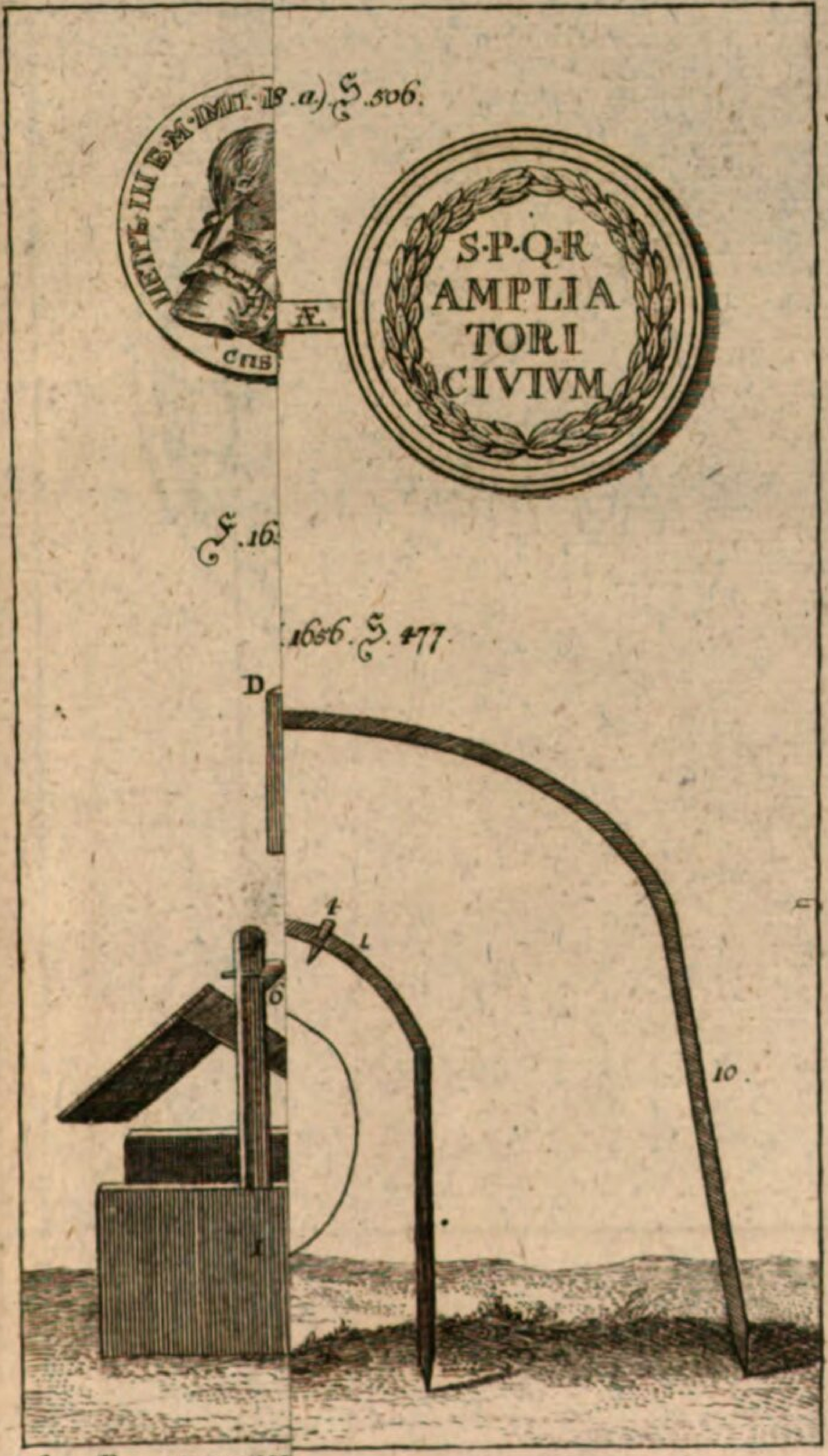
F.1635. S.149.



Oec. Enc. X

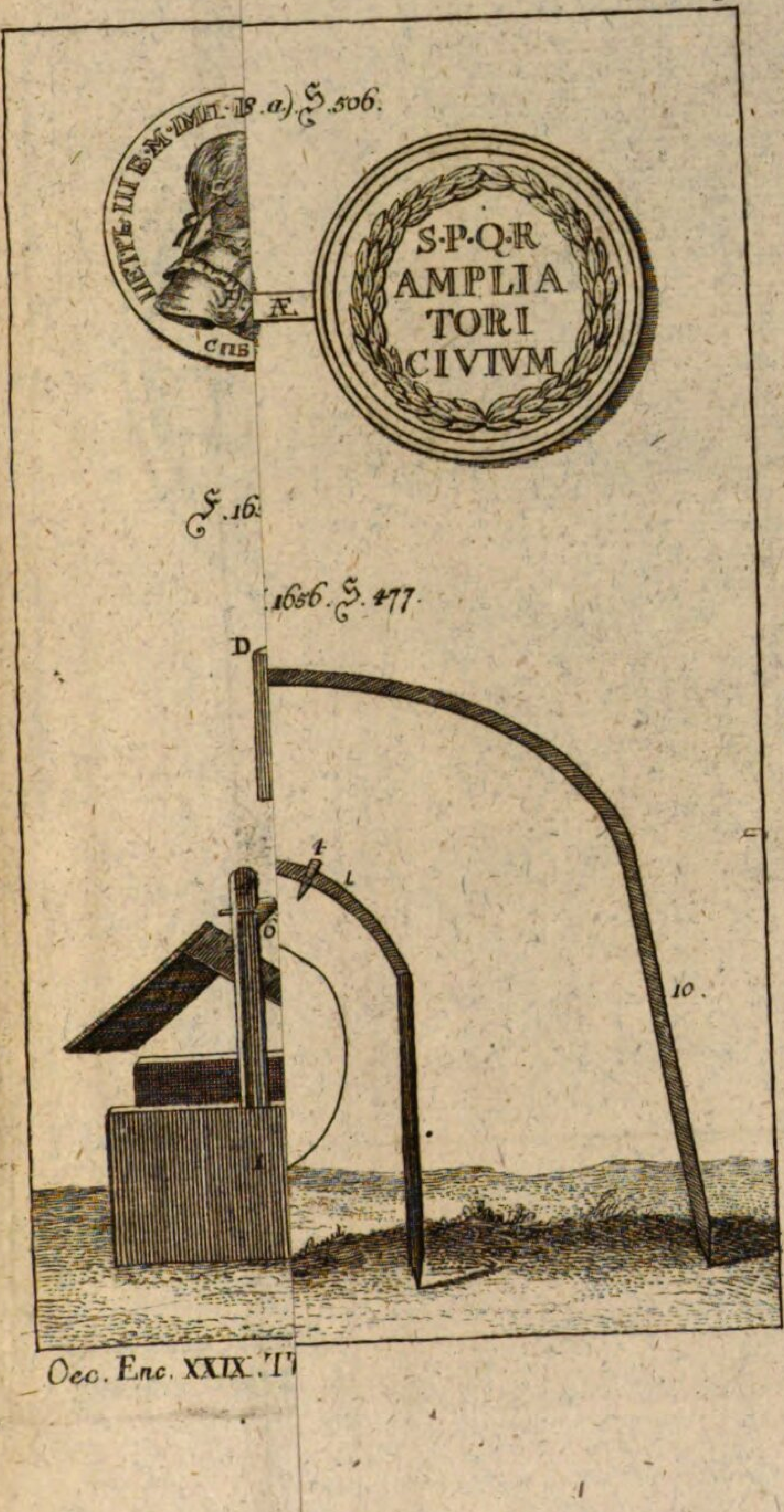

F. 1651. S. 409
MATEVS LAVFER IN NVRNBER
HANS LAVFER IN NVRE
GOTTES REICH BLEIBT EWIG
F. 1652. S. 412.
FRIDERICVS REX ACADEMIÆ PROTECTOR MDCCL
GEORGI
NEC SATIS EST DUO REGNA TENERE
F. 1653. S. 413.
FEDERICVS REX ACADEMIÆ PROTECTOR MDCCLI
G
COGNATA AD SIDERA TENDIT

4

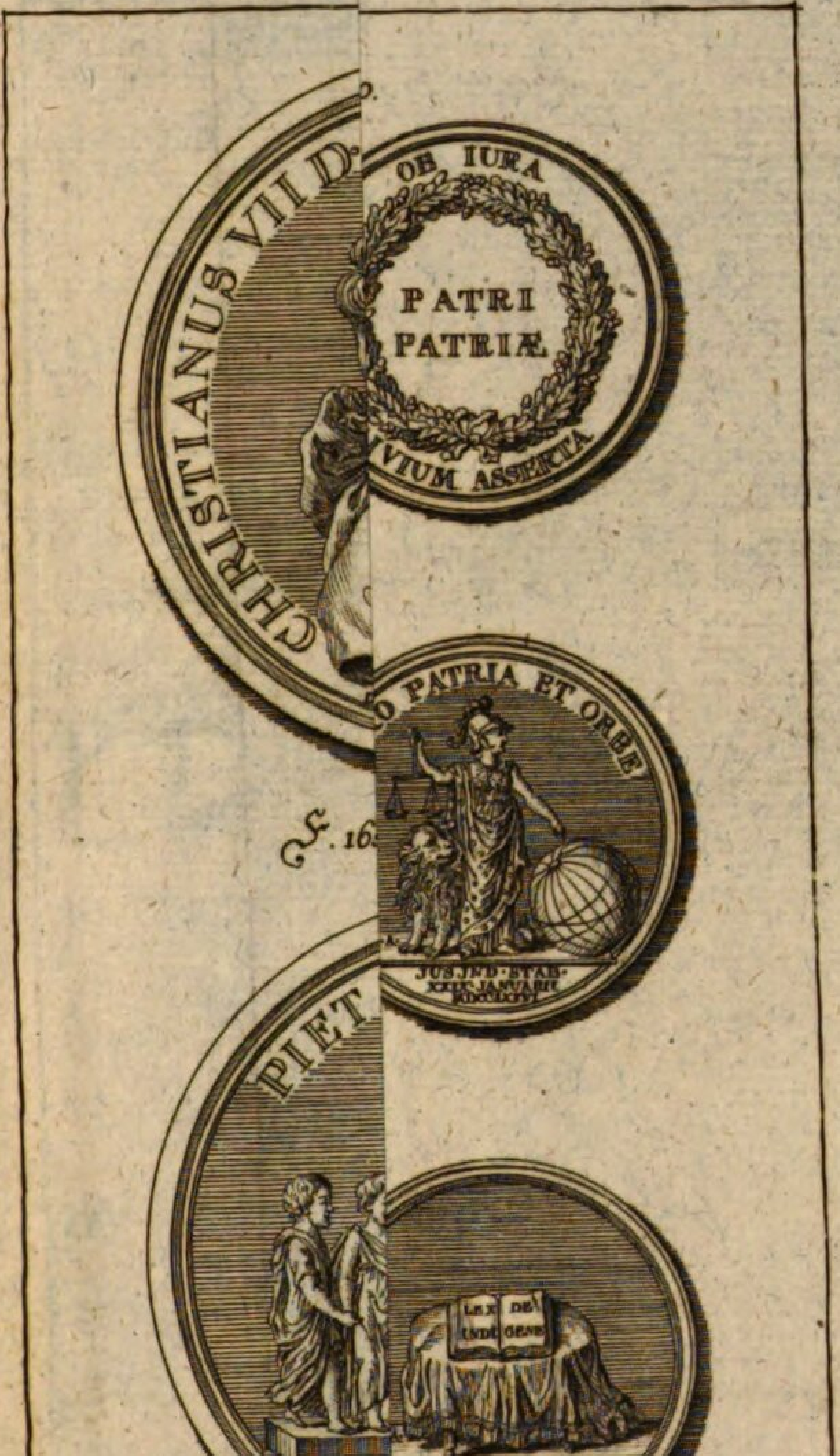


Oec. Enc. XXIX. T

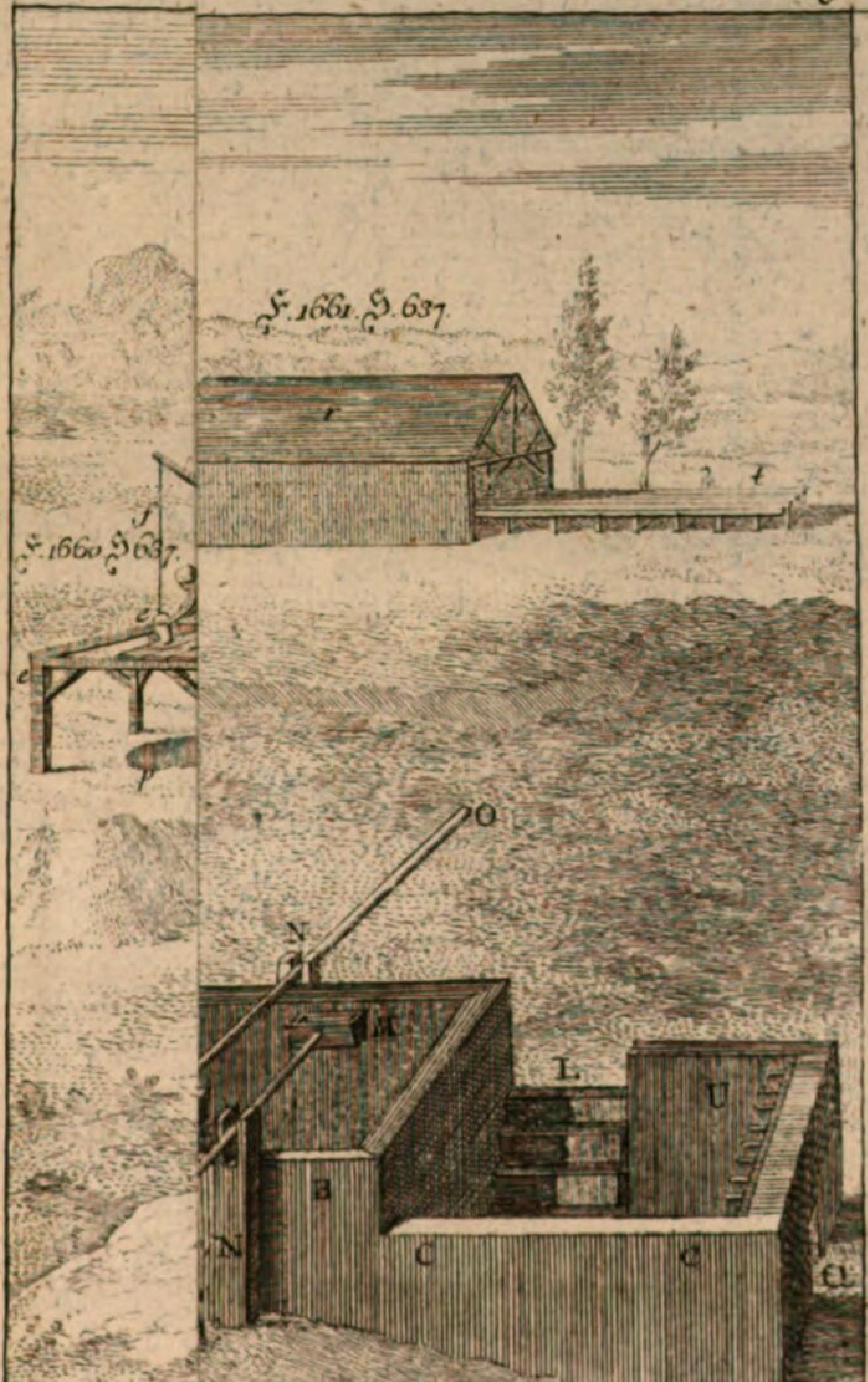
4

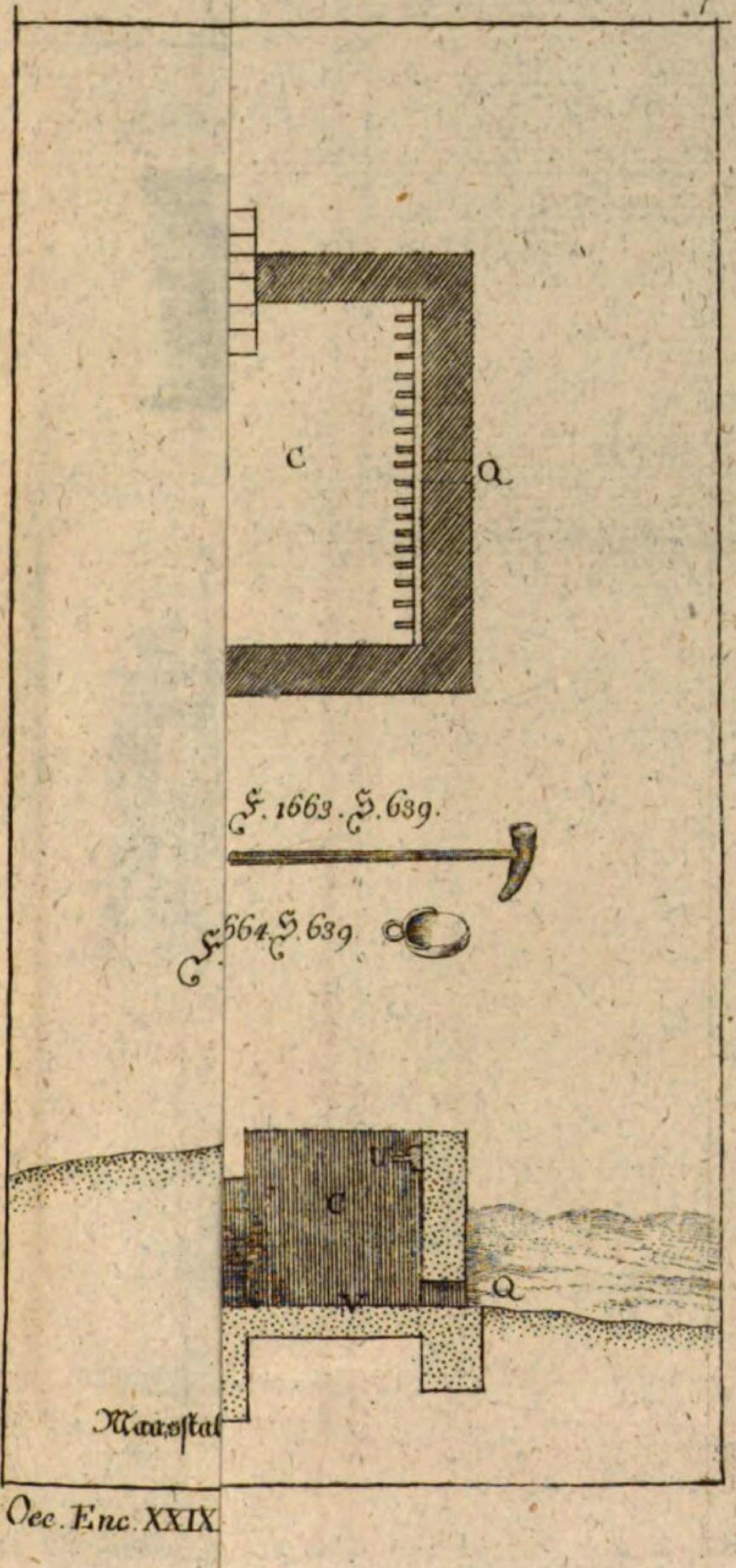


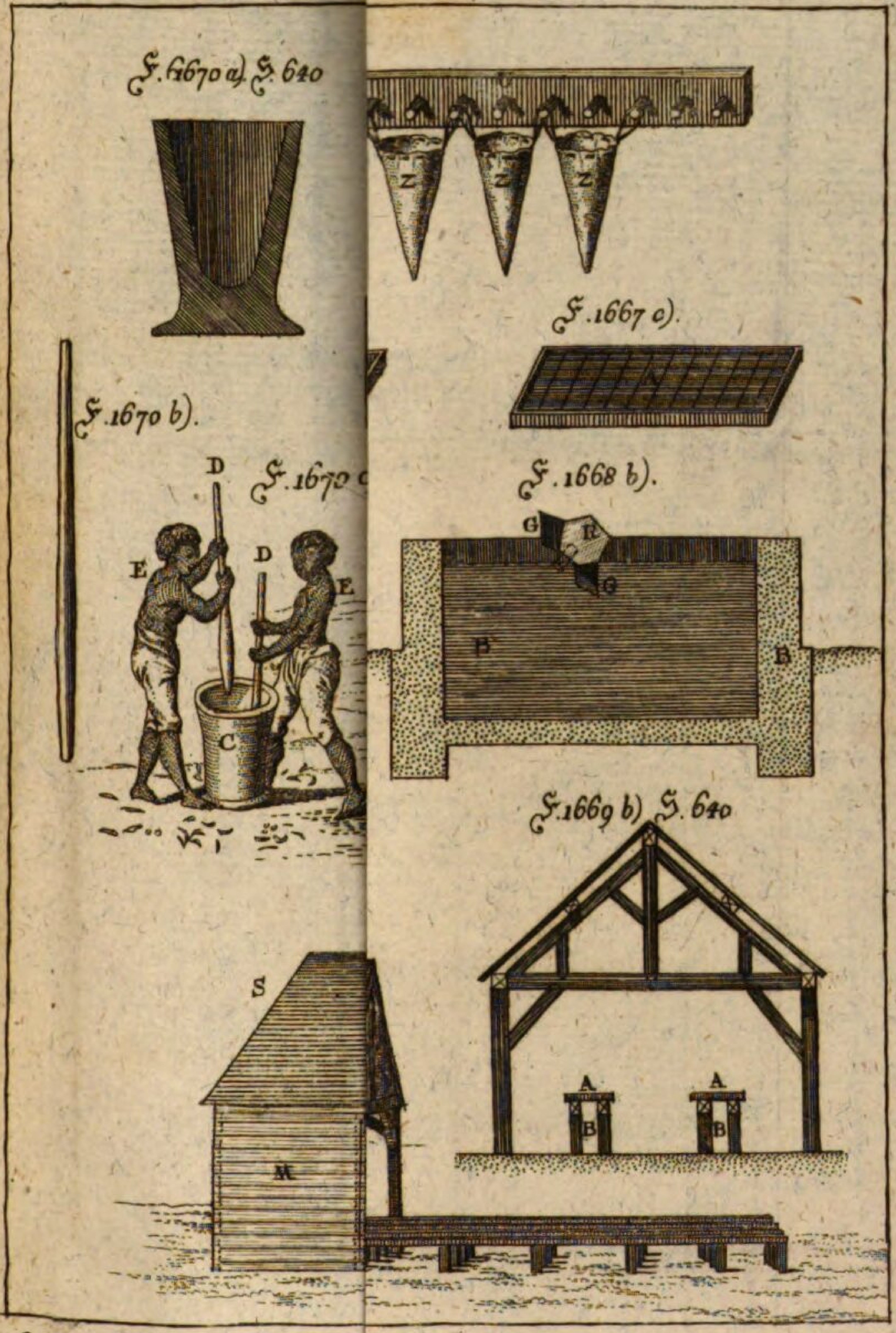
Oec. Enc. XXIX. T



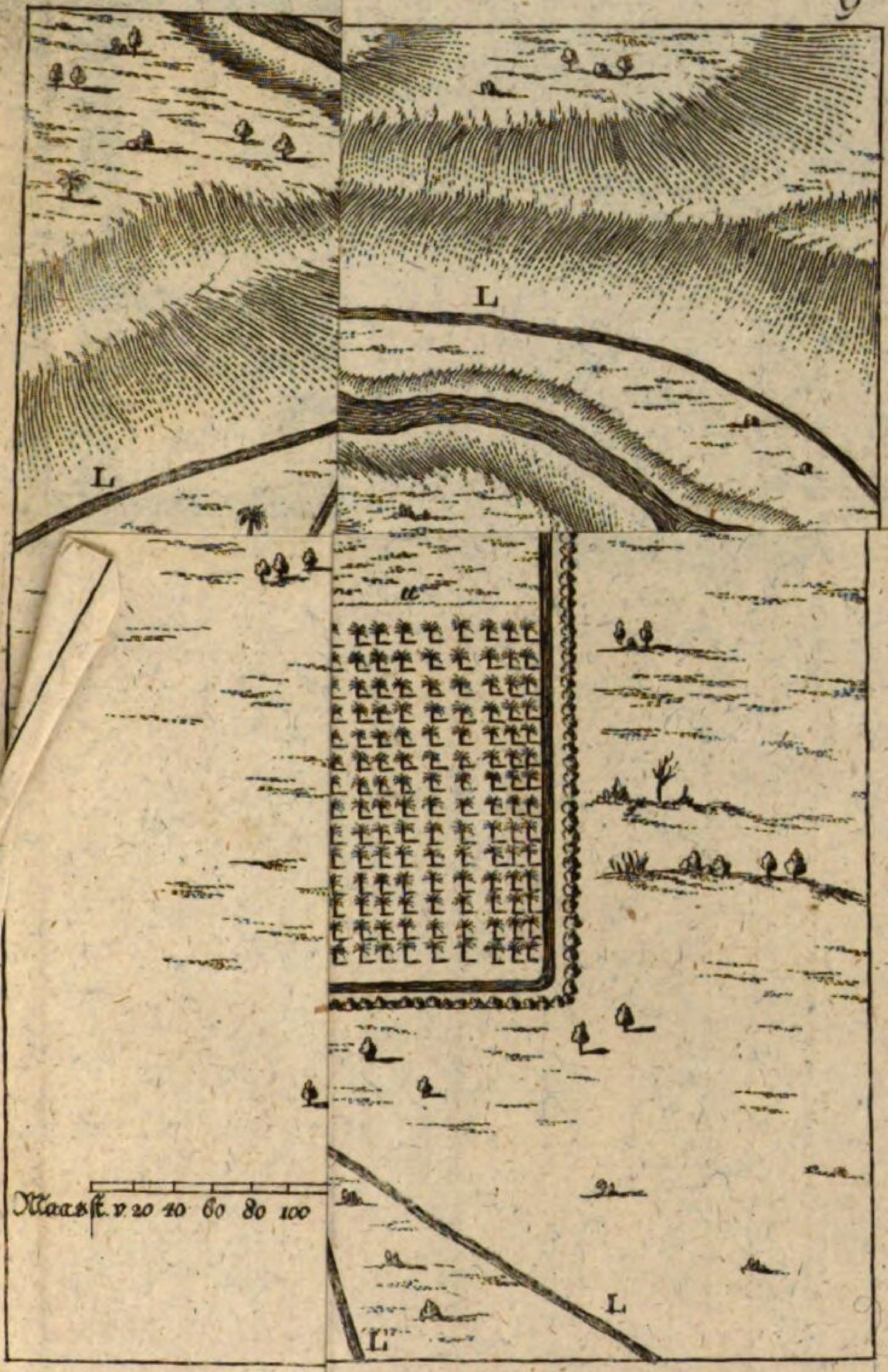
Oec. Enc. XXIX Th.


F. 1661. S. 637.
F. 1660. S. 637.
O
N
M
L
U
B
N
C
C

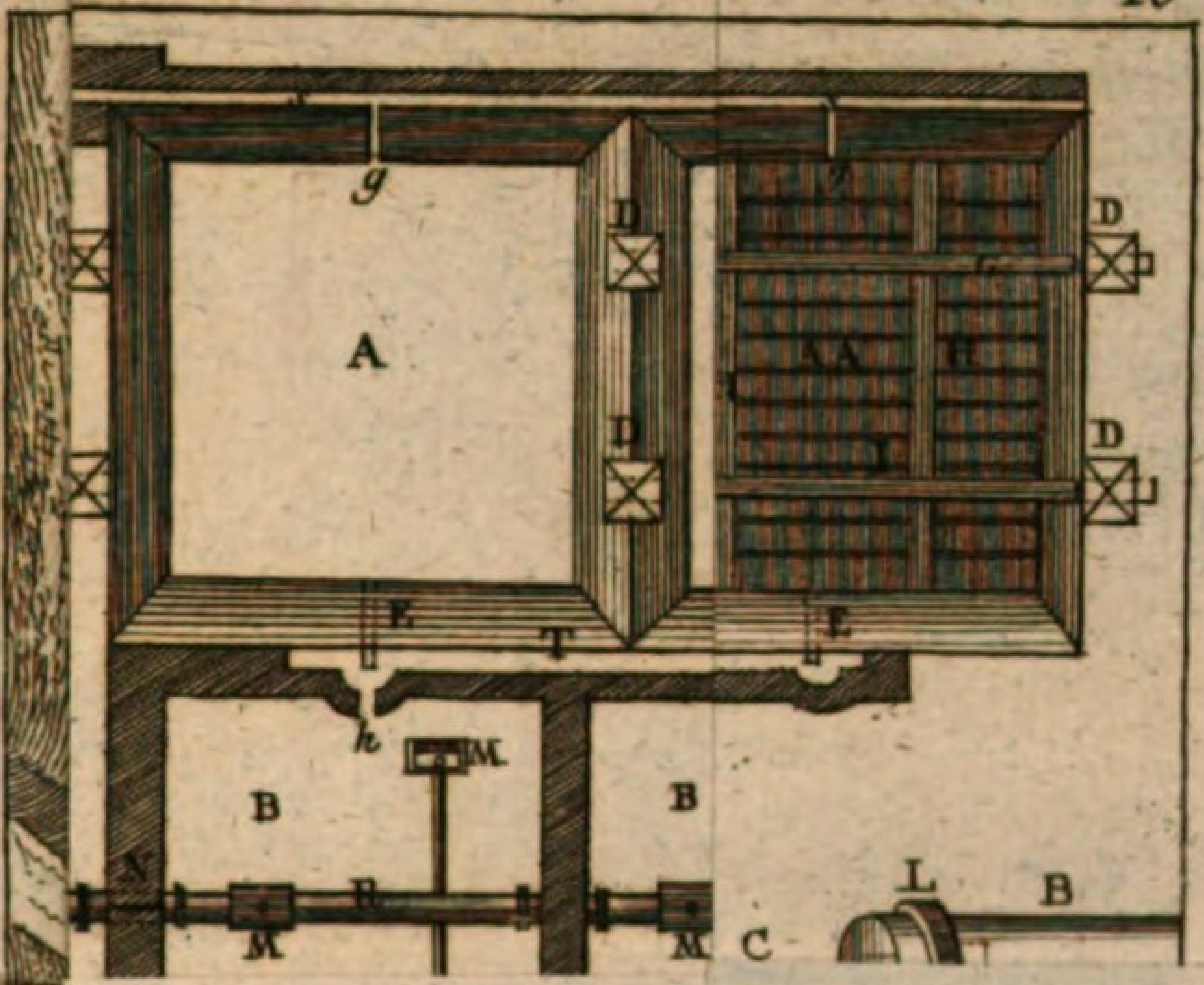

C
a
F. 1663. S. 639.
F. 1664. S. 639.
u
C
a
v
Marstal


§. 1670 a). §. 640
Z
Z
Z
§. 1667 c).
N
§. 1670 b).
D
§. 1670 c
D
E
E
C
§. 1668 b).
G
R
G
B
B
§. 1669 b) §. 640
S
A
A
B
B
M

9

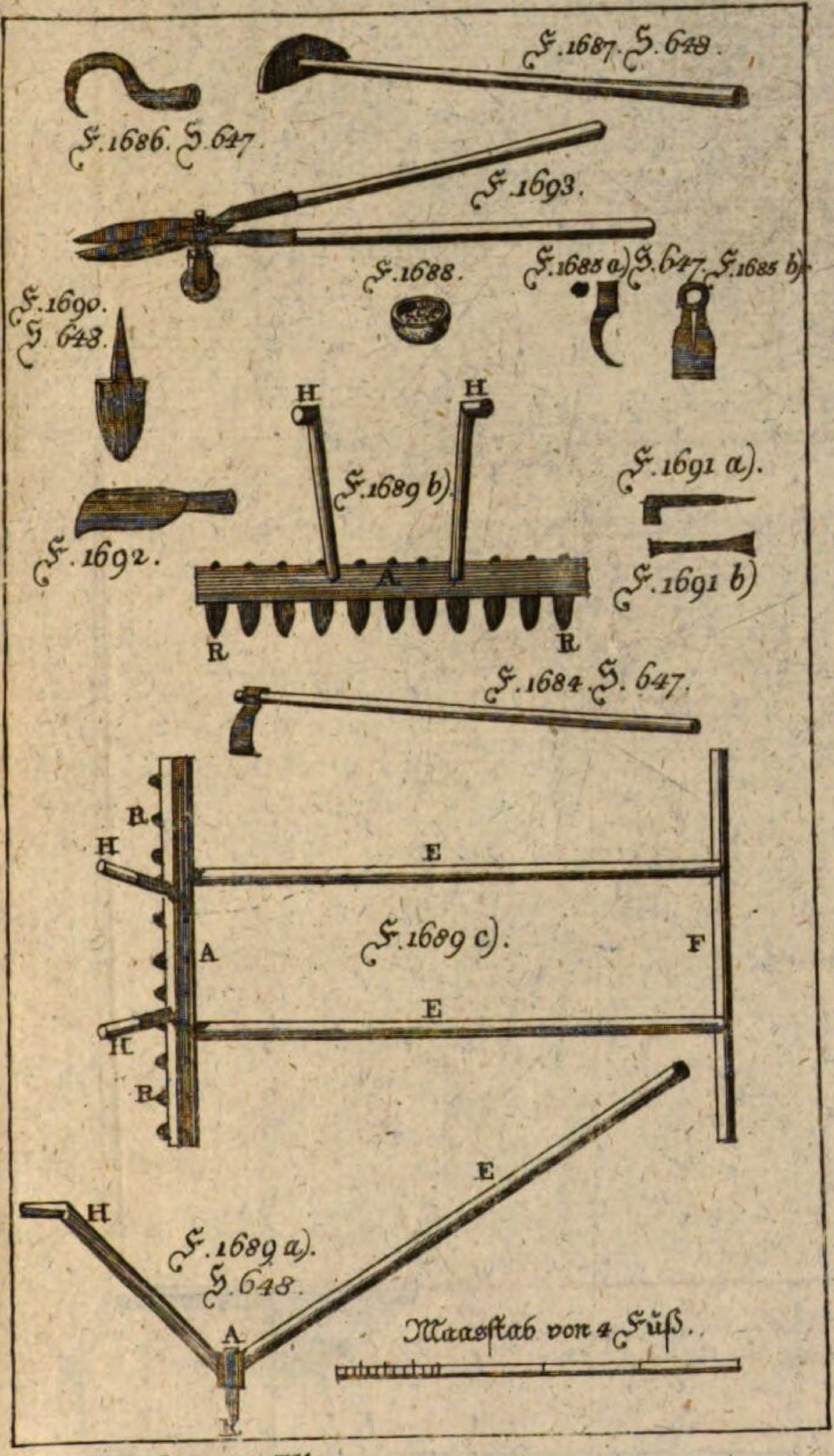


Oec. Enc. XXIX. Th.



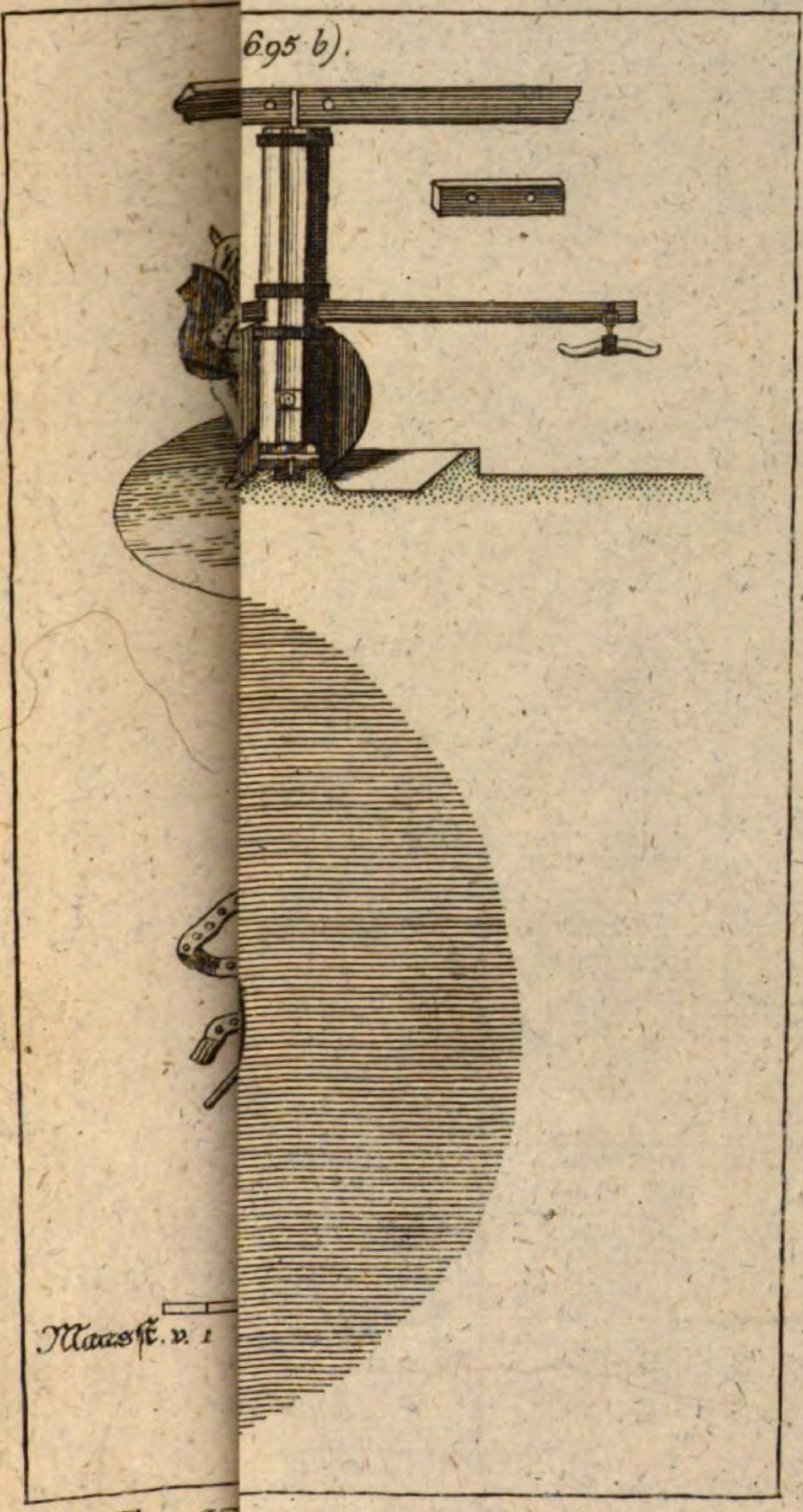
Oec. Enc. XXIX. Th.

Oec. Enc. XXIX. Th.


F. 1687. S. 648.
F. 1686. S. 647.
F. 1693.
F. 1688.
F. 1685 a) S. 647. F. 1685 b)
F. 1690. S. 648.
H
H
F. 1689 b).
F. 1691 a).
F. 1692.
A
F. 1691 b)
R
R
F. 1684. S. 647.
R
H
E
F. 1689 c).
A
F
E
H
R
E
H
F. 1689 a). S. 648.
A
Maasſtab von 4 Fuß.
K

…Maaßſt. v. 1

Oec. Enc. XI



Oec. Enc. X

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Krünitz, Johann Georg, 1728-1796

Oeconomische Encyclopädie, oder allgemeines System der Staats- Stadt- Haus- u. Landwirthschaft Nebst 4 Bogen Kupfer

Bd.: 29

Berlin 1783

Oecon. 1032-29
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10296619-1
VD18 90037766